

# Lielquecke

Ratinger und Angerländer Heimatblätter

Nr. 72

Herausgegeben vom „Verein Lintorfer Heimatfreunde“

Dezember 2002



Eine Perle unter den Sehenswürdigkeiten und Baudenkmälern des Angertales ist die mittelalterliche Wasserburg „Haus zum Haus“

# Im Vorübergehn

Ich ging im Felde  
So für mich hin,  
Und nichts zu suchen,  
Das war mein Sinn.

Da stand ein Blümchen  
Sogleich so nah,  
Daß ich im Leben  
Nichts lieber sah.

Ich wollt' es brechen,  
Da sagt' es schleunig:  
Ich habe Wurzeln,  
Die sind gar heimlich.

Im tiefen Boden  
Bin ich gegründet;  
Drum sind die Blüten  
So schön geründet.

Ich kann nicht liebeln,  
Ich kann nicht schranzen;  
Mußt mich nicht brechen,  
Mußt mich verpflanzen.

\*

Ich ging im Walde  
So vor mich hin;  
Ich war so heiter,  
Wollt' immer weiter –  
Das war mein Sinn.



„Die Quecke“ Begründet 1950 von Theo Volmert.  
Herausgeber: Verein Lintorfer Heimatfreunde e. V.  
Verantwortlich für die Schriftleitung: Manfred Buer, Am Speckamp 5, Ratingen-Lintorf  
Für den Anzeigenteil verantwortlich: Monika Buer  
Gesamtherstellung: Druckerei Preuß GmbH, Ratingen-Lintorf  
Die Quecke erscheint einmal jährlich.  
Nachdruck, auch auszugsweise, ist nur mit besonderer Genehmigung der Schriftleitung gestattet.  
Der Druck dieses Jahrbuches wurde gefördert durch die Stadt Ratingen.  
Einzelpreis: € 4,00

ISSN 0930-6560

# Inhaltsverzeichnis

<i>Johann Wolfgang von Goethe</i> Im Vorübergeh		<i>Michael Buhlmann</i> Quellen zur mittelalterlichen Geschichte Ratingens und seiner Stadtteile:	
<i>Manfred Fiene</i> Euroga 2002 – Ratingen dabei	3	IX. Nachrichten aus der Werdener Grundherrschaft (10./11. Jahrhundert)	
<i>Gisela Schöttler</i> Grünes Juwel Poensgenpark Im Herzstück des Angertales darf jeder Schlossbesitzer spielen	9	X. Ein Werdener Stiftungsverzeichnis (10./11./12. Jahrhundert)	
<i>Ursula Mildner / Klaus Thelen</i> Skulpturale Erscheinungen Der Kunstweg in Ratingen	12	XI. Vermehrung von Brotrationen für die Kaiserswerther Kanonikergemeinschaft (um 1100)	86
<i>Klaus Mönch</i> 725 Jahre Stadt Ratingen Das Wetter im Jubiläumsjahr 2001	17	<i>Monika Degenhard</i> Die Ratinger Zunftmeister im Jahre 1768	93
<i>Helga Engelhard</i> Sommerregen	23	<i>Willi Pützer</i> Woröm ne Handwerksborsch em Suemer kenn Arbett krieje konnt	94
<i>Edi Tinschus</i> Vögel an der Mühlenstraße	24	<i>Helmut Pfeiffer</i> Das Schützenfest der St. Sebastiani-Bruderschaft Ratingen Tradition und Brauchtum	95
<i>Uta Asher</i> Wie ein Paradies	25	<i>Heinrich von Kleist</i> Der verlegene Magistrat – Eine Anekdote	104
<i>Bastian Fleermann</i> Heinrich von Lintorf War er der Verfasser des Weberschlacht-Liedes?	31	<i>Otto Samans</i> Ratingen vor dem Ersten Weltkrieg (Fortsetzung)	105
<i>Bastian Fleermann</i> Ein bergischer Haushalt vor 300 Jahren Das alte Hofgebäude von Gut Helpenstein und seine Bewohner um das Jahr 1700	34	<i>Hanni Schorn</i> Gute Nachbarschaft	110
<i>Thomas van Lohuizen</i> Gegeben auf unserer Reichsabtei Werden Eine Behandigungsurkunde für Lintorf und die Aufhebung des Landes Werden vor 200 Jahren	40	<i>Richard Baumann</i> Das alte „Mühlenkämpchen“ musste dem Verkehr weichen	113
<i>Maria Molitor</i> Watt die Jrußmotter fröher jekockt hätt	44	<i>Luise Germes</i> Die Ratinger City in den 30er Jahren und heute	114
<i>Ewald Dietz</i> Ne e-ijene Häed	46	<i>Gottfried Keller</i> Aus der Novelle „Kleider machen Leute“	119
<i>Franziska Ebeling</i> 100 Jahre Katholische Schule II in Lintorf	49	<i>Claudia Gottfried</i> Kleider machen Leute Die neue Sonderausstellung im Rheinischen Industriemuseum, Textilfabrik Cromford	120
<i>Otto Wilms</i> Die Geschichte der evangelischen Gemeindeschulen in Breitscheid und Hösel (Schluß)	52	<i>Ulrike Asche-Zeit</i> Da liegen Dinge für mich Oder: Wie abstrakt kann die sichtbare Welt sein Die Ratinger Fotokünstlerin Heinke Keller	124
<i>Manfred Buer</i> Otto Wilms	67	<i>Werner Beutling</i> Gedanken zu Hermann Hesse	128
<i>Helmut Kuwertz</i> Aus den Aufzeichnungen des Höselers Lehrers Peter Vogel (Fortsetzung)	68	<i>Hermann Hesse</i> Steppenwolf	130
<i>Reinhard Schneider</i> Die heimatkundliche Sammlung des Geschichtsvereins Heiligenhaus e.V.	76	<i>Stefanie F. Ohlig</i> Zu Johann Peter Melchior und der Entwicklung der Höchster Porzellanplastik in Biskuit	131
<i>John Steinbeck</i> Sobald die Leute nach dem Westen Amerikas kamen ...	77	<i>Theo Volmert</i> Protokoll eines Besuches Vor 60 Jahren war der Dichter Georg Britting in Lintorf zu Gast	139
<i>Friedrich Wagner</i> Wie Lintorf und ein großer Teil des Angerlandes Ratingen wurde Die kommunale Gebietsreform von 1974/75	78	<i>Georg Britting</i> Das Blattgesicht	143
<i>Hans Kraft</i> Landtagsabgeordnete für Ratingen	81	<i>Bastian Fleermann</i> Lintorf unter dem Hakenkreuz Quellen zum Ortsgruppenleiter der Lintorfer NSDAP, Karl Borchmeyer	144

<i>Manfred Haufs</i> Ein holländischer Zwangsarbeiter im Lager Lintorf	150	<i>Karl Schmidt</i> Vor 50 Jahren	209
<i>Willi Haufs</i> Erinnerungen an die Kriegszeit	151	<i>Thomas von der Bey</i> Motorsport in Ratingen und Umgebung (Fortsetzung)	210
<i>Manfred Buer</i> „Es waren schlimme Zeiten“ Zeitzeugen erinnern sich an das Lintorfer Lager an der Rehhecke	152	<i>Manfred Haufs</i> DJK – Handball in Lintorf von 1926 - 1935	215
<i>Michael Lumer</i> Einmal Pfadfinder – immer Pfadfinder 50 Jahre katholische Pfadfinderarbeit in Lintorf	154	<i>Karl Schmidt</i> Jugendarbeit beim TV Ratingen 1865 e.V.	222
<i>Ludwig Pützer / Hubert Wassenberg / Horst Jung</i> 50 Jahre Tambourcorps – Eine Chronik	160	<i>Erich Kästner</i> Riesenwellen und Zuckertüten	225
<i>Maria Molitor</i> De Kaffeemühl	165	<i>Daniel Franz/Thomas van Lohuizen</i> Projekt Archäologie	226
<i>Lorenz Herdt</i> Lengtörper Kall	166	<i>Thomas van Lohuizen</i> In Bausch und Bogen	226
<i>Egon Schuster</i> Auch ein Lintorfer – Professor Dr. Karl Bender	168	<i>Michael Lumer</i> „Lintorf hat viel Wasser, aber auch viel Erz“ Die letzten Jahre des Lintorfer Bergbaues unter der Gewerkschaft der Lintorfer Erzbergwerke (Fortsetzung)	228
<i>Hans Kraft</i> Ratingen und der Verdienstorden des Landes Nordrhein-Westfalen	170	<i>Joachim Ringelnatz</i> Logik	238
<i>Werner Oermann</i> Laudatio zur Verleihung der Dumeklemmer- Plakette an Frau Hildegard Weidenfeld	173	<i>Andreas Preuß</i> Horst Tournay – Schiffsmodellbauer aus Leidenschaft	239
<i>Hans Müskens</i> Jeder war ihm wichtig – Vieles hat er in 10 Jahren erreicht Zum Tode von Pfarrer Werner Oermann	176	<i>Hartmut Krämer</i> Ein Haus im Mittelpunkt	241
<i>Erika Münster</i> „Ich bin in meinem Leben keinem Ärger aus dem Weg gegangen“ Ernst Dietrich (31. 10. 1916 – 30. 4. 2002)	178	<i>Manfred Buer</i> In eigener Sache	242
<i>Antje Lempke</i> Beelitz – eine Stadt mit einer über tausendjährigen Geschichte	181	<i>Ewald Dietz</i> In Sekunden durch 70 „Quecken“ ?!	245
<i>Theodor Fontane</i> Lebenswege	184	<i>Norbert Kugler</i> 100 Jahre Kirchenchor Cäcilia St. Anna Lintorf im Jahre 2003	246
<i>Hermann Tapken</i> Wie „sozial“ war die nationalsozialistische Sozialpolitik? Das Beispiel der Fürsorge für die Familien in Ratingen	185	<i>Walburga und Christian Dörrenberg</i> www.lintorf.de oder: „Ich bin ein Lintorfer“ Erinnerungen des amerikanischen Austauschschülers Paul E. Miller an sein Jahr in Lintorf	249
<i>Rita-Maria Habermann</i> Erinnerungen an die Jüdin Charlotte Müller, geb. Hirsch	192	<b>Buchbesprechungen:</b>	
<i>Erika Münster</i> Zwischentöne – Jüdisches (er)leben Klezmer, Landjudentum und Literatur waren die Themen der Jüdischen Kulturtag 2002 in Ratingen	194	<i>Klaus Wisotzky</i> Ratinger Forum. Beiträge zur Stadt- und Regionalgeschichte. Heft 7 (2001), 523 S., Abb.	251
<i>Bastian Fleermann</i> Die Spuren der Familie Landsberg führen bis nach Südafrika	198	<i>Hans Müskens</i> „Lintorfer Kreuzweg“ von Walter Gondolf Ein Dokument unserer Zeit	252
<i>Hermann Tapken</i> Der Verlust des Schularchivs des alten Städtischen Gymnasiums	202	* * *	
<i>Lore Schmidt</i> Unternehmen Zukunft	203	<i>Lore Schmidt</i> Die blinden Engel	253
<i>Richard Baumann</i> Vor 50 Jahren: Die Geschichte von St. Peter und Paul musste neu geschrieben werden	204	<i>Hans Müskens</i> Weihnachten in Ratingen vor 500 Jahren	254
		<i>Hans Müskens</i> Ein neues Zuhause für Friedrich Spee	258
		<i>Ludwig Soumagne</i> Litanei II	259
		Bildnachweis	260

# EUROGA 2002 – Ratingen dabei

## Einführung

Im Jahre 2002 veranstaltet das Land Nordrhein-Westfalen die 2. REGIONALE „Kultur- und Naturräume NRW“. Mit dem grenzüberschreitenden Projekt einer europäischen Gartenschau – EUROGA 2002plus – wollen 58 Gebietskörperschaften und Einrichtungen an Rhein und Maas mit mehr als 100 Projekten Trennendes von gestern überwinden und Voraussetzungen für das Verbindende von morgen schaffen. Das Projekt will insbesondere auch einen neuen Umgang mit Kultur und Natur initiieren. Der gemeinsame Auftritt soll die regionale Identität fördern.



Die 2. REGIONALE will:

- Mit Mitteln der Landschaftsarchitektur ein Netzwerk schaffen
- Nachhaltige Effekte auslösen
- Kultur vor Ort erlebbar und erfahrbar machen
- Ein Gerüst schaffen, in dem sich auf Dauer Leben entfalten kann.

Über das Veranstaltungsjahr 2002 hinaus will das Projekt einen wirkungsvollen Beitrag zum sanften Tourismus sowie zur Vernetzung von Kultur und Natur in der Region Düsseldorf / Mittlerer Niederrhein und ihrer Nachbarprovinzen Noord und Midden Limburg leisten. Der Anfang ist gemacht!

Die zentralen Ideen und Aufgaben der EUROGA 2002plus lassen sich im Ratinger Angertal und seinen angrenzenden Grünzügen im Ratinger Westen komprimiert widerspiegeln. Mit dem auf Nachhaltigkeit ausgelegten Konzept und den im Rahmen der 2. REGIONALE durchgeführten Maßnahmen der ökologischen Stadterneuerung beteiligt sich die Stadt Ratingen an insgesamt vier regionalen Leitprojekten:

- Grüne Lunge / Biotopvernetzung
- Kulturhistorische Anlagen
- Kunstwege
- EUROGA-Radweg.

## EUROGA Ratingen

Der Ratinger Beitrag zeichnet sich dadurch aus, dass sich im Herzen

des Stadtgebietes auf rund 12 km Länge naturnahe Landschaften, denkmalgeschützte Parkanlagen und Grünflächen mit Spiel- und Sportangeboten für alle Altersgruppen zu einem zusammenhängenden Freiraumsystem verbinden. Planerisch gleichen die lokalen Kultur- und Naturschätze einer Fülle von losen Enden, die danach drängen, zusammengefügt zu werden. Die EUROGA 2002plus hat es möglich gemacht. Im Zusammenspiel mit den Ideen der Stadterneuerung und Stadtkultur wird die regionale Infrastruktur nachhaltig gestärkt. Eine rund 30 km lange Radrundtour mit Anbindung an den S-Bahnhof Ratingen Ost verbindet alle Ratinger Teilprojekte miteinander und lädt zum Kennen lernen ein.

Im Ergebnis ist ein Gesamtkunstwerk entstanden, das einen Beitrag zur „Wiederentdeckung der Nähe“ leisten möchte. Warum denn in die Ferne schweifen, wenn das Schöne liegt so nah!

Mit der Schubkraft der EUROGA 2002plus wurden Spiel- und Sportanlagen überarbeitet, Netz-



Der mittelalterliche Stadtkern Ratingens ist eingebettet in eine grüne Landschaft

lücken im Fuß- und Radwegenetz geschlossen sowie Maßnahmen des Biotop- und Artenschutzes durchgeführt. Folgende Einzelmaßnahmen wurden umgesetzt:

- Museumsweg Cromford
- Naturerlebnispfad zur Jugendherberge
- Überarbeitung von Spiel-, Sport- und Wegeflächen in Ratingen West
- Umgestaltung Schulhof Schulzentrum Ratingen West
- Denkmalpflegerische Überarbeitung Poensgenpark
- Umfeldgestaltung Wasserburg Haus zum Haus
- Netzschluss Fuß- und Radweg Parkplatz Angerbad
- Kunstweg mit 10 Skulpturen
- EUROGA-Radweg.

Die Renaturierung der Angeraue bei Cromford erfolgt als letzte Maßnahme im Herbst 2002. Der Gesamtkostenrahmen der im wesentlichen termingerech fertiggestellten Maßnahmen liegt bei 1,28 Mio. €, bei einer Förderquote des Landes NRW von 70 %. Das Geld ist in Ratingen so angelegt worden, dass auch künftige Generationen noch etwas davon haben werden.

### **Grüne Lunge / Biotopvernetzung**

Ratingen hat eine Menge Perlen. Was bisher fehlte, war die Kette, mit der sie zur Geltung gebracht werden können! Wie Perlen auf der Kette präsentieren sich nun die landschaftlichen Sehenswürdigkeiten und Baudenkmäler des Angertales, die öffentlichen Parkanlagen um die Wasserburg Haus zum Haus, das Rheinische Industriemuseum „Cromford“ sowie die weitläufigen Grünanlagen in Ratingen-Tiefenbroich und West.

Das Raterer EUROGA-Gebiet umfasst gleichermaßen naturbelassene Bereiche mit Bedeutung für den Biotop- und Artenschutz wie gut erschlossene Flächen für die regionale Freizeit und Erholung (Freizeitpark Blauer See mit Naturbühne, Erholungspark Volkardey). Es ist ein zusammenhängender



Der Erholungspark Volkardey mit dem Grünen See (Vordergrund) und dem Silbersee

Grünzug herausgearbeitet worden, der als Rückgrat der Landschaft auch gleichsam Rückzugsraum für Menschen und Tiere geworden ist. Unter den Gesichtspunkten der pfleglichen Nutzung gilt es in Zukunft, im Angertal und im Bereich des Silbersees im Erholungspark Volkardey dem Biotop- und Artenschutz Vorrang vor allen anderen Ansprüchen einzuräumen. Der Bau des Fuß- und Radweges im Angertal gilt so gesehen auch als Besucherlenkung.

Die EUROGA 2002*plus* will Appetit auf Kultur und Natur vor der Tür machen, will insbesondere aber auch zu Entdeckungsausflügen in die Region mit wunderbaren Kultur- und Naturschätzen animieren.

### **Kunstwege**

In ihren Veröffentlichungen zur EUROGA 2002*plus* beschreibt die Leiterin des Museums der Stadt Ratingen, Dr. Ursula Mildner, das Raterer Kunstwege-Projekt wie folgt:

„Die EUROGA 2002*plus* will die Region verbinden. Symbol hierfür ist der Kunstweg. Er erstreckt sich linksrheinisch längs der Erft, führt entlang des Rheins durch Düsseldorf, lehnt sich rechtsrheinisch an die Itter, in Mettmann und Erkrath

an die Düssel und in Ratingen an die Anger und seine angrenzenden Grünzüge. Die Aufgabe der Kunst in Ratingen ist es, an ausgewählten Stationen die Natur in die Stadtlandschaft zurückzuholen und dabei Schnittpunkte zwischen Freiräumen und Verkehrsadern zu markieren. Der Kunstweg in Ratingen trägt den Titel „Skulpturale Erscheinungen“.

Mit ihren Freirauminstallationen zum Thema „Übergänge / Ausblicke“ verbinden Künstler internationalen und regionalen Ranges die Natur mit der Stadtlandschaft. Die Art der Ein- und Ausblicke entspricht der Dramaturgie barocker Parkanlagen mit der Tendenz, die Natur zu überhöhen. Der Protagonist der Kunstwerke im Angertal ist das Tier, wiederbelebt von Stephan Balkenhol („Mann im Hirschgeweih“), Timm Ulrichs („Springer und Bauern“) und Johannes Brus („Pferd“). Die „Objektive Landschaft“ von Peter Brüning fügt sich abstrakt in den Cromfordpark ein. Über eine „Hassenspur“ von Ulrike Zilly und Robert Hartmann führt der Weg durch das „Rosentor“ von Brigitte Trennhaus in den Grünzug West. Hier holt die Installation von Werner Barfus den Himmel auf die Erde. Der „Anlasser“ von Johannes Lenhart leitet den Besucher in den Erholungspark Volkardey, wo am



Das Angertal mit dem Poensgenpark (rechts) aus der Luft

Ende ein „Schreitendes Tor“ von Beatrix Sassen nach Düsseldorf weist.

Während die Freirauminstallationen in den öffentlichen Grünanlagen am Standort auf Dauer erhalten bleiben, werden die drei im Angertal aufgestellten Skulpturen nach Beendigung der EUROGA 2002*plus* wieder abgebaut.

### Kulturhistorische Anlagen

Zeitgleich zur EUROGA 2002*plus* veranstaltet das Land NRW die 1. Dezentrale Landesgartenschau, die sieben historische Parks neu inszeniert. Den Mittelpunkt bildet Schloss Dyck in Jüchen. Ergänzt wird das hier entstehende „Zentrum für Gartenkunst und Landschaftskultur“ durch den spätbarocken Schlosspark Benrath. Weitere historische Gärten sind: Burgpark Linn und Greiffenhorstpark in Krefeld, Park Marienburg in Monheim, Hofgarten / Düsseldorf und die Schlossparks in Wickrath und Neersen. Neben diesen Hauptstandorten werden an mehr als 20 weiteren Standorten in der EUROGA-Region besondere kulturhistorische Anlagen präsentiert, wie

z.B.: Schlossgärten, kommunale Parkanlagen, Kloster- und Bauerngärten. Die Stadt Ratingen ist in diesem Projekt mit dem Poensgenpark vertreten.

Als Beispiel für einen „späten Landschaftspark“ der Wende zum 20. Jahrhundert gehört der städtische Poensgenpark zu den bedeutenden Anlagen seiner Art im

Rheinland. Zusammen mit der Wasserburg Haus zum Haus und dem Rheinischen Industriemuseum bildet der Poensgenpark ein kulturhistorisches Ensemble besonderer Güte. Auf der Grundlage des 1995 von den renommierten Gartenarchitekten Gustav und Rose Wörner erarbeiteten Parkpflegegesetzes wurde der Park 1997 unter Denkmalschutz ge-



Eröffnung des Museumsweges Cromford im Frühjahr 2002.  
Rechts: Bürgermeister Wolfgang Diedrich, Landrat Thomas Hendele und Beigeordneter Edzard Traumann. In der Mitte Dr. Eckhard Bolenz, der Leiter des Industriemuseums Cromford

stellt und in der Nachfolgezeit mit Blick auf die EUROGA 2002*plus* restauriert.

### **Museumsweg Cromford**

Der Museumsweg führt die Besucher durch eine von Wasser und Industrie geprägte Landschaft. Von hier aus eröffnen sich schöne Blicke in die Tallandschaft. Die sich ruhig schlängelnde Anger, die Kalkbahn, das barocke Fabrikensemble Cromford – mit Herrenhaus, Arbeiterwohnungen und Fabrikgebäude – sowie der nahegelegene, nach englischem Vorbild angelegte Poensgenpark, geben bei einem rund halbstündigen Spaziergang (ca. 1 km) Einblick in die Wechselwirkung zwischen Landschaft und Industrieansiedlung. Die Industrie hat sich hier wegen der Wasserkraft der Anger niedergelassen, die Eisenbahn folgte auf ihrem Weg zum Kalkabbau in Wülfrath dem ebenen Angertal, in der Gestaltung der Parkanlagen ist der Gestaltungswille der industriellen Unternehmer manifestiert. (Dr. Eckhard Bolenz, 2002)

Ein guter Ausgangspunkt für einen Rundweg um das Rheinische Industriemuseum ist der Parkplatz am Blauen See.

### **Naturerlebnispfad**

Der Naturerlebnispfad verbindet das Angertal mit der Jugendherberge Ratingen. Auf einer Länge von 650 m laden sechs Stationen

zum Verweilen ein. Ziel des Erlebnispfad es, spielerisch Informationen zu geben und für die Wahrnehmung der Waldumgebung zu sensibilisieren. Benutzer und Betrachter sind aufgefordert, sich mit allen Sinnen mit dem Wald auseinander zu setzen. Der Naturschutzgedanke wird gefördert, indem die (kleinen) Menschen mit der Natur vertraut gemacht werden. Nur was der Mensch kennt, kann er achten und schützen!

Die 1999 neu eröffnete Jugendherberge Ratingen, die als eine der modernsten Herbergen im Rheinland gilt, ist über den Naturerlebnispfad an das Angertal angebunden.

### **Radrundweg Ratingen**

Die EUROGA 2002*plus* verbindet unsere Region über die Landesgrenzen hinweg mit den niederländischen Nachbarn. Der europäische Gedanke wird „erfahrbar“ gemacht. Um dies alles in Ruhe und möglichst hautnah zu tun, bietet sich das Fahrrad als bevorzugtes Verkehrsmittel an. Die rund 620 km lange Rundtour eignet sich als Langstreckenroute in den Ferien oder als Teilstrecke für das Wochenende bzw. für einen Tagesausflug. Zur Kommunikation des Rater Projektes wird ein lokaler Rundweg von 30 km Länge angeboten. Startpunkt ist der S-Bahnhof in Ratingen Ost, wo sich auch eine Fahrradstation befindet. Von hier aus fahren wir zunächst ent-

lang der L 422 bis zum Rommeljansweg. Hier biegen wir rechts ab und fahren weiter über den Altenbrachter Weg nach Alt-Homberg. Wir durchqueren den Ortskern und erreichen die Schneppersdelle und den hier gelegenen Spielplatz, der mit seinen Spiel- und Sitzgelegenheiten zu einem kleinen Pauschen einlädt. Über die Schneppersdelle und die Straße In der Brück / Heiligenhaus gelangen wir dann ins Angertal. Vorbei am ehemaligen Rittergut „Haus Anger“ und der Angermühle fahren wir auf der neu hergerichteten EUROGA-Hauptroute in westliche Richtung durch die schöne Tallandschaft mit ihren herrlichen Wiesen und Weiden. Unser Weg führt uns vorbei an ehemaligen Korn- und Papiermühlen, dem ehemaligen Adelssitz „Burg Gräfenstein“ und alten niederbergischen Bauernhöfen. Die Auermühle bietet sich für ein weiteres kleines Pauschen an, bevor es über die Straßen Auf der Aue und In der Brück weitergeht zum Freizeitpark Blauer See. Vorbei an Cromford gelangen wir nach etwa 1600 m zur „Alten Försterei“. Hier halten wir uns links und fahren über den Junkernbusch und den neu angelegten Radweg in Höhe des Parkplatzes Angerbad durch den Angerpark bei D 2 Vodafone zur Süd-Dakota-Brücke. Über die Spindeln kommen wir auf die Halskestraße. In Höhe Tiptel biegen wir links in den Grünzug ein, der in Höhe Schimmersfeld einen kleinen Schlenker macht. Wenn die Zeit reicht, drehen wir eine Erkundungsfahrt durch die herrliche Kleingartenanlage „Gartenfreunde an der Anger“. Nach Überquerung der Straße Am Roten Kreuz geht es an der Anger weiter bis zur Fußgängerbrücke über die Anger. Vorbei an dem dachbegrünten ROC-Office-Center fahren wir entlang der Pempelfurtstraße in den Grünzug Ratingen West. Hier warten auf 1,5 km Länge ausgebaute Fuß- und Radwege, die uns durch weitläufige öffentliche Grünanlagen mit ihren vielfältigen Spiel- und Sportangeboten führen. Für jedes Alter und jeden Geschmack dürfte etwas dabei sein. Wir kommen vorbei am Schwanenspiegel und wählen die Fußgängerbrücke



Kahnpartie auf dem Blauen See



Der Poensgenpark nach der Restaurierung

über den Haarbach, um in den Regionalen Freizeit- und Erholungspark „Volkardeyer Seen“ zu gelangen. Wir orientieren uns am Parkwärterhäuschen anhand des aushängenden Lageplanes und richten vielleicht irgendwo im Landschaftspark ein letztes Päuschen ein, bevor wir etwa in einer Viertelstunde über den Niederbecksweg, den Lohofweg, den Voisweg und die Oststraße wieder unseren Ausgangspunkt erreichen.

### Veranstaltungsprogramm 2002

In den zurückliegenden Jahren ist zielgerichtet und konsequent an der Schaffung eines zusammenhängenden Freiraumes gearbeitet worden, der gleichsam eine Open air-Bühne darstellt, die danach drängt, auf angemessene Weise bespielt zu werden. Den Auftakt machen im Veranstaltungsjahr der EUROGA 2002*plus* eine Reihe von „Darbietungen der anderen Art“, die die Kultur- und Naturschätze neu in Wert bzw. Szene setzen:

- Natur in der Musik, Offenes Singen mit Musikprozession von Haus zum Haus bis zur Auermühle
- Naturkundlich-literarischer Spaziergang durch den Poensgenpark
- Jazz- und Klassik-Soiree in der Auermühle

- Nacht der Glühwürmchen, Poetische Nacht-Wanderung durch das Angertal
- Hasensprung unter der Süd-Dakota-Brücke, Eröffnung der Kunststafelwoche Ratingen
- Picknick im Poensgenpark
- Konzerte im Innenhof Wasserburg Haus zum Haus
- Kunstprozession durch den EUROGA-Grünzug mit Aktionen
- Kleine Kulturreise durch den Poensgenpark.

Weiter gibt es:

- Geführte Radwanderungen
- Geführte natur- und heimatkundliche Wanderungen
- Parkführungen
- EUROGA-Straßenfest in West
- EUROGA-Ausstellung „Grünzug“ im Museum der Stadt Ratingen
- Einen Tag der offenen Tür auf dem Abenteuerspielplatz in Ratingen West
- Diverse Sportveranstaltungen im EUROGA-Grünzug, wie: Beachvolleyball-Stadtmeisterschaft, Boule-Turnier, Bogenschießen
- Ökologische Exkursionen für Kinder in den Erholungspark Volkardey
- EUROGA-Gartenseminar im Freizeithaus West.

### Öffentlichkeitsarbeit

Die EUROGA - Veranstaltungsideen sollen begeistern und neugierig machen auf die Kultur- und Naturschätze vor der Haustür. Die Öffentlichkeitsarbeit stützt sich auf folgende Maßnahmen:

- Herausgabe von 10 thematischen EUROGA-Miniflyern
- Herausgabe einer EUROGA-Freizeitkarte
- EUROGA-Infoterminal (wechselnde Standorte: Medienzentrum, Planungsamt, Museum, etc.)
- [www.euroga.de](http://www.euroga.de)
- EUROGA-Hotline, Region: 02131/9283000, Stadt Ratingen: 02104/98 2223
- Aufstellung von 12 Hinweistafeln im EUROGA-Gebiet.

### Schlussbemerkung

Wer die Nähe wieder entdecken will und sich vorstellen kann, in Zukunft wieder öfter zu Fuß oder mit dem Rad auf Entdeckungstour zu gehen, dem wird die EUROGA 2002*plus* eine Fülle von Anregungen für Ausflugsziele sowohl in der Region, als auch in Ratingen geben. Wer ein Fest der Sinne erleben will und dafür nicht unbedingt eine lange Reise antreten möchte, dem bietet das regionale Großereignis Frühlingserwachen und sommerliche Feste und herbstliche Farbenpracht in unmittelbarer Nachbarschaft. Im Ratinger Angertal und den angrenzenden städtischen Parkanlagen kann man die Seele richtig baumeln lassen und Kraft schöpfen für den Alltag. Nehmen Sie die Gelegenheit wahr und lassen Sie die Kultur- und Naturschätze der 2. REGIONALE NRW unter dem Gesichtspunkt einer nachhaltigen Entwicklung auf sich wirken.

Die positiven Reaktionen auf die EUROGA-Angebote geben mir die Gewissheit, dass hier etwas entstanden ist, was nicht nur genau in die Zeit passt, sondern auch in die Zukunft ausstrahlen wird. Die Stadt Ratingen ist um eine Attraktion reicher geworden. Es bleibt zu hoffen, dass sie den sanften Tourismus belebt und Ratingens Ruf als Stadt im Grünen festigt.

Manfred Fiene

# Grünes Juwel Poensgenpark

Im Herzstück des Angertales darf jeder Schlossbesitzer spielen

Mit dem Angertal bringt Ratingen eine der abwechslungsreichsten Bachlandschaften in das Projekt der EUROGA 2002 plus ein, trifft es doch umfassend den Gedanken der Europäischen Gartenschau, nämlich die Verknüpfung von Natur, Kultur und Technik. Eine Viertelstunde Fußweg von der Stadtmitte entfernt durchfließt die Anger das Juwel und Herzstück aller Ratinger Grünanlagen: den Poensgenpark.

Als Beispiel für einen sogenannten späten Landschaftspark der Wende zum 20. Jahrhundert gehört das städtische Gelände zu den bedeutendsten Anlagen seiner Art im Rheinland und wurde mit EUROGA-Mitteln komplett überarbeitet und restauriert. Der eingezäunte Garten ist mit seinen 3,35 Hektar Fläche nicht eben riesig, aber er konnte seine Besonderheiten trotz Bombenschäden und Verlust der Pläne über ein Jahrhundert bewahren und wartet nun darauf, von der Bevölkerung als grünes Schloss liebevoll in Besitz genommen zu werden. Jeder, der Lust hat, kann hier auf seinem Rundgang mit den Augen Gräfin oder Graf spielen, wie wir gleich erfahren werden.

Historisch ist der Poensgenpark – von vielen auch Cromfordpark genannt – eng mit der Baumwollspinnerei Cromford verbunden, die 1783 als erste mechanische Spinnerei auf dem Kontinent gegründet wurde und damit das Zeitalter der Industrialisierung einläutete. Der Gründer Johann Gottfried Brügelmann (1750-1802), der seinem Vorbild Cromford Mill entsprechend Arbeit und Leben seiner Beschäftigten an einem Fleck konzentrieren wollte, baute wenige Jahre nach Inbetriebnahme des Fabrikgebäudes das schlossähnliche Herrenhaus und ließ davor auch einen Park anlegen. Welche Ausdehnung diese erste Gartengestaltung hatte, wie sie sich im 19. Jahrhundert veränderte und wieviel Einfluss der Düsseldorfer Gartengestalter Maximilian Friedrich Weyhe (Rechnungen von ihm für Pflanzen sind erhalten) hatte, ist nicht mehr zu rekonstruieren. Man weiß nur, dass J.G. Brügelmann den „romantischen Blick zur Burgruine Haus zum Haus“ liebte und von seinen Reisen durch die Welt manche exotische Gehölze mitbrachte. Allerdings wohnte er meistens und in seinen letzten Lebensjahren ganz in Düsseldorf.

Auf der wohl ältesten Parkfläche steht seit Mai 2002 ein bemerkenswertes Kunstwerk, das auf vieldeutige Weise an zeitlose, objektivierte Landschaft erinnert. Es ist das erste von erstrebten drei gleichen schwarzen übermannshohen Kunststoffobjekten des Ratinger Künstlers Peter Brüning (1929-1970) mit dem Titel „Kartografisches Baumzeichen“. Die Skulptur auf der Wiese ist eine der zehn Stationen des Ratinger Kunstweges zur EUROGA.

Die Geschichte des heute noch in einer besonderen Einheit erhaltenen eingezäunten Parkes ist indessen genau zu verfolgen, seitdem Carl Poensgen ab 1906 von Moritz Brügelmann, dem Ehemann seiner Tochter, nach und nach das Gelände zwischen den beiden Herrensitzen erwarb und von dem Gartenarchitekten Reinhold Hoemann einen Landschaftspark anlegen ließ. Über viele Jahrzehnte war der Garten privat. Im März 1945 schlugen zahlreiche Bomben im Park ein und trafen auch das Gärtnerhaus, dessen Bewohner ihr Leben lassen mussten, während die Bürger in der Innenstadt, für die der Bombenabwurf eigentlich bestimmt war, glücklicherweise verschont blieben.



Die große Wiesenfläche des Poensgenparkes – der „Festsaal“

Carl Poensgens Sohn übereignete das Gelände der Thyssen-AG, von der es Mitte der 50er Jahre die Brügelmann-KG kaufte. Ihr Besitzer, Dr. Rohland, sorgte für die Beseitigung der Kriegsschäden und trotz Verlustes der Gestaltungspläne für eine sorgfältige Wiederherstellung des Parkes. 1977 öffnete er zum ersten Mal die Tore der Öffentlichkeit. An seine große Reiselust erinnert heute wieder im Schatten der drei riesigen Schwarzpappeln nahe dem Westeingang ein graviertes Mühlstein-Tisch. 1984 konnte schließlich die Stadt Ratingen das Gelände vom letzten Privatbesitzer, dem Bauunternehmer Wieler, im Tausch gegen Bauland erwerben. Zehn Jahre später erhielt das Landschaftsarchitekten-Ehepaar Rose und Gustav Wörner aus

Wuppertal den Auftrag, ein Parkpfliegewerk zu erstellen, das 1995 vorlag und von da an vom Grünflächen- und Umweltamt liebevoll und in sichtbarer Klarheit umgesetzt wurde.

Sehr bald gewann der Poensgenpark, in dem viele Menschen, vor allem die Bewohner aus der Nachbarschaft, regelmäßig ihre Runden drehen, an Kontur. Es zeigte sich, dass hier auf überschaubarer Fläche ein Juwel der Gartenkunst versteckt war, das nur wieder zum Funkeln gebracht werden musste. 1997 erfolgte die Unterschutzstellung als Baudenkmal, und seit 1999 erstrahlen nach und nach wieder alle Facetten in frischem Glanz. 256 Laub- und 53 Nadelbäume in über 120 Gehölzarten aus nahezu allen Erdteilen bilden mit einer Fülle von Seltenheiten den imposanten Baumbestand.

Die Besonderheit des Ratinger Landschaftsparks sind die wechselnden Aus- und Durchblicke, und je nachdem, wo man sich befindet, kann man ein anderes Raumerlebnis haben. Den Rundgang durch Ihr grünes Schloss sollten Sie nun am Parkeingang, den Sie von der Wasserburg Haus zum Haus erreichen, beginnen.

Sie gehen über die Angerbrücke und verweilen einen Augenblick links auf der ersten Bank. Vor sich haben Sie die größte Wiesenfläche, sozusagen Ihren Empfangs- und Festsaal. Zu grünen Repräsentationsräumen gehören besondere Bäume, wie links die Flügelnuss mit ihren langen Blüten- bzw. Fruchtständen und am Kopfende der Wiese die prachtvolle Atlaszeder. Kleinere erlesene Kostbarkeiten stehen dazwischen: An der Anger der Blauglocken- und der Taschentuchbaum, die im Frühling ihre Blütenwunder zeigen, an der zweiten Brücke die stattlichen Tulpenbäume, an deren Stämmen sich Kletterhortensien hochranken, und an der Seite wie in einer Vitrine die japanische Schweifähre und der Judasbaum, der vor der Belaubung direkt aus der Rinde seine rosa Blüten treibt.

Geht man die Kastanienallee hinauf, sieht man rechts die Wasserburg, linker Hand einige kleinere Grünräume – Kinder- oder ein Morgenzimmer. Auf der Anhöhe am Brügelmannweg ist der Nutz-



Die prachtvolle Atlaszeder am Kopfende der großen Wiese

garten mit seinem wechselnden bunten Blumenschmuck gerade richtig als Speisesaal, denn im Sommer duften hier die Gewürze. Geht man nun wieder den kleinen Abhang an der Puttengruppe vorbei nach rechts hinunter, kommt man in die Kuschelecke des Schlosses. Zwischen den verschiedenartigen, dunklen Scheinzypressen wäre der rechte Treffpunkt für Verliebte.

Gleich hinter dem Querweg öffnet sich das Damenzimmer, das im Frühjahr von blühenden Rhododendronbüschen gesäumt wird.

Auf dem Randweg wieder zur Anger hin passiert man dann links das Schlossmuseum, nämlich die Sammlung feinsten Ahorn-Sorten, und bald darauf die Küche und andere Wirtschaftsräume.

Auf der anderen Seite des Baches hat der Poensgenpark eher waldähnlichen Charakter. Im Zuge der Euroga-Vorbereitungen bekam unser grünes Schloss aber gefällige Anbauten. Schon im April erscheinen die Gäste- und Spielzimmer wie mit kostbaren bunten Teppichen ausgelegt, so schön leuchten die blauen, gelben und



Zwischen den dunklen Scheinzypressen – die Kuschelecke für Verliebte

weißen Blumen. Besonders kommt jetzt auch die Sequoia im rechten Teil zur Geltung. Diesen Raum könnte man als privates Observatorium vorsehen, denn der Riesen-Mammutbaum weist direkt in den Himmel.

Alle Wege wurden überarbeitet, so dass der Dolomitsand für gepflegte Flure sorgt. Auch die zweite Allee des Parkes, etwas lückenhaft von Ahornbäumen gebildet, kommt dadurch wieder zur Geltung. In der hintersten Ecke des Waldareals trifft man schließlich auf alte Gräber der Familie Brügelmann. Nach und nach schärft sich der Blick für botanische Kostbarkeiten. So erfreuen sich die Kenner an einer Orchideenart, dem



Die Ahorn-Allee mit blühenden Prachtspieren



Der Riesen-Mammutbaum ist wie ein Fernrohr in den Himmel gerichtet

farblich unscheinbaren Zweiblatt, und an rosa Maiglöckchen. Eigenartig in seinem bizarren Wuchs nimmt sich am Angerbach ein Ginkgobaum aus, der die Dichterefreunde stets an Goethe erinnert, den Naturliebhabern dagegen die Urzeit, als es noch keine Trennung in Laub- und Nadelbäume gab, vor Augen führt.

Wer nie mit seiner Arbeit in Haus und Garten fertig wird, darf sich in seinem grünen Schloss verwöhnen lassen. Die Pflege dieses Denkmals übernimmt die Stadt. Während die meisten städtischen

Anlagen in Ratingen durch Fremdfirmen betreut werden, lässt sich hier das Grünflächen- und Umweltamt die Regie nicht aus der Hand nehmen und ist mit zwei Mitarbeitern selbst tätig. Carl Poensgen freilich beschäftigte einst 17 Gärtner. Die letzte Neuheit ist der im vergangenen Sommer erschienene neue Parkführer, der alle Gewächse vorstellt und beschreibt. Darin wird mancher noch viele weitere Schätze entdecken und hat damit für sein grünes Schloss gleich eine noble Visitenkarte zur Hand.

Gisela Schöttler



Wir geben Ihrem Gesicht die richtige Ausstrahlung!

Rolf  
Kögler

 augenoptik  
contactlinsen

Lieferant aller Krankenkassen  
Lintorf

Lintorfer Markt 7 · ☎ 3 60 03

# Skulpturale Erscheinungen - Der Kunstweg in Ratingen

Die EUROGA-Region ist eine alte Kulturlandschaft, die durch den Kunstweg auf eine neue Art vernetzt werden sollte. Da in Ratingen das EUROGA-Gebiet von Osten nach Westen quer durch das Stadtgebiet verläuft, konnte sich die Grundidee eines verbindenden Weges hier in reiner Form verwirklichen. Der Kunstweg erstreckt sich über 11 Kilometer und nimmt auf dieser langen Strecke Bezug auf vier Landschaftstypen: die Naturlandschaft im Angertal, die Kulturlandschaft um das Herrenhaus Cromford, die Verkehrslandschaft an der South-Dakota-Brücke und die urbane Landschaft mit ihren Freizeitbereichen in Ratingen West und dem Naherholungsgebiet Volkardey. Die Länge des Weges erweist sich aber auch als Nachteil: Die Kunstwerke können nicht zusammen wahrgenommen werden, so daß sich die dahinter stehende Konzeption wahrscheinlich nur mit Hilfe des Führers<sup>1)</sup> und einem langen Atem tatsächlich erschließen läßt. Diesem Mangel trat vom 30. Mai bis zum 1. September die Ausstellung GRÜNZEUG – DIE EUROGA IN RATINGEN im Museum der Stadt entgegen. Hier waren alle 10 Künstler mit Arbeiten vertreten, die den Charakter des Kunstweges manifestierten: Dort soll Poesie pur oder in ironischer Brechung in Erscheinung treten.

Die zehn international und regional bedeutenden Künstler sind in der Reihenfolge des Weges: Stephan Balkenhol, Timm Ulrichs, Johannes Brus, Peter Brüning, Ulrike Zilly, Robert Hartmann, Brigitte Trennhaus, Werner Barfus, Johannes Lenhart und Beatrix Sassen. Entsprechend den Standorten wurde für das Angertal das Thema *Tier* und für die urbane Landschaft Ratingen West *Übergänge / Durchgänge* vorgegeben. Der Weg an der Anger wird am Stadionring unterbrochen und über die South-Dakota-Brücke umgeleitet. Hier war die Aufgabe, diesen Umweg zu markieren und zu begleiten. Das *Kartographische Baumzeichen* von Peter Brüning, Teil der *Objektiven Landschaft*, wurde als weitere



Stephan Balkenhol „Mann im Hirschgeweih“, 2000  
Bronze, patiniert, Höhe: 2,60 m

Abstraktionsebene in die schon nach gestalterischen Ideen überformte Kulturlandschaft von Herrenhaus und Park eingefügt.

Auch das Angertal ist keine ursprüngliche Naturlandschaft; es entspricht einem hochartifizialen Plan und zeigt mit bewußt erzeugten Klangmelodien des fließenden Wassers und den eingesprenkelten Viehweiden, Bauernhöfen und Gaststätten einen malerischen Naturzustand, der mit der bukolischen Vorstellung des antiken Topos Arkadien einhergeht. Auch die Tiere, die hierhin zurückgekehrt sind, tragen diese kulturelle Rückbindung und Brechung in sich. Stephan Balkenhol stellt seinen Hirsch, der einen Mann im Geweih trägt, auf einen Sockel, der wie ein Ateliertisch geformt ist. Der Standort nimmt Bezug auf die Handhabung von Sichtachsen in barocken Parks, was noch durch die pathetische Erhöhung des Tieres mittels des Sockels unterstrichen wird. Bei Johannes Brus steht das Baumaterial Beton und bei Timm Ulrichs die Geometrie des Schachbretts, in die die Pferde eingebunden sind, im Gegensatz zur organischen Beschaffenheit der Natur.

**Stephan Balkenhol** (1957 Fritzlar) ist seit 1992 Professor für Bild-

hauerei an der staatlichen Akademie der Bildenden Künste in Karlsruhe. Seine Skulpturen spiegeln nach Dirk Teuber die Spannung zwischen Ulrich Rückriem, dem archaisch modernen Steinbrecher und Bildhauer, bei dem er studiert hat und Meisterschüler und Assistent war, und Thomas Schmitt, dem konzeptualistischen-humoristischen Fluxuskünstler mit seinen versponnenen wie präzisen Zeichnungen und Texten, dem er ebenfalls während seines Studiums in Hamburg begegnet ist. Bekannt wurde Stephan Balkenhol mit seinen figurativen Holzplastiken, und zwar in besonderem Maße mit seinen typisierten, statuarischen Menschendarstellungen. Hierbei geht es ihm um einen Balanceakt zwischen realistischer Wiedergabe und Abstraktion. Ihm ist Skulptur eine „Form, die Wirklichkeit spiegelt, interpretiert und als eine künstlerische Gestaltung eine neue Wirklichkeit schafft.“ Diese neue Wirklichkeit betrifft sowohl den Ort, an dem sie in Erscheinung tritt, wie den Betrachter

1) Skulpturale Erscheinungen – Der Kunstweg in Ratingen. Hrg. Museum der Stadt Ratingen 2002. 25 Seiten mit 20 Farbabb. und einem einführenden Text von Ursula Mildner und Klaus Thelen.

und sein Bewußtsein. Bei den Tierdarstellungen treten oft ironisierende Momente auf und bei den frühen Arbeiten mit Pflanzenmotiven eine Kombination von Poesie und Ironie. Ein Beispiel hierfür war das in der Ausstellung GRÜNZEUG gezeigte Oktogon mit den zwei Fliegenpilzen von 1991. Das Oktogon als Hohlform bildet gleichsam die Rinde eines Baumes; die Fliegenpilze wachsen als kleine fragile Formstücke aus dem für Balkenholz später typisch werdenden hohen, kompakten Sockel, die mit dem Charme der noch bis in die 60er Jahre des 20. Jh. in Kinderbüchern verbreiteten poetischen Wiesen- und Wichtelwelten spielen.

**Timm Ulrichs** (1940 Berlin) gründete 1961 die *Werbezentrale für Totalkunst mit Zimmer-Galerie & Zimmer-Theater* und ist seit 1972 Professor an der Kunstakademie Münster. Für Timm Ulrichs kann zum Material der Kunst prinzipiell und potentiell alles werden. „Das heißt für meinen Fall: ich selbst bin mein beliebtestes Medium und (Menschen-) Material...“ Seine Aufmerksamkeit richtet sich immer wieder auf das, womit der Mensch sich einrichtet und das Leben möbliert und ausstattet. Als studierter Architekt geht es bei ihm immer auch um den Umgang mit



Timm Ulrichs  
„Springer und Bauern“, 2002  
3 Figuren, Kiefernholz, lasiert,  
ca. 180 cm hoch,  
auf grau lackiertem Holzsockel



Johannes Brus „Pferd“, 1993 - 2002  
Beton, Höhe: 1,30 m

dem Raum. Das Schachbrett auf der Wiese und aus Wiese steht im krassen Gegensatz zur Natur und ihren organischen Formen. Der rechte Winkel kommt in der Natur nicht vor, er repräsentiert das rationale Denken des Menschen. Bei dem Schachspiel im Angertal bezieht sich Timm Ulrichs auf das in *Alice im Wunderland*, wo in einem Paralleluniversum das rationale und vernünftige Denken an sich selber irre wird und sich selbst entlarvt. Auch die aggressive Gegenüberstellung der Pferde widerspricht den klugen, weil Kräfte sparenden Strategien der Natur. Hier werden Machtkämpfe erst dann ausgetragen, wenn die imposante gegenseitige Zurschaustellung der Gegner Schwächen zeigt. Die Installation heißt Springer und Bauern, wobei mit den Bauern die Betrachter gemeint sind. In der Ausstellung GRÜNZEUG wurden sechs originelle und poetisch-ironisch gefärbte Entwürfe für andere Installationen im Außenraum gezeigt.

Auch **Johannes Brus** (1942 Gelsenkirchen) ist Professor für Bildende Kunst, und zwar in Braunschweig. Seine künstlerische Arbeit bewegt sich in einem Bezugssystem zwischen Plastik und Fotografie. Beide schöpfen aus dem Bilderfundus des kollektiven Gedächtnisses und bedienen sich Materialien, die deren archetypischen Charakter noch unterstreichen. Bei seinen Plastiken ver-

wendet Johannes Brus gewöhnlich Beton, dessen Oberfläche von Furchen und Kratern deformiert ist und den Eindruck von Alter und Versteinerung wachruft. Farbe kann dazu dienen, Realität und Gegenwärtigkeit der einzelnen Figuren aufzuheben. Bekannt wurde Johannes Brus mit seinen leuchtend blauen *Tibetanischen Reitern*, zwei Männer auf einem Pferd. Das Museum der Stadt Ratingen besitzt ein grasendes blaues Pferd mit einer silbernen Staubschicht, die ihm den Titel *Pferd im Mondlicht* eingetragen hat. Dieses wie auch das unbemalte grasende Pferd im Angertal stammen aus der bisher nicht realisierten Installation „Ruhrgebiet“, die im Modell in der Ausstellung im Museum zu sehen war. Die Installation vereinigt mehrere dieser Pferde aus unterschiedlichem, im Ruhrgebiet verwendeten Gußmaterial mit technischen Gußteilen und einer halbkugeligen Gußform, einer sogenannten Kokille. Hierbei geht es um das Hervorbringen im platonischen Sinne, um „das Zusammentreffen bzw. Ineinandergreifen von Technik und Natur, die zu einer zweiten Natur wird.“ (Brus) Da die Kokille nicht in das Angertal transportiert werden konnte, wurde durch die Aufstellung ein Ort geschaffen, der in Anlehnung an Novalis das Poetische in Erscheinung bringt. Nach Novalis gipfelt die Wissenschaft in Poesie und diese wiederum im Göttlichen.



Peter Brüning „Objektive Landschaft – Kartographisches Baumzeichen“, 1969 - 2002  
Aluminiumblech, Edelstahl, Höhe: 2,50 m

In der Parkanlage vor dem Herrenhaus Cromford steht das Kartographische Baumzeichen von **Peter Brüning**. Brüning (1929 Düsseldorf – 1970 Ratingen) ist noch ein Jahr vor seinem Tod zum Professor für Malerei an die Kunstakademie Düsseldorf berufen worden. Er gilt als ein Hauptvertreter der lyrischen Abstraktion in Deutschland. Die landschaftlichen Elemente seiner Malerei verselbständigen sich in den 60er Jahren und führen zu den objektiven kartographischen Zeichen, die sowohl in der Malerei wie in Objekten auftauchen. Eine Symbiose hiervon bildet die Installation Lichterwald und Superland mit Ruhrtalbrücke, die in der Ausstellung GRÜNZEUG gezeigt wurde. Hier arbeitet Brüning in der Fläche unter anderem mit polierten Aluminiumstreifen, in denen sich die Baumzeichen für die Nadelgehölze mit ihren fluktuierenden Neonlichtern spiegeln. Im Park ist es die schwarz glänzende Oberfläche des Baumzeichens, die in einem sich gegenseitig erhöhenden Wirkungskontrast zu dem sattem Grün der Natur steht. Auch hier zeigt sich – wie bei den meisten Arbeiten des Kunstweges –, daß Poesie im Grunde nur mit den Mitteln der Reduktion, der formalen Zurückhaltung, der Versachlichung oder Objektivierung zu erzeugen ist.

Dasselbe trifft für **Brigitte Trennhaus** (1942 Beuthen) und **Werner Barfus** (1945 Schladming/A) zu. Die heute hauptsächlich in Berlin

lebende Bildhauerin Brigitte Trennhaus ist am Kunstweg mit dem *Rosentor* beteiligt. In der Ausstellung zeigte sie den monumentalen Scherenschnitt *Ewiger Wald* und einige geschnittene Blätter frommen Inhalts. Seit den Anfängen ihrer künstlerischen Arbeit befaßt sie sich mit der Frage, was die Haut der Dinge ist. Grenzt sie ein oder formt sie ab – wie die Kokille bei Brus? Was sind die goldenen Ikonen der Ostkirche mit Thronaufbauten, die sich nach vorne zum Betrachter verjüngen und auf eine von hinten gesehene Perspektive deuten? Sind sie die erste, dem menschlichen Auge wahrnehmba-



Brigitte Trennhaus „Rosentor“, 2002  
Bronze, grün patiniert, farbig bemalt auf Eisensockeln, Höhe: 4,03 m

re Schicht verdichteten Lichts, aufgebaut aus den dahinter liegenden göttlichen Lichtwelten oder letzter Ausdruck vergeistigter Materie? Um diese Frage zu ergründen, verwendet Brigitte Trennhaus gerne Materialien oder Themen, die aus dem Bereich des Religiösen stammen, und gibt ihnen mit den spielerischen Mitteln des Scherenschnitts ihre Zweideutigkeit wieder. Der Wald und die Tiere sind die archaischen Erscheinungen des Numinosen und die meisten Wallfahrtsorte gehen auf Marienerscheinungen im Wald oder bei Bäumen zurück. Dies war einer der Gründe, warum für den Kunstweg im Angertal das Thema Tier ausgewählt worden ist, da dieses sowohl auf den östlichen EUROGA-Nachbarn, das Neandertal, verweist, aber auch auf den Marienwallfahrtsort Neviges, der leider nicht in die EUROGA eingebunden worden ist.

Seit der Romantik ist die Natur zu einem anderen Andachtsraum geworden und dieser schließlich zu sentimentalem Kitsch verkommen. Auch wenn Brigitte Trennhaus das Moment sentimentaler Gefühligkeit ironisch aufgreift, bewahrt sie eine formale Strenge, die den Raum in eine poetische Situation verwandelt, in der zu verweilen sich lohnt.

Mit dem *Rosentor* von Brigitte Trennhaus betritt man das vierte Biotop des EUROGA-Gebietes in Ratingen. Der Grünzug West ist ob seiner Länge und Breite einzigartig unter den deutschen Städten, bildet dennoch keinen in sich geschlossenen Schutzraum, da er von Straßenzügen mit fließendem Verkehr durchkreuzt wird. Das Rosentor schützt den Eingang kraft der magischen Wirkung, die der Rose schon von alters her zugesprochen wird.

Inmitten einer der Inseln zwischen den Straßenzügen befindet sich der *Himmel auf Erden* des österreichischen, heute in Ratingen-Lintorf lebenden Künstlers Werner Barfus. Hierbei handelt es sich um eine in die Erde eingelassene verspiegelte Kiste, die es dem Betrachter erlaubt, darauf im Himmel zu wandern. Leider wurde die Arbeit schon am dritten Tag nach der Eröffnung des Kunstweges am 6. Mai beschädigt. In der Ausstellung GRÜNZEUG bediente sich auch



Werner Barfus „Himmel auf Erden“, 2002  
Edelstahlbleche, Glas und Spiegel, Höhe: 1m x 1m x1m

Werner Barfus der sentimental Zugewandtheit auf die Natur. Der *Ewige Wald* verlor sich hier im Schrebergarten und seinem Gumbibaum bewehrten Ableger im kleinbürgerlichen Wohnzimmer. Sechzig mit Gras bewachsene Blumentöpfe luden zum *Im Grünen* sitzen ein mit Blick auf *Schöner Wohnen*, eine Reihe kleiner Acrylbilder mit schwarz-weißen Strukturen, die sich an den Formen anonymer Wohnsilos anlehnen.

Am Übergang zum Freizeitpark Volkardey befindet sich das Drehkreuz bzw. der Anlasser von **Johannes Lenhart** (1956 Düsseldorf). Die Skulptur besteht aus drei 8 m langen Fichtenstämmen, die

zu einem liegenden Drehkreuz verbunden sind. Sie markiert – vergleichbar den Durchgangssperren in Supermärkten - den Übergang von der Stadtlandschaft Ratingen West in das Erholungsgebiet Volkardey. Die Form erinnert auch an Wasserhähne, Windmühlkreuze oder Flugzeugpropeller und wegen ihrer Größe auch an Drehkreuze, wie sie früher zum Heben von Schiffen benutzt worden sind. Einem hölzernen Bootskörper oder Faß ähneln Struktur und Form der aus 24 Segmenten zusammengesetzten Nabe. Der stählerne Vierkant am Ende des mittleren Rundholzes läßt an ein Werkzeug denken, wie es zum Öffnen und



Johannes Lenhart „Anlasser“ (Drehkreuz), 2002  
Holz, Eisen, Höhe: 5,20 m

Schließen großer Wasserleitungen im Boden verwendet wird. Bei Johannes Lenhart gehören der Aufbau und die hierfür eigens entwickelten Werkzeuge zum künstlerischen Prozeß dazu. Sein Beitrag THE MAKING OF...in der Ausstellung GRÜNZEUG war eine Dokumentation dieses Prozesses.

Das *Schreitende Tor* der Düsseldorfer Künstlerin **Beatrix Sassen** (1945) markiert den Übergang nach Düsseldorf. Es bezeichnet die Grenze, aber auch die Verbindung zur Nachbarstadt und verweist in seiner Schreitbewegung auf die nomadische Eigendynamik der modernen Gesellschaft, die sich von keinen Grenzen mehr einschränken lassen will – weder von den natürlich gegebenen, noch von den künstlich erzeugten. Humane Formate, am Menschenmaß orientierte, und eine Vielzahl unterschiedlicher Materialien kennzeichnen das Werk von Beatrix Sassen. Die Stärke der Arbeiten, die sich gewöhnlich an den Formen der menschlichen Figur orientieren, liegt in der Reduktion und der Stille. Sie vermag den flüchtigen Moment einzufangen, in dem das Wesen der Dinge erkennbar werden kann. Beispielhaft hierfür ist die Bronze *Erde, Fuß*, die in der Ausstellung GRÜNZEUG vertreten war und Bezug nimmt auf den Fuß einer archaischen Statue der Hera von Samos. Der aufgerichtete Fuß berührt nur flüchtig einen Klumpen Erde, ein winziger Moment, der aber ausreicht, die Erde zu segnen.

Der Umweg über die South-Dakota-Brücke geriet zu einem Hasenpfad. Am Ende des Anger-Wanderweges steht das Hasendenkmal *Hasenkommunikation Nr. 7* der Düsseldorfer Künstlerin **Ulrike Zilly** (1952 Oberhausen). Grüne Hasenspuren verlaufen von hier aus an einem Jägerhut vorbei zum Hasenmal *Hasentangente* Ost-West von **Robert Hartmann** (1949 Seßlach), über die Brücke bis auf die andere Seite, wo sie wieder einen Jägerhut passiert und zurück zum Fahrradweg an der Anger führt.<sup>2)</sup> 1982 haben sich Ulrike Zilly, Robert Hartmann und Werner Reuber zur Gruppe *Die Langheimer* zu-

2) Fußgänger auf dem Weg zum Rosentor von Brigitte Trennhaus sollten dem Brückenverlauf oben folgen, der geradewegs zum Grünzug West verläuft.



Beatrix Sassen „Schreitendes Tor“, 2002  
Holz, bemalt, Höhe: 4,50 m

sammengeschlossen. Seit dieser Zeit entstehen Gemeinschaftsarbeiten, die ihrer Vorliebe für themenübergreifende künstlerische Ansätze folgen, wie sie sich beispielhaft in dem Buch *Wie ein flüchtiger Hirsch – Diesseits und jenseits der Kunst, Natur und Wissenschaft* zeigen. In diesem wie in den weiteren zitierten Projekten geht es um die Frage nach dem Verhältnis von Kunst und den modernen wissenschaftlichen Denkmodellen: *Die Haftpflicht des Sehers – Expeditionspapiere* (1987), *Die Logik der Dummheit* (mit Bazon Brock im Kunstverein Dortmund, 1988), *Das Waisenhaus der Kunst* (Neuer Aachener Kunstverein, 1989), *Die Untiefen des Glücks. Tarot – Tarock – Tarocchi. Gedankenspiele*. (Museum der Stadt Ratingen, 1994), *Von der unbefleckten Erkenntnis. Erotische Charakteranalyse* (Mönchengladbach, Altes Museum, 1996), *Nackte Schönheit* (Hospitalhof Stuttgart, 1996) oder *Kathedrale des Wassers. Auf der Suche nach dem Geist der Moderne*. (Wasserspeicher Düsseldorf-Grafenberg, 2000). Die künstlerische Umsetzung erfolgt in Malerei oder Holzschnitt, Skulptur, Aktionen, Foto oder Film.

Die South-Dakota-Brücke ist eine notwendige, dennoch brutale Bau-  
masse im Körper der Stadt Ratingen. Weil das Opfer der Verkehrslandschaft die Natur ist und auf die Dauer mit ihr die Tiere und Menschen, haben Ulrike Zilly und

Robert Hartmann den bedrohten Hasen als Zeichen für diesen Vorgang gewählt. Ulrike Zilly setzt ihm ein Denkmal und Robert Hartmann läßt ihn über den Verkehr triumphieren. Der Hase ist ein schutzloses Wesen und hat dementsprechend viele natürliche Feinde; dieser Bedrohung setzt er eine hemmungslose Fruchtbarkeit gegenüber, was ihn in der Antike zum Sinnbild der Erotik und zum Begleitier der Frühlingsgöttin Ostera gemacht hat. Heutzutage lebt er vornehmlich als biederer Osterhase im öffentlichen Bewußtsein, und seine machtvolle Fruchtbarkeit lebt er nur noch in Schokoladenfabriken hemmungslos aus. Ulrike Zilly erweist seinem wahren Wesen die Ehre, und zwar mit den Mitteln der Sublimation. Bei Robert Hartmann geht es skurriler zu. In der Ausstellung befanden sich auf einem Bild vier undefinierbare *Rheinländer*, von denen einer ein Hase zu sein schien, in der *Mainschleife* und *Der große Schweiger*, ein dürrer Hase, der an sich selber leidet, schaute ihnen zu. Der Hase ist bei Hartmann immer Stellvertreter des Menschen und damit an sich schon ironisches Zitat.

Bis auf den *Mann im Hirschgeweih* von Stephan Balkenhol gehören alle Skulpturen der Stadt Ratingen. Mit Ausnahme der Exponate im Angertal bleiben alle Kunstwerke auch in Zukunft an ihrem Platz. Für das *Pferd* von Johannes Brus und *Springer und Bauern* von Timm Ulrichs muß noch ein neuer Platz im Stadtgebiet gefunden werden.



Ulrike Zilly  
„Hasenkommunikation Nr. 7“, 2002  
Eisen, verzinkt, auf Betonsockel,  
Höhe: 1,94 m (o.S.)

Zur EUROGA-Festwoche im Rahmen des Kunstweges fand zum Auftakt am Hasendenkmal von Ulrike Zilly die Aktion HASENSPRUNG für Kinder und unter der South-Dakota-Brücke beim Hasenmal von Robert Hartmann am Abend die für Kunstkenner und Hasenliebhaber statt. Den Abschluß bildete eine KUNSTPROZESSION mit kabarettistischer Begleitung und Rosenerfrischungen am Rosentor von Brigitte Trennhaus.

Dr. Ursula Mildner/ Klaus Thelen  
(Museum der Stadt Ratingen)



Robert Hartmann „Hasentangente Ost-West“, 2002  
Eisen, verzinkt, z.T. lackiert auf Betonsockel, Höhe: 1,80 m (o.S.)

# 725 Jahre Stadt Ratingen

## Das Wetter im Jubiläumsjahr 2001

Kein Thema beschäftigt Menschen mehr als das Wetter, jeder spricht über Klimaveränderungen. Doch was ist **Wetter**, was ist **Klima**?

Als **Wetter** bezeichnet man die Gesamtheit der atmosphärischen Erscheinungen in der unteren Luftschicht (bis 15 km Höhe), soweit sie in einem größeren Gebiet zu einem bestimmten Zeitpunkt beobachtet werden können.

Unter **Witterung** versteht man die Wettererscheinungen an einem kleinräumig begrenzten Ort.

Als **Klima** bezeichnet man die durchschnittlichen Wetter-/Witterungsverhältnisse an einem bestimmten Ort oder in einem bestimmten Gebiet.

Die Klimatologie ist ein Teilgebiet der Meteorologie, in der das Klima und seine Änderungen behandelt werden. Der Begriff Meteorologie (Lehre von den physikalischen Vorgängen in der Lufthülle der Erde) geht auf den griechischen Philosophen Aristoteles (384-322 v. Chr.) zurück.

Um von kurzfristigen natürlichen Schwankungen weitgehend frei zu werden und eine ausreichende statistische Basis für repräsentative Aussagen zu haben, werden in der Klimatologie – international

festgelegt – grundsätzlich 30-jährige Beobachtungszeiträume betrachtet. Die jetzt gültige Referenzperiode umfaßt die Jahre 1961-1990.

Die ältesten Wetterbeobachtungen gibt es seit 1701 in Berlin; seit 1780 gibt es die längste ununterbrochene Wetteraufzeichnung in Hohenpeißenberg/Alpenvorland; tägliche Aufzeichnungen durch den Deutschen Wetterdienst in Offenbach existieren seit 1876, und seit 1903 werden die Werte für das Rheinland amtlich registriert.

Aus den Daten alter Weinchroniken und früherer Wittertagebücher ist man in der Lage, exakte Angaben über den Klimaablauf noch vor Einsetzen der ersten Instrumenten-Beobachtungen zu rekonstruieren.

Folgende Wetterelemente werden vom Deutschen Wetterdienst erhoben: • Windrichtung, -geschwindigkeit, -böen • Lufttemperatur in 2 m Höhe • Taupunkttemperatur • Luftdruck • horizontale Sichtweite • Wettererscheinungen • Witterungsverlauf der letzten Stunden • Wolkengattung, -höhe; Bedeckungsgrad • Niederschlagshöhe • Sonnenscheindauer • Maximum und Minimum der Lufttemperatur in 2

m Höhe • Minimum am Erdboden in 5 cm Höhe • Gesamt- und Neuschneehöhe • Erdbodentemperaturen in 5, 10, 20, 50 und 100 cm Tiefe • Erdbodenzustand.

Kontinuierliche Witterungsaufzeichnungen für Ratingen wurden von 1963 bis 1978 vom ehemaligen Hausmeister der Suitbertusschule im Auftrage des Deutschen Wetteramtes in Essen durchgeführt.

Seit April 1993 werden vom Amt für Grünflächen und Umweltschutz in einer eigenen Meßstation am Stadionring 17 in Ratingen-Mitte die Temperatur- und Niederschlagsdaten gesammelt.

Mittels Thermohygrographenschreiber werden der Temperaturverlauf und die Luftfeuchtigkeit einer Woche aufgezeichnet; der Niederschlag wird jeden Morgen um 9 Uhr gemessen.

Neben dem Niederschlag und der Minimum- und Maximum-Temperatur werden weitere meteorologische Ereignisse wie Schneefall, Trockenperioden, Starkregen etc. aufgezeichnet.

Die Tagesdurchschnittstemperatur wird mit der Formel  $[(t_7 + t_{14} + t_{21} + t_{21}) : 4]$  (Summe der Temperaturen um 7 Uhr, 14 Uhr, zweimal 21 Uhr, geteilt durch 4) berechnet.

Monatsdurchschnittstemperaturen und -niederschläge werden anhand der vorhandenen Daten geometrisch berechnet.

Da Ratingen meteorologisch als kleinräumig anzusehen ist, muß der richtige Titel dieser Abhandlung lauten:

### 725 Jahre Stadt Ratingen – Die Witterung im Jubiläumsjahr

Das Klima in Deutschland wird bestimmt durch die allgemeine atmosphärische Zirkulation, die durch unterschiedliche Sonneneinstrahlung, Erdrotation und Land-Meer-Verteilung entsteht.

Deutschland liegt im Einflußbereich der Westwindzone, deren eingelagerte Hoch- und Tiefdruckgebiete einen ständigen Wechsel zwischen meridionalen und zona-



Klaus Mönch an der Meßstation

len Windsystemen in allen Jahreszeiten bewirken. Die Folge davon sind ausreichende Niederschläge und gemäßigte Temperaturen mit einem ausgeprägten Tages- und Jahresgang.

Während die Geländemorphologie für die Temperatur in Ratingen keine Rolle spielt, nimmt mit ansteigender Geländehöhe die jährliche Niederschlagsmenge zu.

Der tiefste Punkt mit 35,5 m ü. NN liegt im Lintorfer Wald, der höchste Punkt mit 179,9 m ü. NN befindet sich auf einem Acker in Homberg. Die Niederschlagsmenge für den Stadtteil Homberg dürfte aufgrund der meist aus Südwest/West vorherrschenden Winde um bis zu 5% höher liegen als an der Ratinger Meßstation (45 m ü. NN).

### **Januar – Warmer Jahresbeginn**

Der Start ins Jubiläumsjahr begann mit Maximum-Temperaturen von 5-11 °C. Winterlich wurde es in der 2. Dekade mit Minustemperaturen bis -8,3 °C. In der letzten Dekade stieg die Temperatur wieder über 5 °C, am 24. Januar auf 12,0 °C. An 16 Tagen herrschten Temperaturen von 0 bis -5 °C und an 6 Tagen von -5 bis -10 °C.

Die Monatsdurchschnittstemperatur betrug 2,98 °C.

97 Liter Regen pro Quadratmeter fielen im 1. Monat. An 9 Tagen blieb es niederschlagsfrei. Der 20. Januar bescherte uns den ersten Schnee.

### **Februar – Schmuttelwetter zu Karneval**

In der ersten Monatshälfte kletterte die Temperatur allmählich in den zweistelligen Bereich. Die höchste Temperatur mit 14,8 °C wurde am 15. Februar gemessen.

Zum Monatsende hin lagen die Maximum-Temperaturen zwischen 1 und 7 °C; die Minimum-Temperaturen, besonders an den närrischen Tagen, fielen unter den Gefrierpunkt. So lag die Minustemperatur am Karnevalssamstag bei minus 4,7 °C.

Die Monatsdurchschnittstemperatur betrug 4,68 °C. An 12 Tagen lag die Temperatur unter Null Grad.

Von den insgesamt 70 Liter Regen pro Quadratmeter fiel fast die Hälfte in den ersten vier Tagen. Es gab

7 Trockentage und am 2. und 3. Februar fiel Schnee. Naßkalt war es beim Lintorfer Kinderkarneval am 25. Februar; einige Schneeflocken fielen einen Tag später beim Rosenmontagszug durch die Stadtmitte.

### **März – Frühlingsanfang am 20. März um 14.31**

Kalt ging es im März weiter. Doch ab der 2. Dekade befanden sich die Maximum-Temperaturen – abgesehen von wenigen Ausnahmen – über 10 °C. Der höchste Temperaturwert wurde am letzten Märztag mit 15,2 °C gemessen. Der kalendarische Winter verabschiedete sich mit minus 4 Grad am 20. März. Insgesamt gab es vier Frosttage.

Genau 6 °C betrug die Monatsdurchschnittstemperatur.

An 3 Tagen fiel kein Niederschlag. Die Niederschlagsmenge für März belief sich auf 90,4 l/m<sup>2</sup>.

### **April – Eiersuchen im Schnee**

Nach zwei Tagen mit Temperaturen über 20 °C und dem Maximumwert von 23,5 °C am 2. April ging es temperaturmäßig bergab. Zur Monatsmitte wurde der Tiefstwert mit -3,6 °C am Ostersonntag erreicht und erst am Monatsende war die 20-Gradmarke wieder erreicht. Auch der April hatte 4 Frosttage. Die monatliche Durchschnittstemperatur lag bei 8,95 °C.

Mit 24,1 Litern fiel am Osterwochenende ein Viertel des Gesamtniederschlags von 99,5 l/m<sup>2</sup>. Am Ostersonntag, dem 15. April, fiel der Niederschlag als Schnee. Lediglich an 4 Tagen war es trocken.

### **Mai – Wonnemonat mit erstem Hitzetag**

An den ersten 3 Tagen gab es sommerliche Temperaturen, d.h. über 25 °C. Doch bereits am ersten Maiwochenende ging die Maximum-Temperatur auf 12 °C zurück. Mit 4 °C am 6. Mai war der tiefste Minimumwert erreicht. Anschließend ging es sommerlich weiter und am 11. Mai erlebten wir den ersten Hitzetag mit 30 °C. An diesem Tag gab es auch die größte Amplitude mit 21 °C. Von 9 °C stieg die Temperatur auf 30 °C. Insgesamt gab es 13 Sommertage über 25 °C, davon einen als Hitzetag. 16,69 °C betrug die Monatsdurchschnittstemperatur.

Mit 23,3 l/m<sup>2</sup> war der Mai der niederschlagsärmste Monat. Außerdem hatte der Mai mit 21 Tagen die meisten Trockentage. Vom 20. bis 31. Mai gab es eine 12-tägige Trockenperiode. Der gesamte Niederschlag aller 4 Wochenenden betrug lediglich 3,1 l/m<sup>2</sup>, was sicherlich die frischvermählten Brautpaare gefreut hat!

### **Juni – Sommeranfang am 21. Juni um 9.38 Uhr**

Der Monat begann recht kühl. 5,6 °C am 9. Juni betrug die Minimum-Temperatur. 4 Hitzetage und ein Maximumwert von 32,8 °C am 26. Juni kennzeichneten die letzte Juniwoche. Neben 4 Hitzetagen über 30 °C gab es noch 7 weitere Sommertage über 25 °C. Wie schnell die Temperaturkurve bei einem Sommergewitter fällt, zeigt die Aufzeichnung vom 30. Juni. Mit Beginn des Niederschlages sank die Temperatur innerhalb einer halben Stunde von 27 °C auf 18 °C.

Mit 16,83 °C lag die Monatsdurchschnittstemperatur geringfügig höher als im Mai.

Der erste Sommermonat zeichnete sich durch reichlich Niederschlag aus: insgesamt fielen 101,4 l/m<sup>2</sup>. Ende Juni gab es den stärksten Niederschlag. Am 27. Juni fielen in einer halben Stunde 14,1 l/m<sup>2</sup> und am 30. Juni in 10 Stunden 29,4 Liter pro Quadratmeter. An 12 Tagen blieb es trocken.

### **Juli – Ferienzeit / Badezeit**

Rechtzeitig zum Ferienbeginn am 5. Juli kletterte das Quecksilber über die 30-Gradmarke. Zur Monatsmitte ging die Temperatur auf angenehme Werte um 20 °C zurück. In der letzten Woche, zu den sogenannten „Hundstagen“, hatten die Temperaturen die 30 °C wieder erreicht. Den Höchstwert mit 33,9 °C gab es am 27., den Tiefstwert mit 9,9 °C am 21. Juli.

Während der „Hundstage“, benannt nach dem Sternbild Großer Hund mit dem Hauptstern Sirius, das Ende Juli / Anfang August der Sonne am nächsten steht, werden die jährlichen Höchsttemperaturen erreicht. Insgesamt wurden 17 Sommertage und 10 Hitzetage registriert.

Die Monatsdurchschnittstemperatur betrug 20,52 °C.

Die Hälfte der Niederschlagsmenge von 62,6 l/m<sup>2</sup> resultierte aus den Wärmegewittern der ersten beiden Samstag mit 21 bzw. 12 Litern. An 19 Tagen blieb es trocken und vom 23. Juli bis 2. August gab es eine elftägige Trockenperiode.

### August – Ein heißer Sommer

Gewöhnlich wird zum Monatsbeginn der höchste Temperaturwert gemessen. Aber erst am 26. August wurde der Spitzenwert von 36,2 °C erreicht. Mit durchschnittlichen 28,5 °C war der 15. August der wärmste Tag. Den Minimumwert mit 8,6 °C gab es am 29. August. 15 Sommertage, 8 Hitzetage und dreimal Temperaturen über 35 °C bescherte uns der August.

Auch die Durchschnittstemperatur lag über 20 °C; sie betrug 20,29 °C.

15 Tage waren niederschlagsfrei. Die Gesamtniederschlagsmenge betrug 57,8 l/m<sup>2</sup>.

### September – Herbstanfang am 23. September um 1.04 Uhr

Auch der September hat normalerweise einen anderen Temperaturverlauf. Der Monatsanfang beginnt mit Temperaturen um 20 °C.

Aber seit Mai hinkte der Temperaturverlauf 3 Wochen hinterher. Von daher war der weitere Witterungsverlauf des letzten Quartals vorhersehbar: ein herrlicher „Altweibersommer“, ein „Goldener Oktober“ und anschließend ein knackig kalter Winter mit eventuell weißer Weihnacht.

Erst die letzten 3 Tage lagen über 20 °C. Mit 22 °C war die Maximum-Temperatur am 28. September erreicht, die Minimum-Temperatur am 18. September betrug 6 °C.

Mit 12,95 °C Durchschnittstemperatur war es recht kühl.

Der September war der niederschlagsreichste Monat. 149,6 Liter pro Quadratmeter gingen in Ratingen nieder. Nur an 3 Tagen fiel kein Niederschlag.

### Oktober – „Goldener Oktober“

Zur Monatsmitte lagen die Temperaturen um 20 °C. Der Maximumwert von 24,2 °C wurde bereits am 2., der Minimumwert von 6,9 °C am 17. Oktober gemessen.

Was sich im September bereits abzeichnete, trat wie vorhergesagt im Oktober ein.

Mit 14,72 °C lag die Monatsdurchschnittstemperatur seit 114 Jahren zum ersten Mal über der von September, und es war der wärmste Oktober seit 150 Jahren.

16 Tage blieb es trocken. Es fielen 63,1 l/m<sup>2</sup>.

### November – Erste Frosttage

Nachdem die erste Woche noch Temperaturen im zweistelligen Bereich aufwies, sank das Thermometer schnell in den Minusbereich. Die Maximum-Temperatur am 2. November betrug 13,1 °C, die Minimum-Temperatur am 10. November -4,2 °C. Mit -2 °C war es schon beim großen Martinsumzug am 9. November frostig. Fünfmal lag die Temperatur unter dem Gefrierpunkt.

Die Durchschnittstemperatur betrug 5,52 °C.

Es regnete 95,4 Liter pro Quadratmeter. Nur 7 Tage waren niederschlagsfrei.

### Dezember – Winteranfang am 21. Dezember um 20.21 Uhr und Weiße Weihnacht

Nach einer warmen ersten Woche, mit dem Maximumwert von 12,2 °C am 1. Dezember, sank die Temperatur ab der zweiten Dekade deutlich in den Minusbereich. Die Minimum-Temperatur am 14. Dezem-

ber betrug -7,7 °C. Der kälteste Tag mit -5 °C war der 23. Dezember. An den Weihnachtstagen gab es ein Auf und Ab bei den Temperaturen: von -5 °C bis +5 °C. So blieb der Schnee, der Heiligabend und am 2. Weihnachtstag fiel, auch nicht lange liegen. Es gab 19 Frosttage und viermal sank die Temperatur unter -5 °C.

2,22 °C betrug die Monatsdurchschnittstemperatur.

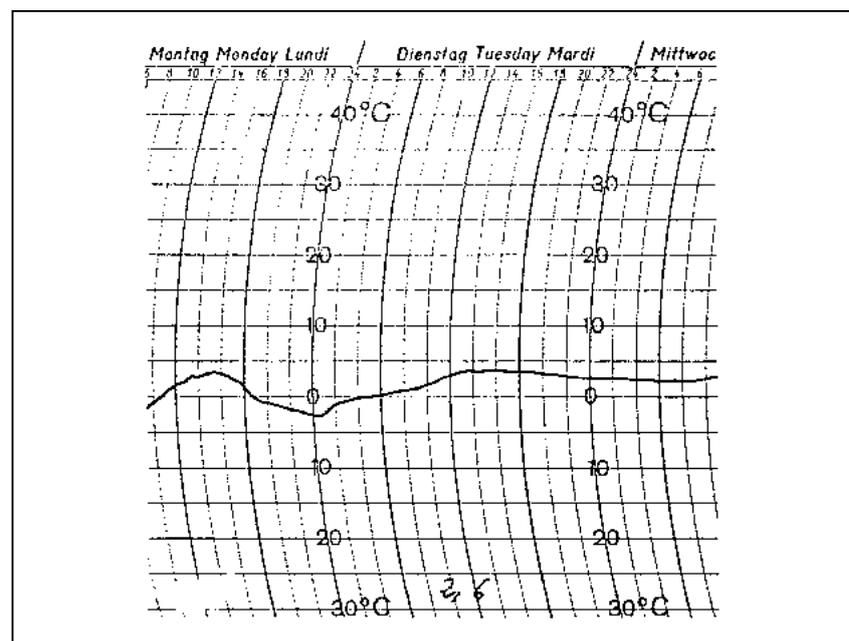
Wieder gab es 7 niederschlagsfreie Tage. Insgesamt fielen 80 l/m<sup>2</sup>. Ab Weihnachten fiel vereinzelt Schnee, der allerdings nur am 24. und 26. Dezember für einige Stunden liegen blieb.

### 11. Dezember 2001

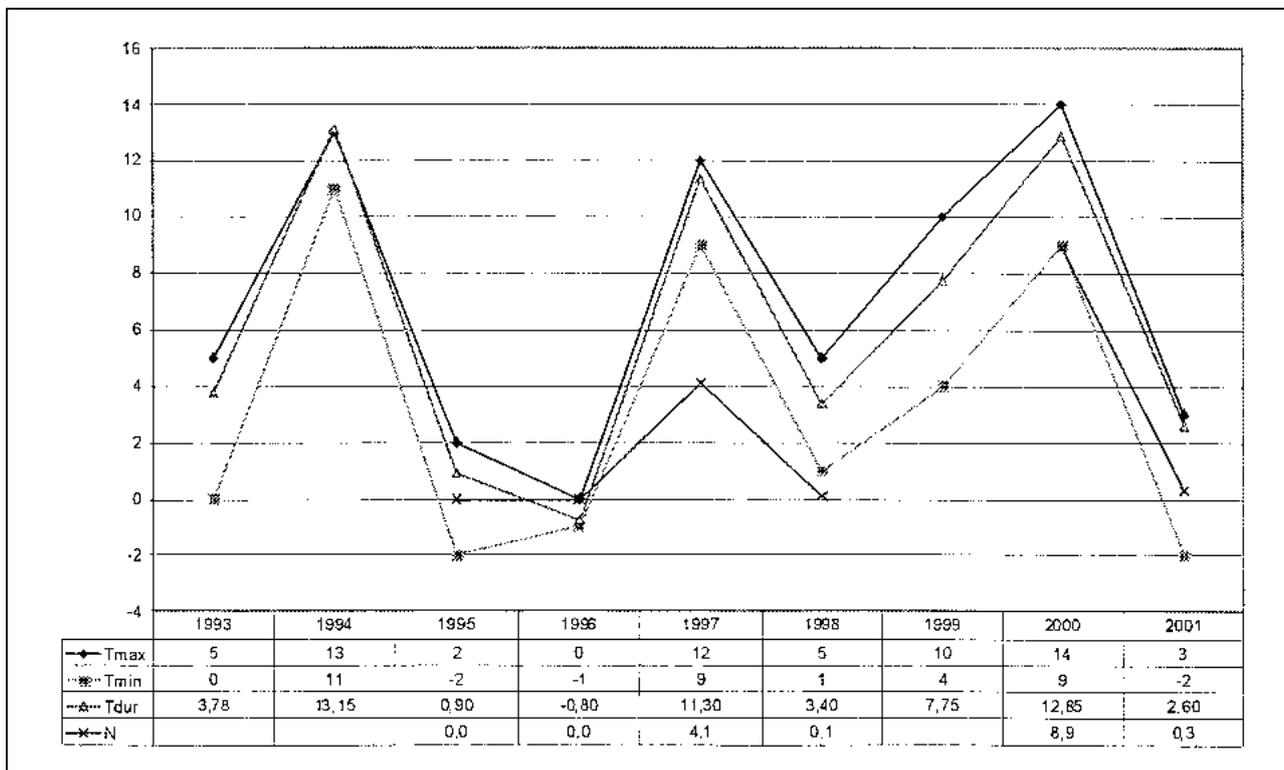
Am Freitag, dem 11. Dezember 1276, also vor 725 Jahren, wurde dem befestigten Dorf Ratingen das Stadtrecht verliehen. Weder für diesen noch vom Jubiläumstag 1926, 1951 und 1976 liegen Witterungsaufzeichnungen vor.

Deshalb sind hier nur die vom Umweltamt Ratingen vorliegenden Daten dargestellt.

Der 11. Dezember 2001, ein Dienstag, war warm und uselig. In den Vormittagsstunden zog von Westen dichter Nebel mit Sichtweiten unter 50 Metern heran. Über den Feldern von Lintorf, Breitscheid und Homberg waberte eine noch „dickere Suppe“. Hier lag die Sicht teilweise bei nur 20 Metern.



Abschnitt des Thermohygrographenschreibers vom 11. Dezember 2001



Zum Vergleich: Der 11. Dezember mit seinen Temperaturen von 1993 – 2001

### Die Jahreszeiten und der Jahreswitterungsverlauf im Rückblick (Abweichungen und Vergleich zum Durchschnitt)

Der Meßzeitraum der meteorologischen zu den kalendarischen Jahreszeiten weicht um ca. 3 Wochen ab. Der Winter umfaßt den Zeitraum von 1.12.2000 bis 28.2.2001, der Frühling umfaßt die Monate März bis Mai, der Sommer Juni bis August und der Herbst geht von September bis Ende November.

Die Summe der Monatsdurchschnittstemperaturen der jeweiligen Jahreszeitenmonate wurde dann mit den vorhandenen Werten verglichen. Hierbei gab es folgende Abweichungen:

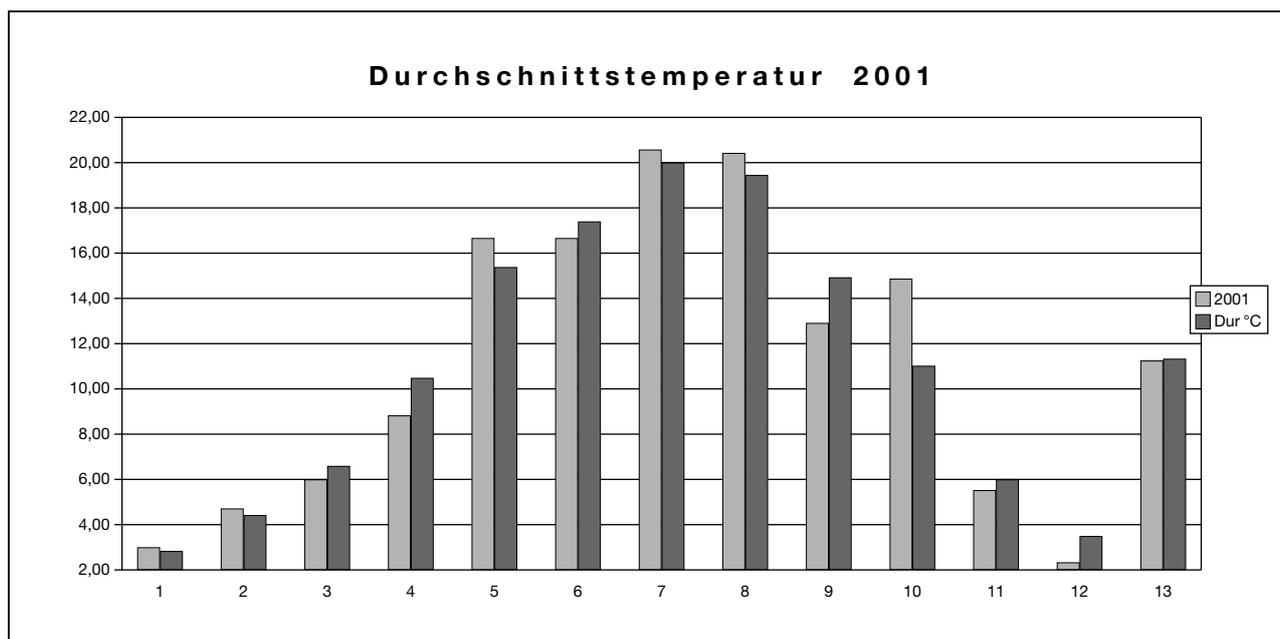
	Jubiläumsjahr	Durchschnitt	Abweichung
Winter (Dez/00 – Feb/01)	13,36 °C	10,79 °C	+ 2,57 °C
Frühling (Mär/01 – Mai/01)	31,64 °C	32,19 °C	- 0,55 °C
Sommer (Jun/01 – Aug/01)	57,64 °C	57,02 °C	+ 0,62 °C
Herbst (Sept/01 – Nov/01)	33,19 °C	31,93 °C	+ 1,26 °C

Gemessen an den Jahreszeiten war das Jubiläumsjahr 3,9 °C wärmer.

Vergleicht man allerdings die einzelnen Monatswerte mit dem Datenbestand (ab 4/93) so ergibt sich ein leicht verändertes Bild:

	2001	Durchschnitt	Abweichung
Januar	2,98 °C	2,84 °C	+ 0,14 °C
Februar	4,68 °C	4,36 °C	+ 0,32 °C
März	6,00 °C	6,67 °C	- 0,67 °C
April	8,95 °C	10,50 °C	- 1,55 °C
Mai	16,69 °C	15,40 °C	+ 1,29 °C
Juni	16,83 °C	17,61 °C	- 0,78 °C
Juli	20,52 °C	19,85 °C	+ 0,67 °C
August	20,29 °C	19,55 °C	+ 0,74 °C
September	12,95 °C	14,85 °C	- 1,90 °C
Oktober	14,72 °C	11,14 °C	+ 3,58 °C
November	5,52 °C	5,93 °C	- 0,41 °C
Dezember	2,22 °C	3,44 °C	- 1,22 °C

Gemessen an den Monatsdurchschnittswerten ergibt sich nun nur noch ein Plus von 0,21 °C. Vergleicht man die Jahresdurchschnittstemperatur von 11,03 °C in 2001 mit den vorliegenden Daten (ab 1994) so ergibt sich sogar ein Minus von 0,05 °C.



Bei den Niederschlägen wurde ähnlich wie bei den Temperaturen verfahren. Auch hier wurde die Summe der Monatsniederschläge der jeweiligen Jahreszeitenmonate mit den vorhandenen Werten verglichen. Hierbei gab es folgende Abweichungen:

	Jubiläumsjahr	Durchschnitt	Abweichung
Winter (Dez/00 – Feb/01)	211,0 l/m <sup>2</sup>	224,59 l/m <sup>2</sup>	– 13,59 l/m <sup>2</sup>
Frühling (Mär/01 – Mai/01)	213,2 l/m <sup>2</sup>	197,74 l/m <sup>2</sup>	+ 15,46 l/m <sup>2</sup>
Sommer (Jun/01 – Aug/01)	221,8 l/m <sup>2</sup>	236,09 l/m <sup>2</sup>	– 14,29 l/m <sup>2</sup>
Herbst (Sept/01 – Nov/01)	308,1 l/m <sup>2</sup>	228,43 l/m <sup>2</sup>	+ 79,67 l/m <sup>2</sup>

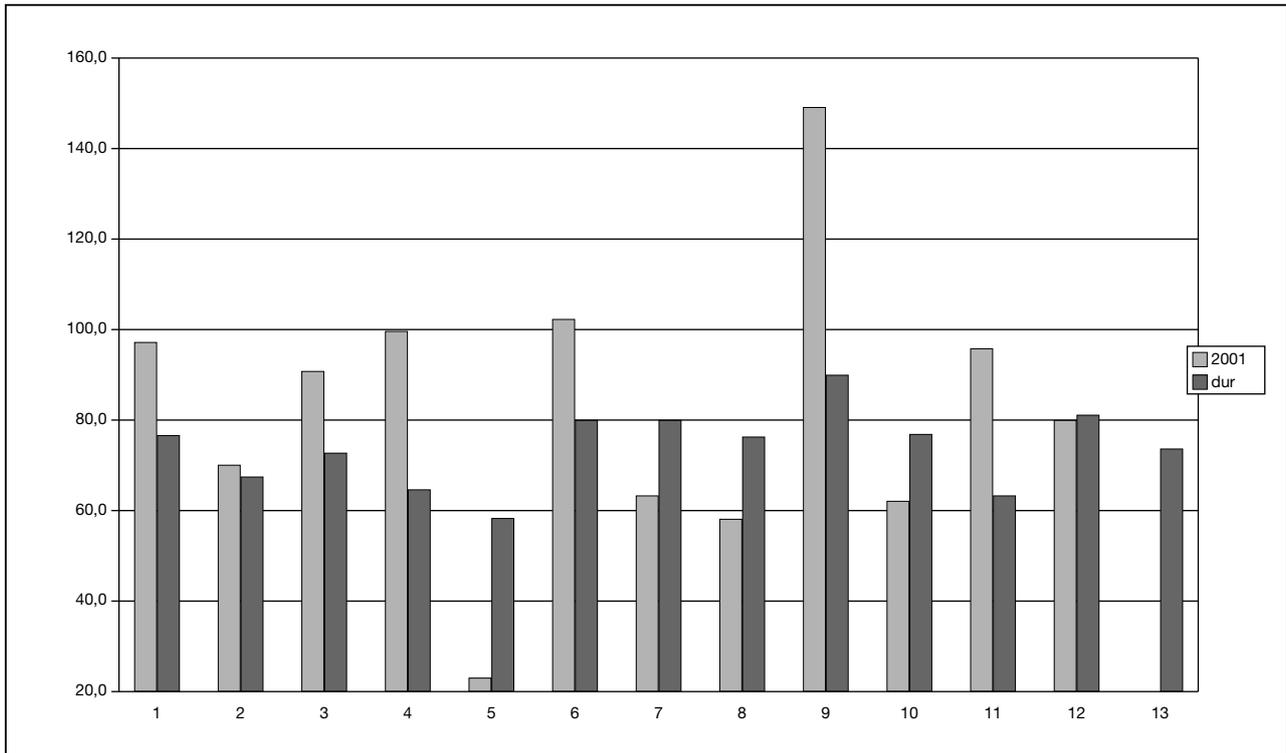
Gemessen an den Jahreszeiten gab es im Jubiläumsjahr 67,25 l/m<sup>2</sup> mehr Niederschlag

Bei den einzelnen Monatswerten, verglichen mit dem Datenbestand (ab 4/93), ergibt sich folgendes Bild:

	2001	Durchschnitt	Abweichung
Januar	97,0 l/m <sup>2</sup>	76,01 l/m <sup>2</sup>	+ 20,99 l/m <sup>2</sup>
Februar	70,0 l/m <sup>2</sup>	67,54 l/m <sup>2</sup>	+ 2,46 l/m <sup>2</sup>
März	90,4 l/m <sup>2</sup>	71,63 l/m <sup>2</sup>	+ 18,77 l/m <sup>2</sup>
April	99,5 l/m <sup>2</sup>	65,23 l/m <sup>2</sup>	+ 34,27 l/m <sup>2</sup>
Mai	23,3 l/m <sup>2</sup>	58,54 l/m <sup>2</sup>	– 35,24 l/m <sup>2</sup>
Juni	101,4 l/m <sup>2</sup>	79,86 l/m <sup>2</sup>	+ 21,54 l/m <sup>2</sup>
Juli	62,6 l/m <sup>2</sup>	79,80 l/m <sup>2</sup>	– 17,20 l/m <sup>2</sup>
August	57,8 l/m <sup>2</sup>	76,43 l/m <sup>2</sup>	– 18,63 l/m <sup>2</sup>
September	149,6 l/m <sup>2</sup>	88,66 l/m <sup>2</sup>	+ 60,94 l/m <sup>2</sup>
Oktober	63,1 l/m <sup>2</sup>	76,88 l/m <sup>2</sup>	– 13,78 l/m <sup>2</sup>
November	95,4 l/m <sup>2</sup>	62,90 l/m <sup>2</sup>	+ 32,50 l/m <sup>2</sup>
Dezember	80,0 l/m <sup>2</sup>	80,92 l/m <sup>2</sup>	– 0,92 l/m <sup>2</sup>

Gemessen an den Monatsdurchschnittswerten ergibt sich jetzt ein Plus von 105,7 l/m<sup>2</sup>.

Der Jahresniederschlag betrug im Jubiläumsjahr 990,1 l/m<sup>2</sup>. Verglichen mit dem Durchschnittswert (73,7 l/m<sup>2</sup> · 12 Monate = 884,4 l/m<sup>2</sup>) hat es in 2001 105,7 Liter pro Quadratmeter mehr geregnet.



### Wetterdaten 2001

Umweltamt Ratingen – Meßstation: Stadionring 17

Monats-/Jahresdaten und Meteorologische Einzelereignisse

#### Temperatur

Januar	Tmax: 12,0 °Cam	24. 1.	Juli	Tmax: 33,9 °Cam	27. 7.
	Tmin: -8,3 °Cam	16. 1.		Tmin: 9,9 °Cam	21. 7.
	Tdur: 2,98	°C		Tdur: 20,52	°C
Februar	Tmax: 14,8 °Cam	15. 2.	August	Tmax: 36,2 °Cam	26. 8.
	Tmin: -4,7 °Cam	24. 2.		Tmin: 8,6 °Cam	29. 8.
	Tdur: 4,68	°C		Tdur: 20,29	°C
März	Tmax: 15,2 °Cam	31. 3.	September	Tmax: 22,0 °Cam	28. 9.
	Tmin: -4,0 °Cam	20. 3.		Tmin: 6,0 °Cam	18. 9.
	Tdur: 6,00	°C		Tdur: 12,95	°C
April	Tmax: 23,5 °Cam	2. 4.	Oktober	Tmax: 24,2 °Cam	2. 10.
	Tmin: -3,6 °Cam	14. 4.		Tmin: 6,9 °Cam	17. 10.
	Tdur: 8,95	°C		Tdur: 14,72	°C
Mai	Tmax: 30,0 °Cam	11. 5.	November	Tmax: 13,1 °Cam	2. 11.
	Tmin: 4,0 °Cam	6. 5.		Tmin: -4,2 °Cam	10. 11.
	Tdur: 16,69	°C		Tdur: 5,52	°C
Juni	Tmax: 32,8 °Cam	26. 6.	Dezember	Tmax: 12,2 °Cam	1. 12.
	Tmin: 5,6 °Cam	9. 6.		Tmin: -7,7 °Cam	14. 12.
	Tdur: 16,83 °C			Tdur: 2,22 °C	

höchster Temp.-Wert: 36,2 °C am 26. 08. 01  
 niedrigster Temp.-Wert: -8,3 °C am 16. 01. 01

wärmster Tag: 15. 08. 01 28,5 °C  
 kältester Tag: 23. 12. 01 -5,0 °C

Jahresdurchschnittstemperatur: 11,03 °C

Tage ≤ 0 °C: 60	Tage	Tage ≤ 25 °C: 56	Tage
Tage ≤ -5 °C: 10	Tage	Tage ≤ 23 °C: 23	Tage
Tage ≤ -10 °C: 0 Tage		Tage ≤ 35 °C: 3 Tage	

## Niederschlag

Januar	97,0 l/m <sup>2</sup>	Mai	23,3 l/m <sup>2</sup>	September	149,6 l/m <sup>2</sup>
Februar	70,0 l/m <sup>2</sup>	Juni	101,4 l/m <sup>2</sup>	Oktober	63,1 l/m <sup>2</sup>
März	90,4 l/m <sup>2</sup>	Juli	62,6 l/m <sup>2</sup>	November	95,4 l/m <sup>2</sup>
April	99,5 l/m <sup>2</sup>	August	57,8 l/m <sup>2</sup>	Dezember	80,0 l/m <sup>2</sup>

Jahresniederschlag: 990,1 l/m<sup>2</sup>

stärkster Niederschlag: 14,1 l/m<sup>2</sup> in 0,5 Stunde am 27. 06. 01  
29,4 l/m<sup>2</sup> in 10 Stunden am 30. 06. 01

Tage ohne Niederschlag: 123 Tage keine Messung: 38 Tage

Schneefall: 20. 01. / 2. 02. / 3. 02. / 15. 04. / 24. 12. / 26. 12

Trockenperioden  $\geq$  10 Tage; 20. 05. – 31. 05. = 12 Tage  
23. 07. – 2. 08. = 11 Tage

Klaus Mönch

# SOMMERREGEN

*Verhangen ist des Himmels Blau,  
in Schleierwolken taucht die Sonne ein,  
die Hitze flieht,  
ein frischer Wind weht übers Land,*

*der treibt voran mit starker Hand  
die Wolkentürme, weiß und grau,  
die ersten Tropfen fallen kalt herein,  
der Sommer flieht!*

*Gewitter zieht  
in schwefelgelbem Wolkenband,  
aus Wind wird Sturm, der bläst sehr rau,  
die Vogelschar duckt sich im Hain.*

*Der Regen rauscht. Die Blitze schlagen ein,  
der Donner zieht  
vorüber. Hell am Himmelsrand  
die Sonne! Und die Luft wird lau.*

*Helga Engelhard*

# Vögel an der Mühlenstraße



Zwischen der Mühlenstraße und dem Hülsenbergweg in Lintorf befindet sich hinter den Häusern ein Grünzug. Er ist an den Rändern mit Sträuchern und Bäumen bepflanzt. Nach über 30 Jahren ist alles zugewachsen. Dieses Gebiet ist, obwohl es von Häusern eingeschlossen ist, im Laufe der Jahre ein Vogelparadies geworden. Es herrscht hier eine nicht vermutete Artenvielfalt. Mindestens 9 Vogelarten sind ständig zu sehen, die meisten ziehen hier auch ihre Brut groß. Wieder andere Vögel sieht man hier auf Nahrungssuche, hinzu kommen Zugvögel, die sich nur im Sommer hier aufhalten, z.B. Bachstelzen, Schwalben und Stare. Wieder andere Vögel sieht man im Herbst und Winter an den oft zu reichlich angebotenen Futterplätzen.

Die Elstern besuchen, meist in Familien, das Gebiet regelmäßig. Diese schönen Vögel suchen die Wiese nach Insekten und Würmern ab. Manchmal finden sie auch Abfälle an den Müllcontainern. Ein Graureiher kommt ab und zu vorbei, um einen kleinen Gartenteich zu inspizieren. Trotz langen Wartens im Teich hat er anscheinend noch nie etwas gefangen. Die Stockenten suchen wohl nach Nistplätzen, vor Jahren hat einmal eine Ente hier gebrütet.

Im Herbst und Winter sieht man die verschiedensten Meisenarten in Gruppen in den Bäumen nach Ungeziefer suchen. Oft sind sie von Kleibern und Goldhähnchen begleitet. Eine Augenweide sind die Stieglitze (Distelfinken) mit ihrem buntgefleckten Federkleid. Auch die Hähnchen der Dompfaffen fallen mit ihrem roten Brustgefieder auf. Ein seltener Gast ist, seitdem die nahegelegene Mühle nicht mehr in Betrieb ist, der Sperling geworden.

Hoffentlich bleibt uns diese Idylle erhalten und fällt nicht irgendeiner absonderlichen Idee zum Opfer.

Edi Tinschus

Art	Nistvogel	zeitweise
Amsel	x	
Blaumeise	x	
Buchfink	x	
Elstern	x	
Gartenrotschwanz	x	
Heckenbraunelle	x	
Kohlmeise	x	
Ringeltaube	x	
Rotkehlchen	x	
Bachstelze		x
Buntspecht, groß		x
Buntspecht, klein		x
Buntspecht, mittel		x
Dompfaff		x
Eichelhäher		x
Goldammer		x
Goldhähnchen		x
Graureiher		x
Grünfink		x
Grünspecht		x
Haubenmeise		x
Kleiber		x
Mehlschwalbe		x
Rauchschwalbe		x
Saatkrähe		x
Schafstelze		x
Schwanzmeise		x
Sperling		x
Star		x
Stieglitz		x
Stockente		x
Sumpfmeise		x
Türkentaube		x

**Uta Asher**, die Verfasserin des folgenden Beitrags, ist Mitglied des Literaturkreises ERA. Vierzig Jahre lebte sie mit ihrem Mann an der Kalkumer Straße in Lintorf in einem einst bäuerlichen Anwesen, das alte Lintorfer unter der Flurbezeichnung „Am Drüje Emmer“ kennen. Nach dem Tode ihres Mannes zog Frau Asher in ihre süddeutsche Heimat zurück. In der langen gemeinsamen Lintorfer Zeit machte Uta Asher Aufzeichnungen über ihre Beobachtungen der Flora und Fauna in unmittelbarer Nähe ihres Hauses, das inmitten von Feldern und in der Nähe des Waldrandes lag, der immerhin einmal bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts die Grenze des herzoglichen Wildpferdegestüts gewesen war. In Fortsetzungen sollen Frau Ashers Aufzeichnungen in den nächsten „Quecken“ veröffentlicht werden:

## Wie ein Paradies

Eine lange Zeit leben wir schon hier, weit über 30 Jahre, und die können einen ein ganzes Stück weiterbringen. Mir hat diese Zeit die Augen geöffnet für das Leben, das um uns herum stattfindet. Nicht sehr auffällig für den, der nur seinen Alltag sieht und sich selbst. Man könnte es auch ohne weiteres übersehen, wenn man Gardinen vor die Fenster hängt oder Sessel und Couch so stellt, dass man der Aussicht den Rücken zukehrt.

Aber das haben wir nicht getan. Uns hat die Lage des Hauses vom ersten Tag an fasziniert. Es liegt inmitten von Feldern, die im Westen an einen Wald grenzen, und ist nur im Osten durch einen pappelgesäumten Fahrweg mit der Straße verbunden. Früher war es ein einfacher Bauernkotten, der nach dem Krieg in ähnlicher Form wieder aufgebaut wurde. Nicht irgendwo in einem menschenleeren Gebiet, nein, in der Nähe des Ortes, in weiterer Umgebung von Großstädten am Rande des Industriegebietes. Geografisch gesehen am Niederrhein in ozeanischem Klima.

Die erste Berührung mit dem Neuen fand statt, als ich in der allerersten Zeit im Schlafzimmer im ersten Stock die Betten machte und mich zwischendurch zum Fenster hinauslehnte, um in den Garten zu schauen. Der Garten ist eigentlich eine Wiese mit einzelnen wenigen Beeten, die ohne Zaun oder Gatter ins Feld übergeht, darauf verteilt verschieden hohe alte Birnbäume und, am ein wenig abschüssigen Stück nach Westen, zwei riesige Niederrheinweiden. Ich sah hinaus und musste mühsam einen Aufschrei unterdrücken, denn da un-

ten, in der Luftlinie höchstens sieben bis acht Meter von mir entfernt, stand ein Rehbock mit zwei Ricken und schnupperte an den Astern, die ich in die eingelassenen Terrassenkästen gepflanzt hatte. Die feuchten Nasen, die glänzenden Augen, das glatte braune Fell waren fast zum Greifen nah. Sie fühlten sich sicher, selbst als der Hund des Nachbarn im Zwinger bellte, sicherten sie nur kurz und schnupperten weiter. Dann entfernten sie sich gemächlich auf ihren zierlichen Hufen über das längst abgeerntete Feld. Erst knapp vor dem Waldrand begannen sie zu laufen, setzten in hohen

Sprüngen über den Zaun und verschwanden zwischen den Kiefern im Unterholz. Dieser Wildzaun war auch kein Hindernis für Wildschweine, die in einer Nacht das Feld an einzelnen Stellen bis an die Gartengrenze zerwühlten hatten. Wir hatten sie nicht selbst gesehen, waren aber in der Nacht von wütendem Gebell aufgewacht. Am nächsten Tag verhandelte der geschädigte Bauer in Hörweite mit dem zuständigen Förster über den Schadensersatz.

Am Anfang hielten wir doch wahrhaftig alles, was auf vier Beinen, langen Ohren und weißem Pürzel durch den Garten oder übers Feld



Feldhase

lief, einfach für „Hasen“. Aber nicht lange, dann merkten wir, dass ein großer Unterschied zwischen Hasen und Kaninchen besteht. Hasen sausen in langen Sprüngen dahin, legen sich platt mit angelegten Ohren in eine flache Sasse einfach auf die Erde, wo sie einen weiten Überblick haben und sofort, wohl auch an der Erderschütterung, merken, wenn sich Mensch oder Tier nähert. Ihre Tarnfarbe ist so vollkommen, dass man sie auch aus der Nähe nicht wahrnimmt und zu Tode erschrickt, wenn sie knapp vor einem aufspringen. Sie rennen in langen Sätzen, wie aus der Pistole geschossen, davon. Sie haben lange Ohren, Lauscher genannt, mit einer hellen Spitze, die ein dunkler Tupfer ziert. Und, was uns sehr verwundert hat, sie fressen im Garten nichts ab, scharren höchstens nach Wurzeln. Während Kaninchen eine besondere Vorliebe für Stiefmütterchen in Schalen und Kästen haben, auch für besonders schöne Blumen in den Beeten, von Gemüse ganz zu schweigen. Weshalb mögen sie bloß nicht die saftigen Löwenzahnblüten und -Rosettenblätter, von denen es hunderte auf unserer Wiese gibt. Außerdem leben sie in Höhlen und kommen nur zur Futtersuche heraus oder um sich in der Nähe des Baues an der Sonne zu wärmen. Hier am Graben, der in weitem Bogen zwischen Feldern zum Wald hinüber zieht – er wurde vor dem Absinken des Grundwassers als Drainage angelegt – kann man viele ihrer Gänge sehen, die zu dem verzweigten Höhlensystem führen. Unverwechselbar sind ihre viel kürzeren Ohren, das Gehoppel und die Tatsache, dass sie viel kleiner sind als die Feldhasen.

Obwohl die Kaninchenkinder aller Altersklassen, die den Garten bevölkern, zu possierlich sind, wurde es uns bald zu dumm, denn jeden Morgen stand ich wieder traurig vor den neu abgeknabberten Knospen oder Blüten. Aber was kann man gegen diese niedlichen Tiere anderes tun, als um die einzelnen Beete mehr oder weniger hohe Maschendrahtzäune anzubringen. Doch ein wirklich ausreichender Schutz waren sie leider nicht, denn mit ein bisschen Scharren in dem sandigen Boden waren sie leicht zu unterkriechen.

Das Reduzieren auf ein erträgliches Maß übernahm eine schreckliche Seuche, die Myxomatose, der diese armen Wesen in Massen zum Opfer fielen. Seit Jahren ist sie nicht mehr aufgetreten, es könnten auch nur mehr ganz wenige Kaninchen durch sie eingehen, denn die Nachbarkatzen halten sie kurz.

Die Feldhasen, das ganze Jahr über einzeln zu sehen, flitzten zur Paarungszeit im Vorfrühling oft bis zu acht hinter der Häsin mit känguru-ähnlichen Sprüngen haken-schlagend über die Felder. Kaum sah man hin, waren sie schon wieder ganz woanders. Es erübrigt sich zu sagen, dass auch hier die Hasen nun zu den bedrohten Tierarten gehören.

Ein junger Feldhase, dem es nach wochenlangem Regen im mittlerweile hohen Gerstenfeld zu nass und ungemütlich war, kam immer wieder auf unsre kurzgemähte Wiese, sauste wie verrückt im Kreis um die Beete und sprang zwischendurch mit schnalzenden Hinterläufen in die Luft, ein paar-mal überschlug er sich dabei, kam aber blitzschnell wieder auf die Beine.

Die Felder ringsum ermöglichen einen freien Blick und unsre Augen stellten sich sehr schnell auf die Weite ein. Reichten sie nicht,

etwas sich Bewegendes in großer Entfernung zu erkennen, nahmen wir das Fernglas zu Hilfe, das bald immer zur Hand war.

Kraftlos aufs dünnbeschnittene, hartgefrorene Feld niedergegangene Graugänse, dreizehn bis fünfzehn Tiere, waren es einmal vor Jahren, die wir tagelang beobachteten. Zuerst bewegten sie sich kaum, ganz langsam begannen sie nach Stunden eine nach der andern, fast liegend, die von Schnee und Eis teilweise bedeckten Büschel Wintersaat anzuknabbern. Offenbar kehrte nach Stunden allmählich ihre Kraft zurück, denn beim nächsten Hinschauen hatten sie sich watschelnd schon ein Stück weiterbewegt. Tagelang blieben sie in Sichtweite, sahen von ferne wie eine geschlossene graublau Masse aus auf einem der umliegenden Felder, bald ein vertrauter Anblick. Ich sah sie nicht endgültig wegfliegen, eines Tages waren sie verschwunden. Ich hätte gerne gewusst, ob sie beim Auffliegen sofort ihre Keilformation bilden. Die Erinnerung an den ersten Herbst hier wachte wieder auf, als hoch über dem Haus ein Keil Wildgänse dahinflog, in wellenförmigem Flug gegen den Wind ankämpfend, mit seltsam klagenden Schreien, wohl hinüber zum Rhein, an dessen Lauf sie sich nach Süden orientierten, ihrem fernen Ziel zu.



Graugänse mit Jungen



Wacholderdrossel

Diese großen Pulks verschiedener Vögel, die auf ihrem Weg vom oder ins Winterquartier hier einfallen! Goldammern in Mengen, die über die grob umgepflügten Felder trippeln und nach Würmern oder Insekten suchen, von weitem als winzige, fließende Bewegung mehr zu ahnen als zu sehen, nur auffallend durch die leuchtende Farbe. Eine Schar Krammetsvögel tat uns einmal den Gefallen, im Garten Rast zu machen. Dass sie so groß sind, diese Wacholderdrosseln, war mir bis dahin nicht klar. Viel größer als unsere vertrauten Singdrosseln, die wir öfter aus der Nähe beobachten können, wenn sie mit schräggelegtem Kopf lauschen, dann blitzschnell ins Gras hacken und einen Regenwurm hervorziehen, der sich um ihre Schnäbel ringelt.

Eine der Wacholderdrosseln bewegte sich schwerfällig, ein Bein war quer zur Seite geknickt, wohl nach einer Verletzung falsch zusammengewachsen. Wir sahen, dass die andern später aufflogen und sie verließen. Doch nach einer Weile kam eine zurück und ging nahe bei ihr nieder. Als ob sie ihr gut zugeredet hätte, starteten sie bald darauf gemeinsam und flogen auf. Kaum waren sie in der Luft, sah man nicht mehr, welche die verletzte war, ihr Flug war unbehindert.

Eine in die Tausende gehende Wolke kleiner Vögel, hin und her wogend, bevor sie auf das nahe Feld niederging, entpuppte sich als Riesenschwarm von Bergfinken, eine Menge, die an alttesta-

mentarische Heuschreckenplagen erinnerte. Nur dass diese wunderschönen lebhaften Tiere mit der orangeroten Brust und auch sonst buntem Gefieder ein äußerst erfreulicher Anblick waren. Von Verwandten aus Bayern hörten wir, dass sie auch dieselbe Beobachtung gemacht hatten. Die Vogelwarte bestätigte eine außergewöhnlich große, lange nicht registrierte Population in diesem Jahr.

Sehr lange ist es her und wiederholte sich all die Jahre nicht, dass die Wiese nah am Haus bedeckt war von einer Menge größerer Vögel mit getropftem Gefieder, sie sahen aus wie riesige Stare, und



Bergfink im Sommer- und im Winterkleid

das waren sie auch, nur in einer bei uns sehr selten durchziehenden Art, nämlich sibirische Tannenhäher. Wo mögen sie hergekommen sein und wohin weitergezogen? Wie oft habe ich mir gewünscht mitzuziehen, um diesen Geheimnissen auf die Spur zu kommen.

Rebhühner gibt es hier seit Jahrzehnten nicht mehr. Bevor ich sie das erste Mal im sandigen Boden unter dem Fliederbusch picken und scharren sah, diese kleinen rundlichen Hühnervögel mit dem grauen Brustschild, hörte ich ihr Scharren im Feld und erschrak, weil einige hintereinander knapp über dem Getreide an mir vorbeisegelten, um auf der anderen Seite des Weges wieder ins Feld niederzugleiten. Das typische Scharren hörten wir viele Sommer lang, bekamen sie aber durch das hochstehende Getreide nicht oft zu sehen.

Dafür zeigten sich oft Fasanen, die manchmal scheu, oft ungeniert über die Wiesen stolzierten. So vertraut sind sie uns und so oft im Garten, dass wir einen kleinen Aufgang zwischen dem Staudenbeet und dem Alpinum „Fasanenstiege“ nennen, weil das ihre Lieblingsroute ist. Schillerndgrün und kupferfarben mit hellem Halsring und prächtig langen Schwanzfedern sind die Hähne, kleiner und unauffällig tarnfarben die hinterherziehenden Hennen. Zur Balzzeit holten sich die Hähne etliche Hennen zusammen, über die sie eifersüchtig wachten, sie aufgeplustert umkreisten und gegen Rivalen verteidigten. Manchmal zog eine Henne mit ihrer Kinderschar im Gänsemarsch an der Feldgrenze entlang und verschwand wieder im Gerstenfeld. Diesen Anblick gibt es jetzt nicht mehr, denn die Fasanen sind hier nicht richtig heimisch. Sie wurden in Fasanerien vorgezogen, dann hier im Jagdrevier ausgesetzt, wo sie sich einige Monate frei bewegten, um dann als Flugwild gejagt zu werden. Diese Methode fanden wir alles andere als waidmännisch, sie wurde eines Jahres wieder aufgegeben. Doch sie bestimmten etliche Jahre das Bild. Jeweils einige überlebten die spätherbstliche Treibjagd, und man sah sie im Winter einsam dahinziehen. Im vergangenen Sommer war ein

letzter Hagestolz hier daheim, der keine Henne fand. Morgen für Morgen krächte er uns wach, so nahe auf einer Erhebung vor den Schlafzimmerfenstern, dass man das Flügelschwirren nach jedem Trompetenstoß hörte. Erst nach Wochen gab er auf, wir haben ihn lange nicht gesehen. Vergangen die Zeit, als etliche von ihnen wie Hühner auf der Stange auf den ausladenden Ästen der alten Weiden übernachteten.

Diese Bäume sind schon lange gefällt, weil sie hohl waren und bei Sturm umzustürzen drohten. Vorher waren bei jedem Unwetter mächtige Äste abgebrochen und gefährlich nah abgestürzt, von den vielen kleinen Zweigen das ganze Jahr über gar nicht zu reden. Es war ein schlimmer Tag, als die Riesen nun dalagen und die Stämme zersägt wurden. Das Haus stand plötzlich nackt und schutzlos da. Auf einmal lag es in der hellen Sonne, die ersten Strahlen kamen nicht erst am Nachmittag um drei auf die Terrasse.

Diese sehr erfreuliche Veränderung bezahlten wir mit dem Verlust von Nistplätzen für viele Vögel, die in den Bäumen gebrütet hatten. Und die Käuze und Eulen, die hier daheim gewesen waren, waren bald verschwunden. Nie mehr würde in den warmen Sommernächten, wenn wir mit einem kleinen Windlicht auf der Terrasse saßen, der riesige Waldkauz lautlos über uns kreisen, um die Nachtfalter zu fangen, die das schwache Licht angelockt hatte.

Diesen großen Vogel sah ich einmal auf der Weide sitzen, an einer Stelle, an der sich der Hauptstamm gabelte. Dort musste ein großer Hohlraum sein, denn vor meinen Augen war er plötzlich verschwunden. Als er nach kurzem wieder zu sehen war, hatte ich das Fernglas zur Hand, sah seinen großen, runden Kopf, seine Bernsteinaugen, von Zeit zu Zeit von den trägen Lidern bedeckt. Sein geflammtes Gefieder glänzte in der schrägen Morgensonne. In dieser Baumhöhle müssen viele Generationen von Waldkäuzen ausgebrütet worden sein, immer wieder fanden wir im Garten „Gewöllekugeln“.

Die Tagvögel geraten in große Aufregung, wenn sie einen Nachtjäger am Tag in einem Baum entdecken. Sie „hassen auf ihn“, das heißt, sie zetern und lärmen, um ihn zu verjagen. Durch nicht enden wollendes Amselgegacker, Herumflattern und -schwirren wurde ich eines Morgens aufmerksam. Irgendetwas musste auf dem Birnbaum sitzen, was die Vögel so erboste, doch ich konnte in dem dichten Laub nichts erkennen. Erst als ich am Stamm stand, hörte der Vogellärm auf und die Amseln flogen weg. Da saß ein dicker, unförmiger, fast weißer Wollknäuel auf einem Ast nah beim Stamm, kaum als Vogel auszumachen. Durch die plötzliche Stille aufgeschreckt, drehte sich der obere Teil des Knäuels wie auf einem Gewinde herum und zwei Bernsteinaugen blickten mich an. Obwohl ich dastand wie festgewurzelt, war dem Kauzbaby mein Anblick nicht ganz geheuer und es flog davon.

Das schaurige „Huhuuu, Huhuhhh“ in Vollmondnächten, das viele gruseln lässt, war uns sehr vertraut und machte mich sofort hellwach. Am Fenster stehend sah ich dann einen lautlos gleitenden Schatten im Laub des Baumes verschwinden oder auf dem Telegrafmast landen, wo er lange Zeit bewegungslos saß, bis sich irgendetwas auf der Erde bewegte und er hinunterstieß, um es zu er-

legen. Das Aufquietschen seiner Beute, nachts oft gehört, zeigte, dass es ihm gelang, und er und seine Jungen nicht zu hungern brauchten.

Eine nächtliche Tierstimme konnten wir uns nicht erklären. Kein Vogelbuch, in denen ja auch die Stimmen oder Lieder der Vögel beschrieben sind, konnte es uns erklären. Ein wirklich erschreckendes, ja unheimliches Röcheln und Kläffen, das einem, wenn man aus dem Schlaf aufgeschreckt wird, unter die Haut geht. Zuerst dachten wir an einen nächtlich jagenden Fuchs, aber da sich das Geräusch gleichmäßig entfernte, konnte es wohl doch nur ein Vogel sein. Die Beschreibung der Waldohreule passte am ehesten dazu, aber die gibt es wohl hier bei uns nicht, das Geheimnis bleibt also ungelöst.

Im Abenddämmern, im letzten „Büchsenlicht“, entdeckten wir auf dem besagten Telegrafmast eine schlanke Vogelgestalt, nicht zu verwechseln mit dem mächtigen Waldkauz. Sollte sie mit denen zu tun haben, die uns nächtelang in Bewegung hielten, weil wir von einem Fenster zum anderen liefen, weil wir herausbekommen wollten, wer uns stundenlang am Weiterschlafen hinderte? Eins war klar, das rings ums Haus, von einem großen Baum zum anderen



Waldkauz und Steinkauz

führende Pfeifen, Fliegen, Betteln konnte nur von jungen Nachtvögeln kommen, die von ihren Eltern die Anfangsgründe der Nachtjagd beigebracht bekamen. Es waren helle Nächte damals, wir sahen genau, wie die drei Jungvögel immer wieder einen Stellungswechsel vornahmen, sie sich gegenseitig nachflogen zu einer der großen Hainbuchen, die ringsherum standen, und wieder zurück zu den Weiden. Satt wurden sie sicher noch nicht durch das, was sie selbst gefangen hatten. Außer ein paar dicken Nachtfaltern konnten sie nicht viel erwischt haben, denn das grelle Pfeifen und Betteln sollte die Alten erweichen, ihnen etwas in den Schnabel zu stopfen. Sie ließen sich durch nichts irritieren, selbst unser lautes Klatschen und Rufen – nach der dritten fast schlaflosen Nacht waren wir schon recht zermürbt – verscheuchte sie nicht.

Sehr fremd sehen Steinkäuze aus. Im Dämmern bei Musik im fast dunklen Zimmer sitzend, sahen wir gegen den noch schwach erhellten Westhimmel auf einem der kahlen Birnbaumäste die Umrisse von zwei kleinen, seltsamen Vögeln. Höchstens amselgroß waren sie, wirkten wie Kugeln auf hohen Beinen. Dabei knicksten sie aufgeregt, es war März und Balzzeit. Wo mögen sie ihre Jungen ausgebrütet haben, waren die alten Weiden auch ihre Kinderstube? Immer wieder fanden wir nach stürmischen Nächten zerschmetterte Vogeleier darunter liegen.

Da hatte es das Blaumeisenpaar schon besser, das einen der Brutkästen am Birnbaum angenommen hatte und dort etliche Jahre Unmengen an Vogelkindern in Sicherheit bis zum Flüggewerden großzog. Es war wohl immer die nächste Generation, die dort brütete. Das erste Mal, als es im Kasten ganz fein, fast unhörbar fiepte, hatten wir uns vorsichtig zurückgezogen, um sie nicht zu beunruhigen. Doch dann kamen heiße, schwüle Tage, die nur im luftigen Schatten dieses Baumes angenehm waren. Also brachten wir Tisch und Stühle dorthin und stellten fest, dass nach kurzer Pause das Rein und Raus unverändert weiterging, nur ein kleines Stück über unseren Köpfen, man

hatte fast Sorge, dass ein fetter Wurm in der Kaffeetasse landen könnte.

Ausgerechnet an einem Sonntag, an dem man die meiste Zeit im Garten ist, wurden sie flügge. Sonst hätte vielleicht niemand die Unruhe und das Geschilpe im Vogelkasten und die Aufregung der Eltern bemerkt, die der großen Nestflucht vorausgingen. Immer wieder guckte der kräftigste der Brut unternehmungslustig aus dem Guckloch, sicher war er auf seine Geschwister gestiegen. Beim x-ten Hinauslugen wagte er sich zu weit vor, vielleicht drängte der nächste nach, verlor das Gleichgewicht und konnte sich nicht mehr halten. Mehr torkelnd und fallend als fliegend erreichte er die Erde. Ob er im Gebüsch oder im Gras gelandet war, konnten wir nicht sehen, denn schon erschien oben am Loch das nächste Kerlchen. Und so ging es in atemberaubendem Tempo, bis alle sieben draußen waren. Wie es möglich ist, dass aus allen, doch in

Tagesabständen gelegten und dadurch auch unterschiedlich lange bebrüteten Eiern die zu verschiedenen Zeiten geschlüpften Vogelkinder am selben Tag das Nest verlassen, und wie die Eltern ihre unerfahrenen Kinder die erste Zeit im Auge behalten und sie bei der Futtersuche anlernen, ist mir unerklärlich. Es kann ja nicht alles durch den Instinkt gelenkt sein.

Außer Amseln, die ja fast schon Haustiere sind, so eng haben sie sich den Menschen angeschlossen, hat uns kaum ein Vogel seine Jungen aus der Nähe so intensiv beobachten lassen. Diese bittenden Geschöpfe mit ihren noch gelben Wulstschnäbeln, mit ihrem durchdringenden Gefiepe, die die Alten fast umrennen vor Gier! Dabei wirken sie in ihrem aufgeplusterten, flaumigen Gefieder fast größer als die abgehetzt und ungepflegt aussehenden Eltern, die unentwegt Regenwürmer aus der Wiese ziehen und Insekten nachjagen, die ihnen sofort weggerissen werden. Sie verständigen



Blaumeise



Rotkehlchen

sich, sind sie nicht in Sichtweite zueinander, durch ein hohes, ziehendes, für uns kaum hörbares Fiepen, auf das sofort geantwortet wird. Taucht eine Gefahr auf, gackern die Alten sofort aufgeregt und warnen dadurch die Jungen, die unbeweglich hocken bleiben, ohne sich zu rühren, bis die Entwarnung kommt, wenn Katze, Eichelhäher oder eine Bussardsilhouette wieder verschwunden sind.

Gefräßig sind sie schon, die Amseln, und im Winter ärgert man sich oft, wenn sie andere Vögel verjagen oder gar nicht ans Futter lassen. Die einzigen, die sich kaum von gelegentlichen Seitenhieben mit dem Schnabel schrecken lassen, sind die Haus- und Feldsperlinge, die ungerührt weiterpicken, höchstens einen kleinen Hopser weg machen. Aber, eine traurige Entwicklung, in den letzten Jahren sind die Spatzen nicht mehr bei uns aufgetaucht, nie hätte man gedacht, dass sie, die früher häufigsten Vögel, fast aussterben würden. Es muss sich etwas grundsätzlich Spatzenfeindliches ereignet haben.

Sehr standorttreu sind die Rotkehlchen, die wir im Winter mit einem speziellen Weichfutter verwöhnen, ihre spitzen Schnäbel sind typisch für Insektenfresser und für die dicken Körner im übli-

chen Mischvogelfutter wenig geeignet. Leider machen sich andere Kostgänger auch sehr gerne darüber her, verdenken kann man es ihnen nicht.

Im frühen Frühjahr aber ist aller Ärger verfliegen, wenn das süße Amsellied in den leichten Morgenschlaf dringt und einen mit Wohlgefühl aufwachen lässt. Dieses Jubilieren, das Singen, Flöten, Zwitschern, das Auf- und Abschwollen der verschiedenen Vogelstimmen in der Morgenfrühe, fast noch in der Dämmerung, ist unbeschreiblich schön, Frühling schlechthin.

Anfangs hatte ich gehofft, bald alle Vogelstimmen erkennen zu können, mit Sicherheit zu wissen, welche Stimme und welches Lied zu welchem Vogel gehört. Leider gelang es mir nur unvollkommen, es braucht dazu wohl ein viel besseres musikalisches Gehör. Selbst wenn ich das Glück hatte, einen Vogel, den ich kenne, beim Singen zu beobachten und meine, es endlich zu wissen, bin ich beim nächsten Mal unsicher, zu ähnlich klingen viele Lieder. Natürlich weiß ich, wie eine Amsel singt, die Singdrossel mit ihren sehr vielfältigen Liedern erkenne ich, den Buchfink, die Heckenbraunelle, das Rotkehlchen, kann das Schäckern der Elster vom rauen Ruf des Eichelhähers und der Krähe unterschei-

den. Aber bei den Sommervögeln, die man selten in Ruhe betrachten kann, da sie meistens im Laub der Bäume herumhuschen, kann ich mich nicht oder kaum zurechtfinden. Und gerade sie haben die schönsten Lieder. Nicht nur die Stimmen kann man sehr schwer unterscheiden, auch das Aussehen, denn viele sehen sich sehr ähnlich, sind beim schnellen Hinsehen fast identisch. Unterscheide einer einmal den Fitis vom Zilpzalp, wenn der einzige Unterschied im Aussehen nur darin besteht, dass der eine rötliche, der andere grauschwarze Beine hat! Und wenn man einen der beiden ganz nahe singen hört und mit dem Fernglas die vermutete Richtung geduldig absucht, muss man schon großes Glück haben, ihn zumindest davonhuschen zu sehen, aber die Farbe der Füße hat man bestimmt nicht erkannt. In die Wissenschaft der verschiedenen Pieper, Sänger, Schwirle bin ich leider nicht eingedrungen.

Ein Erlebnis macht mich heute noch traurig, obwohl es schon etliche Jahre her ist. Beim Ausrechnen der abgeschnittenen Brennnesseln am Übergang zum Grabenrand piepste es aufgeregt und in Panik. Ich konnte lange nicht erkennen, woher es kam. Bis ich merkte, dass an einer Zinke der Bambusharke ein kleines, rundes Grasknäuelchen hing, aus dem es so alarmierend tönte. Ein Kugelnest! So vollkommen getarnt, dass es so gut wie unsichtbar war. Vorsichtig bettete ich es wieder zwischen die Stoppeln, richtete die Pflanzen ringsum sorgsam auf und beobachtete eine halbe Ewigkeit aus gebührender Entfernung, ob ein Elterntier es wieder annahm, aber nichts rührte sich. Als ich nach Stunden wieder nachsah, war aber auch gar nichts zu hören, kein Piepsen, nichts. Es war aufgegeben worden, hatte keine Chance gehabt. Seltsamerweise sah man nicht einmal eine Schlupföffnung an der winzigen Kugel. Ich hatte nicht den Mut, die Kugel zu öffnen, auch nach Wochen nicht. Ich weiß nicht, welchem Vogelkind ich da zum Verhängnis geworden bin.

(Wird in der nächsten Ausgabe der „Quecke“ fortgesetzt)

Uta Asher

# Heinrich von Lintorf

## War er der Verfasser des Weberschlacht-Liedes? Erkenntnisse zum Kölner Stadtschreiber

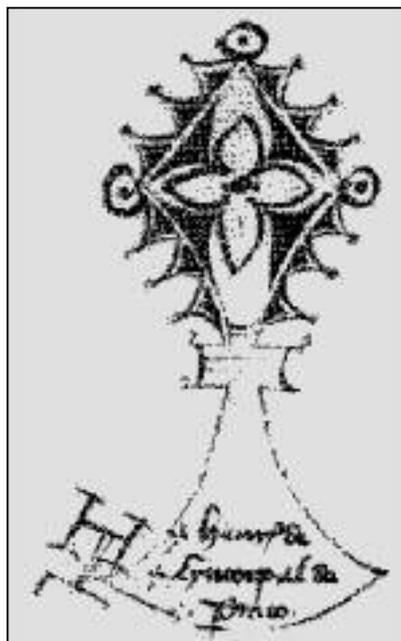
Der Stadtschreiber und Notar Henricus de Lyntorp alias de Prato, der in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts mit erheblichem Einfluss die Geschicke und Finanzen der freien Reichsstadt Köln mitgelenkt hat, wirft noch heute einige Fragen auf; Herkunft und Schaffen dieses Mannes sorgen immer noch für Rätsel. Zwar hat sich ein 1955 in der „Quecke“ erschienener Artikel mit dem Titel „Heinrich von Lintorf. Kölner Stadtschreiber und Notar, Spielmannsdichter des Mittelalters“ mit dem großen Sohn Lintorfs beschäftigt, doch werfen einige Thesen dieser Arbeit Fragen auf.

Hier heißt es beispielsweise über die Herkunft Heinrichs, er komme aus Lintorf, ferner, es sei „damals üblich [gewesen], dass die nachgeborenen Söhne adeliger Geschlechter sich dem geistlichen Beruf zuwandten.“<sup>1)</sup> Diese Annahme ist nicht zwingend; Notare und Schriftgelehrte mussten nicht unbedingt adligen Geschlechtern entstammen<sup>2)</sup>. Es wird konstatiert, Heinrich könne nur von dem einzigen adligen Gut, „das sich im Mittelalter in Lintorf nachweisen lässt, Gut Helpenstein“<sup>3)</sup> gekommen sein. Dafür lässt sich keinerlei Beweis finden. Auch auf dem Schelengut (Beekerhof) könnte Heinrich von Lintorf geboren oder beheimatet gewesen sein. Dort schließlich war schon seit dem frühen 14. Jahrhundert die Familie Sche[e] ansässig, eine Linie des adligen Geschlechtes Vittinghoff aus Essen, und der Hof war Gerichtstätte der Honschaft Lintorf. Helpenstein sei der einzige adlige Herrschaftssitz in Lintorf gewesen, ist falsch. Die Register der St. Anna-Pfarrgemeinde geben Auskunft über die Tatsache, dass die Bewohner des Beekerhofes sogar das Privilegium besaßen, innerhalb des Kirchengebäudes bestattet zu werden. Die Helpensteiner hatten dieses Vorrecht beispielsweise nicht.

Warum also hätte Heinrich nicht auch Mitglied der Familie vom Beekerhof und ein Vorfahre von

Arnt<sup>4)</sup> oder Robert<sup>5)</sup> Scheel gewesen sein können? Eine weitere Variable muss herangezogen werden: Vielleicht war er schließlich auch gar kein gebürtiger Lintorfer. Heinrich von Lintorf kann ebenso gut seinen Namen aufgrund einer Amtstätigkeit in der damaligen Lintorfer Pfarre St. Anna als Geistlicher erhalten haben. Heinrich aus Lintorf, der Priester und Gelehrte, könnte in Köln als Notar gearbeitet haben und vormals als Pfarrer in Lintorf tätig gewesen sein. Dies also eine andere Variante der Herkunfts-Frage Heinrichs. Die Vermutung, Heinrich von Lintorf sei einer der Herren von Helpenstein gewesen, muss als solche unbewiesen bestehen bleiben. Auch dass er ein Kleriker gewesen sein soll, ist kein eindeutiges Indiz.

Seinen künstlich angehängten Namen „de Prato“ (mittellateinisch „von der Wiese“ oder „aus dem Wald“) als Hinweis auf seine ländliche Herkunft oder speziell auf die Herkunft aus der „Waldgemeinde“ Lintorf zu betrachten, ist mehr als gewagt. Zumindest hat es in Köln kein „Haus Lyntorp“, ähnlich einem „Haus Weinsberg“<sup>6)</sup> oder anderen Bürgerhäusern, die etwas über die Namen oder die Herkunft ihrer Bewohner verriet, gege-



Notariatszeichen Heinrichs von Lintorf

ben. Das beweisen die Bürger- und Haushaltslisten der Stadt.<sup>7)</sup> Auch dass Heinrich dem anderen Lintorf bei Osnabrück entstammt, ist weitestgehend auszuschließen: Seine Sprache ist eindeutig dem kölnisch-rheinischen Einflussgebiet zuzuordnen.

Was also ist über den Stadtschreiber Heinrich wirklich bekannt? Geburts- und Sterbedaten sind nicht nachvollziehbar. Durch seine schriftlichen Arbeiten an den Kölner Stadtrechnungen ist er zwischen 1355 und November 1387 eindeutig belegt<sup>8)</sup>. Seine Doppelfunktion als geschworener Notar

- 1) VOLMERT, Theo: Heinrich von Lintorf. Kölner Stadtschreiber und Notar, Spielmannsdichter des Mittelalters, in: Die Quecke. Ratingen und Angerländer Heimatblätter Nr. 25 (1955), S. 4-6; vgl. auch DERS.: Lintorf, Berichte, Dokumente, Bilder aus seiner Geschichte von den Anfängen bis 1815, Ratingen 1982, S. 57.
- 2) An dieser Stelle möchte ich mich für sachdienliche Hinweise herzlich bedanken bei Herrn Dr. Wolfgang Herborn, einem Fachmann für das Kölner Zunftwesen, vom Institut für Rheinische Landeskunde der Universität Bonn.
- 3) VOLMERT (1982), S. 57.
- 4) Arnt Scheel trat 1473 der St. Sebastianus-Bruderschaft bei. (Siehe „Das Bruderschaftsbuch der St. Sebastianus-Schützenbruderschaft Lintorf 1464“, Dokumente 4, Lintorf 1996).
- 5) Robert Scheel wird im Register der Pacht- und Rentengüter des Stiftes Werden (1474 - 1477) erwähnt: *van des Duven gude in Lintorf, Robbert Scheelen*.
- 6) Nicht nur in Köln, im Spätmittelalter mit etwa 40.000 Einwohnern größte deutsche Stadt, war es üblich, Häuser nach ihren Bewohnern zu benennen. Über diese Verhältnisse und insbesondere über die Geschichte des Hauses Weinsberg geben die Tagebücher und Chroniken des Kölner Bürgers Hermann von Weinsberg (1518 - 1597) detailliert Auskunft. Sie gelten immer noch als eine der umfangreichsten und detailliertesten Quellen zur Alltagsgeschichte Kölns in der Frühen Neuzeit. Ein „Haus Lyntorp“ ist in den Kölner Verzeichnissen des Spätmittelalters jedoch nicht zu finden.
- 7) Vgl. Fußnote 2.
- 8) Vgl. STEIN, Walther: Verfassung und Verwaltung der Stadt Köln, 1. Bd., Bonn 1893, S. 123.

der Kurie einerseits und als Schreiber und Kanzleibeamter von kaiserlicher Autorität andererseits erscheint verwirrend nicht zuletzt dadurch, dass er mal beide Aufgaben gleichzeitig ausführte und mal wieder für einige Jahre nur eine von beiden wahrnahm. In der städtischen Kanzlei Kölns war er seit 1367 tätig, die Stadtrechnungen zwischen 1370 und 1387 stammen ausschließlich von Henricus de Lyntorp<sup>9</sup>. Nach dem 17. Juni 1375 bezeugen keine Schriften mehr eine Tätigkeit Heinrichs für die Kurie; fortan bezeichnete er sich nur noch als kaiserlicher Notar. Nach 1387, einer Zeit, in der Heinrich angeblich in der Kölner Judengasse wohnhaft gewesen ist, gibt es keine schriftlichen Dokumente mehr aus dem Leben des Notars.<sup>10</sup>

Nun ist vielfach darüber gerätselt worden, inwiefern Heinrich auch als literarisch-historiographischer Autor tätig gewesen ist. Theo Volmert bringt ihn in seinem Aufsatz in Zusammenhang mit dem Lied der Weberschlacht („de weverslaicht“)<sup>11</sup>. Er hält seine Verfasserschaft an dem Versepos für wahrscheinlich. Den geschichtlichen Hintergrund der Liedschrift bildet der zwischen 1369 und 1371 entstandene Konflikt zwischen der Kölner Weberzunft und den Geschlechtern der Patrizier um die Vorherrschaft in der Stadt Köln. Das Lied „beginnt mit einem Be-

richt über die tumultuarische Unterbrechung des gesetzlichen Rechtsverfahrens gegen einen Straßenräuber, leitet über die Erzählung von der Gefangensetzung einer Anzahl Ratsherren wegen angeblich nachlässiger Vertretung städtischer Interessen hinüber zum Umsturz der alten und zur Aufrichtung einer neuen Verfassung, und teilt einiges über deren Wirksamkeit mit. [...] Es beschreibt den Kampf und die Niederlage der Weber und schließt mit einer Ermahnung an die wieder in den Besitz der Macht gelangten Geschlechter.“<sup>12</sup> Das Lied ist in Originalausgabe der Handschrift heute nicht mehr erhalten, so dass ein paläographischer Vergleich zwischen der Handschrift und den notariellen und amtlichen Aufzeichnungen Heinrichs nicht zu einem eindeutigen Ergebnis führen könnte. Heute existieren nur noch zwei spätere Abschriften aus dem 15. Jahrhundert.<sup>13</sup> Da wir keine Dokumente von Heinrich von Lyntorf im Bereich der Stadtrechnungen oder Urkunden nach 1387 mehr finden, ist es eher unwahrscheinlich, dass die Weberschlacht wirklich aus seiner Feder stammt. Denn inhaltlich lässt die Liedschrift darauf schließen, dass sie wesentlich später, vermutlich erst nach 1396, also nachdem Köln endgültig eine Zunftverfassung erhielt, entstanden sein müsste.<sup>14</sup> Eine zeitgenössische Autorenschaft oder gar die

Beschreibung eines Augenzeugen, der an den Ausschreitungen aktiv oder als Beobachter teilgenommen hat, ist hierbei gänzlich auszuschließen. Die Liedschrift ist also mindestens 15-25 Jahre nach den Weberunruhen geschrieben worden. Vermutlich, jedoch nicht bewiesenermaßen, war der Notar Heinrich zu dieser Zeit bereits gestorben.

Die Vorstellung, dass Lyntorp in seinen letzten Lebensjahren trotz alledem als Autor in Frage kommt, obwohl die „Person des Verfassers im Dunklen“ stünde<sup>15</sup>, wird wiederum durch verschiedene andere Aspekte gestützt: Erstens muss der Autor Kölner, gebürtiger oder zugereister, gewesen sein. Nicht nur Sprache und stadtkölnischer Dialekt, der eine große Vertrautheit mit dem dortigen Sprachgebrauch voraussetzt, sind Indikatoren, sondern auch die detaillierte Kenntnis der politischen und sozialen Strukturen dieser Zeit lassen vermuten, der Autor sei Kölner Bürger gewesen und dazu eingeweiht in Zusammenhänge der machtpolitischen Situation. Heinrich erfüllte alle diese Positionen. Zweitens hat Heinrich den Kampf der Weber auch in seinen Notariatsinstrumenten an fünf Stellen erwähnt<sup>16</sup> und dabei ähnliche tendenziöse Meinungen geäußert, wie es in der „Weberschlacht“ geschieht: Der Verfasser steht eindeutig auf Seiten der



Kölner Weberschlacht 1371. Holzschnitt aus der 1499 in Köln bei Johann Koelhoff gedruckten ‚Cronica van der hilliger Stat van Coellen‘

9) Ebd.

10) Ebd.

11) Vgl. auch diverse Sekundärliteratur: WEIMANN, Birgit: Die mittelalterliche Handschrift der Gruppe Manuscripta germanica, Frankfurt a.M. 1980; DOMEL, Georg: Die Zünfte in Köln am Ausgang des Mittelalters unter besonderer Berücksichtigung der Weberzunft und Weberschlacht, Köln 1923.

12) STEIN, Walther: Über den Verfasser des Kölner Liedes von der Weberschlacht, in: Hansische Geschichtsblätter (HGBII), Bd. 28, Leipzig 1899, S. 149ff.

13) Abschrift des Versepos „die weberschlacht“ unter: Manuscripta germanica oct. 26 im HSTA Frankfurt a.M. sowie in der Bibliothèque Nationale, Paris.

14) Vgl. STEIN (1899), S. 150.

15) Ebd.

16) Am 17. Dezember 1371, am 4., 18. und 25. Februar 1372 und am 23. November 1379, vgl. STEIN (1899), S. 150.

adligen Geschlechter und Patrizier und „hat für die Weber und ihr Verhalten nur Worte des Tadels und der Geringschätzung.“<sup>17)</sup>

Der dritte Fürspruch an einer Autorenschaft Heinrichs von Lintorf ist die Tatsache, dass das in mittelniederdeutscher Sprache<sup>18)</sup> geschriebene Lied nach seinem literarischen Charakter der Spielmannsdichtung angehört, und dass sich Heinrich zuweilen selbst – schon in Zeiten seiner Amtsausübung als Notar und Stadtschreiber – auch als Sänger und Spielmannsdichter bezeichnet. Wobei hier die Übersetzung des Begriffs *trufator* mehr als fraglich erscheint. Volmert bemerkt: „Überraschenderweise finden wir diese Bezeichnung in den sonst so nüchternen, sachlichen amtlichen Rechnungseintragungen! Die Eintragung vom 11. Februar 1377 heißt: *Henrico de Lyntorp trufatori pro 1/2 anno pro termino nativitatīs 100 mark.*“<sup>19)</sup> Heinrich legt hier sein Gehalt von 100 Mark für ein halbes Jahr schriftlich fest. Dass sich Heinrich an dieser Stelle selber als *trufator* bezeichnet, ist wirklich außergewöhnlich, schwanken doch die Bedeutungen dieses

Begriffs in der Übersetzung zwischen *Spieler, Dichter, Possenreißer, Jongleur, Hanswurst, fahrender Schüler* usw. bis hin zu *Betrüger, Lügner und Täuscher*.<sup>20)</sup> Die wohl zutreffendste Art der sinngetreuen Übersetzung des Begriffs führt uns eher in den Bereich der historiographischen und biographischen Sänger, die als Dichter, Literaten und umherziehende Schausteller Geschichten, Reime und Lieder von bestimmten Ereignissen der Öffentlichkeit darboten – den Moritatsängern und Bänkelsängern der Jahrmärkte des 17. bis 19. Jahrhunderts durchaus verwandt.

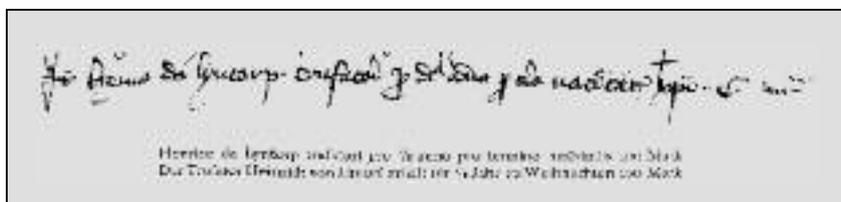
Es ist anzunehmen, dass Heinrich von Lintorf diese Eigenbenennung wohl auch in ironischer Absicht vorgenommen hat, um sich auch mittels provokativen Vokabulars ein wenig mehr in das Interesse der Kölner Öffentlichkeit zu stellen. Schließlich sah man ihn als Schriftgelehrten auch in der Tradition beispielsweise einer seiner Vorgänger, Gottfried Hagen, der vor dem Jahre 1300 die Kölner Reimchronik, eines der bedeutendsten Werke rheinischer Epik, verfasste. Doch sollte die Weber-

schlacht-Dichtung wirklich von Heinrich stammen, so ist es bei weitem kein Schriftgut, das einen Beamten von solch hohem Ansehen hätte kompromittieren können. Der *trufator*-Vermerk wäre insofern eher als Schelmenstück des angesehenen Notars zu beurteilen.

Doch alle Verweise und Vermutungen liefern insgesamt keinen festen Anhaltspunkt für die Verfasserschaft Heinrichs an der Weberschlacht-Schrift. Walter Stein beendet seine Überlegungen mit der Bemerkung: „Es ist selbstverständlich, dass hiermit ein Beweis für die Autorenschaft des Heinrich von Lintorf nicht geführt ist. Die vorstehenden Erörterungen bezwecken lediglich, eine Reihe von Beobachtungen mitzuteilen, die auf Lintorf als Verfasser hinzudeuten scheinen.“<sup>21)</sup>

So muss also das spätmittelalterliche Kapitel Heinrichs von Lintorf insgesamt in der Lintorfer Dorfgeschichte mit einem immerhin eindeutigen Fragezeichen beendet werden.

Bastian Fleermann



17) Ebd.

18) Volmert behauptet, das Lied sei in mittelhochdeutsch verfasst worden (1955/82).

19) VOLMERT (1982), S. 54.

20) Vgl. STEIN (1899), S. 160f.

21) a.a.O., S. 163.



**Kosmetik · Parfümerie**  
**Paßbilder und Fotoarbeiten**  
**Duft und Pflege internationaler Kosmetikfirmen**

**Konrad-Adenauer-Platz 5, 40885 Ratingen-Lintorf**  
**Telefon 02102/93394, Telefax 021 02/93395**  
**Internet: [www.wir-fuer-sie-parfuermerie.de/fuesgen](http://www.wir-fuer-sie-parfuermerie.de/fuesgen)**

# Ein bergischer Haushalt vor 300 Jahren

Das alte Hofgebäude von Gut Helpenstein und seine Bewohner um das Jahr 1700<sup>1)</sup>

Die Behauptung, dass ein Nachlass-Inventarium, also die reine Aufzählung hinterlassener Besitztümer, von nur geringem historischen Wert und keinem besonderen Interesse sei, muss im Fall des Rentmeisters und Mühlenbesitzers Jakob von Pempelfurt entschieden zurückgewiesen werden. Dieser verstarb am 17. Oktober 1701 auf Gut Helpenstein in dem rheinisch-bergischen Dorf Lintorf. Das Anwesen, bereits vor 1420 urkundlich erwähnt<sup>2)</sup>, war, seitdem die letzten männlichen Nachkommen der Familie von Helpenstein verstorben waren (1573), in Besitz der Familie Pempelfurt. Die Pempelfurter, eine angesehene Adelsfamilie, hatten einst einen Ratinger Bürgermeister hervorgebracht, und viele andere Familienmitglieder waren als Beamte und Richter im alten Herzogtum Berg tätig.

Zum Lintorfer Anwesen zählte zu dieser Zeit nicht nur die Wassermühle mit Bachlauf und zwei Stautischen, sondern zahlreiche Wirtschaftsgebäude, ein großes Backhaus, Scheunen und abgetrennte Gärten, ein Taubenschlag in Form eines Turmes und nicht zuletzt ein altes massives Hofgebäude aus Bruchstein. Dieses Wohnhaus wurde 1787 abgebrochen<sup>3)</sup>. Zwei Jahre danach war der Neubau des großen Fachwerkhauses, welches heute noch unverändert besteht, abgeschlossen. Bis dahin hatten die Gutsbesitzer oder -verwalter, Müller und Landwirte in dem Bruchsteinhaus gewohnt.

Die Ansammlung von persönlichen Besitztümern sowie von Geräten, Handwerkszeug, Baumaterial, Kleidung, Büchern und Schmuck, die Pempelfurt hinterlassen hat, bietet heute einen tiefen Einblick in die Haushaltsführung eines bergischen Hauses in der Zeit zwischen dem Friedensschluss in Westfalen (1648) und der Umwandlung des Kurfürstentums Brandenburg zum Königreich Preußen im Jahre 1701. Diese Entwicklungen, die als historische Rahmenbedingungen immer noch vor dem Hintergrund der unmittelbaren Kriegsfolgen zu sehen sind, waren zumeist in den ländlichen Regionen des Reiches von akuter Armut geprägt. Lintorf



Das Mühlengut Helpenstein im 18. Jahrhundert. Zeichnung von Anton Heinen

und auch die benachbarten Städte Ratingen und Kaiserswerth waren 1609 – 1614 im jülich-bergischen Erbfolgekrieg, 1618-1648 im Dreißigjährigen Krieg, 1668-1697 während der Einfälle französischer Truppen und auch noch weit bis in das 18. Jahrhundert von Durchmärschen oder Einquartierungen feindlicher Truppenverbände nicht verschont geblieben. Auch hatten Pest, Hungersnöte, Teuerung und Seuchen als unmittelbare Folgeerscheinungen der Kriege in diesen Landstrichen ihr Übriges getan. Taufregister und Sterberegister der Pfarrkirchen als frühe Form der empirischen Erhebung bieten Information über Leben und Sterben der Bevölkerung in dieser Zeit.

Doch mit Beendigung der französischen Einmärsche und Überfälle im Jahre 1697 kehrte für das Herzogtum keineswegs friedliche

Ruhe ein. Nachdem das Haus Berg im Jahre 1609 ohne männliche Nachkommen auszusterben drohte, stritt man über fünf Jahre um die Nachfolge der Herrschaft. Der Vertrag von Xanten (1614) regelte die Aufteilung zwischen den Streitparteien der Wittelsbacher, Brandenburger und Pfalz-Neubur-

1) Originaltitel des Aufsatzes: „Ein Inventar über einen bergischen Haushalt vor 200 Jahren. Mitgeteilt von W.“ in: Monatsschrift des Bergischen Geschichtsvereins, Jg. 24, 4/1917, S. 61, im Folg. zit. als „MBGV 1917“.

2) Vgl. FLEERMANN, Bastian: Mühlengut Helpenstein, in: Die Quecke (Bd. 68), 1998, S. 3 DERS.: Mühlengut Helpenstein. Portrait eines Baudenkmals, Ratingen 1997.

3) Vgl. STOCKFISCH, Carl/ STOCKFISCH, Wilhelm: Mein Tagebuch, Worms 1909-1926, ohne Seitenzählung, im Folg. zit. als „STOCKFISCH, 1909“.

ger. An den katholischen Pfalzgrafen von Neuburg fielen Jülich und Berg, an das protestantische Brandenburg fielen Kleve, Mark und Ravensberg. Aus dem Geschlecht der Pfalz-Neuburger entstammte Kurfürst Johann-Wilhelm („Jan Wellem“, 1658-1716). Dieser übernahm 1679 die Regierung des alten Herzogtums Berg<sup>4)</sup> und hatte sie bis zu seinem Tod inne. Diese Herrschaft brachte nicht nur eine enorme wirtschaftliche und politische Aufschwungphase für das bis dahin noch als provinziell zu beurteilende Städtchen Düsseldorf hin zum Macht- und Wirtschaftszentrum der Region und zur ausgebauten Residenzstadt hervor; eine Entwicklung, die die benachbarte Stadt Ratingen und das Amt Angermund, zu dem auch Lintorf gehörte, entschieden in den Schatten stellen sollte. Sie brachte für das Herzogtum und seine Bewohner auch einen erneuten Krieg: Der Spanische Erbfolgekrieg, bei dem der Landesfürst das Haus Habsburg engagiert unterstützte, dauerte vier Jahre (1697-1701) und brachte wiederum die schon beschriebenen Kriegerscheitungen dieser Zeit mit sich.

Auch die großen konfessionellen Diskrepanzen, die auch nach dem Münsteraner Friedensschluss nicht vollständig beigelegt wurden, zeigen sich im ausgehenden 17. Jahrhundert in abgewandelten Formen. Im Jahre 1700 führt Pfarrer Johann Webers in Lintorf die Rosenkranz-Bruderschaft ein<sup>5)</sup>.

Seine Amtszeit (1696-1702) dürfte auch von erhärteten Fronten innerhalb der christlichen Gemeinden und einer spezifisch-radikalen Form des Katholizismus geprägt worden sein. Immerhin wird Webers von seinem Nachfolger, Heinrich Velden, als *vir zelosissimus* (seeleneifriger Mann) beschrieben<sup>6)</sup>. Ob Pempelfurt als Katholik Mitglied in dieser Bruderschaft war, ist nicht zu beweisen, aufgrund seiner Tätigkeit als Rentmeister und als einflussreiche Person jedoch durchaus begründet zu vermuten.

Gerade vor einem solchen Hintergrund erweist sich eine detaillierte Auflistung der Besitztümer eines großbürgerlichen Haushaltes als eine wichtige volkskundliche Quelle. Politische oder gesamthistorische Zusammenhänge lassen sich hierbei freilich aus einem solchen Inventar kaum heraussehen, dennoch können alltagsgeschichtliche Fragestellungen zu Wohn- und Arbeitswelt der Menschen dieser Epoche in mancher Hinsicht beantwortet werden. Auf eine quellenkritisch orientierte Arbeit unter Berücksichtigung der Primärquelle muss in diesem Fall jedoch verzichtet werden, da die Originaldokumente zu diesem Nachlass der Forschung nicht mehr zur Verfügung stehen. Wir müssen daher auf die Arbeit zurückgreifen, welche 1917 in der Aprilausgabe der „Monatsschrift des Bergischen Geschichtsvereins“ (MBGV) vorgestellt wird.<sup>7)</sup> Eine kritische Kommentierung des

zitierten Inventars und die vorangegangene historische Einordnung sind hingegen Hauptbestandteile der Untersuchung.

Obwohl zunächst einmal auf eine detaillierte Erörterung der genealogischen Zusammenhänge der Familie Pempelfurt weitestgehend verzichtet werden soll, muss zumindest in aller Kürze die familiäre Herkunft von Jakob von Pempelfurt vorgestellt werden. Einer seiner Vorfahren wird als Bürgermeister der Stadt Ratingen erwähnt und 1586 mit dem kurmedien Koppersgut zu Lintorf belehnt.<sup>8)</sup> Er taucht noch einmal im Jahre 1620 als Bürgermeister „an der Spitze [...] der Ratinger Katholiken“<sup>9)</sup> auf.

Der Vater des 1701 verstorbenen Jakob von Pempelfurt, Johann von Pempelfurt<sup>10)</sup> (gestorben 1665), war kurbrandenburgischer Richter, und die Mutter, Elisabeth Müntz (gestorben vermutlich zwischen 1673 und 1684), entstammte einer bedeutenden Beamtenfamilie des Niederrheins. Die Ehefrau Jakob von Pempelfurts, Sibilla Clauberg, ist die Tochter des Duisburger Professors Johann Clauberg. Der Ehe entstammt nur ein Kind, Johann Werner von Pempelfurt (1698–1749), für den nach dem Tod des Vaters aus der Familie seiner Mutter die Vormundschaft bis 1708 übernommen wird, und der später als Jurist in Duisburg tätig ist. Aus dem In-



Die spätromanische, im Jahre 1877 abgerissene St. Anna-Kirche. Rechts: der Ulenbroich. Zeichnung von Anton Heinen

4) Vgl. VOLMERT, Theo: Lintorf. Berichte, Dokumente, Bilder aus seiner Geschichte von den Anfängen bis 1815, Lintorf 1982, S. 390, im Folg. zit. als: VOLMERT 1982.

5) SCHMITZ, Bernhard: Einige geschichtliche Nachrichten über Lintorf, seine katholische Pfarre und Kirche, aus Urkunden und alten Kirchenbüchern zusammengestellt vom zeitlichen Pfarrer daselbst, Düsseldorf 1878, S. 9; auch editiert in: BUER, Manfred (Hg.): Festschrift zur Benediktion (Faksimile-Ausgabe), Sonderheft der „Quecke“, Nr. 5, 1998, S. 15, im Folg. zit. als: SCHMITZ, Pfarre 1878.

6) SCHMITZ, Pfarre 1878, S. 9.

7) Leider ist der Autor des hier abgedruckten Aufsatzes nicht mehr zu ermitteln. Es werden auch keine Verweise auf die Originalquelle gegeben.

8) VOLMERT, Lintorf 1982, S. 77, S. 255.

9) REDLICH, Otto-R.: Geschichte der Stadt Ratingen, Ratingen 1926, S. 374.

10) Der hier beschriebene Johann[es] von Pempelfurt wird in einer Kellnerei-Rechnung von 1747 in Zusammenhang mit einer Belehnung der Mühle aus den Jahren 1646/47 erwähnt. Vgl. VOLMERT, Lintorf 1982, S. 77.

ventar, welches in einem Band mit weiteren Regelungen, Erbfragen und Nachlassenschaften geführt wird, gehen noch weitere Verwandte der Familie, die an der Beerbung von Jakob von Pempelfurt beteiligt sind, hervor. Unter anderem seine Geschwister Anna, Elisabeth, Hermann und Katharina.

Wer allerdings das Mühlengut, zu dieser Zeit vermutlich fast 900 Morgen Landbesitz<sup>11)</sup>, nach 1701 bewirtschaftet, bleibt zunächst unklar. Erst 1730 lesen wir von einem „Hermann Fuß zu Helpenstein“<sup>12)</sup>, der in einer Huldigungsliste der Honschaft Lintorf genannt wird und vermutlich Mühle und Landwirtschaft zu dieser Zeit bewirtschaftete. Im Jahre 1798 ging das gesamte Anwesen in den Besitz der Familie Stockfisch über, welche es bis 1894 führte.<sup>13)</sup>

Das Inventar besteht, den Angaben in der MBGV zufolge, aus einem Pergamentband mit 59 be-

schriebenen Seiten, jedoch berichten, wie schon erwähnt, nur die ersten zwanzig Seiten über die eigentliche Angelegenheit des Nachlasses. Der Rest bezieht sich auf Erbteilungen und Verwaltungsfragen des Anwesens. Der Autor betont, dass das Verzeichnis „die dürftige Ausstattung damaliger Bürgerhäuser erkennen“<sup>14)</sup> ließe. Doch zumindest an „Silber- und Zinngerät“<sup>15)</sup> sei der Haushalt verhältnismäßig reich, und auch eine umfangreiche Bibliothek verdiene besondere Aufmerksamkeit. Er schreibt ferner: „Wie der Familienrat das Inventar anfertigt, die Beteiligten von Raum zu Raum, von Behältnis zu Behältnis gehen und alles bis aufs kleinste verzeichnen, möge die Urkunde selbst berichten.“<sup>16)</sup> Darauf wird aus der Originalquelle zitiert:<sup>17)</sup>

„*Inventarium. Nachdem wir Johann Clauber, Clemens Kirsch und Wilhelm Meyersberg über wey-*

*landt Hrn. Jakob von Pempelfurth und Frauen Sibillen Claubergs sel. Eheleuthe, Ehelich gezielten nachgelassenen unmündigen Söhnlein Johann Werner von Pempelfurth [...] von [...] Gerichte Brüggen, Ampts Angermundt<sup>18)</sup> [...] angeordnet und veraydet worden seindt [...] über die ihm von seinen Eltern seehl. Hinterlassene geyreyde Güter gegenwärtiges Inventarium aufferlegtermaßen aufgerichtet und beschrieben wie folget. Auf der steinernen Kammer befunden:*

*Zwei Pahr Pistohlen mit Holffteren, eine alte Schwartze Mansbüchse. Pferdesholffter*

*[...]*

*Ein wüllen Hemdt von weißem Ban Eine alte Wiege,*

*Ein bundt Schirm, Eine alte gestreifte Schlafmütze, Einen Lehnenstuhl, [...] 3 Spohren, einige alte Pferdts Zäume, [...]*

*eine neue Bettstatt mit Unterbett Pülff und Küssen,*

*ein alt bundt Taffelkleidt,*

*Zwei Pahr alte Schue,*

*ein Paruckenstock, [...]*

*Ein Pulverhorn,*

*ein alt Deegen, ein blechen Lampe mit einem Schirm darahn, Ein Dambreth,*



Das alte Landgericht „In der Brüggen“. Zeichnung von Ernst Bierwirth

11) Vgl. STOCKFISCH, 1909. Hierin gehen die Autoren von einer Größe des Gutes aus, die mitsamt Ackerflächen, Wald und Wiesen über 930 Morgen umfasst. Die Größenangaben schwanken aber in den Angaben stark.

12) DEGENHARD, Monika (Bearb.): Huldigungsliste 1730 für Lintorf, Eggerscheidt, Bracht, Schwarzbach, Eckamp, Homberg, Hösel und Breitscheid, in: Die Quecke. Ratinger und Angerländer Heimatblätter, Nr. 68, 1998, S. 69-76.

13) Vgl. hierzu: FLEERMANN, Bastian/DÖRRENBURG, Walburga: Als die Stockfischs nach Lintorf kamen. Auf den Spuren einer verschwundenen Familie, in: Die Quecke. Ratinger und Angerländer Heimatblätter, Nr. 68, 1998, S. 7-9

14) MBGV 1917, S. 62.

15) a.a.O.

16) a.a.O.

17) Alle folgenden Zitate entstammen der Originalquelle des Inventars, vgl. MBGV. Orthografische Besonderheiten wurden aus Rücksicht auf die Originalverzeichnisse beibehalten.

18) Das Amt Angermund war eines der acht Ämter der Grafschaft (ab 1380 Herzogtum) Berg. Eine der Gerichtsstätten innerhalb dieses Amtes war das Gericht „In der Brüggen“ bei Ratingen.

ein eisern Beitel, ein eisern Streicheisen, eine kupferne Kohlpfanne oder Compfort, [...] ein eisern Sturmhuth [...] eine Flinthe [...] eine hölzerne Wasserspreuth, eine Quittenreihe, eine alte blechene Caffeekeanne, eine kupferne Schelle oder Glöckl, ein alt Tonnecken [...] 3 steiner Düppen, ein steiner Krug,

ein ronde Dose mit ein Deckel darin Gartensaet,

ein steinernes Trinckpötgen,

2 Hirschhörner mit alten eisen Leuchter,

ein leinen Karrentuch, ein Bücktuch, ein Käsekorb, 4 alte Landkarten...“

Das also ein erster Einblick in die privaten Besitzverhältnisse innerhalb des alten Wohnhauses. Die Zusammensetzung von Kleidung, Waffen, Geräten und Mobiliar erscheint uns sehr willkürlich und völlig ungeordnet. Es ist anzunehmen, dass die eingangs erwähnten Erbschaftsverwalter in relativ kurzer Zeit möglichst alles aufzeichneten und abzählten, was sie im Haus fanden. Gerade die Kombination von Degen und Flinten oder Büchsen lässt darauf schließen, dass die Waffen nicht nur zur Jagd in den umliegenden Wäldern, sondern auch zu Zwecken der Verteidigung gebraucht wurden; denn Hieb- und Stichwaffen, wie der Degen, dürften nicht zur Jagd gebraucht worden sein.

Bis hierhin wirkt das Inventar schlicht und sehr einfach. Die meisten der Gegenstände werden als alt beschrieben. Im zweiten Teil erfahren wir etwas über das hinterlassene Schriftgut des Rentmeisters Jakob von Pempelfurt. Größtenteils einzelne Rechnungseinträge und Termine sind verzeichnet. Es heißt:

„Ferner in 7 Kisten und Kasten befunden: 1. In einem Kistgen mit Hr. Pempelfurths Nahmen, auf dem Deckel gezeichnet, Brieffschafften, alß einhalbirtes memorialbuch [...] worin: [...] fol<sup>19)</sup>. 1 lbt mit Jürgen Hülsdieck<sup>20)</sup> abgerechnet, daß an alter Pfacht biß 1692 inclusive schuldig blieben denen sämtliche Erbgenamen von Pempelfurth 16 Rth., 5 Diensten, 6 Pfund Zucker vide. [...] fol. 17. lbt angezeichnet, daß Halffmann zu Rührort die Weydepacht de annis 1690, 1691.92.93.94.95 und 1697 ahn Hr. Pempelfurth die Pacht

aber de annis 96, 98, 99 und 1700 ahn Hr. Sölling zahlt habe. [...] fol. 139. des Steinhauers Rechnung fol. 143. Johannes Hinüber<sup>21)</sup> rest. 18 Schilling fol. 152 der Thurm- knecht Gerhardt Debets 2 Rth. Hergegen sombt ihme vermög eingebrachter Rechnung 7 1/2 Stbr. [...] 10. Prozeßsachen ver- folg: 1. wegen der Zwangs- mühlen<sup>22)</sup>. 2. Wegen Freylingrae- ther Kaeth. 3. wegen der Billietie- rung und Nachbarlasten des Hau- ses Helpenstein.“

Die ausführlichen und umfangreichen Rechnungseintragungen, von denen hier nur ein kleiner Detailausschnitt vorgelegt werden soll, lassen auf eine rege Wirtschaftstätigkeit des Verstorbenen schließen. Auch die vielen Abgaben, die zu dieser Zeit noch der Familie Pempelfurt geliefert werden mussten, stellen ein eindeutiges Indiz für die damaligen Machtverhältnisse dar. Das beschriebene Zwangsgemahl war eine Verpflichtung der Lintorfer Kötter, ihr Korn nur bei den Herren von Helpenstein mahlen zu lassen. Es bedarf keiner aufwendigen Analyse, um zu der Behauptung zu gelangen, die hier notierten Einnahmen des Hofes und seiner Bewohner hätten zwangsläufig auch zu dem entsprechenden Wohlstand geführt, was im weiteren Verlauf der Inventarsschrift immer mehr Bestätigung findet:

„39 gegossene silberne Knöpf [...] 65 Servietten, 9 Taffellacken, 11 Bettlacken, 8 Handtücher [...] Ahn Silberwerck und Spahrpfennig: Zwei überguldete Pokalen aufeinander, ein silbern Kümppgen, 6 silberne Löffel [...] Ein pahr Messer mit silbernen Hechter samt Scheidt. In einem klein ronden ausgeschnitten Schächtelgen: ein Goldstück von 4 Dukaten, eine guldene spanische Dukaten, eine doppelte Pistolette, eine doppelte Dukat, 10 einfache Dukaten, einen Goldgulden, eine güldene Halskette vier güldene Ring, der eine mit Rubin, der 2te mit Tafeldiamant, der 3te mit länglichten Diamanten und der 4te ein truwe Ring [...] In einem Lederbeutel: 25 Reichsthaler einfache und dubelte Brandenburgische Drittels, 3 alte Rth., dem einer ein Königsthaler, ein par seidene Strümpf“

Die Behauptung, der Haushalt sei dürftig, wie es der Herausgeber des Inventars 1917 formuliert hat, muss spätestens an dieser Stelle dementiert werden. Lag doch das gesamte Anwesen Helpenstein während der zweiten Hälfte des Dreißigjährigen Krieges verlassen, oder wie es in den Tagebüchern der Familie Stockfisch zitiert wird: „wüst und drieh“<sup>23)</sup> Erst zu Beginn des 18. Jahrhunderts hatte man sich von den wirtschaftlichen Folgen des Krieges einigermaßen erholt. Trotzdem besteht kein Zweifel daran, dass Lintorf um das Jahr 1700 noch ein „Dorf bäuerlicher Idylle und Misere“<sup>24)</sup> gewesen sein dürfte. Gerade vor dem Hintergrund der Armut dieser Zeit stehen die Besitztümer Pempelfurts besonders im Bereich der Wertgegenstände entschieden hervor. Einen Anhaltspunkt nicht nur für materielle Sicherheit, sondern auch für die Bildung der Pempelfurter, stellt die umfangreiche Bibliothek dar:

„ an Büchren: Polomographia Belgica

Schirm der Kinder Gottes (von Eulogius Peters)

Lobwasser mit Testament [...]

Kurtzbach: Postilla

Wasserquelle Gesang und Betzbuch

19) Fol. (folio) = Blatt, Seite

20) Der hier genannte Jürgen vom benachbarten Gut Hülsdieck war den Herren von Pempelfurt Abgaben schuldig geblieben. Noch Ende des 18. Jahrhunderts wird das Gut Hüls[en]- dieck[en] als dem Hause Helpenstein abgabepflichtiger Hof erwähnt. Vergleichbar erscheint hier der Hof Scheidt[gen], der noch im frühen 19. Jahrhundert jährlich ein Huhn abgeben musste, „wofür der Scheidtmann ein warmes Mittagessen bekam“, vgl. STOCKFISCH, 1909.

21) Der hier genannte Johannes Hinüber stammte vermutlich von dem Helpenstein benachbart liegenden Hof Hinüber. Zu diesem Gehöft vgl. VOLMERT, Lintorf 1982, S. 115.

22) Das Zwangsgemahl beschreibt die Auflage für alle Lintorfer, ihr Getreide in der Helpensteiner Mühle mahlen zu lassen. Diese Regelung taucht bereits im 16. Jahrhundert auf.

23) Vgl. STOCKFISCH, 1909. Hier zitiert Carl Stockfisch wiederum eine zeitgenössische Quelle aus dem 17. Jahrhundert, welche nicht mehr zur Verfügung steht.

24) VOLMERT, Theo: Lintorf, in: GERMES, Jakob: Ratingen im Wandel der Zeiten. Geschichte und Kulturdokumente einer Stadt, Ratingen 1985<sup>6</sup>, S. 159f.

*Neanders Liederbüchlein*  
*Hüls: Über streitige Religions-*  
*puncten, Arsadia 2 tomes, Französ-*  
*isch Testament*  
*Ein Stück Wittenberger Biebel*  
*über die Propheten und new Tes-*  
*tament,*  
*Melchiors Kinderbiebel*  
*Heidelberger Catechismus*  
*Simon Jakobs: Rechenbuch*  
*Französischer Secretarius, Kreut-*  
*zenhoff gründlicher in 12*  
*Alt Psalmbuch*  
*Praxis Pietatis*  
*Tossani: Bettbuch*  
*Ein new Psalmbuch in grünem Ein-*  
*band*  
*In einer Kisten so zu Lintrop oben*  
*aufm Gewölbe der Kirch gestan-*  
*den und darab holen lassen be-*  
*funden<sup>25)</sup>:*  
*10 Renthen Rechnungen [...]*  
*Richters und Rentmeisters Johann*  
*von Pempelfurth darahn nichts*  
*mehr gelegen, ein altes Rechen-*  
*buch darin nichts mehr erfindli-*  
*ches*  
*Französisch und teutsch Wörter-*  
*buch in 4t. [...]*  
*Vosy: Rhetorica*  
*Vosy: Gramatica*  
*Terenty: Comedia 8*  
*Arithmetica [...]*  
*Musculus: Von der Rechtfertigung*  
*Dathern Panenbuch und Catechis-*  
*mus niederdeutsch*  
*Caßmann: Geistl. Rüstkammer*  
*zum Todt*  
*Havermann: Bettbuch*  
*Hüls: einfältiger Bericht über Reli-*  
*gionspunkten“*

Eine gewisse Sprachkenntnis in Lateinisch und Französisch ist allzu leicht aus diesen bibliographischen Angaben zu folgern. Auch die Bereiche Recht und Religion scheinen hierbei zu den thematischen Vorlieben des Hausherrn zu gehören. Ungewöhnlich aber ist schon zum einen die Quantität der Bibliothek. Die große Menge an Büchern - und vorstehend werden nur einige der Titel genannt - setzt noch zu dieser Zeit eine umfangreiche finanzielle Grundlage voraus: Bücher waren auch noch im 17. und beginnenden 18. Jahrhundert unvergleichbar wertvoll und ihre Anschaffung äußerst kostspielig. Immerhin war der Buchdruck, vor 1500 von Johannes Gutenberg entwickelt, im 16. Jahrhundert technisch verbessert worden, jedoch stellen auch in diesem Bereich der Krieg und seine Folgen eine deutliche und tiefgreifende Zäsur dar. Dieser ökonomische Einschnitt bedeutete auch für die Druckkunst Rückschritt oder zumindest Jahrzehnte langen Stillstand. Bücher, von Hand in Leder oder Leinen gebunden, waren also noch im Jahre 1701 für die meisten Menschen schier unerschwinglich. Zum anderen erscheint auch die Auswahl der aufgelisteten Titel inhaltlich und qualitativ hoch. Hierbei muss auch das - vor allem auf dem Lande sehr stark verbreitete und sich hartnäckig haltende - Analphabetentum in Betracht gezogen werden, zu dessen Kreisen sich Pempelfurt als belesener Bürger nicht zu zählen brauchte und sich alleine dadurch schon entschieden

vom Rest der Bevölkerung abgrenzen konnte. Die Behauptung, er habe einen vergleichbar großen Bildungsgrad gehabt, wird dabei von den zu erkennenden Fremdsprachenkenntnissen massiv gestützt.

Es soll auch die Aufmerksamkeit auf die alltäglichen Gebrauchsgegenstände und Werkzeuge gerichtet werden. In der Küche fand man:

*„ein kupfern Schaumlöffel, ein Stoß Säge, ein blechern Tische, ein blecherns Pißpöttgen, 2 Hackbretter*

*14 Milchfässer, ein Waschtonn mit eißern Beschlag, einige erden Düppen und Pötter, einige Schaum- und Schöpflöffeln, einige hölzerne Tellern, ein ronder Tisch [...]*

*In der Hinterküchen:*

*Eine Peilhaecke, eine lange und kurze Hiepe, eine Schaff oder Hobbel, 3 wimmelbohrer, ein Treckmesser, ein fägsgen, eine kniepzange, ein Bohr mit Umbschlag, 3 Stockbeitel, mit einig alt eßenwerck, ein Butterständgen,*

*ein alten Fliegenkasten, ein kupfern Würfel<sup>26)</sup> mit dem Stöbel*

*ein blechen Brathspieß mit 1 Spieß [...]*

*2 Backtröge klein und groß*

*ein alt Täffeltgen*

*ein Saltzbreth*

*ein Quersack*

*ein Mühlen Säcklein, eine alte Kuchen und ein Tortenpfanne [...]*“

Das alte Steinhaus verfügte über zwei getrennte Kellerräume verschiedener Größe. Hierin fanden die Verwalter:

*„4 ohm Tonnen mit breiten Benden, 1/2 Ohm Tonne mit breiten Benden,*

*4 Anckerfäßger, ein Butterstand, ein Sülz Tonne*

*2 große tonnerne Pötte, 3 steine Düppen, 2 große Krüge*

*ein Kupfern Mäglein mit eingesetzt Gewicht oder Pfund*



Alte bergische Truhe aus Eichenholz und bergische Öllampe aus Zinn

25) Dass Pempelfurt seine Rentenbücher und Rechnungen auf dem Dachspeicher der Pfarrkirche lagern durfte, bestätigt die These seines großen Ansehens als Bürger und Rentmeister innerhalb Lintorfs.

26) Würfel = Mörser

*In dem großen Keller:*

*Ein großer Backtrog, ein ferkes-tröglein [ ] ein Trechter,  
2 Biertonnen, ein Dreyfuß [...]"*

Die hier beschriebenen Fässer, die im Keller des Hauses vorgefunden wurden, dienten vor allem der Konservierung von Lebensmitteln. In Salz eingelegt konnten beispielsweise Fisch oder Pökelfleisch mehrere Monate unbeschadet überdauern. Ohm ist ein Hohlgewicht, welches seit dem Spätmittelalter neben dem Malter besonders bei Getreide als Hohlmaß eingesetzt wurde und regional stark differenzierte. Die weiteren Angaben geben Aufschluss über die weiteren Gebäude des Hofes:

*„in Pferd und Kühestalle: Zwey Pferd mit ihren häemen, seylen, Ketten und waß mehr zu bau und Fahrzeug nöthig ißt. Ein Cappezaun und zwey Zäume, eine Misthaeck, 2 Mistgabeln, ein Futterkiest, 3 Futter mäntger, ein Weinparsch,*

*2 Rühben [...] 2 Hacken, eine Schneidbanck mit dem Messer [...] 5 Kühe, 2 Rinder*

*Ein Bettstätt mit Unter und Oberbett, ein Pühlf und 2 Küssen worauf der Knecht schläfft.*

*Aufm Hoff und Scheuer: ein Bauwagen und Pflug,  
ein Karr*

*ein Stützkarre*

*ein chaise mit dazu gehörigem Pferdtsgezeug*

*eine große Holzchütte*

*ein Schleifstein*

*Im Back und Brauwehauß:*

*Ein brauw Kessel mit zugehörigen Back und Brauwgeraitschafft*

*Ein Bierbudte*

*2 halbe Fässer [...]*

*2 beitls, 2 eyßern beitlen, ein Schubkarre*

*In der Mühle*

*Ein mulsterkiste, sambt klein und große Maaßen und übrige gemahl gehörige Gereithschafften“*

Der Besitz an Vieh und Pferden erscheint im Vergleich zur Qualität des übrigen Inventars relativ bescheiden, bewegen sich doch die Angaben der Ländereien bis zu 900 Morgen. Typisch dagegen erweist sich die Tatsache, dass der Knecht in den Stallungen schläft. Diese ländliche Begebenheit für Gesinde, Knechte, Tagelöhner und Beiwohner hat sich mancherorts bis in das 20. Jahrhundert hinein gehalten. Auch das eigene Backhaus auf einem Anwesen war bis in die Zeit der Industrialisierung und weit darüber hinaus fester Bestandteil des Erscheinungsbildes der großen Höfe zum unangefochtenen Nutzen für deren Bewohner. Schließlich gab es die erste Bäckerei in Lintorf erst in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Bis dahin war man auf das Backhaus, auf kleineren Höfen oder Kotten auf den kleineren „Backes“ wesentlich angewiesen. Das Brauen von Bier als zweiter Bereich der Getreidenutzung als Lebensmittel verschmolz räumlich wie personell mit dem Backhaus und dem Bäcker, der also zugleich Brauer war.

Der katholische Rentmeister und Gutsbesitzer Jakob von Pempelfurt hinterließ nach seinem Tod einen Haushalt, der in Relation damaliger Besitzverhältnisse als äußerst umfangreich zu bezeichnen wäre. Der Vergleich zu heutigen Haushaltungen in Bezug auf

Qualität und Quantität der vererbten Gegenstände muss zwangsläufig scheitern. Dennoch sticht die Masse und Vielschichtigkeit der aufgeführten Werkzeuge, Möbel, Kleidungs- und Schmuckstücke und vor allem der Bücher und Schriftgüter aus dem Hintergrund der kriegerischen und von Armut geprägten Epoche in dieser Region deutlich hervor.

Jakob von Pempelfurt dürfte noch auf dem alten Kirchhof<sup>27)</sup>, der seit dem Mittelalter die Pfarrkirche St. Anna umgeben hatte, beigesetzt worden sein. Weil Kurfürst Karl Theodor 1784<sup>28)</sup> und spätestens die napoleonische Gesetzgebung Anfang des 19. Jahrhunderts die Bestattungen innerhalb der Ortschaften aus Gründen der Hygiene abschafften, wurde auch der Lintorfer Friedhof an der Kirche aufgelöst und verlegt<sup>29)</sup>. Somit erinnert heute kein Grabstein an den letzten adligen Besitzer von Gut Helpenstein - Jakob von Pempelfurt - doch zumindest seine Hinterlassenschaften sind der Nachwelt detailliert erhalten geblieben.

Bastian Fleermann

27) Vgl. VOLMERT, Theo: Die alte St. Anna-Kirche. Wie es zum Bau der neuen Kirche kam, in: Die Quecke. Ratinger und Angerländer Heimatblätter, Nr. 48, 1978, S. 12-21.

28) Kurfürst Karl Theodor erließ am 4. Mai 1784, dass „in den Städten alle Begräbnisse für ohin gänzlich untersaget [...], dass mithin außer den Städten freie, entfernte Plätze zu Kirchhöfen angelegt werden sollten.“ zit. nach: REDLICH, Otto-R.: Geschichte der Stadt Ratingen, Ratingen 1926, S. 456.

29) BUER, Manfred: Grabsteine aus dem Mühlenteich, in: Die Quecke. Ratinger und Angerländer Heimatblätter, Nr. 68, 1998, S. 10-11.



**feine Möbel für draußen**

Kettler · Herlag · Fischer · Barlow-Tyrie · Weibhäuptl · Garpa

**fleermann**

40885 Ratingen-Lintorf, Hülsenbergweg 11-15  
Telefon 9 32 10 · Fax 93 21 14  
www.fleermann.de

# „Gegeben auf unserer Reichsabtei Werden“

## Eine Behandigungsurkunde für Lintorf und die Aufhebung des „Landes Werden“ vor zweihundert Jahren

Der Text eines „Behandigungsbriefes“ für das Hausmannsgut in Lintorf klingt im Wortlaut noch mittelalterlich. Tatsächlich wurde das Schreiben zur Zeit Napoleons, im Jahr 1802, in der Kanzlei der Reichsabtei Werden an der Ruhr verfasst, einem jener Kleinstaaten in Deutschland, die man zu Fuß in einem Tag bequem durchwandern konnte, ohne auf ein ausgiebiges Mittagessen und einen Plausch am Wegesrand verzichten zu müssen.

Das vorliegende Schriftstück diente den „Behandigten“ als Nachweis ihrer Ansprüche und als Erinnerung an ihre Pflichten. Behandlungsbriefe waren „Alltagsdokumente“. Es sind jedoch nur wenige solcher Urkunden aus dem Besitz der Hofleute erhalten, für die sie ausgestellt wurden. Besonders erfreulich ist zudem, dass die Urkunde noch an dem Ort vorhanden ist, für den sie ausgestellt wurde. Es handelt sich zugleich um eines der letzten erstellten Dokumente dieser Art aus der Kanzlei der Fürststäbte von Werden an der Ruhr, einem Kloster, das über 1000 Jahre als Grundherrschaft die Schrift- und Rechtskultur in der Region gepflegt hat. 1802 verschwand das „Land Werden“ von der Landkarte, und auch das „Hausmanns Gut“ zu Lintorf gibt es nicht mehr. Die Urkunde befindet sich in Privatbesitz und wird hier erstmalig publiziert.

### Eine Urkunde für Peter Wember „wegen ¼ vom Hausmanns Gut“

10.5.1802

Behandigungsbrief wegen ¼ vom Hausmanns Gut zu Lintorf für Peter Wember

Von Gottes Gnaden Wir Beda der Käyserlichen und des Heiligen Römischen Reichs unmittelbar Freier und Exemter Stifter Werden und Helmstedt Abt

Urkunden und bekennen mit diesem unserem besiegelten Briefe: dass Wir in Folge der zwischen



Das Hausmannsgut aus dem 17. Jh. stand gegenüber der evangelischen Kirche. Es wurde 1960 niedergerissen

den dreien Gebrüdern Johann, Peter und Heinrich Wember geschehenen Erbtheilung einer Hälfte des von Uns und Unserer Reichsabtei zur Kurmudigen Hobs-, Behands- und Zinsrechten abhängigen, in den Sadelhof Calckhofen gehörig und dingspflichtigen Hausmannsguts, welche ihre Ältern durch den von Uns am 23ten Jänner v.J. bestätigten Erbkaufcontract vom 10ten Dec. 1776 von den Eheleuten Martin Schmitz erworben haben, und womit Peter und Helena Wember am 23. Jänner v.J. sind behandelt worden, wie auch unter Vorraussetzung der vorhabenden Abgütung des Heinrich Wember wieder behandelt haben, und Krafft dieses Behandigen den Besitzer Peter Wember zur huldigen Manns- und deßen Ehefrau Gertrud Hermanns zur unhuldigen Frauen Hand an und mit einem Vierten Teil des genannten Guts, wie daßselbe mit allen seinen Ein- und Zugehören zu Lintorf im Herzogtum Berge gelegen ist, Ihren Behandigten zu ihrer, Uns und Unserer hiesigen Reichsabtei zu Unseren Rechten, und eines Jeden Recht hieran zu verziehen. Von welchem Vierten Teil die Behandigten jährlich und alle Jahre zur gehörigen Zeit die gewöhnlichen Abgaben

aller Arten wohl verrichten, und welches sie nicht weiter versplütern, verschlimmern, versetzen, verkaufen, noch auf einiger Bewilligung und so oft ein Hand darob verstirbt, solle Uns oder Unseren Nachkommen ein Viertel Kurmud derselben sein, und ein neü Hand in der gehörigen Zeit wieder gesonnen, und gewonnen werden auf Gnade. Desgleichen sollen sie das jährliche auf Dienstag nach Pfingsten einfallende ungebotene Hobsgericht auf dem Sadelhof Kalckhoven durch iedesmalige persönliche Erscheinung eines darauf vereideten Hobsmann wegen dieses ein Viertel schuldigst beobachten, überhaupt dem Sadelhof iederzeit zu Ding und Ring folgen, und sonst Treue leisten und thun, was sich nach Hobsrechten aus altem Herkommen eignet und gebühret. Zu deßen wahren Urkund haben wir diesen Brief eigenhändig unterschrieben und Unser Geheimsiegel daran wißentlich hangen laßen. So geschehen und gegeben auf unserer Reichsabtei Werden den 10 Mai 1802

Beda  
Abt zu Werden und Helmstedt

(Anmerkung: Das Siegel fehlt)



Der im Original erhaltene Behandlungsbrief ist für Lintorf ein seltener Beleg für die noch bis in die Zeit der frühen Industrialisierung andauernde herrschaftlich-feudale Anbindung einer Siedlungsstelle innerhalb des Ortsverbandes nach mittelalterlichem Recht. Während über Jahrhunderte klösterliche Besitzstände und Rechte in Registern, sogenannten „Urbarien“, und Rechnungslisten im Archiv der Klosterverwaltung dokumentiert wurden, sind die Schriftstücke aus der Hand der Lehnsleute und der dem Kloster verpflichteten Personen nur selten erhalten.

Sie dienten den abgabepflichtigen Personen zum Nachweis ihrer erworbenen Anrechte und mahnten zugleich die Einhaltung der damit verbundenen Verpflichtungen an. Noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts orientiert sich der Lintorfer Behandlungsbrief am Sprachstil mittelalterlicher Urkunden. Es handelt sich um ein handgeschriebenes „Formular“, ein in seiner Formulierung standardisiertes Schreiben, in das je nach Sachverhalt die jeweils aktuellen Namen, Daten und Orte eingesetzt wurden. Die Aufforderung, Abgaben zu leisten und persönlich vor dem Hofgeding, dem Hofgericht, zu erscheinen, entsprechen genau den Verpflichtungen, die schon viele Jahrhunderte zuvor für Bewohner zinspflichtiger Klostersgüter geboten waren.

### **Das Hausmannsgut und seine Geschichte**

Das heute nicht mehr existierende „Hausmannsgut“ befand sich im Bereich des heutigen Konrad-Adenauer-Platzes in Lintorf. Wie das Gebäude zur Zeit des beginnenden 19. Jahrhunderts ausgesehen hat, ist unbekannt. Mit der Siedlungsstelle war ursprünglich eine Triftgewalt verbunden, das Recht zu einem bestimmten Termin, zusammen mit den anderen Weideberechtigten, ein Schwein mit einem Brandeisen, das in einer Truhe in der alten St. Anna-Kirche aufbewahrt wurde, kennzeichnen zu lassen. Danach wurde eine Schweineherde zusammengestellt und vom eigens dafür angestellten Schweinehirten zur Bucheckern- und Eichelmast in den Wald getrieben. Bei der Auflösung der Lintorfer Gemark in den zwan-

ziger Jahren des 19. Jahrhunderts, wurde die Triftgewalt des Hausmannsgutes nicht unter den zu entschädigenden Anrechten aufgeführt. Möglicherweise verbirgt sich dieses Anrecht, das nur althergebrachten Siedlungsstellen zustand, hinter den umfangreichen Ansprüchen, die der ehemaligen Abtei Werden an der Ruhr als Grundherrschaft innerhalb der Gemarkung zustanden.

Der Familienname Wember findet sich nicht in der etwas später entstandenen Handschrift „Recebus von der getheilten Lintorfer Mark“, in der die Auflösung der alten Markenordnung dokumentiert wurde. Auch die Familie Hermanns wird nicht unter den Erbberechtigten aufgeführt. Dagegen findet sich der Familienname Schmitz gleich zweimal. Vielleicht waren diese Personen mit den ehemaligen Bewohnern des Hausmannsgutes verwandt. Bereits im 15. Jahrhundert wird im Bruderschaftsbuch der St. Sebastianusschützen ein Peter Hausmann erwähnt. Im ländlichen Bereich war es nicht selbstverständlich, Familiennamen zu führen. Viele Menschen wurden mit dem Namen der Siedlungsstelle gekennzeichnet, die sie bewohnten, so dass es sich auch um Peter „vom“ Hausmannsgut im Sinne einer Herkunftsbezeichnung von einem bestimmten Gehöft handeln kann. Andererseits konnte sich aus einem Familiennamen auch die Bezeichnung für ein bestimmtes Haus ableiten, so dass in diesem Fall nicht zu klären ist, wer zuerst da war, der Familienname oder die Hofesstelle. Im Teilungsrezess der Lintorfer Mark erscheint die Witwe Christian Hausmann. Ob es sich beim bereits verstorbenen Christian nun um einen direkten Nachfahren des Peter Hausmann handelt oder um einen Angehörigen späterer Bewohner des Hausmannsgutes, bleibt ebenfalls ungeklärt.

### **Das Jahr 1802 und das „Land Werden“ an der Ruhr**

Abt Beda Savels regierte nach seiner Inthronisation 1798 den Kleinstaat Werden als Reichsfürst und Landesherr. Er war Landesvater für gerade mal 7.325 Einwohner, von denen allein 2.545 Personen in der Stiftsstadt Werden lebten. Bereits im „Frieden von Campoformio“ war 1797 dem siegreichen



Beda (Cornelius Josef Anton) Savels.  
Geboren 1755 in Aachen, gestorben 1828  
in Düsseldorf. Letzter Abt von Werden  
von 1798 bis 1802

Frankreich u.a. die Abtretung der linksrheinischen Gebiete des Deutschen Reiches zugesagt worden. Nach dem „Reichsdeputationshauptschluss“ erhielt Preußen als Entschädigung für dabei verlorene Territorien neben den Bistümern Hildesheim, Paderborn, Münster und verschiedenen Reichsstädten auch die Abteien Herford, Quedlinburg, Eiten, Essen, Cappenberg und Werden an der Ruhr.

Am 6. Juni 1802, nur 27 Tage nach Ausfertigung der Lintorfer Behandlungsurkunde, erhielt Abt Beda das preußische Besitzergreifungspatent ausgehändigt, das am 3. August 1802 gegen seinen Willen mit militärischen Mitteln durchgesetzt wurde. Das Ländchen Werden wurde besetzt, und eine „Special-Organisationscommission“ nahm die Bestandsaufnahme der Kassen vor sowie die Erfassung der Mobilien- und Immobilienbestände. Danach wurde die Höhe der jährlichen Einkünfte der Landesverwaltung geschätzt. Darunter befanden sich auch die Rechte am Lintorfer Hausmannsgut. Der Abt protestierte heftig gegen seine Absetzung als regierender Fürst und Landesherr. Als jedoch am 5. Dezember 1802 die Spezial-Organisationskommission ihre Arbeit abgeschlossen hatte, wonach sich das jährliche Einkommen der Abtei 1802 auf 47.000 Gulden belief, erging am 18. Dezember 1802 unverzüglich die Kabinettsorder zur „Aufhebung des Stifts Werden“.

Dies bedeutete das endgültige Ende einer fast eintausend Jahre währenden Grundherrschaft.

Am 10. Juli 1803 huldigte neben anderen „Entschädigungsländern“ auch Werden in Hildesheim dem preußischen König. Der Abt und die Konventualen waren inzwischen pensioniert und der abgesetzte „Fürst und Landesvater“ Beda Savels erhielt eine jährliche Pension von 5.000 Gulden. Das bedeutete zwar eine Schmälerung

seines bisherigen Einkommens um 7.000 (!) Gulden, war aber nach der „Befreiung“ von allen Pflichten und Lasten immer noch ein üppiger Betrag.

Werden wurde der preußischen Provinz Kleve-Mark / Kreis Duisburg eingegliedert. 27 Tage nach Ausstellung des Lintorfer Behandlungsbriefes durch die Kanzlei der Reichsabtei Werden und der Unterzeichnung des Schreibens durch den Fürstabt Beda war der Kleinstaat offiziell von der Landkarte verschwunden, fast auf das Jahr genau eintausend Jahre nach der „Gründung“ durch den Heiligen Liudger. Die überaus wertvollen Archivalien der Klosterbibliothek wurden in alle Winde zerstreut, und auch anderes Kulturgut ging in den Handel. Einige Stücke der Ausstattung von Stift und Kloster sind jedoch bis heute am Ort erhalten geblieben. Als besonderes Erbe blieben die repräsentative Architektur des Abteigebäudes und die großartigen romanischen Kirchen von Werden erhalten. Nicht nur für Sonnen- und Sonntage ein nahe gelegenes, lohnendes Ausflugsziel.

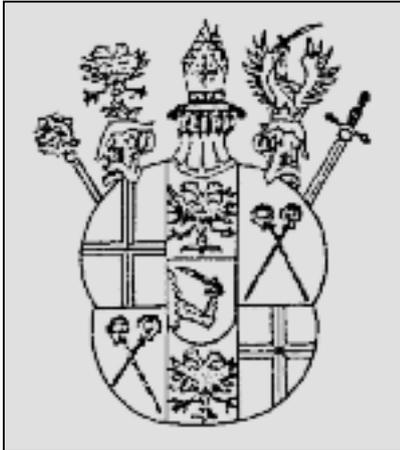
Der entmachtete Fürst, Abt und Landesherr Beda Savels, starb erst 1828 als Pensionär in Düsseldorf. Wie er persönlich mit dem Verlust seiner Macht und Herrlichkeit zurecht kam, ist nicht überliefert. Arm gestorben ist er nicht.

Die Lintorfer Behandlungsurkunde gehört zu den letzten gültigen Verwaltungsakten der Regierung des Landes Werden. Sie überliefert wertvolle Angaben zu Personen und Daten, die für die Historie der Ortschaft Lintorf von Bedeutung sind und wirft zugleich ein Schlaglicht auf den Rechtsalltag einer großen und einstmals bedeutenden Klosterherrschaft, die vor genau zweihundert Jahren dem Lauf der Geschichte erlegen ist. Die Lintorfer Behandlungsurkunde soll an dieser Stelle auch an dieses besondere „Jubiläum“ erinnern.

**Literatur:**

Gerchow, Jan (Herausgeber). Das Jahrtausend der Mönche – Klosterwelt Werden (799-1803). Katalog. Ruhrlandmuseum Essen 1999. Wienand Verlag. Köln.

Thomas van Lohuizen



Das Wappen des letzten Fürstabtes von Werden, Beda Savels

# IMMUNCHECK im Lintorfer Reformhaus

## Aktionswochen

### „Fit in den Herbst und Winter“

Wenn die Tage kürzer werden und das nass-kalte Wetter unsere Abwehrkräfte schwächt, fühlen sich Bakterien und Viren besonders wohl. Um ohne Schnupfen & Co. durch Herbst und Winter zu kommen, muss die körpereigene Abwehr auf die verstärkten Erkältungs-Attacken gut vorbereitet sein. Jetzt gilt es, das Immunsystem fit zu machen. Wie man mit Wirkstoffen aus der Natur unbeschadet durch Herbst und Winter kommt, erfährt man

von **Dezember - Februar**  
im **Lintorfer Reformhaus**



Speestraße 6, D-40885 Ratingen  
Tel.: 021 02/323 32 · Fax 021 02/392 62  
E-Mail: lintorferreformhaus@freenet.de

Gottfried, der  
Verschleimte,  
schwört auf  
Thymiansaft



Er hilft bei Husten  
und Bronchitis

Schoenenberger Thymiansaft löst zähen Schleim und erleichtert dessen Abhusten. Thymiansaft wirkt außerdem in den oberen Luftwegen stark desinfizierend, ist dabei jedoch ausgesprochen gewebeschonend und reizfrei. Durch seine bronchospasmolytische, d. h. krampflösende Wirkung im Bronchialbereich, bringt Schoenenberger Thymiansaft wirksame Erleichterung bei Husten und bei beginnender Bronchitis. Schoenenberger Heilpflanzensaft Thymian ist auch für die Kinderheilkunde geeignet. Er schmeckt aromatisch und ist bei Kindern sehr beliebt.

Thymian erleichtert durch die Gesamtheit seiner wertvollen natürlichen Wirkstoffe die Beschwerden selbst bei hartnäckigen Erkältungskrankheiten.

**Anwendungsgebiet:**

**Schoenenberger naturreiner Heilpflanzensaft Thymian:** Bei katarrhalischen Erkrankungen der oberen Luftwege und bei Symptomen der Bronchitis.

W. Schoenenberger GmbH & Co. KG · 71106 Magstadt

# Watt die Jrußmutter fröher jekockt hätt

Die Jrußmutter es am 2. Februar 1840 en Lengtörp jebore, sie hieß met Weetername Elisabeth Ras-pel. Verhierod wor se met Friedrich Siebertz ut Westfalen. De Jrußvat-ter wor ne Bäckermeister. Wie he nach Lengtörp jekome es, ech weet et nit, dorch Kriech, op Wan-derschaft oder dorch Verwandte?

Die Jrußmutter es jestorve am 13. Januar 1920, do wor ech e Kenk von 8 Johr.

Sie wor en kleene Frau, immer propper, immer fröndlich, die jriese Hoore ut em Jesecht jekämmt, op em Kopp ne Knode. Ör Hus wor immer blitz-blank, die Jardinge an-ne Fenster schniewitt on jestärkt.

De Heed wor schwattemalliert met witte Blumeranke on stong enne

Kneiteköch (Knechteküche). Dann stong do noch en Pottbank för die Kookpött on de Zenke-Waater-emmer, ne Schrank, en Bank, ne Dösch on e paar Stühl. Onger de Trapp lo-eg et Brennholt on stong de Kohlekast. Op em Heed wud et Meddachete jekockt. Enne Stu-ef stong ne Fanüss, dat wor ne ronge, iserne, schwatte Ove (Ofen) met ner ronge Platt, su 40 - 50 cm Durchmesser, met nem Deckel. De Deckel konnt mer opeklappe, on op der Platt konnt mer Kaffee kooke oder e Pännche Erpel bro-de. Die Ovespiep jing dorch e Look enne Wank ennet Schloopzemmer on dann en der Kamin. Su wor dat Schloopzemmer em Wenkter ju-et anjewärmt. Enne Stu-ef wud jejete. Dann wor do noch et beste Zem-

mer. Do stong sonne bergische Jlaserkast met em Posseling dren. Dann stong do noch en Standuhr, e jru-et Ledersofa on ne jru-ete Dösch. Anne Wank hingen die Bel-der vonne Jrußmutter on vom Jrußvatter. En dem Zemmer wud jejete on Kaffee jedronke, wenn Besü-ek kom.

Die Jrußmutter hat en Kuh, e paar Ferkes, Hönner on ne jru-ete Jade. Em Jade anne Wege vorbei ston-gen witte Flette (Nelken) on dröm eröm wor en Heck.

Dann hattse noch ne Lade te ver-sorje met Bru-et (Brot) on Wen-kelsware (Lebensmittel).

En Dauter, min Tante Paula, ne Kneit (Knecht) on en Meid jingen ör ter Hank. Dem Jrußvatter sinne Jong, minne Onkel Äujus, wor och Bäcker on holp em Vatter.

Als Kenger jingen wir oft nach de Jrußmutter hen, on su han ech döck (oft) toujekieke, watt se je-mackt hätt.

Jekockt wud, watt de Jade vom Fröjohr bes töm Hervst herjo-ef. Die Ennmaktonne wuden em Sumer on Hervst voll jemackt. Te-iesch komen die Staakebuhne dran, die wuden jeschnibbelt. Et jo-ef och schon Schnibbelmaschi-ne, die wuden am Dösch anje-schrove on met de Hank jedrieht. Dann wuden die Buhne met nem Wall affjekockt, op nem Du-ek ut-jebrett tom Affkühle on dann met Sault enne Tonn. Dann kom de Kappes dran, de wud affjeblädert, de Stronk erut, on dann jeschaaft. Dat jing met de Kappesschaaf. Die konnt mer fröher stondewis enne Geschäfte liehne (leihen). Teletzt kom et Stielmus dran. Dat wud je-schlett (die Blätter ab), dann kleen jeschniede, on dann met Sault en-ne Tonn.

Et satten sech meest et Ovends e paar Nobersfraue bee-eneen on mieken die Arbed tesame, dat wo-ren die Mus-Ovende.

Die woren beliebt, do konnten se bei vertelle, speeder komen die Männer dotou on et wud e Schnäpske jedronke, dann wud et löstich. Äppel, Biere on Prume wu-den op Holtdarre jedrucht on kom-en dann enne Lingesäckske. Prume on Biere wuden och met Zucker on Essich oppjekockt on



Bergischer Schrank, Mitte 19. Jh.



Bergische Standuhr, Mitte 19. Jh.

komen dann en jrute Enmakjläser. Dann wuden se met Pergamentpapier toujebonge. Völl Arbed, aver lecker.

Die Prinzessböhnches wuden an Boumwoll-Fädches opjeschnürt on jedrückt, butte, ongerem Daak, em Schatte. Die Prinzessböhnches wuden em Wenkter ne Daach vörher enjeweekt, jar jekockt on met Speckzauß, Essich, Sault on Pfeffer affjeschmeckt. Dat konnt die Jrußmutter lecker kooke. Die frühe Erpel (Kartoffeln) jof et em Sumer, dat woren die Pauls - Juli-Möll, dobei die ischte fresche Eeze on Muhre, dotou Broode (Bratfleisch), dat miek die Jrußmutter immer et Sondeis. Lecker! Als Kompott miek se de ieschte, zarte Rhabarber.

Tom Sondeisete jehut immer en ju-ede Renkfleeschzupp, die wud samsdeis schon vürjekockt. Et Beste woren för mech die selver jemackte Markbällches, do wor die Jrußmutter en Könnerin dren, no

dem Rezept mak ech se hütt noch. Ru-ede Kappes wor och e Sondeisete. De wud och schon samsdeis vürjekockt. Elf Deelee komen do eren, mer moßt schon jen kooke, sonst hätt mer sech nit su vüll Arbed jemackt.

Fröher hingen oft met Kreuzstich jesteckte Wandschoner henger em Heed, do stong drop: „Eigener Herd, Goldes wert.“ „Liebe geht durch den Magen.“ „Trautes Heim, Glück allein.“ „Rein und ganz, der Küche Glanz.“ Do süht mer, wie wichtich et wor, en ju-ede Hausfrau te sin. Aver die Tied es längst vorbeee.

Erpel woren em Johr üver jenoch em Keller, do konnt mer vüll met maake. Em speede Hervst on em Fröhjohr wud e dick Ferke jeschlacht. Dann hatte se Schenk, Speck, Knackwü-esch, Panhas, Lever- on Blutwü-esch, on e jru-et Döppe met Schmalz. Dovon wud et janze Johr jejete. De Metzger Karrenberg kom 1903 en der Bosch, vörher jof et mär de Metzger Stengkes (Steingen) em Döörp, never de evangelische Keerk. Vom Fröhjohr an hätt die Jrußmutter mär ut em Jade jekockt, dat fing met Melde on Plöckschloot an on jing bes tom Wenkter met Kühl (Grünkohl.) De witte on ru-ede Kappes, och Schaffaue (Wirsing), wuden anne Wottele (Wurzeln) em Schobbe opjehange on hielen sech bes en der Januar erenn. Nu loch et anne Jrußmutter, immer wat Leckeres op der Dösch te bringe, on dat konnt se. E ju-et Lengtörper Ete woren Staakebuhne dorcheen jekockt met Erpel, Äppel on Speck. Suhre Kappes met witte Buhne on Erpel, dotou e Stöck Schenk.

Oder Stielmus met Erpel dorcheen, dat Ete moßt immer ju-et Fett han. Dann komen die ieschte dicke Buhne met e Stöckske mager Speck on Buhnekrot, lecker. Em Hervst on Wenkter wuden die Muhre met Erpel on Äppel dorcheen jekockt. Die Muhre on Sellerie lohren em Wenkter enne Kull. Kohlräbches, jestuft met Botter, Mehl on Melk woren och lecker, och die frühe Struekbuhne met Speckzauß on de leckere Buhneschloot. De janze Sumer üver jof et bold jiede Dach Schloot. Et Ovends jof et meest en Melk- oder Bottermelkzupp, Brooterpel, Panhas, ne Herring, kenn leckere Bötterkes met Aufschnitt. Och

ne Bu-ekweetepanneku-eke met Speckstöckskes wor watt Feines. Die Jrußmutter konnt och leckere dicke Ries met Zucker on Zimt make, och Jriesmehl-Pudding met Himbeersaft. Lecker woren och Nudele met jedruchte Prume, Hemmel on Eed met Blutwü-esch. Jof et ken Blutwü-esch, kom utjebrodene Speck met Zwiebelstöckskes drüver. Friedeiss jof et ke Fleesch, dann komen Herring oder Stokkfesch op der Dösch oder Panne- oder Riefku-eke. Em Hervst jof et Endivie- oder Feldschloot.

Et Samsdeis jof et immer Buhne- oder Eezezupp, dat jing flott on all wuden satt, ne Schenkeknook jof ne ju-ede Jeschmack. E ju-et Eete jof et immer, wenn e Huhn jeschlacht wor. Do wor die leckere Hönnerzupp met jeele Fettoge, met Zuppejröns on Ries dren. Dann dat witte Hönnerfleesch on Appelkompott. Oder jebrodene Hähnches, oder Ente, alles Diere, die die Jrußmutter selver opjetrocke hätt. De Jrußvatter sorchten vör Schwattbru-et, Weck, Streußelku-eke on Appeltaat. Su kann mer sech denke, dat et bei de Jrußeldere för us Kenger immer schön wor. För mech wor et och interessant, enne Backstu-ef te jonn on dem Jrußvatter be de Arbed totekieke. Do wor de jru-ete Backove, de wud noch met Holt gestockt.

Do hingen die Mehlsiebe anne Wank, do wor de lange Tösch, wo de Deech (Teig) drop loch, do woren die jru-ete Backbleeke för Appel- on Streuselku-eke, do wor de Mehlsöller, überall jof et watt te Kieke. Do stong em Flur die blankjeputzte Messingpomp, do hiel de Jrußvatter immer et Waater för de Deech.

Aver als die Jrußmutter du-et wor, wor et nit mieh su schü-en. Do hatt kenne mieh Tied för us Kenger, sie hätt us all jefehlt. Sie wor en liebe, jude Frau, die immer för us do wor. Woran se jesterve es, ech weet et nit, sie wor nit lang krank. Medikamente, su juet wie hütt, jof et nit, et wor och noch kenne Dokter em Döörp. Aule Lütt komen nit ennet Krankehus, sie storven stell fott, wuden aver nit verjete. De Jraffsteen vonne Jrußmutter on vom Jrußvatter steht noch immer op em aule Kerkhoff, ech jonn se schon enns besü-eke.

Maria Molitor

# Ne e-ijene Häed...

...is Joldes wäet. Wer kennt dat aule Sprichwo-et nit? - Wat sech us Jru-eßöldere be-i demm Sprechwo-et jedaiht hant, kann mor mär ro-ede. – Esch denk, dat Sprechwö-etsche hant Lütt erfonge, die noch die Tiede jekannt hant, wo mor sich in dor Kösch mit sonnem aultfränkische, jemu-erde Häed erömjeschlarre hät. Oder vielleicht och noch mit sonnem juss-ieserne ‚Farnüss‘. De ‚Farnüss‘ wor ne kleine Ko-ekeshäed, dä so beske uhtsoh, wie ne jestuckte Kanone-o-ewe. Wie dä an sinne Nome jeku-eme es, konnt mesch och kinner mie sahre. Op jeden Fall wor die Ko-ekerei do drop en Quälerei. Un et jo-ew döckes Maulfeschtereie, wenn dor Vatter noh Huhs koem, Kohldamp bös onger de Ärem, un et E-ete noch nit oum Dösch stung.

Esch hätt för ösch jo jä-en sonne ‚Farnüss‘ fotografiert. Äwer et wor nörjes e-ine optedriewe.

Mor hät sech öwer die Denger woll su erbärmlich jeärjert, dat mor se radikal uhtrangschiert un öm Klöngelskäehl kotterhank op dor Wahreschmi-ete hätt.

Äwer dann wu-ed dor Kohlehäed erfonge! Van do ahn hätt mor de Froue döcker widder lache sinn! Denn op sonnem neumodische Kohlehä-ed konze met drei Pött un en Pann prötsche. Un wenn de wollz, och noch tejliek ne Ku-eke backe. Wenn dat nit Fotschritt wor!!

Nu ko-em et E-ete immer be-i Tiede oum Dösch. Sonndaihs jo-ew et nu döcker Ku-eke und Pruhmetaat, un de janze Famillich wor tefre-ede.

Kickder, un öm dös Tied kann dat Sprechwo-et met dem ‚e-ijene Häed...‘ entstange sinn, - denk isch. Sonne moderne Kohlehäed wor jo nit e-infach mär en Ko-ekstell. So ne Häed wor dor Motter öhr ein on alles. Dat he-ißt - noh de Kenger unnem Vatter natörllich...

Op dämm wor se so rischtisch stolz – op de Häed, me-in isch. Nit selte woret e uhtjespro-eke Schmuckstöck, dat do en dor Kösch stung. Met Motters Häzzblu-et wu-ed dä in Schuß jehaule.

Äwer, so janze fre-i von Tücke un Hengerlistischke-ite wore och nit. Wie dat so is met neu-edische Kro-em, moßte de Froue do och iescht emo-el liere met ömtejonn.-

Be-i us en dor Kösch stung och sonne ‚moderne‘ Kohlehäed, Marke ‚Küppersbusch‘. Blank un jlän-zend stung he in sinn Hött. Weil he so schwer wor, stung he met sin juss-ieserne Be-in op dicke Jlass-füet, domet die sich nit en dor Balatum dröckden. Öm die jru-ete Kösch och an kauler Dahch wärem te kre-ije, jing en schwatte O-ewespiep von dor Hä-edplatt so angethalwe Meter de Wank huech, met nem Knie en dor Kamin erenn. Dat Knie steckden enne Drehschieber en dor Wank. Dat

Knie hatt och e Kläppke tem Re-inije. De Schieber konnt met ne Hebel jeschlo-ete wä-ede, wenn mor de Piep ens re-in mahke moßt oder ne Kaminsfe-ijer dor Kamin feje wollt. Dä li-ep e-ine Dahch vörher dörch de Hühser un bölkden laut dörrjet Treppehuhs: „Mor-gäään kommt der Schooorn-stein-fegäär!“.

De Froue paßten genau op, dat se dann och te Huhs wohre, ömm de Schieber im raihte Moment te schluchte. Döck wor et so, dat de Schieber nitt janze decht wor, un dä Ruß uht alle Ritze eruht puffden, wenn dor Kaminsfejer sinne Droehbessem (rupupupub) döresch dor Kamin ropp unn ronger sause li-et. De Motter höppden dann met ne Schrei op dor Stuhl un wiggelten flöck ne feuchte Feudel o-ewe ömmet Piepeknie. Manchmo-el wor et och te spät, un de schwatte Dreck mi-ek sech en dor Kösch bre-it. En Ferkesere-i, sahch isch ösch!

Weil et am Häed immer wärem wor, hätt dor Vatter en Ling schräsch öwer dor Häed jespant, an der de Motter dann schon ens jät Wäsch oder e paar Handdücker dröüje konnt. De Wäsch em Wenkter flott drösch te kreje, wor nur en dor Kösch müechlich. Doför wu-ed och schon ens öwer Naiht tösche de Pöss<sup>1)</sup> en lange Wäschling quer dörch de Kösch jespant.

Wat hät de Motter jeschent, wenn jömmes dor Häed obmi-ek, öm en Schöpp Kohle nohteleje!

Denn do-be-i ko-em immer jät Qualem oder Kohlestoff eruht un vorsauden dor Motter die jrad objehangene Wäsch!

Ongerem Häed stung de Kohleware oder dor Jress-troch<sup>2)</sup> wo de Kohle drenn wore. Och dä hatt en witte Emalliefront met ne vornickelte Jriff vüre dran. He hatt Jummiräder, un mor konnt öm noh vüre eruhttrecke. Usem Kohleware lu-erden vüre dor Stell von der Jressschöpp<sup>3)</sup> eruht.

Tou sonnem Hä-ed jehüerden noch e paar angere wischtije Utensilie.



Do jo-ew et tem Beispiel dat Ringieser, dat immer jreffbereit an der ömmloupende Schutzstang hing.

Vüre an de Spetz wor en schmale Tong, met der mor de Deckel von dor Fülerstell büre konnt. Dann hat dat Denge noch ne kle-ine Ho-eke, met demm mor och noch de Ring vom Füler rongertrecke konnt, öm dat Fülerlo-ek für jröttere Pött jrötter te mahke. Mor kann sech ju-et vürstelle, dat die Pött un Panne ongedronger pe-eke-schwatt vom Russ wore un nitt so schüen blank wie hütt.

Jo, un dann jo-ew et am Hä-ed noch dat ‚Räkel‘- oder ‚Porkelieser‘. Met dem mor vüre döresch et Äschkläppke de jlühende Äsch döresch et Rost en et Äschscho-et porkele konnt, domet et Füler besser Luft krichden.

Dor Stöwer<sup>4)</sup> un de Dreckschöpp<sup>5)</sup> jehüerden zwar nit direkt tom Hä-ed, hinge äwwer döck met nem Bängel an dor Häedstang. Immer parat, weil et am Häed jo immer jät te feje jo-ew.

Sto-eke di-et mor met Kohle un Brikett. Vör dor Wenkter wor et ju-et, wenn mor so twentich - drütlich Zentner em Keller hatt! Wor mor knapp mem Jeld, koppden mor de Kohle och schon ens drei- oder vierzentnerwies anne Dür. Be-i uss ko-em dor Kohlehängler Frohnhoff met en Pätzkarr vorbei. Et Minche Frohnhoff mi-ek dat met de Bestellung un meddem Betahle, un dor Fritz oder dor Paul schleppten die zentnerschwere Säck met

Kühme un Poltere en dor Keller. Dat wor en kno-ekehatte Arbe-it, sach esch ösch.-

Wore de Tiede besongesch schlaiht, han esch oum Bahndamm och schonens Kohle un Koks jesam-melt, die de Zöhch vorlohre hadde. Wat natörlisch streng vorbo-ede wor. Äwer i-eh sonne Bahnemann mesch an dor Krahre hatt, wor esch mit minnem Emmer doch längst widder fott. Also met Koks im Häed te he-ize wor nit ju-et. Denn Koks wu-ed so he-it, dat dor Rost sesch vorbohre hät und de Schamottste-in jeschmolze sind. Dann moßt dor Häed mit Schamottste-in von Butenbergs neu uhtjemu-ert wäede. -

Schlimm wor och de Tied, als et kinn Kohle jo-ew. Dann moßt mit Schlammkohle jeheizt wäede.

Dat jing nur mit völl Holt. Domet dat Zeuch öwerhoupt branden, hätt mor och Hubbelspöhn dronger jemischt. Also rischtisch wärem wu-ed et en dor Kösch domet nie. De Schlammkohletied wor weiß Jott schlemm.-

Morjes, en aller Herrjottsfrüh, hürden mor de Motter meddem Ringieser schon im Hä-ed römm-schubbe, öm de kaule Äsch dörsch et Rost en et Äschscho-et te kratze. Die halwvorbrannte Kohle ko-eme noch ens en dor Jresstroch. Met en aule Ziedung, e beske Ahnmahkholt un e paar Kohle owe drop braiden de Motter dä Hä-ed flott widder in Jang. Un

wenn mor se dann dor Muckefuck en dor Kaffeemüehl mahle hürden, wor et Tiet optestonn. Un wie anejehm woret dann, wenn de Kösch schon beske dörschjeschlahre wor.

De Motter kannt sech meddem Häed bestens uht. Se woßt immer, wat te donn wor, wenn dä schon ens verröckt spellden: Wenn schonn ens te fass jestockt wor, ko-em et vür, dat dor Ruß te brenne anfang un die Piep jlühendischru-et wor. Domet nit och noch de Ruß em Kamin te brenne anfang, hät de Motter flöck e paar Hängruhe Ärpelsschale in et Füler jeschmi-ete, und die Jefahr wor widder jebannt. -

Domet et och des Naihts em Wenkter en dor Kösch nit jar su kault wu-ed, hätt de Motter o-emes spät bevor se innert Bett jing, noch ne Brikett jeno-eme, hätt dä dick mit Ziedungspapier ennjewiggelt un de dann obbet Füler jelaht. Dä branden dann jaaanz höschkes Stonde vör sech hin, dodöresch bli-ewe de Kösch de janze Naiht bös en dor Morje lau dörschjeschlahre. So wor morjens immer noch jet Jlut em Häed. De Motter braiden met Holt un Kohle dat Füler flöck hu-ech, und de Kösch wor nullkommanix widder wärem.

En de letzte Krechsjohre wor jo ane richtije Schlo-ep fast nit te denke. E parmo-el des Naihts jinge de Sirene, un de Motter holden ons mit : „Opstonn, Kenger, Fliejeralarm!“ udem Bett. Dat hieß dann, Brocke widder ahntrecke und ronger en der Keller. Jo-ew et ‚Entwarnung‘, dorften mor döck nit widder innert Bett, weil dor Vatter beim Nober em ‚Drahtfunk‘ gehüert hadden, dat alt widder feindliche Verbände im Raum Goch / Geldern im Anfluch wöre. Licht dorft mor also och nit mahke, on met Käeze moßt mor spare. Denn die brukden mor em Luftschutzkeller. Domet mor be-im Wahde en dor Kösch nit em Düstere sette moßden, hätt de Motter widder en ju-ede Idee. Se laiden obbet Häedfüer e paar Holtspöen, die dann opflackerden. Se mi-ek dann vüre am Häed die Fülerkläppkes o-epe, un so hadde mor be-im Vortälle wenigstens e beske Lecht .



En dor kaule Wenkertied wor dor Hä-ed quasi dat wichtichste Requisit em Huhshault: Jieder dä erenn ko-em, hing i-eschemo-el sinn Klamotte am Ho-ek henger de Düer op und jing dann stracks nom Häed, öm sech öwer de Häedplatt de Häng wärem te rie-we. En besongere Roll spellden do dor Backo-ewe!

Hütt wüed mor sahere: Dä wor multifunktionell! Un dat wore weiß Jott och. Mit demm wu-et och Ku-eke jebacke. In demm wu-ed äwer och et Ahnmahkholt vör dor nächste Dahch jedröcht.

Wenn min Schwester des O-emes met ieskaule Füet noh Huhs ko-em, (se mi-ek be-im Schlüter oum Thunes et Pflichtjohr), sadden se sech döck meddem Stu-el vörem Häed, klappten de Backo-ewes-dür ronger un wärmden sech de Füet em Backo-ewe. Se mennden, dat Aroma wör och ju-et för de Kukes...

Em Backo-ewe wu-ede och die mit Sank jefüllde ‚Steinhäger‘-Fläsche wärem jemakt, die de Motter uns inet Bett steckten, domet mor do schnell wärme Füet krich-

Wenn Schni-e lo-ech, un esch am O-emed mem Schlidde noh Huhs ko-em, (domols jo-ew et noch völl mieh Schni-e als hütt), hatt esch döck kinne dröje Fetze mie am Liew. „Flott uhttrecke!“, saiden de Motter un hing die nahte Strömp, Bux, Jack, Mötsch, Heische tem Dröje an de Häedstang un op de Ling öwerm Häed.

Völl Lütt hadde, so wie mier en dös Tied, noch kinn Badezimmer. Em Su-emer hammer in dor Wäsch-kösch jebad. Dat Water wu-ed dann em Hummpott he-it jemackt.

Äwer em Wenkter woret do te kault. Also wu-ed uht dor Kösch et Badezimmer. Em jru-ete Einko-ek-ketel wu-ed et Water oum Häed stondelang he-it jemakt. Porziuns-wies ko-em dat dann en de Wäschbütt un wu-ed mit kault Water op Badetemperatur jebraid. Jo, un dann wu-ed jebad. Praktisch wor do-be-i de Schwimm-se-ip. Die bruckte mor nie te söhke, denn die schwamm immer o-ewe örjes oum Water eröm.

Ne wischtije Dahch für de Häed wor dor Sammesdahch. Nomme-daihs wu-ed he blank jeschüert.

janz, janz töm Schluß hollden se met ne Lappe jät Russ udem O-ewe, un jing dann domet no-chens öwer die Platt.

Dat wor nu ne Jlanz!

De Motter wischden sech mem Hankrögge dor Schwe-it van dor Sti-en (die dann och schwatt wor) un saiden e beske stolz, sich die blanke Häedplatt von alle Sidde bekieckend: „Wat saiste Jong, -blänke deht se wie e jebadt Ken-gerföttsche!“ Jo,- so wor dat: Wenn et en dor Kösch noh „Herd-putz“ un Bohnerwachs ro-ek un wenn de Motter schwatt em Je-secht wor, d-a-n-n w-o-r dor Sonndahch nit wiet!!!

Op ihret jlöwt oder nit, sonne Koh-lehäed hatt och sinn romantische Sidde. Ich denk do jäen ane Wenkter-o-emed. Wenn et en dor Kösch döresch die einzije Lamp öwerm Köschedösch schüen dämmerisch un schum-merisch wor, hann esch mesch jäen vör de Häed jehuckt un han ennet hell erlöüchtete Äsch-scho-et jekickt, wie die Funke langsam von o-ewe en dat Äsch-scho-et rieselten. –

Besongesch schüen woret, wenn et stell an dor Köschedösch wor un de aule Waterke-tel obbem Häed janz le-is te ‚singe‘ ahnfing...

Et es alt lang her, wo isch dat et letzt ens jehürt han.-

Vör Johre jo-ew et in Ratingen op dor Lengtörper Stro-et noch de Lade von Blinten. Vörem Schau-fenster stunge eines Dahres en jan-ze Re-ih Lütt un ongerhi-elden sech ahnjerecht öwer die Auslage. Wat soll esch ösch sahere, wat do em Schau-fenster stung? Richtisch – ne wunderschie-ene aule Koh-lehäed! Die Oure von denn Lütt hädder sinn mödde... Wat do all an Erennerung hu-echko-em...

Die woßden noch all ju-et, wie we-etvoll sonne Häed für ons ens wor. On de e-ine oder angere hürden esch le-is vür sech hinsahre: „Jo! Ne e-ijene Häed is Joldes wäet!“-

Ewald Dietz



**RATINGENS GROSSES  
FACHGESCHÄFT  
NEUESTE MODELLE**

HERDE · ÖFEN · WASCHMASCHINEN · KÜHL- UND  
GEFRIERGERÄTE · RADIO · FERNSEHEN  
... und selbstverständlich Kundendienst

Lintorfer Straße 13 · 4030 Ratingen 1 · Telefon 228 86

den. Em Herwst mi-ek sech dor Vatter döck met sinnem selvst jedröschte Tabak im Backo-ewe bre-it. Die jedröschte Tabakblätter wu-ede von öm met Prumesaft bestri-eke, tasahmejerollt un enn dor Backo-ewe tem Dröje jelaiht. Mer nannden et ‚Ferkesere-i‘, dor Vatter ‚Fermentierung‘.

Wenn de Motter em Herwst mo-el nix op dor kle-inen Wäscheling öwerm Häed hange hat, hinge do dann jarantiert Vatters Tabaksblä-der tem Dröhje.

Do han esch jäen be-i toujekickt. De Motter hadde ne aule Kartong, wo de janze Putzkro-em drenn wor: En Metallfläsch met „Herd-putz“, Tüte, un en janze Re-ih pe-ekeschwatte Lappes un Ziedungs-papierknubbele. Met „Herdputz“ unne dicke, schwatte Lappe, met völl Erfahrung, Qualem un Jekühm braiden de Motter de Häed dann op Hu-echjlanz. Wenn sesch ens Besöek ahnjesaiht hadden, no-em se och schon ens ne nöije Lappe un jing hengerher noch met „Wie-ner Kalk“ öwer die Häedplatt. Un

- 1) Pöss – Türpfosten
- 2) Jresstroch – Kohlenwagen
- 3) Jressschöpp – Kohlenschaufel
- 4) Stöwer – Handfeger
- 5) Dreckschöpp – Kehrblech

# 100 Jahre Katholische Schule II in Lintorf

1. Mai 1902 – 1. Mai 2002

Büscher Schule – Heinrich-Schmitz-Schule

## **Kommen Schulen in die Jahre, feiern sie ein Jubiläumsfest!**

So auch die Heinrich-Schmitz-Schule an der Duisburger Straße 112 in Lintorf. Ein Blick in die Schulchronik zeigt, dass sie besondere Geburtstage immer gebührend gefeiert hat, so das 25-, 50-, 75-, 85- und 90-jährige Schuljubiläum. In der „Quecke“ wurde stets darüber berichtet. Nun sind seit der Eröffnung 100 wechselvolle Jahre vergangen, die Schule ist bereits im dritten Gebäude untergebracht, und fünf SchulleiterInnen haben in dieser langen Zeit Verantwortung für die Erziehungs- und Bildungsarbeit getragen:

Heinrich Schmitz (1906 - 1936), auch Heimatforscher und Namensgeber (Die Gedenktafel am Eingang, ein Geschenk des Heimatvereins, erinnert an ihn), Heinrich Schwarz (1936-1956), Gerhard Mansfeld (1956-1978), Ingrid Schwarz (1978-1986) und seit 1987 Franziska Ebeling.

5000 Kinder haben schätzungsweise in dieser Zeit hier Lesen, Schreiben und Rechnen gelernt. Diese Zahl zeigt, dass die Einrich-

tung einer dritten Schule im Lintorfer Norden, „im Busch“, eine richtige und gute Entscheidung war. Sie erhielt als Katholische Schule II im Volksmund schnell den Namen Büscher Schule und war mit Ausnahme der Kriegsjahre 1939-45 bis heute eine katholische Schule und damit einem besonderen Erziehungsauftrag verpflichtet. Gerade zur Zeit wird die Frage der Werte, die man Kindern heute vermitteln soll, in den Medien oft diskutiert. Unser Auftrag, nach christlichen Werten zu erziehen, ist daher wichtiger denn je.

Den 100. Geburtstag der Schule groß zu feiern, stand für Kinder, Lehrer und Eltern außer Frage.

Für Eltern und Gäste sollte eine Geburtstagszeitschrift mit Beiträgen aus allen Schulklassen erstellt werden, so dass sich die 191 Schulkinder mit ihren Lehrerinnen schon lange vor dem eigentlichen Geburtstag mit dem Thema „Schule früher und heute“ beschäftigten.

In unserer Festwoche, der Woche um den 1. Mai, erforschten alle Klassen die Geschichte unserer Schule. Als Zeitzeugin besuchte

uns Frau Maria Molitor, eine Schülerin von Heinrich Schmitz, und erzählte den Kindern sehr anschaulich und überzeugend von ihrer Schulzeit „en der Böscher Scholl“. Einige Schüler aus der 3. Klasse machten sich auf zu Frau Hedwig Szrama, einer Tochter von Heinrich Schmitz, um ein Interview mit ihr zu machen und den Namensgeber besser kennen zu lernen. Es wurde auch eine Ausstellung mit alten Schulmaterialien zusammengestellt, Geburtstagslieder wurden getextet und eingeübt, und ein Familiengottesdienst zum Thema „Eine Brücke lasst uns bauen“ wurde vorbereitet. Dieser Gottesdienst wurde am 5. Mai 2002 in der Pfarrkirche St. Johannes gefeiert und bildete den Abschluss unserer Festwoche. Er nahm voll Dankbarkeit die Menschen in den Blick, denen das Wohl unserer Schule in den vielen Jahren am Herzen lag: Lehrer, Pfarrer, Eltern und Politiker.

Das Geburtstagsfest fand am Samstag, dem 4. Mai 2002, statt.

Es begann mit der Feierstunde, an die sich das Schulfest anschloss.

## **Feierstunde in der kleinen Aula des Schulzentrums.**

Um 11 Uhr versammelten sich die Kinder der 4. Klassen und der Theater- und Musik-AG, die Vertreter der Schulpflegschaft, das Kollegium und zahlreiche Ehrengäste: Vertreter der Stadt, des Schulamtes, der Pfarrgemeinde, der Nachbarschulen und Kindergärten, der Politik, des Fördervereins, des Heimatvereins, des Fußballvereins, sowie zahlreiche Ehemalige (Schulleiter, Lehrer und Eltern). Auch der Männergesangsverein „Eintracht 02 Lintorf“, der das gleiche Gründungsjahr wie unsere Schule hat, war vertreten. Die Verbindung zwischen Schule und Gesangsverein besteht seit der Gründungszeit, da der erste Chorleiter, Herr Keuker, Lehrer unserer Schule war. So wurde oft zusammen gefeiert.



Die Heinrich-Schmitz-Schule in den 1950er Jahren

# Programm der Feierstunde

Herzlich willkommen (Lied)	4. Klassen
Begrüßung	Schulleiterin Franziska Ebeling
Aus der Schulchronik	Klasse 4b
Ständchen	Musik-AG
Grußwort	Schulrätin Barbara Ihle
Im Märzen der Bauer (Klavier)	Johannes Dangelmeyer (Klasse 3a)
Grußwort	Bürgermeister Wolfgang Diedrich
100 Jahre Heinrich-Schmitz (Lied)	4. Klassen
Grußwort	Pater Chris Aarts
Mozart, Türkischer Marsch (Klavier)	Gina Oberstebrink (Klasse 4a)
Grußwort	Schulpflegschaftsvorsitzende Brigitte Riebe
Die Schulmäuse	Theater-AG
Grußwort	Vorsitzender des Fördervereins Detlef Spelter
Unsere Schule hat keine Segel (Lied)	4. Klassen

In ihrem Beitrag aus der Schulchronik hatten Kinder aus der 4. Klasse die wichtigsten Daten in Reimform verfasst und mit Bildern veranschaulicht.

Auch Ihnen, liebe LeserInnen der „Quecke“, möchte ich damit einen kleinen Einblick in die Geschichte unserer Schule geben:



Heinrich Schmitz (1874 - 1943)  
Um 1920

## 1902

In den Busch zogen viele Leute,  
das weiß man auch noch heute.  
Dann musste eine Schule her,  
das fiel den Leuten gar nicht  
schwer.

Büscher-Schule hieß sie dann,  
wie man sich erinnern kann.

## 1906

Als Heinrich Schmitz nach Lintorf  
kam  
und dann die Schule übernahm,  
da waren alle Kinder froh  
und die Lehrer sowieso.  
Er forschte über Stock und Stein,  
ließ die Kinder nie allein,  
er gab sein Wissen gerne weiter  
und alle Kinder lernten heiter  
immer weiter.

## 1910

Das Kollegium war nicht sehr  
groß,  
deshalb war der Teufel los.  
Die Klassen waren ziemlich voll,  
das war für den Lehrer gar nicht  
toll.

## 1952

### Büscher Schule - Heinrich-Schmitz-Schule

Die Schule hieß dann Heinrich-  
Schmitz,  
und das ist jetzt auch gar kein  
Witz.

Die Schule war 50 Jahre alt  
doch das verändert sich nun bald.  
Sie feierten ein großes Fest.  
Es kamen dazu viele Gäst'.

## 1974

Vom alten Gebäude mussten sie  
dann fort  
an einen schönen anderen Ort.

## 1975

wird die Schule abgerissen  
und viele werden sie vermissen.  
Viele Bagger kamen her,  
bald wurde dieser Platz ganz leer.

## 1995

Wisst ihr, warum die Heinrich-  
Schmitz-Schule wieder umzog?  
Weil die Decke den Kindern fast  
auf den Kopf flog.  
Die Schule war zwar ziemlich  
schön, doch mussten sie dann  
trotzdem geh'n.



Abriss der Büscher Schule im Jahre 1975

## 2002

Es ist schon 100 Jahre her,  
Kinder werden's immer mehr.  
Das Kollegium, das ihr hier seht,  
staunt, wie schnell die Zeit  
vergeht.

Wir tragen vor und sind erfreut,  
das 100-jährige Jubiläum ist  
heut.

### Schulfest mit der ganzen Schulfamilie

Alle Schulkinder hatten sich um 15 Uhr auf dem Schulhof versammelt, um die Eltern mit Begrüßungs- und Geburtstagsliedern willkommen zu heißen. Auch wenn der strahlende Sonnenschein ausgeblieben war, konnten sich die Kinder bei alten und neuen Spielen auf dem Schulhof vergnügen. Das lustige Theaterstück von den Mäusen, die Schulmäuse in der Heinrich-Schmitz-Schule werden wollten, erfreute Groß und Klein.

Eine besondere Attraktion war der Luftballon-Weitflug-Wettbewerb, den der Vorstand unseres Fördervereins organisiert hatte. Es winkten wertvolle Preise, so dass viele Kinder ihren Ballon steigen ließen.

Im Schulgebäude wurden die Gäste durch eine riesige gebastelte Geburtstagstorte mit 100 Kerzen und allen Unterschriften unserer Schulkinder ins Café eingeladen, wo leckerer, selbstgebackener Kuchen angeboten wurde. Viele Ehemalige standen neugierig vor den Fotowänden im Flur, die Bilder mit Schulklassen und Lehrern aus früheren Zeiten zeigten.

Die Ausstellung über „Schule früher und heute“ fand bei Jung und Alt großes Interesse, schließlich sieht man nicht jeden Tag Federn und Tintenfüßer sowie Zeugnisse und Schulhefte in deutscher Schrift.

So konnten wir mit der ganzen Schulgemeinde ein schönes Geburtstagsfest feiern.

Als Schulleiterin wünsche und hoffe ich, dass die frohe Atmosphäre, die an diesem Festtag zu spüren war, das Wir-Gefühl stärken und noch lange in unseren Schulalltag hinein wirken möge.

Wir wollten mit diesem Fest eine Brücke bauen, von der Vergangenheit in die Gegenwart, zwischen den Generationen, von Mensch zu Mensch, die auf gegenseitigem Verständnis und Vertrauen aufgebaut ist.

In dem Gottesdienst, den wir zum Abschluss unseres Festes zusammen feierten, brachten unsere Schulkinder diesen Gedanken durch ein Brückenspiel, Texte und Lieder überzeugend zum Ausdruck. Sie verteilten am Schluss Karten mit Bildern von Brücken, die sie selbst gemalt hatten. Diese Karte sollte man jemandem schenken oder zuschicken, zu dem man eine Brücke des Vertrauens bauen oder erneuern möchte.

**Franziska Ebeling**, seit 1987 Schulleiterin an der Heinrich-Schmitz-Schule



Vorne: Annegret Mainka, Franziska Ebeling, Meike Grothe  
Hinten: Barbara Kupferberg, Ursula Mathew, Petra Baiert, Christa Bach, Sigrid Reuter, Monika Plaßmann, Birgit v. Rißenbeck

# Die Geschichte der evangelischen Gemeindeschulen in Breitscheid und Hösel

## 4. Kapitel

### Die Geschichte der evangelischen Schule in Hösel, der sogenannten Linneper „obersten Schule“

#### **Die Anfänge des Schulwesens in Hösel und die Besonder- heiten der „obersten“ Schule**

Während in den Honschaften Breitscheid, Selbeck und Mintard erst nach 1671 ein hauptamtlicher Schulmeister angestellt wurde und vorher nur Laienschulmeister einen heimlichen, provisorischen Schulbetrieb auf eigene Faust eingerichtet hatten, konnten die Höseler Reformierten damals schon auf eine viele Jahrzehnte alte, geordnete Schultradition zurückblicken. Zur Erläuterung dieser andersartigen Ausgangslage gilt es, zunächst festzustellen, daß die Reformation in der Honschaft Hösel nicht - wie in Breitscheid, Mintard und Selbeck - vom Hause Linneper ausgegangen ist, sondern von der Gemeinde Homberg. Um das Jahr 1567 berief der damalige Kollator der uralten Homberger Kirche, Philipp Wilhelm von Bernsau, Herr auf Haus Anger, den reformierten Prediger Johann Wischmann aus Ratingen zum Vikar an den Homberger Altar Unserer Lieben Frauen. Dieser Wischmann muß ein überzeugender Verkünder der Lehre Calvins gewesen sein, denn schon nach kurzer Zeit bildete sich eine bedeutende reformierte Gemeinde in und um Homberg. In Hösel traten praktisch alle Einwohner zu der neuen Lehre über, und noch 150 Jahre später, im Jahre 1727, bekannten sich 53 von 57 Höseler Haushaltungen zum Calvinismus, trotz der Gegenreformation, trotz Schikanen, trotz Unterdrückung und trotz der Religionskriege. Das sind fast 93 % der Einwohnerschaft. So kann man sagen, daß Hösel eine durch und durch reformierte Honschaft im evangelischen Kirchspiel Homberg war (aus „Die Geschichte der Gemeinde Homberg im Bergischen Land“ von Heinrich Brinkmann, Pfarrer in Homberg, Festschrift zum 400jährigen Jubiläum

der Gemeinde Homberg am 31. Oktober 1983, Seite 42 ff).

Als originäre Gemeindeglieder der Homberger reformierten Gemeinde hatten die Höseler sich selbstverständlich verpflichtet, den üblichen finanziellen Beitrag zum Unterhalt des Homberger Predigers und des Schulmeisters und zur Anpachtung des Bethauses und der Schule zu leisten. Dafür konnten sie u.a. ihre Kinder in die Homberger Schule schicken, wo schon seit dem Ende des 16. Jahrhunderts ein Schulmeister amtierte.

Als sich im Jahre 1668 die öffentliche Anerkennung der „nach Gottes Wort reformierten Gemeinde zu und bei Linneper“ in den Verhandlungen zwischen den Religionsbeauftragten des evangelischen Kurfürsten von Brandenburg und des katholischen Kurfürsten von der Pfalz anbahnte, verlangten die Linneper unter Berufung auf die uralten katholischen Mintarder Kirchspielsgrenzen, daß die Honschaft Hösel, die vor der Reformation kirchlich zu Mintard gehörte, von Homberg ausgepfarrt und Linneper zugeschlagen werde. Sie untermauerten ihre Forderung mit dem Argument, daß Linneper die reformierte Gemeinde im Kirchspiel Mintard sei. Dieses Ansinnen stieß auf den entschiedenen Widerstand der Homberger, die darauf verwiesen, daß die Höseler einen großen Teil zu ihren Gemeinde-Einkünften beisteuerten und daß sie bei Wegfall der Dienersteuern und der Stolgebühren aus Hösel in finanzielle Not geraten würden.

Die Bergische Reformierte Synode von 1668 in Mülheim nahm sich der Sache an und entschied:

„Soll auch D. Mirckenius (Anm.: Der Homberger Gemeindepfarrer Mercken) auf seiner Cancel publiciren, daß die aus der Honschaft Hösel, wie bishero geschehen,

sich zu der Gemeinde Homberg mit Kindtauf, Participation des Abendmahls, Copulation der Eheleuten und Zahlung der versprochenen salarii halten.“

(Aus „Gesch. der Evgl. Gem. Homberg“ von H. Brinkmann, S. 72)

Ohne die Einkünfte aus der Honschaft Hösel war nun aber auch die aufstrebende Gemeinde Linneper nicht lebensfähig, wohnten doch in Hösel alleine fast so viele Reformierte wie in den drei anderen Linneper Honschaften (Breitscheid, Selbeck und Mintard) zusammen. Was aber konnte Linneper den Höselern denn bieten? Gewiß, ab 1669 hatte man einen eigenen Pfarrer. Ab 1683 hatte man mit dem Bau der gemeindeeigenen Kirche begonnen. Außerdem hatte man einen eigenen Schulmeister und ab 1682 auch eine eigene Schule. Aber die war eben viel zu klein, um auch noch die Schulkinder aus Hösel aufzunehmen. Außerdem war der Schulweg von Hösel nach Linneper zu weit und zu gefährlich.

Aus diesem Dilemma half nur noch die Flucht nach vorne: Linneper mußte einerseits bei der Synode erreichen, daß die Honschaft Hösel entgegen dem Synodaldekret von 1668 seinem Gemeindegebiet zugeschlagen wurde und andererseits in Hösel eine Schule einrichten, denn das war ein lange gehegter Wunsch der Höseler Hausväter, war doch der Schulweg von Hösel nach Homberg durch das Angertal kilometerweit und beschwerlich.

Das erste Ziel brauchte Zeit, schließlich war ein Synodalbeschluß nicht so einfach umzusetzen. Immerhin erreichte Linneper auf der 100. Reformierten Provinzialsynode am 22. und 23. April 1670 folgende Beschlußänderung:

„inhaerirt Synodus selbigem Decreto, jedoch mit dem Zusatz, daß denen Leuthen, so bisher bei

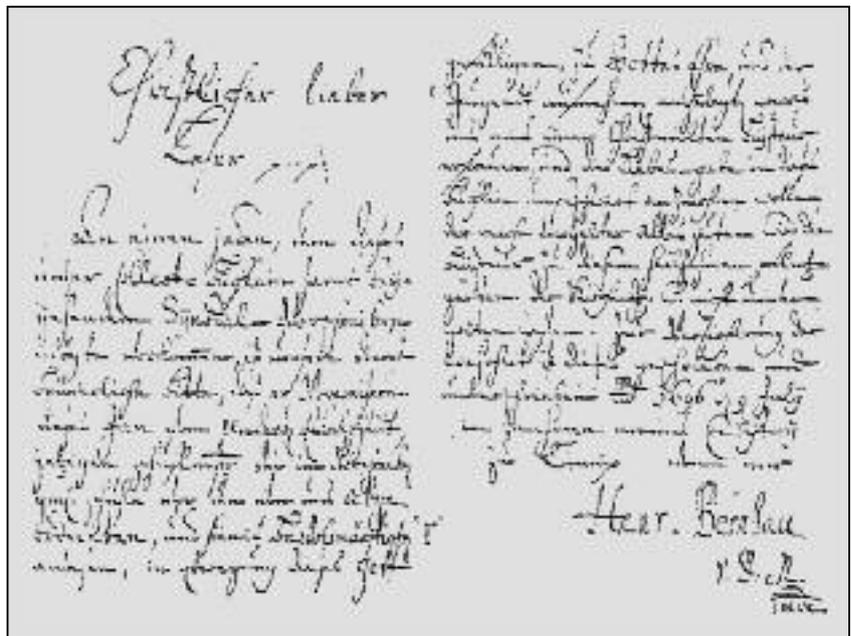
der Gemeinde Homberg zu verbleiben, daselbst zwahrn dem Gottesdienst beizuwohnen freistehet, so doch, daß sie von dem zeitlichen Prediger zu Homberg mit demissorialibus (Anm.: Überweisungsschreiben) versehen und denselben mit einer Erkenntnis zu erfreuen von D. Baldewin nach Möglichkeit persuadiret werden; sonst die anjetzo der Gemeine zu Homberg incorporirten Glider auch bei derselben verbleiben sollen.“

Das war schon eine erhebliche Aufweichung des Synodalbeschlusses von 1668, die zur Folge hatte, daß bis zum 2. Juli 1692 nach und nach sechsunddreißig Hösel-Haushalte die Gemeinde Homberg verlassen hatten und zur Gemeinde Linnep übergewechselt waren. Trotz dieser Rückwanderung und der damit verbundenen Mehreinnahmen sahen sich die Linnep nicht in der Lage, einen Schulneubau oder den Ankauf eines für Schulzwecke geeigneten Kottens in Hösel aus eigenen Mitteln zu finanzieren. Um trotzdem den Wünschen der Hösel-Haushälter entgegenzukommen, stellte man zu Zeiten des Predigers Wilhelm Balduin (vor 1681) zunächst einen Schulmeister ein und etablierte eine provisorische Schule in dem Hause eines Hösel-Gemeindegliedes. Wir kennen leider nur den Namen eines einzigen Schulmeisters aus dieser Zeit: Jan im untersten Eickelscheid. Daß es aber schon 1682 eine provisorische Schule in Hösel gab, geht aus dem Linnep-Konsistorialprotokoll vom 4. April 1682 hervor:

„Es soll der Schulmeister bey den Leuthen im Hösel, die jungen Leuthe ano nicht zwey Tage in der Woche, dennoch zum wenigsten an einem Tag in der Woche catechisieren, damit sie desto beßer und mit mehrer Erkenntniß der Grundwahrheit Christlicher Religion zum Gebrauch des Heiligen Abendmahls möchten zubereitet werden.“

Endlich, im Jahre 1696 tat der Linnep-Prediger Heinrich Bernsau den ersten Schritt zur Lösung des Hösel-Schulproblems. Er beantragte eine Kollektengenehmigung bei der Synode und erhielt die Bewilligung.

(Kollektenausweise vom 9. Juli und vom 1. November 1696)



Faksimile des Kollektenausweises vom 9. Juli 1696

Der Text des Kollektenausweises vom 9. Juli 1696 lautet:

Christlicher lieber Leser p.p.

An einen jeden, dem dieses unser Collect-Büchlein samt beygehendem Synodal-Vorschreiben mögte vorkommen, ist unsere ernste brüderliche Bitte, daß er Vorweisen dieses Jan vom Untersten Eickelscheidt, jetzigen schuhlmeister der im Vorschreiben genannten schuhle vor den von uns abgeordneten, und hiemit Bevollmächtigten ansehen, in Erwägung dieses Gott gefälligen, zu Gottes Ehre und der Jugendt aufnehmen angelegten werkes uns mit einer Christmilten Beysteur erfreuen, und die Liebesgaben in dieses Büchlein unbeschwert anzeichnen wollen; der reiche Vergelter alles

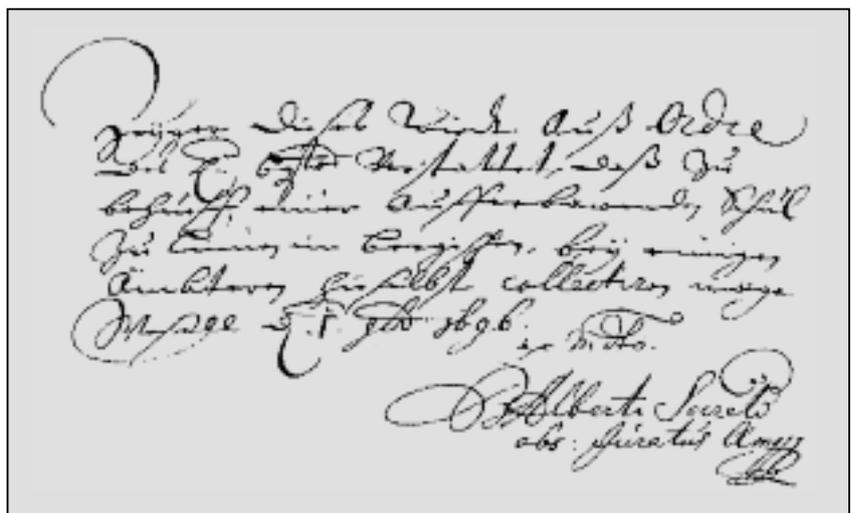
guten wirdt die Beysteur zu diesem heilsahmen pflantzgarten der Kirche Jesu Christi nicht unvergolten laßen. Zur Versicherung der Wahrheit ist dieses geschrieben und unterschrieben anno Domini 1696 den 9. July im nahmen meines Consistorii zu Linnep von mir

Henr. Bernsau V.D.M. ibidem

Der Text des Kollektenausweises vom 1. November 1696 lautet:

„Zeyger dieses wirdt auß Ordre des Herrn Bürgermeisters verstatet, daß zu behuff einer auferbawenden Schul zu Linnep im Bergischen, bey einigen Ämbteren hieselbst collectiren möge;

Wesell, den 1. 9 bris 1696 ex mandato B. Alberti, Secretarius



Faksimile des Kollektenausweises vom 1. November 1696

Jan im untersten Eickelscheit, der Höseler Schulmeister, erklärte sich bereit, die Mühe einer Kollektentreise durch die bergischen und märkischen Gemeinden auf sich zu nehmen. In seinem Kollektbüchlein, das im Linnep Gemeindearchiv aufbewahrt wird, findet sich u.a. auch ein Spendenvermerk des früheren Linnep und derzeitigen Mülheimer Pfarrers Theodorus Christianus Schaaf, der die damalige Situation in Hösel folgendermaßen beleuchtet:

„Weil mir ensbenanter der Zustand der Schule zu Linnep in der Honschaft Hösel nicht allein auß der attestation, sondern auch auß erfahrung, in dem daselbst prediger gewesen bin, genugsam bekannt ist, also, daß da eine schule sehr nöthig erachtet wird, zumahlen die schule bishero in eines nachbahren Hauße, welches eine unbeständige sache ist, gehalten ist, undt es gehört undt füget sich auch nicht wohl, sonderlich wen der schulm. mit weib und kindern versehen ist; darumhero wird auß der armen mitteln, allhier zu Mülheim, zu dem g. Zweck gesteuert 4 thlr. Clevisch, den 23. 9 bris 1696.

T. C. Schaaff V.D.M.

Noch gibt er Schaaff von dem seinen 2 thlr.“

(Kirchenarchiv Linnep, Nr. 312)

Durch die angelaufene Kollekte ermutigt, übernahm die Gemeinde Linnep am 11. November 1696 von den Eheleuten Jan und Gertraut an der Spindeck ein 70,38 a großes Grundstück in günstiger Lage der Honschaft Hösel in Erbpacht mit der Auflage, dort eine Schule und eine Lehrerwohnung zu bauen. Der Tatkraft des Gemeindepfarrers Heinrich Bernsau und der opferwilligen Mithilfe einiger Höseler Hausväter ist es zu verdanken, daß schon Ende 1697 eine Lehrerwohnung, bestehend aus zwei Zimmern und einem Korridor, und ein daran angebautes Schulzimmer fertig waren. Allerdings war das zunächst nur eine Behelfslösung. Der weitere Ausbau der Schule zog sich länger als ein Jahrzehnt hin. So erfahren wir aus dem Protokoll der 135. Bergischen Provinzialsynode (28. bis 30. April 1705) § 44:

„Gleich wie die Classen unseres Synodi versprochen, daß eine jede jährlichst 4 Reichsthaler nach der Matricul in den Gemeinden ausschlagen und dere Höseler Schulen in der Gemeinde zu Linnep so lange verehren wolle, biß dieselbe wird zustande kommen sein, wozu dan vor das erstemahl daß ihr beygetragene so haben wollende Classis auch verheißen, so lang Herr Kohlhagen leben wird, demselben jährlichs eine jedwede ad 9 Reichsthaler als eine Liebesgaba zu seiner beßeren substantia zuzulegen und dieselbe demselben jedesmahl in Synodo zu zustellen.“

Aus diesem Dokument geht hervor, daß um das Jahr 1705, also noch zu Lebzeiten des Jan im untersten Eickelscheit, ein Schulmeister namens Kohlhagen in Hösel amtiert hat. Vermutlich wurde er eingestellt, weil Jan im untersten Eickelscheit seinen Beruf nicht mehr ausüben konnte, sei es aus Krankheitsgründen oder aus anderweitiger Verhinderung. Wie dem auch immer gewesen sein mag, die Linnep müssen der schulischen Erziehung ihrer Jugend große Bedeutung zugemessen haben, sonst hätten sie nicht trotz ihrer notorischen Armut einen Ersatzlehrer eingestellt, der zusätzlich Geld kostete.

Der Bau der „obersten“ Schule im Jahre 1696 brachte den Höseler Eingesessenen handfeste Vorteile:

1. Das Gehalt des Schulmeisters (26 Reichsthaler) wurde nicht durch eine Umlage innerhalb der Schulgemeinde, wie vormals in Homberg, sondern aus einer Donation des Freiherrn von Mandelsloh, des ersten Mannes der Freiin Louise von Isselstein (9 Reichsthaler), aus einer Donation des Kurfürsten von Brandenburg (2 Reichsthaler), aus einer Donation der Freifrau von Leuchtenberg (2 Reichsthaler) und aus jährlichen Zuwendungen der Höseler Bürger Willem Spindeck (30 Stüber), Peter Bergerhof (15 Stüber), Hein am Teckenberg (15 Stüber) und Willem am Stuten (9 Stüber) bezahlt. Die restlichen ca. 10 Reichsthaler brachte das Linnep Konsistorium aus Kircheneinkünften

und Kollekten auf. Die Geldquellen, aus denen der o.a. Festbetrag der Lehrereinkünfte stammte, änderten sich im Laufe der Zeit. Das Linnep Konsistorium (Presbyterium) als Dienstherr aber blieb allein verantwortlich für die pünktliche Bezahlung des Höseler Schulmeisters bis zum Jahre 1881, als die Lehrer in ganz Preußen zu Staatsdienern aufstiegen und dementsprechend aus öffentlichen Mitteln entlohnt wurden.

2. Auch die Pacht für das Schulgrundstück (jährlich acht Reichsthaler) fiel der Schulgemeinde nicht zur Last. Sie wurde bezahlt aus dem Zinsaufkommen verschiedener Donationen, über die die Gemeinde Linnep verfügte. Das wissen wir aus dem mehr als 300 Jahre alten Linnep Ausgabenbuch, in welchem ab dem Jahre 1697 bis weit ins 18. Jahrhundert hinein jede Pachtzahlung sorgfältig vermerkt ist. (Kirchenarchiv Linnep Nr. 205: „Die außgethanen gelder, so theiß den Prediger, theiß die Schulmeister, theiß aber auch die Armen in der Evangelisch reformirten Gemeinde zu Linnep betreffen.“)

3. Die Höseler Eltern mußten fortan lediglich das überall übliche Schulgeld pro Kind und Jahr an den Schulmeister entrichten. Davon waren die Kinder von Armengeldempfängern selbstverständlich ausgenommen. Für sie zahlte der Linnep Armenmeister.

4. Ein großer Vorteil war auch die Zeitersparnis durch den viel kürzeren Schulweg. Für die armen Bauern war es lebenswichtig, daß die Schulkinder in jeder freien Minute auf dem Hof oder Kotten mitarbeiteten.

Überblickt man die Geschichte der obersten Schule, so entdeckt man viele Ähnlichkeiten zu der bereits beschriebenen Entwicklung der untersten, der Breitscheider Schule, Ähnlichkeiten, die eine nochmalige detaillierte Schilderung der Geschehnisse und der Entwicklung von der konfessionellen Gemeindeschule zur staatlichen Grundschule überflüssig erscheinen lassen. Aber man entdeckt auch zwei bemerkenswerte Unterschiede zwischen den beiden Linnep Schulen:

Einer davon ist ziemlich ungewöhnlich für die damalige Zeit harter und unnachgiebiger konfessioneller Konfrontation: Obwohl die oberste Schule eine von der reformierten Gemeinde gegründete und von ihr finanziell abhängige Schule war, stand sie von Anfang an auch den Kindern katholischer Eltern offen.

Das war in Hösel gar nicht anders möglich; denn schließlich konnte man die katholische Minderheit (nur ca. 7 % der Eingesessenen) in der fast rein evangelisch-reformierten Honschaft nicht einfach ausgrenzen. Man war von alters her an die nachbarschaftlichen Kontakte gewöhnt, und man war in Notfällen aufeinander angewiesen. Zudem gab es keine katholische Schule in der näheren Umgebung.

Diese Besonderheit hat den Charakter der obersten Schule geprägt. Die Schulmeister waren für jeden zusätzlichen Schüler dankbar, weil er Schulgeld brachte. Sie richteten sich zwangsläufig nicht nur nach den Anordnungen ihrer vertraglichen Dienstherren, des Linnepers Konsistoriums und des Gemeindepfarrers, sondern ebenso auch nach den Wünschen der Höselers Hausväter. Das erweckte bei der Höselers Schulgemeinde den Eindruck, daß ihre Schule mehr eine Honschaftsschule sei als eine kirchlich gebundene Gemeindegemeinschaft.

Der Lehrplan hatte auch nicht nur die religiöse Erziehung zum alleinigen Schwerpunkt, wie es - zumindest anfangs - in der untersten Schule der Fall war. Er mußte mit Rücksicht auf die katholischen Schüler die Fächer Lesen, Schreiben, Rechnen und Singen stärker betonen als die „Catechisation“ (siehe dazu die oben mitgeteilte Anmerkung aus dem Linnepers Konsistorialprotokoll vom 4. April 1682). Was das Singen anbelangte, hatte die oberste Schule den Vorteil, daß die dortigen Schulmeister bis zum Jahre 1826 das Amt des Vorsängers in der Linnepers Waldkirche innehatten und schon deshalb daran interessiert waren, daß ihre reformierten Schüler möglichst viele Kirchenlieder melodien beherrschten.

Die Simultaneität mit reformiertem Übergewicht hat fast 215 Jahre bestanden, und zwar bis 1910, dem Jahr, in welchem die katholische Volksschule an der Eggerscheidter Straße in Hösel gebaut wurde. Von da an wurde die oberste Schule zu einer rein evangelischen Volksschule, allerdings nur für kurze Zeit; denn schon 1939 wurden die beiden Höselers Konfessionsschulen wieder zusammengelegt zur „Deutschen Schule“, einer Schulform, die von der nationalsozialistischen Regierung für die Grundschulen im ganzen Reich vorgesehen war.

Der zweite Entwicklungsunterschied zwischen der untersten und der obersten Linnepers Schule hatte seinen Ursprung in dem Bau der Bahnlinie zwischen Essen und Düsseldorf mit Haltepunkt in Hösel (1870). Dadurch war Hösel als Wohnort für Geschäftsleute, Industrielle, Angestellte und Beamte, die in Essen oder Düsseldorf arbeiteten, attraktiv geworden mit der Folge, daß die Einwohnerzahl in Hösel rapide wuchs. Die bislang einklassige oberste Schule genügte nicht mehr, sie mußte zu einer zweiklassigen erweitert werden. Das geschah im Jahre 1871.

## Die Schulgebäude

Wie sah sie aus, die oberste Schule? Wie ist sie im Laufe der Zeit verändert und ausgebaut worden? Und was ist letztendlich aus ihr geworden? Zu diesen Fragen hat uns der Höselers Lehrer Peter Vogel folgenden interessanten, im Jahre 1933 verfaßten Bericht hinterlassen:

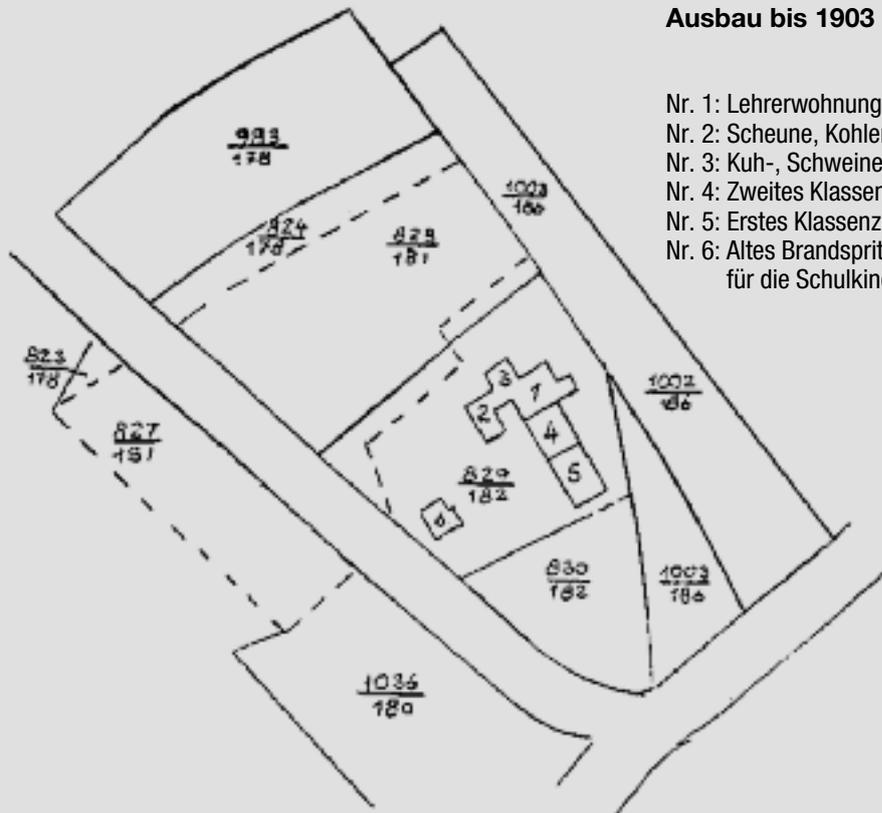
„Die in dem Erbpachtvertrage vom 11. November 1695 erwähnte Schule wurde in den folgenden Jahren gebaut und zwar in Hufeisenform. Im Vordergrund nach der Straße zu wurde die Scheune und der Holzstall errichtet; daran seitlich anschließend der Kuhstall mit zwei Trögen und einem Schweinestall und, daran wieder seitlich anschließend und mit der Scheune parallel laufend, das Wohnhaus. Rechts neben dem breiten Hausflur lag das lange, schmale Schulzimmer, und links vom Flur befanden sich zwei kleine Wohnräume. Später wurden nach der hinteren Seite noch ein Wohnraum, eine kleine Küche und ein Raum mit einem Backofen angebaut. Alles war darauf eingerichtet, daß der Lehrer neben seinem Hauptberuf zu seiner Unterhaltung noch etwas Landwirtschaft und Viehzucht betreiben mußte. Und das ist auch der Fall



Das Höselers Lehrerhaus (Aufnahme aus dem Jahre 1965)  
Im Hintergrund die Höselers evangelische Kirche

## Die Aus- und Umbaustufen der obersten Schule

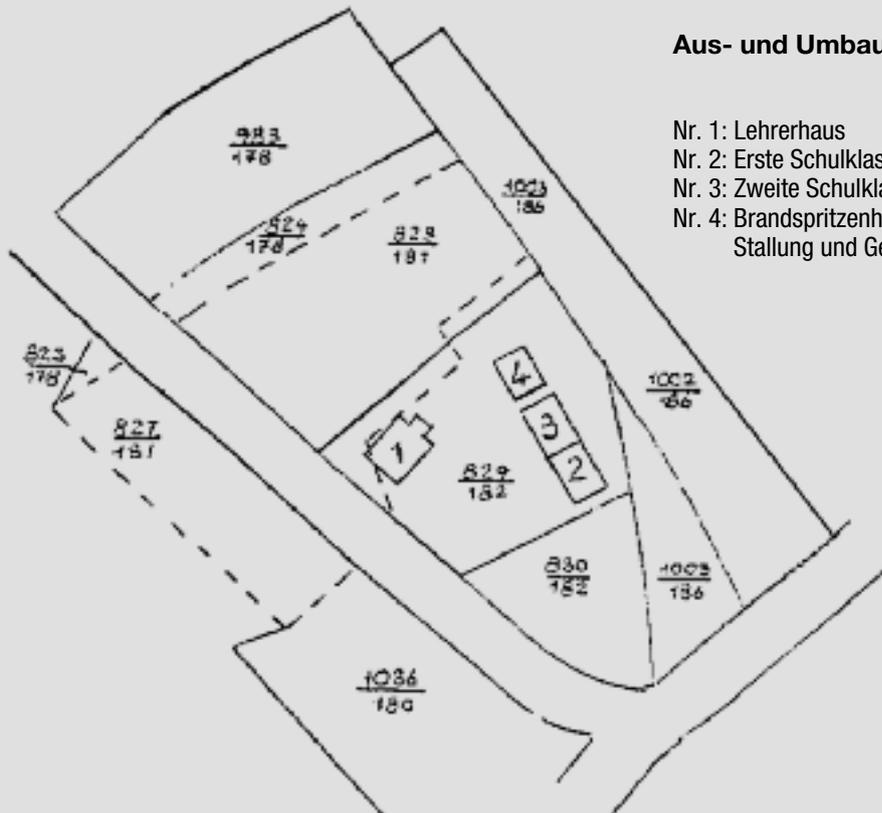
### Ausbau bis 1903



- Nr. 1: Lehrerwohnung mit Schulraum  
 Nr. 2: Scheune, Kohlenstall und Aborte  
 Nr. 3: Kuh-, Schweine- und Hühnerstall  
 Nr. 4: Zweites Klassenzimmer  
 Nr. 5: Erstes Klassenzimmer  
 Nr. 6: Altes Brandspritzenhaus mit Aborten für die Schulkinder

Baujahr:  
 1695/1696  
 nach 1696  
 nach 1696  
 1819  
 1870

### Aus- und Umbau bis 1929:



- Nr. 1: Lehrerhaus  
 Nr. 2: Erste Schulklasse  
 Nr. 3: Zweite Schulklasse  
 Nr. 4: Brandspritzenhaus mit Abortanlagen, Stallung und Gefängniszelle

Baujahr:  
 1903/1904  
 1870  
 1819  
 1905

gewesen bis zum Jahre 1874, also bis zu dem Zeitpunkt, wo durch Verfügung der Königlichen Regierung das Eigentumsrecht der bei der Marktwaldverteilung der Schulgemeinde zugefallenen ca. 4 Morgen Ackerlandes und des einen Morgen Waldes der Zivilgemeinde zugesprochen wurde. Dem Einflusse der französischen Verfügung aus dem Jahre 1811, wodurch die Zivilgemeinde verpflichtet wurde, einen Teil der Schulunterhaltungskosten zu übernehmen, verdanken wir es mit, daß bald darauf, 1819, unter der preußischen Regierung ein neuer Schulraum, die jetzige 2. Klasse, errichtet wurde. Zugleich wurde auch die Front des Wohnhauses mit Ziegelsteinen zweistöckig aufgebaut und der alte Schulraum in der Lehrerwohnung zur Wohnstube umgewandelt. So blieb es bis 1871. Infolge der wachsenden Kinderzahl beider Konfessionen wurde in dem genannten Jahr die Schule zur zweiklassigen ausgebaut. Das erste Klassenzimmer wurde an das 1819 errichtete angebaut, und dieses wurde die zweite Klasse. Zugleich wurden im Dachgeschoß zwei Zimmer für den 2. Lehrer eingebaut. Um die weitere Entwicklung besser verstehen zu können, soll die Beschreibung derselben fortschreiten an Hand des nachstehenden Kartenblattes Flur 2 (siehe vorherige Seite).

Als in den 70er Jahren im Anschluß an den Bahnneubau die Landstraße vom Bahnhof Hösel



Die Schule vor der Umgestaltung (Foto von 1903)  
Rechts im Bild die Familie des Lehrers Peter Vogel

nach Heiligenhaus gebaut wurde, die das Schulland durchschneidet, mußte als Ersatz für den zum Wegbau abgetretenen Streifen die Parzelle 824/178, die jetzt in der Parzelle 1140/181 eingeschlossen ist, dem alten Gebiete angegliedert werden, da nach dem alten Verträge nichts von dem in Erbpacht stehenden Schullande verkauft werden sollte.

Die größte Umänderung auf der Parzelle 1141/182, was die Gebäulichkeiten anbetrifft, brachte das Jahr 1904. Der im Jahre 1903 begonnene Bau der Lehrerwohnung in der Fluchtlinie der Landstraße wurde im Frühjahr 1904 vollendet und Anfangs April bezogen.

Die alte Wohnung, der Stall und die Scheune, die 200 Jahre hindurch ihren zeitgemäßen Zweck erfüllt hatten, wurden abgebrochen und auf ihre Stelle die neuen Abortanlagen, das Brandspritzenhaus und die Stallung mit einer Gefängniszelle errichtet. Dazu wurde noch ein neuer Flur an den 2. Klassenraum angefügt. Diese Erneuerungen machten eine Neuparzellierung notwendig. Bereits im Jahre zuvor war die Kirchengemeinde Linnep vollständige Eigentümerin des ganzen Schullandes geworden, auch des Gebietes, worauf die Schulbauten stehen. Sie hatte am 27. Juli 1902 die Erbpacht, dem Akte vom 21. 12. 1839 entsprechend, abgelöst. Am 7. 12. 1903 kam dann zwischen der Zivilgemeinde und der Kirchengemeinde ein Vertrag zustande, worin es heißt:

„Die Parzellen 1141/182 und 830/182 werden der Zivilgemeinde Hösel als Eigentümerin zur Benutzung für evangelische Schulzwecke von der evangelischen Kirchengemeinde kostenlos überlassen. Die Parzellen 1140/181 und 827/181 verbleiben Eigentum der evangelischen Gemeinde Linnep und sollen dem 1. Lehrer der evangelischen Schule in Hösel in der bisherigen Weise zur Nutznießung dienen.

Die Parzellen 1141/182 und 830/182 (Hofraum, Spielplatz und Garten) fallen an die evangelische Gemeinde Linnep wieder zurück, falls dieselben nicht mehr zu evan-



Die Schule nach der Umgestaltung (ca. 1907)  
Von links nach rechts: das Brandspritzenhaus mit Abortanlagen,  
die 2. und die 1. Klasse

gelischen Schulzwecken benutzt werden sollten. Die Zivilgemeinde hat jedoch alsdann das Recht, die darauf errichteten Bauten auf Abbruch zu verkaufen, oder die evangelische Gemeinde Linnep zahlt dafür eine entsprechende Entschädigung.“

Soweit der Bericht des Höselers Lehrers Peter Vogel aus dem Jahre 1933.

Im Jahre 1935 beschloß die Gemeinde Hösel den Bau einer neuen zweistöckigen Gemeinde-Grundschule, in deren unterem Geschoß die evangelische Volksschule und in deren Obergeschoß die katholische Volksschule untergebracht werden sollten. Mit der Ausführung dieses Projektes wurden die Gebäude der beiden alten Konfessionsschulen überflüssig. Die noch relativ junge katholische Schule (erbaut 1910) fand eine neue Verwendung als Wohnhaus. Der evangelischen Schule erging



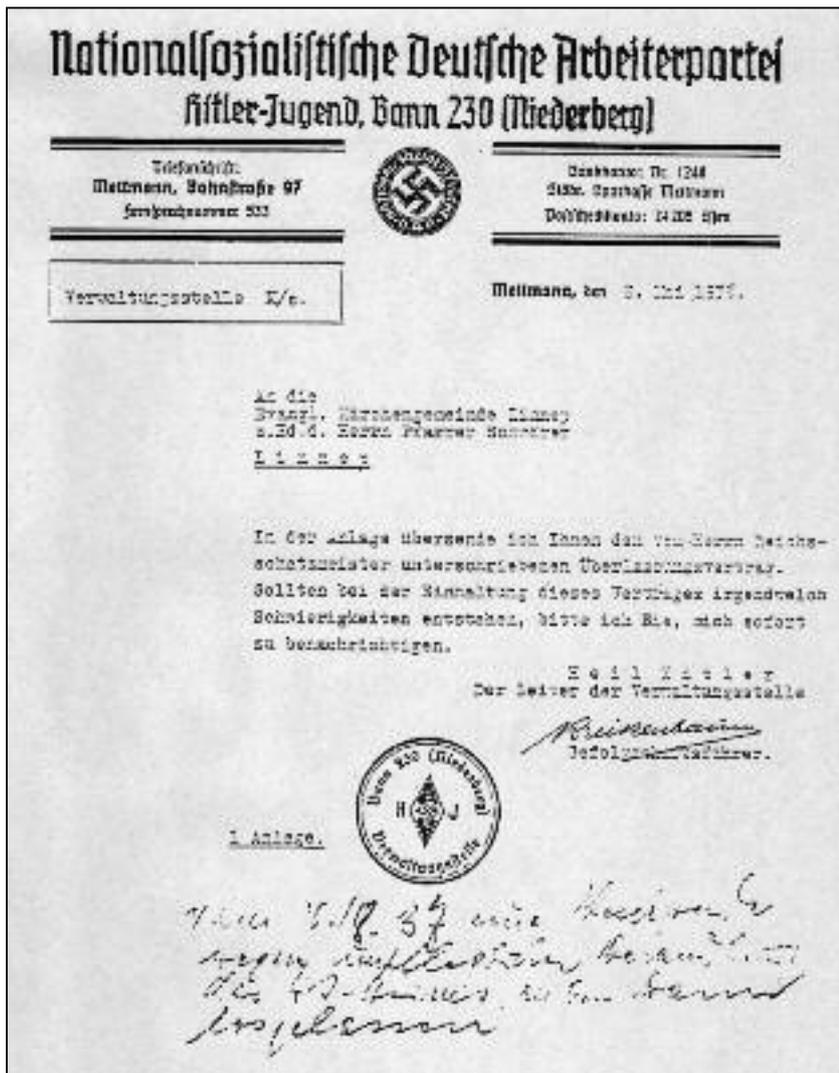
Das neue Höselers Schulgebäude von 1936, in welchem zunächst beide Konfessionsschulen getrennt untergebracht waren

es nicht so gut. Sie wurde am 8. Mai 1936 teilweise an die nationalsozialistische Jugendorganisation, die Hitler-Jugend, vermietet.

Obwohl sich die NSDAP in § 4 dieses Vertrages verpflichtet hatte, den Mietgegenstand in einem guten, den Anforderungen der

Gesundheitspflege entsprechenden Zustand zu erhalten, findet sich auf dem Anschreiben zum Vertrag der folgende handschriftliche Vermerk: „Am 10./8. 37 eine Beschwerde wegen unsachlicher Behandlung des H.J.-Heimes an den Bann losgelassen.“ Das hatte die alte Schule nun wirklich nicht verdient.

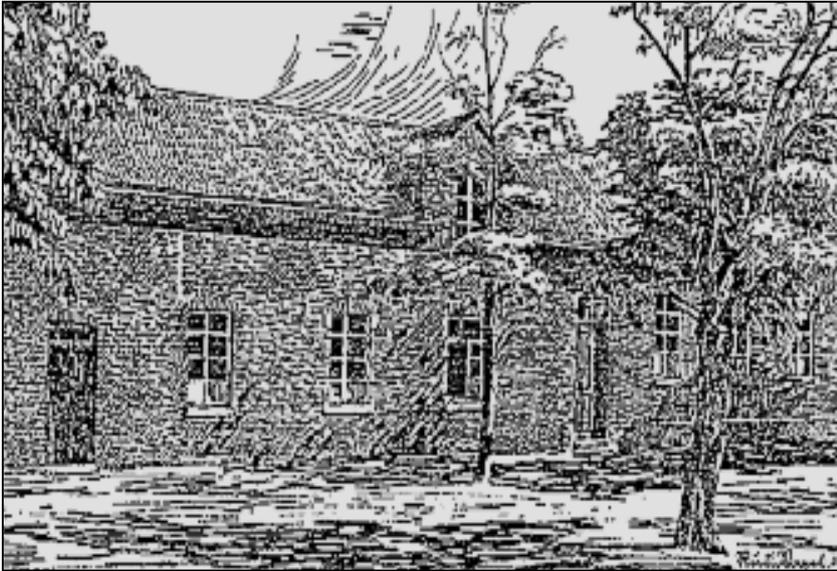
Nachdem die Hitlerjugend kurz vor dem Zweiten Weltkrieg das alte Gebäude geräumt und ihre Schulungsräume in das Dachgeschoß der neuen Schule verlegt hatte, zog die Grundstückseigentümerin, die Evangelische Kirchengemeinde Linnep, in Erwägung, dort eine Sozialstation einzurichten. Als sich das doch nicht als zweckmäßig erwies, entschloß man sich zum Verkauf. Die Glas- und Spiegelmanufaktur Wagener erwarb im Jahre 1939 den straßenseitigen Abschnitt der Schulparzelle bis zur Hinterkante der Gebäude. Das Schulgebäude wurde zum Werk- bzw. Lagerraum. Das währte jedoch nicht lange: Ende 1940 beschlagnahmte die Wehrmacht die alte Schule und richtete darin ein Lager für französische Kriegsgefangene ein, die zur Arbeit auf Höselers Bauernhöfen eingesetzt wurden. Nach dem Zweiten Weltkrieg, im Jahre 1960, mußte das Gebäude Platz machen für eine moderne Produktionsanlage der Firma Wagener. Das war das Ende der traditionsreichen „obersten“ Schule. Inzwischen gibt es die Firma Wagener auch schon nicht mehr. Sic transit ...



Anschreiben zum Überlassungsvertrag der obersten Schule an die Hitler-Jugend

**Die Schulmeister in Hösel**

Der erste Schulmeister, der in der obersten Schule Einzug hielt, war Jan im untersten Eickelscheit. Der



In Memoriam: Die alte Linnep „oberste“ Schule  
(Zeichnung von Rudi Vogel)

unterste Eickelscheit gehört, ebenso wie der Nachbarhof, der oberste Eickelscheit, zu den ältesten Höfen der Honschaft. Jan im untersten Eickelscheit heiratete am 7. März 1688 Neesjen zu Kückels. Sie war eine Enkelin des Jan und der Gertrauden von der Spindeck, jener Eheleute, die am 11. November 1695 ihren Brackbanden der Kirche zu Linnep in Erbpacht gaben mit der Bedingung, dieses zwei Morgen große Grundstück zum Schulbau zu nutzen. Und sie war eine Urenkelin des Kirchmeisters Hermann Kückels, der sich in der schweren Zeit zwischen 1648 und 1670 große Verdienste um den Bestand der Gemeinde Linnep erworben hat. Aus Dankbarkeit hat das Linnep Konsistorium 1683 dem Hause Kückels ein Erbbegräbnis in der Waldkirche verehrt.

Noch nicht zwei Jahrzehnte war es Jan vom untersten Eickelscheit vergönnt, im Höseler Schulhaus zu unterrichten, da wurde er nach längerer Krankheit durch den Tod abberufen († 8. September 1713).

Üblicherweise gestand die Gemeinde der Witwe eines Schulmeisters noch für ein Jahr nach dem Tode ihres Mannes das Recht zu, mit ihren Kindern im Schulhaus zu wohnen und das Jahresgehalt zu beziehen. Dann mußte sie spätestens Platz machen für den Nachfolger im Schulmeisteramt. Die Witwe Unter Eickelscheit hatte sieben Kinder, von denen das jüngste damals etwa 16 Jahre alt war. Zweifellos

hätte sie die Schulwohnung räumen können. Sie aber fand eine bessere Lösung. Zu jener Zeit hielten sich zahlreiche reformierte Glaubensflüchtlinge aus der Pfalz in Linnep auf, darunter Schulmeister, Handwerker und sogar einige Adlige, wie aus den Armenrechnungen hervorgeht (Nr. 295 Kirchenarchiv Linnep). Was konnte sie da Besseres tun, als einen Schulmeister auf ihre Kosten mit der Weiterführung des Schulbetriebes zu beauftragen? Damit war der Schulgemeinde gedient und dem Schulmeister geholfen, und sie konnte das Gehalt ihres verstorbenen Mannes weiter beziehen, ohne daß der Gemeinde Linnep zusätzliche Kosten entstanden. Und der Armenmeister hatte das Almosen für den Flüchtling auch noch eingespart. Der Lehrer hieß Wilm vom kleinen Dyck. Seine Tätigkeit in der obersten Schule sollte nur ein Jahr und drei Monate dauern. Darüber berichtet das Linnep Konsistorialprotokoll vom 28. Februar 1715 unter § 3:

„Nachdem der Wilm vom kleinen Dyck mit Todt abgangen, und die Witwe in der Höseler Schuhle in des Wilmen platz einen Peter Tesche, Kirchspiels Wald, die schuhlen ferner zu bedienen auf ihre Kosten gedungen, derselbe auch nunmehr fast fünf Monat lang die Schuhle mit gutem Vergnügen der Interessierten so in der Gemeine als in der Honschaft bedienet hat, auch willens ist die Witwe zu heyrahten; so hat das Consistorio auf vorhergangene Erkun-

digung seines vorigen Lebens und Wandels mit Zuziehung der Honschaftsmänner denselben in des vorjahr und tag hingestorbenen treufleißigen Schuhlmeisters Jannen Unter Eickelscheit platz zum ordentlichen Schuhlmeister auf- und ahngenommen mit dem Beding, sich in allen Stücken als einen treufleißigen Schuhlmeister in und außer der Schuhle jeder Zeit zu betragen; dagegen sagt ihm das Consistorium zu neben dem Genos der Höhseler Schuhlen und dazu gehörigem Garten, Land und Busch auch die 14 1/2 Reichsthaler in Geld, welche sein Vorgesäß genoßen.“

Peter Tesche trat seinen Dienst am 25. November 1714 an. (Kirchenzeugnis der Gemeinde Wald vom 12. Dezember 1714). Über seine Hochzeit mit der Witwe Unter Eickelscheit gibt uns folgende Eintragung im Linnep Heiratsregister Aufschluß: „Anno 1715, den 24. Februar, ist Peter Tesche, weiland Engeln Tesche und Annen Kohl von Lüdorf, Kirchspiel Wald, ehelicher Sohn mit Agnesen von Kückels, Witwe in der Höhseler Schule, zum erstenmal abgekündigt. Diese seind nach dreymaliger Abkündigung den 10. März copuliret.“ Damit waren nicht nur die Wohnungsprobleme der Witwe Unter Eickelscheit, geb. Kückels, sondern auch die Versorgungsprobleme des neuen Lehrers optimal gelöst. Peter Tesche konnte sich nur knapp fünf Jahre lang dieses glücklichen Zustandes erfreuen. Er starb am 23. April 1719.

Dazu das Linnep Konsistorialprotokoll vom 26. Juli 1719:

„Dem Herrn unserem Gott hat es gefallen, die Höhseler Schuhlmeistersstelle durch den Todt des Petern Tesche am 23. April jüngsthin zu erledigen; an deßen Stelle ist des vorhin in gedachter Schuhle gewesenen treufleißigen Schuhlmeisters Jannen Unter Eickelscheit Sohn Jacobus, Schuhlmeister in Lintorff, mit Zuziehung der Höhseler Honschaftsmänner nach vorhergangener seiner und des Eggerscheider Schuhlmeisters Hörung im singen, lesen, cathechisiren einmühtig auf einen Versuch ahngenommen.

In allen Stücken soll er sich, wie einem treufleißigen Schuhlmeister gebühret, in und außer der Schuh-

le betragen, dagegen sagt ihm das Consistorium zu den Genos der Höbeler Schuhle und dazu gehörigen Gärten, Landes, Busches samt denen 14 1/2 Reichsthalern in Geld, welche sein Vatter genoßen.“

Auch das eine vorteilhafte Lösung. Jacob im unteren Eickelscheit, der vorher Schulmeister in Lintorf war, brachte ein Kirchenzeugnis von der Gemeinde Ratingen unter dem Datum des 24. September 1719 ein. Er zog am 26. Juli 1719 in das Schulhaus zu seiner Mutter, der Agnes Kückels, verwitwete Unter Eickelscheit und verwitwete Tesche, ein und übernahm das Amt seines Stiefvaters, das er etwa 12 Jahre lang innehatte, bis zum Jahre 1731.

Anschließend, ab dem 9. September 1731, finden wir Johann Christoph Iter aus Kettwig (Kettwiger Kirchenzeugnis vom 10. Mai 1733) im Dienst an der Höseler Schuljugend. Von ihm wissen wir lediglich, daß er am 21. Juni 1759 nach immerhin 28 Dienstjahren in Hösel verstorben ist.

Zum Nachfolger wählten der Schulvorstand und die Schulinteressierten den Lehrer Johann Eberhard Paßmann aus Ratingen. Dazu schreibt der damalige Linnep Pfarrer Philippus von der Brücken im Konsistorialprotokoll vom 15. August 1759:

„Der Prediger hat am verwichenen Sonntag als dem 12. August bey dem Consistorio Antrag gethan, wie und welcher gestalt er sich verhalten sollte im Schreiben des Berufs-Scheins, welcher dem Neuerwählten Höbeler Schulmeister sollte zugeschickt werden, worauf die gegenwärtigen Consistorialen ihm zur Antwort gaben, den Berufs-Schein accurat zu schreiben wie auch derjenige geschrieben wäre von dem Herrn Rochol, Prediger, welcher zu der Zeit dem gewesenen Schulmeister im Hösel Johannes Christopherus Iter wäre zugesant worden; Es könnte aber doch mit hineingesetzt werden, daß der oben erwehnte Schulmeister drey aufeinander folgende Sonntage der Gemeine von der Cantzel wäre bekannt gemacht worden. Dieses hat auch der Prediger auf Order des Consistory gethan.“

Johann Eberhard Paßmann war eine längere Dienstzeit in Hösel

beschieden. Er heiratete am 28. März 1762 Anna Christina Kessel, eine Tochter aus uraltem Linnep Bauerngeschlecht. Nach 35 Jahren segensreicher Tätigkeit an der obersten Schule verstarb er am 6. September 1795.

Der letzte nicht seminarisch ausgebildete Lehrer in Hösel war Johann Peter Küpper, einer der Kontrahenten in dem bereits früher beschriebenen „Schulmeisterstreit“. Er stammte aus Mülheim an der Ruhr. Über ihn lesen wir im Konsistorialprotokoll vom 4. April 1795, §7:

„Der Berufschein des neu erwählten Höbeler Schulmeisters Johann Peter Küpper ist im Consistorio vorgelesen worden, und da er nun 3 mal von der Kanzel ist bekant gemacht worden, so wird der Berufschein den Höbeler Schulinteressenten zur Unterschrift vorgelegt und die copie ins Archiv gelegt werden.“

Bei seinem Dienstantritt im Jahre 1795 muß Johann Peter Küpper noch relativ jung gewesen sein, schätzungsweise zweiundzwanzig Jahre alt. Er war zu seiner Zeit berühmt und wohl auch berüchtigt für seine zupackende Art, mit der er die Probleme anging. Das brachte ihm mancherlei Ärger ein, aber auch viel Sympathie. Schließlich war er ein tüchtiger Lehrer, der in der heillosen Zeit der napoleonischen Fremdherrschaft und der Befreiungskriege für Zucht und Ordnung an seiner Schule sorgte, manchmal mit Mitteln, die wir heute kaum mehr tolerieren würden. So berichtet der Höseler Lehrer Peter Vogel von ihm:

„Der Schreiber dieser Zeilen hat in seiner Jugend den alten Tagelöhner Schulten gekannt, einen Arbeiter von echtem Schrot und Korn, der bis zuletzt in dem alten Höseler Schulhause manchmal ausgeholfen hat. Der war 1804 geboren und hatte in seiner ganzen Unterrichtszeit die Schule bei dem Lehrer Küpper besucht. Er lobte ihn als einen tüchtigen Lehrer, „der aber auch gut küppern konnte“, dabei machte er mit der rechten Hand die Schlagbewegung. „Mich hat er mal so geküppert, daß ein Knopf mir ins Fleisch gedrungen war.“

Bei dieser Geschichte erinnert man sich unwillkürlich an den al-

ten, fragwürdigen Schulmeisterspruch aus der Zeit des Rationalismus:

Wird es mit Vernunft verhauen, wächst im Kind das Gottvertrauen, und es dringet hinterwärts Frömmigkeit ins Kinderherz.

Johann Peter Küpper wurde 1839 nach 44 Jahren zupackenden Dienstes an der Höseler Jugend pensioniert. Er verlebte seinen Ruhestand in seiner Heimatstadt Mülheim an der Ruhr.

Den Nachfolger konnten der Höseler Schulvorstand und die Höseler Schulinteressierten nicht mehr, wie bisher, allein durch ihr Votum bestimmen. Die preußische Schulverwaltung hatte sich durch Gesetz das letzte Wort vorbehalten bei der Bestellung von Lehrpersonen an öffentlichen Schulen. Dem Schulvorstand blieb aber immer noch die Auswahl zwischen den Stellenbewerbern und das Vorschlagsrecht. Man entschied sich für den Kandidaten Friedrich Sax. Auf Vorschlag der Gemeinde Linnep stellte die Königliche Regierung die Ernennungsurkunde aus. Den Lehrer Sax hielt es jedoch nur sieben Jahre in Hösel. 1847 folgte er einem Ruf nach Hamminkeln am Niederrhein. Ob bei diesem vorzeitigen Weggang die vielen Nebenverpflichtungen ausschlaggebend waren, die einem Schulmeister in Hösel aufgebürdet wurden? Man könnte das annehmen, wenn man die Berufsurkunde liest, die der Schulvorstand dem Nachfolger mit auf den Weg gab:

*Berufsurkunde für den Schulamts-Candidaten, bisherigen Hilfslehrer in Düsseldorf, Herrn Peter Wilhelm Herrenbrück, zur Lehrerstelle an der evangel. Elementar-Schule in Höbel*

Nachdem die hiesige Lehrerstelle dadurch, daß der bisherige Lehrer, Herr Friedrich Sax, dem an ihn ergangenen Rufe nach Hamminkeln folgte, erledigt worden ist, hat die Königl. Hochlöbl. Regierung auf die unterm 3. v. M. von uns geschehenen Vorschläge zur Wiederbesetzung dieser Stelle Sie, Herrn Peter Wilhelm Herrenbrück, bisherigen Hilfslehrer an der evangel. Elementar-Schule in Düsseldorf, unterm 14. v. M. als Lehrer an unsere evangel. Schule zu Höbel, welche in der Bürgermeisterei

Eckamp und in der evangel. Gemeinde Linnep gelegen ist, ernannt. Daher übertragen wir Ihnen, Herr Peter Wilhelm Herrenbrück, im Namen sämtlicher Schulinteressenten hierdurch die Elementar-Schule in Hößel und hegen die freudige Zuversicht, daß Sie unseren Erwartungen gern und gewissenhaft entsprechen werden. Wir verweisen Sie in dieser Hinsicht auf die höheren Verordnungen und Gesetze, wie sie in der „Sammlung der gesetzlichen Bestimmungen und Vorschriften des Elementar-Schulwesens“ von Altgelt, Düsseldorf bei Schreiner befindlich und von der höheren Behörde fernerhin erlassen worden sind und künftig erlassen werden.

Insbesondere empfehlen wir Ihnen die christliche Erziehung unserer Jugend und wünschen, daß Sie nicht nur die üblichen täglichen Unterrichtsstunden mit Gebet und Choralgesang anfangen und beschließen, und nach dem hier eingeführten Catechismus die christlichen Wahrheiten einüben, sondern dieselben auch ans Herz unserer Jugend legen und durch Ihr eigenes mustergültiges Leben Ihrem Lehren und Ermahnen Nachdruck geben.

Ferner erwarten wir von Ihnen, daß Sie von der Advents- bis zur Fastenzeit alle vierzehn Tage am Sonntagnachmittage und am ersten Weihnachtstage und am Neujahrsfeste, wie es bisher gebräuchlich gewesen ist, in der hiesigen Schule catechisieren; so wie auch, daß Sie die Kranken in dieser Honschaft auf deren Begehren besuchen und aus dem Worte Gottes unterweisen und trösten, wie sie es nach ihren Umständen bedürfen, und endlich, daß Sie in dem Falle, daß der Lehrer in Linnep krank, und die Lehrerstelle dasselbst erledigt sein sollte, den mit derselben in der dortigen Kirche verbundenen Dienst wahrnehmen und an Sonn- und Feiertagen und so oft nur Gottesdienst gehalten wird, den Gesang der Gemeinde mit der Orgel begleiten oder bei Leichenpredigten vorsingen, wogegen Sie aber an den Tagen, an welchen Sie diese Dienste zu versehen haben, keine Catechisation in unserer Schule zu halten brauchen.

Dagegen versprechen wir Ihnen alle Achtung und Liebe, welche ei-

nem treuen Lehrer gebührt, der an dem zeitlichen und ewigen Wohl unserer Kinder arbeitet, sodann zu Ihrem Unterhalte:

- 1.) Die Schulwohnung nebst allem, was dazugehört, sammt Baumhof und Garten;
- 2.) Das Ackerland, was dazu gehört und von Ihren Vorgängern benutzt worden ist, als Vergütung für das Catechisieren;
- 3.) Das Normalgehalt von 65 Thlr., 16 Sgr., 9 Pf., welches Sie aus der Communal-Casse beziehen;
- 4.) Ferner 11 Thlr., 4 Sgr., 7 Pf. aus der Kirchen-Casse für die vorerwähnten kirchlichen Dienste und Stellenvertretung;
- 5.) An Schulgeld von jedem Kinde, das noch nicht schreibt, drei Sgr., von jedem Schreibschüler aber drei Sgr. vier Pf., und zwar sind die vier Pf. für die Dinte, endlich
- 6.) Für Heizungskosten jährlich 15 Thlr., 22 Sgr., 6 Pf., welche Ihnen aus der Communal-Casse gezahlt werden. Dem Vorstehenden fügen wir jedoch noch hinzu, daß Sie keine Entschädigung für die Baumschule mehr erhalten werden, aber daß Sie dagegen jährlich 4 Thlr. aus der Communal-Casse beziehen sollen mit der Verpflichtung, dafür zu sorgen, daß das Schulzimmer, ohne daß dazu, wie es bisher gebräuchlich gewesen ist, Schulkinder angehalten werden dürfen, wöchentlich und so oft es nöthig ist, ausgekehrt und gereinigt werde; so wie auch daß Sie in Gemäßheit der Verordnung der Königlichen Regierung vom 1. August 1827 § 2 nur mit Genehmigung des Schulvorstandes Kinder aus anderen Schul-Bezirken in die hiesige Schule aufnehmen dürfen.

Möchten Sie bald diesem Berufe folgen, Ihr Amt lange und ehrenvoll unter uns bekleiden und unter Gottes gnädigem Beistande in demselben recht segensreich unter uns wirken.

Zur Wahrheit dieser Urkunde haben wir dieselbe eigenhändig unterschrieben und ihr das Kirchensiegel der evangelischen Gemeinde Linnep beigedrukt.

Hößel, den 3. October 1847

Wülfig, Pfarrer  
Johann Ritterskamp, Schulvorst. und Kirchmstr.  
Jacob Stinshoff, Schulvorstand  
Friedrich Wilhelm Spindeck, Provisor  
Peter Wilhelm Herrenbrück, Lehrer

Gesehen der Schulpfleger Petersen  
Gesehen der Bürgermeister Klein

Peter Wilhelm Herrenbrück verließ die Höseler Schule nach 18 Jahren. Er wurde im Jahre 1865 nach Hilden versetzt. Der nächste Lehrer, Robert Reindell, kam 1865 nach Hösel und ging schon 1874 (nach Gerresheim). Während seiner Amtszeit wurde eine zweite Klasse und die dazugehörige 2. Lehrerstelle in der Höseler Schule eingerichtet (1871). Letztere wurde zunächst mit Lehramtsanwärtern, sog. Aspiranten, besetzt (Eigemann, Humpelmann und Stevens). Das dauerte bis 1875. Inzwischen, am 1. Juli 1874, hatte Hermann Majert das Amt des 1. Lehrers an der Höseler Schule übernommen. Zur gleichen Zeit erhöhte die Königliche Regierung in Düsseldorf sein Gehalt auf 400 Thaler. Der Höseler Gemeinderat war der Ansicht, daß ein Einbehalt von 50 Thalern für die Nutzung der von der Kirchengemeinde dem 1. Lehrer zur Verfügung gestellten fünf Morgen Ackerlandes durchaus angemessen wäre. Dagegen wehrte sich der Lehrer Majert mit Erfolg. Mit Verfügung vom 5. Oktober 1874 entschied die Regierung, daß maximal 15 Thaler in Anrechnung gestellt werden dürften. Aber damit war Majert immer noch nicht zufrieden. Auf seinen Antrag veranlaßte die Regierung den Höseler Gemeinderat, das Land anderweitig zu verpachten und ihm die 15 Thaler aus der Kommunalkasse zu zahlen. In den Weihnachtsferien erkrankte Lehrer Majert. Er konnte seine Dienstobliegenheiten bis Ende Februar nicht wahrnehmen. In dieser Zeit unterrichtete der Aspirant Humpelmann die Höseler Kinder unter Anleitung des Lokal-Schulinspektors, des Pfarrers Bleckmann, der selbst eine abgeschlossene Lehrerausbildung hatte. Als Majert nach dem Abgang des Aspiranten Humpelmann eine Zeitlang die erste und zweite Klasse unterrichten mußte, wollte man ihn mit einer Sondervergütung von 6 Thalern und 25 Silbergroschen entlohnen. Majert wandte sich wiederum an die höhere Behörde

mit der Bitte um Regulierung der Angelegenheit. Daraufhin setzte der Landrat mit Zustimmung des Kreis-Schulinspektors eine Vergütung für die Mehrarbeit von 40 Mark fest. Als im Dezember 1876 eine neuerrichtete Lehrerstelle in Bredeney vakant wurde, meldete sich Majert und wurde einstimmig gewählt. Die Bestätigung der Regierung kam umgehend, so daß er schon am 1. Januar 1877 seine Kündigung einreichen und am 1. April seine neue Stelle antreten konnte.

Im Sommer 1875 ordnete die königliche Regierung an, die zweite Klasse künftig nicht mehr mit Lehramtsanwärtern, sondern mit einem geprüften Lehrer zu besetzen. Der Gemeinderat bewilligte dafür ganze 350 Thaler. Trotz mehrfacher Ausschreibungen meldete sich kein Stellenbewerber. Schließlich sah sich der Schulvorstand gezwungen, im Einverständnis mit der Schulbehörde, eine Lehrerin einzustellen. Die erste Stelleninhaberin war Luise Pischon, eine neunzehn Jahre alte Pfarrerstochter aus Burg bei Magdeburg und Absolventin des Lehrerinnenseminars Droyssig. Sie wurde am 21. Oktober 1875 eingeführt. Doch schon am 1. Juli 1877 nahm sie ihren Abschied und ging nach Lennep.

Nach dem Weggang des Lehrers Hermann Majert wurde an seine Stelle nach einstimmiger Wahl der Lehrer Julius Vogel berufen, der vorher Lehrer in Elberfeld und Schwarzbeck war. Er wurde am 13. Juni 1877 feierlich in sein Amt eingeführt und leitete die Schule vom 27. Juni 1877 bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1895.

Zur Nachfolgerin von Fräulein Pischon auf der zweiten Lehrerstelle wählte der Schulvorstand Fräulein E. Feltmann aus Ruhrort. Sie trat ihren Dienst am 18. September 1877 an. In der Vakanz zwischen dem Weggang von Fr. Pischon (1. Juli 1877) und dem Dienstantritt von Fr. Feltmann beauftragte der Schulvorstand den Aspiranten Stevens mit der Wahrnehmung des Unterrichts in der 2. Klasse. Als der Schulrat davon erfuhr, verbot er den Einsatz des Aspiranten mit dem Hinweis auf die Gesetzeslage. Dem Hauptlehrer Julius Vogel blieb nichts anderes übrig, als beide Klassen



Lehrer Peter Vogel (links) und sein Vater Julius Vogel (rechts) mit den Mädchen der evangelischen Schule Hösel im Jahre 1892

während dieser Zeit zu unterrichten.

Anlässlich eines Besuches im Sommer 1878 machte der Kreis-Schulinspektor Baur den Höseler Schulvorstand darauf aufmerksam, daß die katholischen Schulkinder gemäß den gesetzlichen Bestimmungen Anspruch auf katholischen Religionsunterricht an der Schule hätten. Zu jener Zeit waren immerhin 27 Jugendliche katholischen Bekenntnisses in den beiden Klassen der ansonsten evangelischen Volksschule. Der Schulvorstand sah sich daher veranlaßt, den katholischen Lehrer Surmann aus Breitscheid zu ersuchen, gegen ein Entgelt von jährlich 240 Mark mittwochs und samstags Religionsunterricht in Hösel zu halten.

Fräulein Feltmann blieb nur ein Jahr in Hösel. Am 30. November 1878 trat sie eine Stelle in Dinslaken an. Schon einige Tage vor Weihnachten übernahm Fräulein Maria Rönneberg aus Rostock die zweite Lehrerstelle. Sie erkrankte kurze Zeit danach so schwer, daß sie bereits 1881 in den Ruhestand treten mußte. Von nun an überließ der Schulvorstand die Besetzung der zweiten Lehrerstelle der königlichen Regierung, die das Jahreseinkommen auf 1050,- Mark an hob. Als sich trotzdem nach der Bekanntmachung in den Zeitungen kein geeigneter Bewerber meldete, ersuchte der Schulvorstand die Regierung um Entsendung eines Seminarabsolventen ohne 2. Lehrerprüfung. Nach der Abgangsprüfung im Lehrerseminar zu Mettmann bestimmte die

Schulbehörde den Lehramtskandidaten Friedrich Straßen aus Homberg zur Übernahme der vakanten Stelle. Nach etwa dreiwöchiger Lehrtätigkeit fand die amtliche Einführung desselben als Klassenlehrer statt. Er blieb der Höseler Schule treu bis 1891. Zu Anfang dieses Jahres wurde er an die 2. Lehrerstelle in der benachbarten Gemeinde Isenbügel gewählt. Ostern 1891 verließ er Hösel. Und wieder mußte die 2. Lehrerstelle ausgeschrieben werden. Nur eine einzige Bewerbung lief ein, die aber schon kurz darauf wieder zurückgezogen wurde. In dieser Verlegenheit bat der Schulvorstand den Hauptlehrer Julius Vogel, seinen Sohn Peter, der zu jener Zeit Klassenlehrer in Solingen war, für die Stelle zu interessieren. In der Absicht, seinen alten Vater im Schulbetrieb nach Kräften zu unterstützen, bewarb sich Peter Vogel. Seine Wahl stand außer Frage, zumal er in Hösel bekannt war und außerdem dort auch mütterlicherseits Verwandte hatte, zwei Onkel mit Namen Ritterskamp, einen auf dem Gut Spindeck und den anderen auf dem Gut Stols.

Anfang des Jahres 1895 kam der Hauptlehrer Julius Vogel um seine Pensionierung ein. Er war 70 Jahre alt und fühlte sich nicht mehr in der Lage, seine Aufgaben zu erfüllen. Am 1. April 1895 wurde er mit der Verleihung des Hohenzollerischen Hausordens geehrt und nach einer denkwürdigen Abschiedsfeier in den Ruhestand entlassen. Der frühere Lokal-Schulinspektor, der Linneper Pfar-



Lehrer Peter Vogel mit Familie vor der alten Lehrerwohnung (1903)

rer Bleckmann, widmete ihm die folgenden Verse:

*Du warst uns stets ein Musterbild  
Im Lehren und im Leben,*

*Du warest freundlich, sanft und mild  
Und zeigtest reges Streben.*

*Du warst ein wackerer Gesell,  
Der Freundschaft stets ergeben,*

*Drum sagen wir mit Leib und Seel:  
Herr Vogel, der soll leben!*

Was lag nun näher, als den Inhaber der zweiten Lehrerstelle, den Lehrer Peter Vogel (geb. 30. Oktober 1866), an die Stelle seines Vaters aufrücken zu lassen, zumal man ihn allgemein gut kannte, und zumal er seine Bewährungsprobe an der Schule bereits bestanden hatte?!- So verzichtete der Schulvorstand auf eine Stellenausschreibung und schlug ihn der Regierung als Nachfolger vor, welche letztere seine Wahl ohne Beanstandung bestätigte und ihn mit Wirkung vom 1. August 1895 zum Hauptlehrer in Hösel ernannte.

Nachdem seine Eltern Anfang September 1895 die Lehrerwohnung in der Höseler Schule geräumt hatten und nach Ratingen verzogen waren, konnte Peter Vogel daran denken, einen eigenen Hausstand zu gründen. Am 24. September 1895 heiratete er die Tochter Ida des Schulvorstehers Ernst Stinshoff-Bruchhausen und zog in die Schule ein. Das obige Foto zeigt ihn mit seiner Familie und einer Hausangestellten vor dem Höseler Schulhaus im Jahre 1903.

Frau Ida Vogel übernahm mit dem nachfolgenden Vertrag die Aufgabe, den Strick- und Nähunterricht für die Mädchen an der Schule zu erteilen: Zwischen der Frau Lehrer Peter Vogel in Hösel einerseits und dem ev. Schulvorstande daselbst andererseits ist folgender Vertrag abgeschlossen worden: Frau Lehrer P. Vogel verpflichtet sich, den durch ministeriellen Erlaß vom 27. Mai 1873 für die preußische Volksschule vorgeschriebenen Strick- und Nähunterricht für die Mädchen des Schulbezirks Hösel, den sie bereits seit Beginn des Winterhalbjahres übernommen hat, in wöchentlich 2 Std. zu erteilen, wogegen ihr die Gemeindekasse eine jährliche Vergütung von 75 Mark (mit Worten fünfundsiebzig Mark) auszahlen wird. Vorstehender Vertrag ist in triplo ausgefertigt und von beiden Teilen un-

terzeichnet worden. Beiden Teilen bleibt das Recht vierteljähriger Kündigung vorbehalten.

Linnep, den 15. Oktober 1895  
Unterschriften

In der langen Amtszeit des Lehrers Peter Vogel vollzog sich in der Honschaft Hösel eine bemerkenswerte Entwicklung. Villen entstanden, ganze Bauernhöfe wurden von Unternehmern aufgekauft, parzelliert und mit Wohnsiedlungen bebaut, kurzum der Lebensstandard und die Wohnverhältnisse besserten sich erheblich. Solange die Bauern und Kötter in uralten, bescheidenen Hütten lebten, war die jahrhundertealte Lehrerwohnung in der Höseler Schule schwerlich zu beanstanden, obwohl sie den Bedürfnissen der Lehrerfamilie schon lange nicht mehr entsprach. Nun aber war Abhilfe geboten. Der Lehrer Peter Vogel richtete am 11. November 1900 eine ausführliche Eingabe an die Regierung in Düsseldorf, in welcher er auf die Baufälligkeit und Unzulänglichkeit seiner Behausung aufmerksam machte. Zum Beweis legte er dem Gesuch folgendes Attest des Amtsarztes bei:

„Die bei Gelegenheit der diesjährigen Schulrevision zu Hösel abgehaltene Besichtigung der Wohnung des Hauptlehrers P. Vogel ergab, daß sämtliche Räume zu niedrig, der Kubikinhalt der meisten Räume für eine Familie mit 5 Personen zu gering, und ein Zimmer feucht war. Aufgrund dieser Beobachtungen muß ich die hygienischen Verhältnisse obiger Wohnung als ungenügend und in



Lehrer Peter Vogel in seiner Klasse (1904)



Im Schulzimmer der 2. Klasse (1910)  
Der allseits hochgeschätzte Lehrer Heinrich Kellers

gewissem Sinne als gesundheits-schädlich bezeichnen.

Vorstehendes bescheinigt der Wahrheit gemäß Dr. Einhaus.“

Es sollte noch drei Jahre dauern, bis man sich entschloß, ein Lehrerhaus neben der Schule zu erbauen. Am 20. April 1904 konnte der Lehrer Peter Vogel mit seiner Familie in die neue Dienstwohnung einziehen.

Im Schuljahr 1908 betrug die Klassenfrequenz in der 1. Klasse und in der 2. Klasse je 73, also insgesamt 146 Schülerinnen und Schüler, davon waren 53 katholischen Bekenntnisses. Bei dem voraussehbaren Ansiedlungsschub in Hösel wurde der Bau einer katholischen Volksschule dringlich. Am 1. Oktober 1910 war es endlich soweit. Die katholische Schule wurde feierlich eröffnet, und die alte Hösel-Schule wurde nach 215 Jahren ihres Bestehens zu einer rein evangelischen Konfessionsschule.

Peter Vogel war zeitlebens mit Leib und Seele Schulmeister, ein wahrlich gestrenger, wie seine Schüler berichten, dazu ein engagiertes Mitglied und ein langjähriger Presbyter der evangelischen Gemeinde Linnep, ein begeisterter Heimat- und Sippenforscher und ein Schul- und Gemeindechronist, aber vor allem ein Hösel. Er hielt seiner Schule fast 41 Jahre lang die Treue bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1932. Seine nationale Gesinnung und seine Verbundenheit mit der Schule bewies er im Kriegsjahr 1940. Als der damals

einzigste Lehrer an der zweiklassigen Schule erkrankte, sprang der 73jährige Pensionär in die Bresche und stellte sich noch einmal für zwei Jahre ans Lehrerpult.

Auf der zweiten, mangelhaft dotierten Lehrerstelle lösten sich derweil die Inhaber in bunter Folge ab, ausnahmslos Lehrer, die die 2. Lehrprüfung noch vor sich hatten. Jedesmal, wenn sie das Examen bestanden hatten, drängte es sie gewaltig, sich anderswo um eine Klassenlehrerstelle zu bemühen, die es ihnen einkommensmäßig erlaubte, zu heiraten; denn das vom Gemeinderat festgesetzte Gehalt des 2. Lehrers in Hösel reichte erwiesenermaßen nicht hin zur Ernährung einer Familie. Außerdem war die aus zwei kleinen Dachzimmern bestehende Dienstwohnung mehr als dürrig.

Es amtierten auf der 2. Lehrerstelle:

Gustav Schulz	von 1895 bis 1898,
Heinrich vom Ende	von 1898 bis 1899,
Heinrich Schawacht	von 1899 bis 1900,
Fräulein Walthervon	von 1900 bis 1901,
Heinrich Schawacht	von 1901 bis 1905,
Wilhelm Bramann	von 1905 bis 1908,
Heinrich Kellers	von 1908 bis 1911,
Adolf von Rappard	von 1911 bis 1912,
Ernst Kinzius	von 1912 bis 1914,
Richard Schröer	von 1914 bis 1915,
Fr. Heine	von 1915 bis 1917,
Herr Wießler	von 1917 bis 1917,
Fr. Grünefeld	von 1918 bis 1919.

Das Kriegsende und die darauf folgenden Umwälzungen brachten eine spürbare Besserung der Besoldungsverhältnisse. Andererseits drängten nun viele aus dem Kriegsdienst entlassene Lehrer zurück in ihren Beruf, den sie ja nicht freiwillig aufgegeben hatten. Wer unter diesen Umständen eine Stelle gefunden hatte, konnte von Glück sagen. So war der aus der Gefangenschaft heimgekehrte Lehrer Richard Schröer heilfroh, am 3. Januar 1919 seine Vorkriegsstelle in Hösel wieder einnehmen zu können. Mit Eifer ging er daran, so bald als möglich seine zweite Prüfung abzulegen, woran er durch den Krieg gehindert worden war. Schon am 22. September 1919 bestand er das Examen mit der Note „gut“. Er blieb seiner Schule treu bis 1930. In diesem Jahr zerbrach seine Ehe. Er wurde in einen Scheidungsprozeß verwickelt, der es ihm unmöglich machte, weiterhin in Hösel zu bleiben. So ging er einen Stellentausch mit dem Villicher Lehrer Johannes Vits ein und verließ Hösel am 1. September 1930. Sein Fortgang wurde allgemein bedauert.



Vor der Schule (1921) Rechts Hauptlehrer Peter Vogel, links Lehrer Richard Schröer

Am 1. August 1931 feierte Hauptlehrer Peter Vogel sein 40jähriges Dienstjubiläum. Er ist nicht nur als Erzieher über die Grenzen Hösel bekannt geworden, auch als Chronist des kleinen Gemeinwesens und der Gemeindeschule hat er sich bleibende Verdienste erworben. Seine bis ins kleinste gehenden Aufzeichnungen vermitteln ein ungemein lebensvolles und reiches Bild der Geschehnisse in der Zeitspanne zwischen 1870 und dem Dritten Reich.

Nur einige Monate später, am 30. Oktober 1931 beging Peter Vogel seinen letzten Geburtstag im Lehrerdienst. Zur Feier des Tages widmete ihm die Schule u.a. folgendes Gedicht:

Sei uns begrüßt, der liebend uns geleitet  
und stets geführt mit treuer Hand,  
der Du dem Herrn im Himmel zubereitet  
der jungen Herzen weites Land!

Sei uns begrüßt, der Du den Samen  
zu guten Früchten ausgestreut,  
der Du in Deines Gottes Namen  
ein treuer Lehrer warst bis heut'!

Wir tragen Dir dafür entgegen  
der Herzen warmen, tiefen Dank  
und flehen, daß auf allen Wegen  
der Herr Dich segne lebenslang.

Und zum Geburtstag wir Dir sagen,  
mögst immer froh und glücklich sein.  
Der Herr halt fern Dir alle Plagen,  
er kehrt' mit seiner Gnade ein.

Nur noch ein halbes Jahr trennte ihn von dem wohlverdienten Ruhestand. Am 18. März 1932 bereiteten ihm der Schulvorstand, der Elternbeirat, die Schule, die Schulbehörde, die Kirchengemeinde, der Jungfrauenchor, der Bürgermeister und viele Hösel



Vor der Pensionierung (1932): Hauptlehrer Peter Vogel

eine denkwürdige und ausgiebige Abschiedsfeier.

Sein Nachfolger wurde der 52 Jahre alte Hauptlehrer Rudolf Suter, ein erfahrener Schulmann, der 22 Jahre lang der Erziehungsanstalt Alt-Düsselthal vorgestanden hatte und der infolge von Sparmaßnahmen in der damaligen katastrophalen Notzeit seine Stellung eingebüßt hatte. Er trat seinen Dienst

in Hösel am 30. März 1932 an. Rudolf Suter machte sich einen Namen durch die pädagogisch einfühlsame Art, mit der er seiner Aufgabe gerecht wurde.

Obwohl oder gerade weil er Deutscher Christ war, hielt er sich bewußt zu der evangelischen Gemeinde Linnep, in der in jener Zeit, im sogenannten Dritten Reich, ein Deutscher Christ Pfarrer war, und



Lehrer Johannes Vits und die 2. Klasse (1935)



Hauptlehrer Rudolf Suter mit der Höseler Schuljugend (1936)

stellte sich mit Überzeugung als Presbyter zur Verfügung.

Mit Beginn des Schuljahres 1936 war es ihm vergönnt, die neuere baute und für damalige Verhältnisse vorzüglich ausgestattete Hösel Schule zu beziehen, in deren Erdgeschoß die evangelische und in deren Obergeschoß die katholische Volksschule ihre Unterrichtsräume fanden.

Die beiden Fotografien aus den Jahren 1935 und 1936 zeigen den letzten Schülerjahrgang, der in der mittlerweile 240 Jahre alten Linnep „obersten“ Schule unterrichtet worden ist, und die beiden letzten Lehrer, die in dem ehrwürdigen, aber inzwischen unzulänglich gewordenen Gebäude unterrichtet haben.

## Die Schulmeister an der Höseler (der „obersten“) Schule

1. Lehrer:	2. Lehrer:	Lehrer von - bis
Jan im untersten Eickelscheit		vor 1695 - 1713
Wilm vom kleinen Dyck		1713 - 1714
Peter Tesche		1714 - 1719
Jacob im unteren Eickelscheit		1719 - 1731
Johann Christopherus Iter		1732 - 1759
Johann Eberhard Paßmann		1760 - 1795
Johann Peter Küpper		1795 - 1839
Friedrich Sax		1840 - 1847
Peter Wilhelm Herrenbrück		1847 - 1865
Robert Reindell		1865 - 1874
	<b>Einrichtung der 2. Klasse:</b>	1871
	Versch. „Aspiranten“	1871 - 1875
Hermann Majert		1874 - 1877
	Frl. Luise Pischon	1875 - 1877
Julius Vogel		1877 - 1895
	Frl. E. Feltmann	1877 - 1878
	Frl. Rönning	1878 - 1881
	Friedrich Straßen	1881 - 1891
	Peter Vogel	1891 - 1895
Peter Vogel		1895 - 1932
	Gustav Schulz	1895 - 1898
	Heinrich vom Ende	1898 - 1899
	Heinrich Schawacht	1899 - 1900
	Frl. Walther	1900 - 1901
	Heinrich Schawacht	1901 - 1905
	Wilhelm Bramann	1905 - 1908
	Heinrich Kellers	1908 - 1911
	Adolf von Rappard	1911 - 1912
	Ernst Kinzius	1912 - 1914
	Richard Schröer	1914 - 1915
	Frl. Heine	1915 - 1917
	Herr Wiesler	1917 - 1917
	Frl. Grünfeld	1918 - 1918
	Richard Schröer	1919 - 1930
Rudolf Suter		1932 - 1936*
	Johannes Vits	1930 - 1936*

\*Einstellung des Lehrbetriebes in der alten „obersten“ Schule

# Otto Wilms

Am 13. Januar dieses Jahres verstarb unser langjähriger Autor **Otto Wilms** aus Breitscheid im Alter von 82 Jahren. In vielen „Quecke“-Aufsätzen hat er einen wichtigen Beitrag geleistet zur Erforschung der Geschichte seines Stadtteils, wobei ihm vor allem die Evangelische Kirchengemeinde Linnep und die wunderschöne kleine Waldkirche sehr am Herzen lagen. Durch seinen Nachbarn **Hans Jungbecker** wurden wir auf ihn aufmerksam. Er wusste, dass sich Otto Wilms nach seiner Pensionierung mit der Geschichte seiner aus Wesfalen stammenden Familie beschäftigt und seine Recherchen in einem umfangreichen Buch zusammengefasst hatte. Er wusste aber auch, dass Otto Wilms durch sein Engagement für die Evangelische Kirchengemeinde Linnep Zugang zum Archiv der Gemeinde hatte, das über viele hervorragende Originaldokumente zur Geschichte der Gemeinde, zum Bau der Kirche und zu vielen Breitscheider Höfen verfügt. Otto Wilms kümmerte sich um die Sicherstellung der Archivalien, die nicht sachgemäß gelagert waren, und verschaffte sich einen ersten Überblick.

Als ich ihn 1992 fragte, ob er als Autor der „Quecke“ über die Geschichte Breitscheids schreiben wolle, stimmte er sofort begeistert zu. Schon seit längerem arbeitete er damals in einem Arbeitskreis der VHS Ratingen unter Leitung von **Dr. Kurt Holzapfel** mit, der es sich zur Aufgabe gemacht hatte, die Ratinger Straßennamen zu erforschen. Otto Wilms hatte es übernommen, sich mit den Breitscheider Straßennamen zu beschäftigen, eine Arbeit, die sich als schwieriger und zeitraubender herausstellte, als er erwartet hatte. Ein Teilergebnis seiner Nachforschungen veröffentlichte Otto Wilms dann als ersten Aufsatz in der „Quecke“ im November 1992 („Quecke“ Nr. 62) unter dem Titel „Breitscheid – Aus der Geschichte einer bäuerlichen Siedlung.“ Es folgten Aufsätze über die reformierten Herren von Schloß Linnep



Otto Wilms (vorne) beim „Quecke“-Essen der Autoren im „Tavernaki“ im Januar 1998. Im Hintergrund „Quecke“-Autor August Tackenberg, der bereits im Juni 1998 verstarb

im 16. und 17. Jahrhundert, über die Entstehungsgeschichte der Evangelischen Gemeinde Linnep, über die Erlasse und Verfügungen der Bergischen Herzöge, die von der Kanzel verkündet werden mussten und im Kirchenarchiv fein säuberlich aufbewahrt wurden bis heute, über den Linnep Pfarrer August Becker und schließlich über die für Linnep zuständigen evangelischen Gemeindeschulen. Den dritten und letzten Teil der Schulgeschichte können wir in dieser „Quecke“ nachlesen. Aus dem Nachlass dürfen wir im nächsten Jahr noch einen Beitrag über die Waldkirche veröffentlichen, deren ausführliche Geschichte Otto Wilms ja für die Kirchengemeinde geschrieben hatte.

Für Otto Wilms war Geschichte nichts Trockenes, nichts Abstrak-

tes, er war ein meisterhafter und spannender Erzähler, nachdem er zuvor intensiv und gründlich recherchiert hatte. Seine Manuskripte waren stets technisch perfekt. Kein Wunder – PC, Internet-Zugang und Digitalkamera waren für ihn seit langem vertraute Arbeitsmaterialien, nicht zuletzt dank der beruflichen Tätigkeit seiner Söhne.

Bei den jährlichen „Quecke“-Essen der Autoren, zu denen er gerne kam, wenn er nicht durch seine Krankheit verhindert war, war Otto Wilms ein gern gesehener Gast, mit dem es sich angenehm plaudern ließ. Seine liebenswerte Art und seinen Humor werden wir sehr vermissen, seine Sachkenntnis wird uns fehlen. Wir werden uns oft und gerne an ihn erinnern.

Manfred Buer

## Aus den Aufzeichnungen des Höseler Lehrers Peter Vogel

# Der vierte Lernausflug



Lehrer Peter Vogel (links) und sein Vater Julius Vogel (rechts) mit den Mädchen der evangelischen Schule Hösel im Jahre 1892

Auf diesem Lernausflug sollen die Kinder den südöstlichen Teil der Gemeinde Hösel kennen lernen, der ein Dreieck bildet und zwischen der Heiligenhauser und der Eggerscheidter Straße, der Senke, d.h. einem Teil der Senke, die das Angertal mit dem Dickelsbach verbindet<sup>1)</sup>, der Anger bis oberhalb des Angerschlosses und der Grenze von hier bis zur Heiligenhauser Straße oberhalb des Gutes Unterhösel liegt<sup>2)</sup>.

Die landwirtschaftlichen Güter, die noch auf dem mittleren, breiten Höhenrücken liegen und von der Eggerscheidter Straße gut zu übersehen sind wie Spindeck,

Schmitz-Boltenburg, Bruchhausen, Nesenhaus, Heimsang und Hasper, wurden schon auf dem 3. Lernausflug näher betrachtet.

Wir wandern also über die Eggerscheidter und Heiligenhauser Straße bis zur Stöcken<sup>3)</sup>, suchen dann auf dem Fahrweg an dem Gute Oberhösel<sup>4)</sup> vorbei in das Sondersbachtal zu kommen und schreiten das Sondersbachtal entlang bis zum Steinkotten<sup>5)</sup>, wandern an dem linken Ufer der Anger vorbei zum Angerschloß<sup>6)</sup>, gehen noch eine Strecke die Anger hinauf bis dahin, wo das letzte Haus von Hösel gestanden hat, kehren dann auf demselben Wege zurück



Die Heiligenhauser Straße um 1935. In der Bildmitte der „Nasse Kamp“, halbrechts die Postnebenstelle Am Bruch, ganz rechts die Schinnenburg

bis zum abgebrannten Hexenhäuschen<sup>7)</sup>, gehen rechts den Waldbach hinauf und auf halbem Wege links durch die Felder über die höchste Erhebung Hösels<sup>8)</sup> (ehemals am Krausen Bäumchen) vorbei durch den Hof Unterhösel auf die Schinnenburg zu und über die Landstraße zurück zur Schule. Oder vom Hexenhäuschen quer über den 3. Höhenrücken durch den Gützenhof<sup>9)</sup> und den Peddenkamp<sup>10)</sup> zwischen Spindeck und Schmitz-Boltenburg her zur Schule.

- 1) Gemeint ist hier der Verlauf der Ernst-Stinshoff-Straße zwischen der Eggerscheidter Straße bis zum Steinkothlen im Angertal.
- 2) Die früher landwirtschaftlich genutzten Flächen wurden vor einigen Jahren zu einem Golfplatz umgebaut.
- 3) Der Hof Stöcken mit einer Gaststätte liegt an der Stadtgrenze Hösel – Heiligenhaus, Höseler Straße 148.
- 4) Das Gut Oberhösel wurde 1939 an die Familie Henkel („Persil“) verkauft. Langjähriger Pächter war die Familie Willi Kückels. Kürzlich wurden Scheune und Stallungen abgerissen. Jetzt steht hier das neue Vereinsgebäude des Golfclubs Hösel-Heiligenhaus.
- 5) Der Steinkothlen liegt in Hösel, im Angertal Nr. 1. Hier mündet der Sondersbach in die Anger.
- 6) Das frühere Wasserschloss „Haus Anger“ wurde im Jahre 1148 zum ersten Male urkundlich erwähnt.
- 7) Das „Hexenhäuschen“ ist das Oldershäuschen, das schon 1834 auf Juschrieners Plan verzeichnet war. Um das Jahr 1928 brannte es vollständig ab. Das Haus wurde damals von der Familie Wefel bewohnt, die am Gebäude ein Schild angebracht hatte, worauf zu lesen stand: „Der alte Brauch wird nicht gebrochen, hier können Familien Kaffee kochen.“ Es wurde erzählt, dass Frau Wefel an Wochenenden bei schönem Wetter stets heißes Wasser bereit hielt, damit die vielen Wanderer hier ihren Malzkaffee aufschütten konnten. Bei einigen soll es sogar Bohnenkaffee gewesen sein.
- 8) Die höchste Erhebung Hösels ist der „Höselberg“, er befindet sich oberhalb des Gützenhofes auf dem heutigen Golfplatz. Höhe: 158,6 Meter.
- 9) Der Gützenhof liegt im Sondersbachtal, In den Höfen 32
- 10) Die Straße Peddenkamp verbindet das Sondersbachtal mit der Eggerscheidter Straße. Siehe auch Quecke Nr. 62, Seite 76 (Bild unten).

Die Landstraße steigt vom Transformator<sup>11)</sup> langsam bergan bis auf den Kamm des Velberter Höhenrückens und hält die östliche Richtung über Heiligenhaus - Velbert bei.

Die erste Wohnstätte, an die wir kommen, trägt die Nummer 40<sup>12)</sup>. Hier wohnt der Schreinermeister Karl Kuhs mit seiner Familie. Etwas weiter liegt seine Werkstätte, Hofraum und Garten mit Baumhof gehörten früher zum Spindecker Hof<sup>13)</sup>. Hier lag vor dem Bau des neuen Hauses ein sehr altes, geducktes Fachwandhäuschen. Darin wohnte lange Zeit der Arbeitsknecht Euer mit seiner Familie. Er arbeitete bei meinem Onkel Wilhelm Ritterskamp an der Spindeck. Man nannte diesen Wohnfleckchen „am nassen Kamp“.

Die den dortigen Bodenverhältnissen entsprechende richtige Volksbezeichnung hört man heute kaum mehr. Vor dieser Zeit war hier eine Nagelschmiede. Der Bauer Karl Oberhösel zu Unterhösel, der langjährige Vorsteher von Hösel, der Erbauer der Landstraße vom Höseler Bahnhof durch Hösel, baute, als er seinem Sohn Gustav den Hof überließ, die heutige Wohnung zu seiner Leibzucht<sup>14)</sup>. Nach einem Vertrag trat Wilhelm Ritterskamp dazu das Land ab mit dem Hinweis, nach dem Ableben der Eheleute Oberhösel selbst dort die letzten Jahre seines Lebens zu verbringen. Und so ist es auch gekommen. Nach ihm hat der Schreiner Kuhs diese schöne Besitzung käuflich erworben.

Wir wandern an der Haltestelle des Heiligenhauser Autobusverkehrs nach Hösel vorbei bis zur nächsten Wohnstätte am Bruch. Bevor wir uns das Haus Am Bruch ansehen, wandern wir den Weg rechts hinein, der zum Kückelshof führt.

### Der Kückelshof

Das Nachbargut der Schinnenburg ist der Kückelshof<sup>15)</sup>. Er gehört zu den ältesten Gütern der Gemeinde Hösel. Seine Besitzer, die bis in das vorige Jahrhundert hinein den Namen des Hofes trugen, also Kückels hießen, haben schon vor dem Kirchenbau 1683 sich zu den Reformierten in dem katholischen Kirchspiel Mintard gehalten. Noch vor der Vollendung des Baues beschloß die Vertretung der Kirchengemeinde, dem



Die Reste des Kückelshofes im Jahre 1979. Die übrigen Hofgebäude waren schon 1972/73 abgerissen worden. Aufnahme: Theo Volmert

ersten Toten ein Erbbegräbnis in der Kirche zu verehren. Und der erste Tote war der Besitzer des Kückelshofes, Hermann mit seinem Vornamen. Als den ersten Toten trug Pfarrer Schaeff ihn in das neu angelegte Sterberegister ein. Die Eintragung lautet: „Anno 1683 am 28. Dezember ist der abgelebte Hermann Kückels als erste Leiche in der neuen und fast aufgebauten Kirche beigesetzt worden. Und weil das die erste Leiche ist, so hat man dem Hause Kückels ein Erbbegräbnis in der Kirche verehrt.“ Daß die Glieder der Familie Kückels vielfach eigene Wege gingen, geht aus folgender Traueintragung des Pfarrers Bernsau hervor: „Anno 1688, am 2. Mai, ist Heinrich Kückels, Hermannen Kückels und Neltgen von der Spindeck ehelicher Sohn, mit Elgen zum Hoff, Diriken, Müller zum Hoff und Trine von Kocks ehelichen Tochter zum 1. Mal verkündigt. Dieser als Widerspenstiger hat sich gegen Landesordnung vom Pastoren in Mintard den 31. Mai copulieren<sup>16)</sup> lassen.“

Dieser zwar reformiert proklamierte, jedoch katholisch getraute Hindrich Kückels, ließ am 21. 12. 1692 seinen Sohn und Hoferben Wilhelm wieder reformiert taufen. Jene erste Handlungsweise ist jedenfalls auf eine vorübergehende persönliche Mißstimmung mit dem Pfarrer Bernsau zurückzuführen, denn Bernsau war wegen seiner so dringend nötigen Maßnahmen besonders beim Eintreiben der fälligen Beiträge mehr gefürchtet als geliebt.

Daß aber Hinrich Kückels trotz seiner Eigenart ein eifriger Anhänger der reformierten Gemeinde war, geht daraus hervor, daß er mit den Vertretern der Familien an der Spindeck und Groß-Eickelscheid bemüht gewesen ist, in Hösel eine Schule für die reformierten Kinder zu gründen. Das brachte aber auch die verwandtschaftliche Verbindung dieser Familie mit sich, denn der erste Lehrer der Höseler Schule, Jan im untersten Eickelscheid, war verheiratet mit Neltgen von Kückels, und deren Mutter war eine Tochter des Jannen und der Gertrauden an der Spin-

11) Der Transformator stand früher gegenüber der heutigen Stern-Apotheke am neuen Kreisverkehr.

12) Das Gebäude trägt heute noch die Hausnummer Heiligenhauser Straße 40. Siehe Quecke Nr. 62, Seite 73, Bild: Die Heiligenhauser Straße um 1955, links die Schreinerei Kuhs.

13) Der Spindecker Hof lag in Hösel am Peddenkamp und wurde 1976 abgerissen. Siehe Quecke Nr. 68, Seiten 101 und 102. Bild: Seite 100 oben.

14) Leibzucht: Altenteil – Die bei Überlassung eines bäuerlichen Grundstücks getroffene Vereinbarung, durch die sich der bisherige Eigentümer Unterhalt und freie Wohnung auf dem Grundstück sichert.

15) Der Kückelshof wird heute nicht mehr landwirtschaftlich genutzt. 1972-1973 wurde der größte Teil der Wirtschaftsgebäude abgerissen. Vor einigen Jahren sind das Wohnhaus und ein angebautes Stallgebäude umgebaut und restauriert worden. Der letzte Pächter war die Familie Drenker. Die heutigen Gebäude stehen unter Denkmalschutz. Der Kückelshof liegt an der Beuthener Straße 18.

16) Copuliert: Verheiratet-kirchliche Trauung.

deck. Die Letzteren hatten am 11. November 1695 ihren Brackbanden oder Ferenholzer Benden der Kirche zu Linnep in Erbpacht gegeben mit der Begründung, dieses fast zwei Morgen große Grundstück zum Schulbau für die reformierten Kinder Hösel's zu benutzen. Diese drei Familien behielten auch noch längere Zeit hindurch ihren Einfluß auf die Besetzung dieser Schulstelle. Nach dem Tode des ersten Lehrers im September 1713 wählte man zum Nachfolger Peter Tesche aus dem Kirchspiel Solingen-Wald. Das war wahrscheinlich ein Bekannter oder sogar ein Verwandter von einer der drei Familien. Peter Tesche verheiratete sich mit Agnesen Kückels, der Lehrerswitwe in der Schule.

Und als dieser bereits 1719 mit dem Tode abging, wählte man den Sohn des ersten Lehrers Jakob Untereickelscheidt zum Lehrer von Hösel, der wohl 30 Jahre hindurch dieses Amt verwaltet hat. Anno 1760 am 21. Oktober heiratete Wilhelm Kückels Anna Gertraud Stinshoff, eine Tochter des 1. Stinshoff – Stinshoff von Bruchhausen. Sie sind die Begründer der Kückelsfamilie auf dem Gaddum oder am Garm in Eggerscheidt, die sich weit verzweigt hat. Ein Zweig hat zum Beispiel in Weitmar bei Bochum festen Fuß gefaßt.

Zu Ende des 18. Jahrhunderts ging ein Peter Ober-Eindorf in Kettwig die Ehe ein mit Anna Gertraud Kückels. Man kann wohl annehmen, daß sie die letzte Erbin des Kückelshofes war, denn ihren Sohn, geboren am 22. 10. 1797 zu Kettwig, finden wir zu Anfang des 19. Jahrhunderts als Bauer und Eigentümer auf dem Kückelshof. Er verheiratete sich am 6. Juni 1833 mit Anna Christina Middell aus der evangelischen Gemeinde zu Ratingen, Tochter von Hermann Middell und der Anna Christina Kessel. Der 2. Sohn, Friedrich, geboren am 7. 10. 1837, wurde sein Nachfolger. Er sollte der letzte Obereindorf auf Kückels werden. 37-jährig mußte der die Ehe eingehen mit seiner holländischen Dienstmagd Charlotte Lammers. Mit dieser zeugte er in stark fünfjähriger Ehe vier Kinder, drei Mädchen und einem Sohn.

Am 21. 1. 1879 starb er. Der Anstreichermeister und Bauunternehmer Wilhelm Middell wurde zum Vormund über die vier Kinder ernannt. Man verkaufte den Kückelshof kurz nach dessen Tod an Friedrich Espey, der mit Johanna Bellwied verheiratet war. Nach 10jähriger glücklicher Ehe starb sie im 6. Wochenbett. Am Tage der Beerdigung der Mutter am 30. 3. 1889 wurde das neugeborene Kind Emma am Sarge der Mutter getauft. Diesem Kind und einem von den beiden Söhnen fehlte die Mutter, und sie folgten ihr bald im Tode nach. Gustav, ein sehr befähigter Schüler, studierte die Rechte, starb aber im Ersten Weltkrieg in Rußland den Heldentod. Espey verkaufte, da ihm der männliche Nachfolger fehlte, den Kückelshof im Jahre 1902 an Terjung aus der evangelischen Gemeinde Kettwig. Das aus der Markwaldverteilung an Kückels gefallene Kückelshaus<sup>17)</sup> mit Wiese und Wald verkaufte Espey nicht. Seine Kinder haben es kürzlich an Dr. Henkel, dem die Persilwerke in Düsseldorf gehören, abgetreten. An der Stelle, wo das alte Kückelshaus gestanden hat, baute Benrath, der auf der Tapetenfabrik<sup>18)</sup> als Geschäftsführer beschäftigt war, ein schönes Landhaus. Er bewohnt es aber nicht mehr. Da die Ehe des Bauern Terjung kinderlos geblieben ist, wird das Gut nach seinem Tode wieder in andere Hände übergeben. Der Kückelshof umfaßt 22,56 ha in der Gesamtfläche, die benutzte Fläche ist 22,25 ha groß.

Nachdem wir uns den Kückelshof von allen Seiten betrachtet haben, gehen wir auf dem gleichen Weg wieder zurück zur Heiligenhauser Straße. Wie am Heimsang, so ist auch am Bruch (über Ratingen) eine kleine Poststation, die ein gelber Postwagen täglich von Ratingen aus versorgt<sup>19)</sup>. Frau Witwe Laupenmühlen ist hier Posthalterin. Ihre Tochter Elfriede, die Frau des Postangestellten Lüttsch, wohnt auch in dem einstöckigen, aus Bruchsteinen erbauten Haus. Lüttsch steht als Soldat im Feld in seiner Eigenschaft als Postangestellter. Nun kommen wir auf unserer Weiterfahrt an die schon oft benannte Schinnenburg, Haus Nr. 60<sup>20)</sup>. Was lehrt uns der Name Schinnenburg? In dem Namen Schinnenburg findet sich ein Bestimmungsort, das uns Nachgeborenen, die leider soviel von der

17) Das alte Kückelshaus stand im Winkel der Straßen Sinkesbruch und Am Tannenbaum. Heute Sinkesbruch Nr. 39.

18) Es war die damalige Tapetenfabrik von Arnold Iven am Bahnhof Hösel. Die alten Fabrikgelände wurden vor einigen Jahren abgerissen. Die Firma Goldkuhle aus Essen ließ an gleicher Stelle neue, moderne Lagerhallen errichten.

19) Die Postnebenstelle „Heimsang“ und „Bruch über Ratingen“ wurden 1945 aufgelöst. Das Bruchsteingebäude steht an der Heiligenhauser Straße Nr. 54.

20) Der Hof Schinnenburg stand an der Heiligenhauser Straße Nr. 60. Im Jahre 1995 wurden alle Wirtschaftsgebäude abgerissen, nur das Wohnhaus blieb erhalten. Die Ländereien wurden zum Teil für Bauzwecke verkauft und an den Golfclub Hösel verpachtet.



Die Postnebenstelle „Bruch über Ratingen“. Links die Posthalterin, Frau Laupenmühlen. Neben ihr eine Bekannte der Familie. Davor die Enkelkinder der Frau Laupenmühlen, Erika und Hanna Lüttsch. Die Aufnahme entstand 1942

ursprünglichen Kultur und dem Geistesleben unserer Altvorderen vergessen haben und nun mühsam wieder aus dem Schutt der Vergangenheit ausgraben müssen, wie ein Fremdwort. Aber in der germanischen Seele besaß es einst hohen Klang und heilige Bedeutung. Daher findet es sich noch in zahlreichen Ortsbezeichnungen zum Beispiel in Schinsbusch bei Haan, Schienbühl bei Schmitzingen, Schinberg bei Uffhausen und in Schinsnach, einem schweizerischen Dorfe, doch ist die Form „schin“ nicht die ursprüngliche. Es erscheint auch in anderen mundartlichen Formen wie schein, schön, scheun usw.

Schinnenburg entschleiert sich uns als ursprüngliche Suanaburg oder Gerichtsstätte der Buren, denn auch das Wort Burg ist hervorgegangen aus dem Wort Bur = Freigeborener der Hundertschaft. Hier war also nicht nur vormals eine Erdburg, sondern vorher schon Mulstatt. Man ist sich noch im Unklaren darüber, wo eigentlich die ursprüngliche Stätte des Höselers Salhofs gewesen sei. Der Name Schinnenburg legt die Vermutung nahe, daß sie an dieser Stelle gewesen sein mag. Bis 1800 bewohnten noch Bauern die Schinnenburg, die denselben Namen trugen wie das Gut selbst. Von ihnen stammen noch viele Bewohner in und um Hösel, die mit dem Nachnamen Schinnenburg angedredet werden. Im vergangenen Jahrhundert haben die Landwirte, die hier schafften und den Namen Schinnenburg nicht führten, oft gewechselt. Der Boden, der zu diesem Gute gehört, in der Größe von 15,44 ha, ist von geringer Fruchtbarkeit. Er vermag den Besitzer oder Pächter, der sich nur mit Landwirtschaft beschäftigt, nicht allein zu ernähren. Wenn er nicht nebenher einen anderen Beruf ergreift, dann kann er sich nicht lange dort halten, daher auch der öftere Wechsel. Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts bewirtschaftete die Schinnenburg das Ehepaar Johannes Nottberg und Anna Gertrud Nottberg, geborene Oberklusen. Diese Ehe wurde 1807 in Heiligenhaus geschlossen, weil Nottberg sich zur lutherischen Gemeinde Heiligenhaus hielt. Ihr letztes und sechstes Kind, Anna Christina, wurde am 19. 9. 1816 geboren und am 24. 9. 1816 von

dem Prediger Grootte von der lutherischen Gemeinde Heiligenhaus getauft. Dann wird in den Registern von Linnepe der Name Schinnenburg bis 1833 nicht mehr genannt. Bis dahin hat die Familie ihr kümmerliches Dasein an der Schinnenburg gefristet. Dann bezog das Ehepaar Peter Kückels, Sohn von Wilhelm Kückels und Gertrud Knevels, und Helena Margarete Niepenberg, Tochter von Adolf Niepenberg und Anna Christina Röttgen aus Homberg, die Schinnenburg. Ihre Copulation<sup>21)</sup> fand in Linnepe statt am 12. 3. 1825. Zuerst wohnte dieses Ehepaar am Großsteinkothen<sup>22)</sup>. Hier wurden ihnen drei Töchter geboren. Im Jahre 1829 bezog diese Familie die Burg<sup>23)</sup>. Hier wurde ihnen der erste Sohn Friedrich-Wilhelm am 11. 9. 1831 geschenkt. Im Jahre 1833 finden wir die Familie Kückels an der Schinnenburg. Der Mann aber beschäftigte sich hier nicht nur im landwirtschaftlichen Betrieb, sondern er unterhielt nebenher eine Bäckerei. An der Schinnenburg wurden diesem Ehepaar noch vier Kinder geboren: Ein Sohn und drei Töchter. Als am 3. Juli 1840 das 8. Kind, Maria, von Pfarrer Wülffing getauft wurde, geschah das nicht zu Linnepe in der Kirche, sondern wie bei besser Gestellten im Hause der Eltern, verbunden mit einer größeren Familienfeier. Bei der Taufeintragung steht in der Rubrik Beruf des Vaters vermerkt: „Bäcker und Wirth“. Dass er auch Landwirt war, wird nicht einmal vermerkt. Eine solche Familienfeier zu veranstalten, hätte er nicht vermocht, wenn er nicht neben der Landwirtschaft noch

diese beiden anderen Berufe unterhalten hätte. Noch 10 Jahre bis 1850 hält das Ehepaar Kückels hier an der Schinnenburg aus. Im Jahre 1851 finden wir vorübergehend das Ehepaar Hermann Benninghoven und Anna Sophia Strunkmann an der Schinnenburg. Ihr 4. Kind und 3. Sohn erblickte am 15. 2. 1851 an der Schinnenburg das Licht der Welt. Aber seine Jugendheimat wurde dem kleinen Hermann die Schinnenburg nicht; denn der Vater suchte sich sofort ein anderes Gut, das ihn mit weniger Mühe ernähren konnte.

Dann pachtete die Schinnenburg Wilhelm Spieker. Er war von Beruf Makler. Seine Frau war eine geborene Maria Agnes Schriever, eine Schwester von Peter Schriever in der Bracht<sup>24)</sup>, dem Großvater mütterlicherseits des Schreibers dieser Zeilen.

Meine Großtante „Niesken“ wohnte später zu Klein-Kauhaus<sup>25)</sup> in der Schwarzbach. Ich erinnere mich aber nicht, meinen Großonkel Wilhelm Spieker in der Zeit, da mein

21) Siehe Anmerkung 16.

22) Der große Steinkothen liegt in Hösel, Angertal 1.

23) Der frühere Bauernhof liegt in Hösel an der Heiligenhauser Straße Nr. 47. Siehe Quecke Nr. 67, Seiten 102 und 103, Anmerkungen 43 und 44.

24) Die frühere Bauernschaft „Bracht“ befindet sich im Bereich der heutigen Auffahrt zur A3 und A44, Autobahnkreuz Ratingen-Ost, südlich der Brachter Straße.

25) Der Hof „Klein-Kauhaus“ liegt in Ratingen am Kauhausweg am südlichen linken Abhang des Schwarzbachs an einer kleinen Anhöhe.



Die Schinnenburg um 1985. Scheune und Stall im Hintergrund brannten 1950 ab, weil die neue Feuerspritze der Höseler Wehr nicht rechtzeitig in Gang gesetzt werden konnte

Vater noch an der einklassigen Schule in der Schwarzbach bis 1877 Lehrer war, je gesehen zu haben. Sein Beruf brachte es mit sich, daß er tagsüber stets auswärts beschäftigt war. An der Schinnenburg wurden diesem Ehepaare fünf Kinder geschenkt und zwar in den Jahren 1851 – 1857, drei Töchter und zwei Söhne. Der 2. Sohn Karl Albert starb schon früh. Der ältere Bruder Friedrich Wilhelm Spieker wurde Lehrer. Er besuchte das Seminar in Mettmann. In Opladen hat er als Hauptlehrer bis zu seiner Pensionierung mit großem Segen gewirkt. Fast 10 Jahre hat die Familie Spieker an der Schinnenburg gewohnt, dann hat sie, weil die Arbeit in der Landwirtschaft für die Frau Spieker allein zu viel wurde, ihren Wohnsitz nach Klein-Kauhaus verlegt, womit nur ein Garten verbunden war. Danach bezog Benjamin Lohoff mit seiner Frau Anna Gertraud Schmalscheid die Schinnenburg. In der Zeit von 1868 – 1879 wurden ihnen 8 Kinder geboren. Aber diese Eheleute waren in ihrem Arbeitswillen zu verschieden, als daß sie das gesteckte Arbeitsziel erreicht hätten. Dazu starb noch die Mutter zu früh aus ihrer Kinderschar fort, sodaß die Verwandten sich genötigt sahen, die jüngeren Kinder anderwärts unterzubringen. Benjamin Lohoff mußte die Schinnenburg mit dem kleinen Kotten an der Rose<sup>26)</sup> vertauschen. Der Erst- und Letztgeborene waren Knaben. Karl brachte es zu einem einbringlichen Geschäft in Kettwig und lebt jetzt von den Zinsen seines erworbenen Vermögens. Ludwig erbte von seinem Onkel den Hof am alten Lohoff in der Bracht. Er heiratete die Sophie Hausmann von der Auer-Mühle<sup>27)</sup>, lebte aber über seine Verhältnisse und mußte seinen Hof an Ernst Schriever vom Neuen-Lohoff verkaufen. Aber schon wartete ein tüchtiger Landwirt auf die Bearbeitung der Schinnenburg. Es war Friedrich Fudikar, der Sohn von Johann Wilhelm Fudikar und der Anna Katharina Pellzer aus Langenberg. Sie verlegten aber ihren Wohnsitz nach Hasselbeck<sup>28)</sup>, wo er am 21.1.1862 und sie am 14.6. 1880 starb. Friedrich Fudikar, der am 29.11.1837 geboren wurde, kaufte in den 70er Jahren die Dörnenburg<sup>29)</sup>, verheiratete sich am 7.11.1881 in Linnep mit

der Witwe des früh verstorbenen Friedrich Obereindorf von dem benachbarten Kückelshof. Sie war Holländerin und eine tüchtige Hausfrau. Vier Kinder, drei Töchter und einen Sohn brachte sie mit in die Ehe. Charlotte Fudikar, verwitwete Obereindorf, geborene Lammer (am 23.2.1849 zu Zütphen) schenkte ihrem 2. Ehemann noch sechs Kinder, vier Söhne und zwei Töchter. Wilhelm Obereindorf, Fritz und Otto Fudikar fielen im Ersten Weltkrieg. Der letzte Sohn Hugo starb früh. Als Erbe der Schinnenburg blieb nur Ernst über. Die Eltern hatten in den Jahren bis zum Ersten Weltkrieg tüchtig geschafft. Die Schinnenburg wurde käuflich erworben und Haus und Stallung umgebaut. Mehrere Male brachen Schandfeuer aus<sup>30)</sup>, aber beide schafften unbeirrt weiter. Frau Lottchen ging wöchentlich zweimal zum Markt nach Kettwig und veräußerte die Produkte des Gartens, der Felder und der Viehzucht, und jedesmal brachte sie eine ansehnliche Summe Geldes mit nach Hause.

Als nach dem Ersten Weltkrieg Friedrich Fudikar am 13. 3. 1920 die Augen schloß, trat Ernst Fudikar das Erbe der Schinnenburg an im neuen Gewande. Am 20. 5. 1920 verehelichte er sich mit Eliselissette Meisloch aus Obschwarzbach bei Mettmann. Die Hochzeit fand an der Schinnenburg im elterlichen Hause statt. Nur mit zwei Kindern sollte diese Ehe gesegnet werden. Erwin, geboren am 16. 6. 1922, getauft am 20. 8. 1922, und Ingeborg, geboren am 30. 3. 1925, getauft am 14. 6. 1925. Ernst Fudikar zog sich durch einen Unfall ein Gehirnleiden zu, was ihn öfters plötzlich arbeitsunfähig machte. Dazu gesellte sich 1934 ein Lungenleiden, woran er am 18. 4. 1934 in Velbert im Krankenhaus starb. Seine Frau stand nun mit ihren beiden unmündigen Kindern alleine da. Sie sah sich genötigt, sich nach einer männlichen Hilfe umzusehen und entschied sich endlich für den tüchtigen Verwalter vom Hof Stinshoff zu Bruchhausen, Arnold Blummendeller. Man sagt wohl: „Ein Unglück kommt selten allein.“ Das bestätigte sich auch hier. Erwin, der letzte Erbe der Schinnenburg, wurde in diesem Zeiten Weltkrieg zur Fahne gerufen und bei der 6. Armee eingesetzt.

Sie wurde durch die feindliche Übermacht bei Stalingrad eingeschlossen. Lange Zeit hindurch verteidigte sie sich hartnäckig. Der Rest der Armee mußte endlich, da es an allem mangelte, die Waffen strecken. Am 18. 1. 1943 sandte Erwin an seine Mutter den letzten Gruß. Die arme Mutter wollte sich nicht trösten lassen. Ihre Hoffnung, die sie auf den Hoferben gesetzt hatte, sieht sie jäh vernichtet. Und doch besteht noch die Möglichkeit, daß er wieder heimkehren wird.

Das stattliche Haus Nr. 62<sup>31)</sup>, das an dem Fahrweg zum Hofe Unterhösel liegt, erbaute sich der Bauer

26) Der frühere kleine Kotten „An der Rose“ liegt in Hösel am Vogelsangweg 42.

27) Die heutige Gaststätte Auermühle liegt in Ratingen im Angertal, Auermühle 1.

28) Das früher im Amt Hubbelrath gelegene Hasselbeck gehört heute zu Ratingen.

29) Das Haus Dörnenburg steht in Hösel an der Straße Am Rennbaum Nr. 12. Siehe auch Quecke Nr. 67, Seite 102, und Anmerkung 39.

30) Im Sommer 1949 brannte die Scheune durch Blitzeinschlag vollständig ab. Das in der Scheune in einem Stall untergebrachte Pferd, das jahrelang den Milchwagen durch Hösel gezogen hatte, konnte nicht mehr gerettet werden, es starb in den Flammen.

Von der Brandnacht gibt es auch noch eine Besonderheit zu berichten, die ich als Augenzeuge mit erlebt habe. Die Höseler Feuerwehr war sehr schnell mit ihrer neuen Motorspritze am Brandort eingetroffen. Die neue Spritze wurde mit allen Schläuchen am kleinen Teich aufgestellt. Der damalige Brandmeister Paul Schulten sen. rief: „Wasser marsch“. Sooft er auch gerufen hat, die Motorspritze wollte nicht anspringen. Bedingt dadurch, daß nicht gelöscht werden konnte, breitete sich das Feuer rasend schnell aus.

Plötzlich rief ein Feuerwehrmann: „Wir müssen sofort nach Eggerscheid fahren und unsere alte Spritze holen“. Nachdem die alte Spritze am Brandort eingetroffen und aufgebaut war, sprang sie sofort an. Die Löschaktion konnte beginnen. Wie man später in Hösel erzählt hat, wollte die Höseler Feuerwehr gerne ihre alte Spritze wieder zurückhaben, doch die Eggerscheider Feuerwehrleute haben sie nicht mehr herausgegeben. „Geschenkt ist geschenkt“, sollen sie gesagt haben.

31) Das Haus hat heute noch die Hausnummer Heiligenhauser Straße 62. Gleich neben dem Gebäude befand sich ein unterirdischer Wasserbehälter für die Höseler Wasserversorgung. Bis Anfang der 50er Jahre bekamen alle Höseler Haushalte das Trinkwasser von den Heiligenhauser Wasserwerken in der Ilp.

Gustav Oberhösel, als er am 1. 4. 1902 an Johann Einloos sein schönes Gut verkaufte. Aber auch hier blieb er nicht lange wohnen. Er war mehr Musiker als Landwirt. Es zog ihn in die Stadt. Bei einer günstigen Gelegenheit kaufte er ein Haus in Köln und verlegte dorthin seinen Wohnsitz. Hier starb er am 21. 1. 1914 und seine Frau Emma, geborene Zassenhaus, am 1. 12. 1938. Beide liegen auf dem Friedhof in Linnep begraben. Wer wohnt jetzt in Nr. 62 mit der verwilderten Umgebung?

Wir gehen jetzt direkt den alten Fahrweg hinab ins Sondersbachtal zum Hof Unterhösel, der dem Bürgermeister von Hösel, Walter Einloos, gehört.

### Das Gut Unterhösel

Aus zwei Briefen vom 31. 1. 1937 und vom 9. 5. 1943 von Carl Oberhösel, Landesamtman, wohnhaft in Düsseldorf-Gerresheim, Forsterweg 4, möchte ich berichten. Der Name Hösel taucht zuerst um 1218 in den Akten des Stiftes Gerresheim auf. Die ganze Gegend bis zur Ruhr war ursprünglich Eigentum dieses schon im Jahre 875 gegründeten Damenstiftes und lag damals noch unter Wald, dem bekannten Kettilwald. Auf Veranlassung des Stiftes scheint er dann im 12. Jahrhundert gerodet und mit Hintersassen<sup>32)</sup> des Stiftes besiedelt worden zu sein. Der Hof Unterhösel ist der ursprüngliche Herrenhof der Gegend und heißt in allen alten Urkunden noch bis Ausgang des 18. Jahrhunderts der Hof zu

Hösel, auch Möskeshof genannt, und war Sitz des Hofgerichtes, das am Sankt Agnes Tag alljährlich am 20. 1. abgehalten wurde. Später ist die Zehntverwaltung von dem Kloster Gerresheim nach dem Gützenhof verlegt worden, wo die Zehntscheune<sup>33)</sup> noch heute steht. Der Name Hösel erscheint in den ältesten Urkunden in der Schreibweise Huessel, auch Hüssil, auch Hüsselde, die sächsische Form des Namens also genau so, wie er heute noch im Platt gesprochen wird, und besagt nichts anderes als „kleine Höhe“.

In der Tat ist auch der Rain der Gemeinde von fast allen Seiten als eine kleine Hochebene anzuschauen, besonders von Homberg und erst recht vom Ruhrtale aus erscheint die Gegend so.

Ende des 15. Jahrhunderts hat das Stift, wie übrigens andere Klöster und Grundherren im Westen Deutschlands auch, die Höfe an die Hintersassen verkauft und behielten nur eine gewisse Grundrente, bestehend aus Geldleistungen und Naturallieferungen. Die Hintersassen wurden dadurch eine Art Erbpächter, konnten aber kaufen und verkaufen, erben und vererben, waren also nicht mehr hörig. Das Stift behielt sich nur zeitweilig die Genehmigung vor. Der dritte Stinshoff zu Bruchhausen<sup>34)</sup>, Jakob Heinrich Stinshoff von 1756 – 1831, kaufte von dem Stifte das Gut. Der Kaufakt befindet sich gut erhalten in Bruchhausen. In Hösel behielt das Stift nur den Gützenhof eigentümlich, bei dem

auch die Naturalien abzuliefern waren, außer dem 10. Teil des Getreides. Über die Zehntabgabe des Getreides wußte Johann Undorf, der am 25. 5. 44 86jährig starb und der mit seiner fast ebenso alten Frau im November 1944 seine Diamantene Hochzeit hätte feiern können, ein Sprüchlein, das ein Klosterpriester an einem Sonntag in der Predigt gesagt haben soll: „Taubes Korn und Vogelwicken, das tun mir die Bauern schicken, ich predige das Wort Gottes klar und rein und das soll auch mein Brotkorn sein.“ Unter- und Oberhösel bildeten ursprünglich ein Gut, was an der Grenzziehung zwischen beiden Höfen noch heute gut zu erkennen ist. Im Jahre 1495 werden sie als ungeteilt erwähnt. Im Jahre 1711 wird der Hof von den Erben des verstorbenen Konrad Unterhösel an einen Johann Brockhaus aus Hösel, also von Bruchhausen stammend, verkauft. Die Kaufurkunde, eine schöne Pergamenturkunde, beim Gericht in Homberg ausgestellt, ist noch in meinem Besitz. Johann Bruchhausen war Witwer von einer Maria aus dem Unterhösel. Heiratete in 2. Ehe am 7. 6. 1712 Agnes aus dem Thomashoff und starb am 28. 6. 1733. Die Witwe hat später nach Ratingen noch einmal geheiratet. Aus der Ehe stammen neun Kinder. Von diesen übernimmt im Jahre 1747 der am 29. 9. 1723 getaufte Sohn Wilhelm den Hof. Solange dürfte wohl die Witwe ihn verwaltet haben. Der sehr interessante Leibzuchtvertrag<sup>35)</sup> der Witwe mit Wilhelm ist ebenfalls noch in meinem Besitz. Sie verheiratete sich nämlich erst 1749 wieder. Wilhelm war verheiratet mit Anna-Christine Bleckmann, geboren 1724 zu Velbert, gestorben am 14. 7. 1808, verheiratet am 13. 6. 1747. Wilhelm Unterhösel, wie er überall genannt wird,



Der Hof Unterhösel im Jahre 1940

32) Hintersasse: Jemand, der nur Haus, Garten und einzelne Felder, aber kein Bauerngut besitzt.

33) Die Zehntscheune stürzte 1947 ein. Die Besitzer, die Familie Walter Theus, ließen an gleicher Stelle ein neues Scheunengebäude errichten. Siehe Quecke Nr. 69, Seite 170, Anmerkung 57.

34) Der Hof Bruchhausen liegt in Hösel an der Bruchhauser Straße 30. Siehe Quecke Nr. 69, Seite 170 bis 173. Bild: Seite 171.

35) Siehe Anmerkung 14.



Unterhösel im Jahre 1975. Im Hintergrund erkennt man das neue Heiligenhauser Stadtviertel II

obwohl sein Vater noch Brockhausen hieß, starb am 29. 11. 1775. Die Witwe hat dann den Hof bis zu ihrem Tode verwaltet.

Ein Sohn von ihr, Johann Wilhelm Unterhösel, geboren am 26. 8. 1750 und gestorben am 1. 10. 1817, heiratete im Jahre 1785 auf das Gut Klaumann in Breitscheid. Von ihm stammen alle Unterhösel ab, die heute existieren. Die übrigen Kinder sind meistens früh gestorben bis auf den Jüngsten, Jakob, der aber geistig nicht normal war. Deshalb wurde nach dem Ableben der Witwe der Hof Unterhösel verkauft, und zwar kauften ihn die beiden Brüder Jakob und Johann Oberhösel, Söhne der aus dem Unterhösel stammenden Maria Christina Unterhösel, geborene Bleckmann, die mit Wilhelm Oberhösel auf dem Hof Oberhösel verheiratet war. Der Kauf geschah im April 1809. Am 1. Mai 1809 übernahm dann Jakob das Gut Oberhösel und Heinrich Wilhelm das Gut Unterhösel. Nach seinem Tode 1832 bewirtschafteten seine drei Kinder gemeinsam das Gut, bis es Karl Oberhösel bei seiner ersten Verheiratung 1837 allein übernahm. Er hat dann den Hof bis zum Jahre 1875 geleitet, wo er ihn an seinen Sohn Gustav übergab. Dieser hat ihn dann leider am 1. April 1902 an Johann Einloos käuflich abgetreten, dessen Sohn Walter ihn jetzt bewirtschaftet. Das Gut Oberhösel gehört jetzt der Firma Henkel in Düsseldorf. Die Tochter des Wilhelm Unterhösel heiratete nach dem Gute Oberhösel und ist die Mutter meines Urgroßvaters geworden. Daher die

Verwandtschaft der beiden Familien. Mein Urgroßvater kaufte dann nach dem Tode seiner Großmutter (geborene Bleckmann) im Jahre 1809 das Gut Unterhösel. Da inzwischen aber die Franzosen die Zivilstandesämter eingeführt hatten, hörte die Umbenennung der Namen auf. Und so heißen die Unterhösel heute nicht Klaumann und wir nicht Unterhösel, sondern Oberhösel. Zum Schlusse will ich noch erwähnen, daß meine Familie von dem Gute Kox bei Homberg stammt, und zwar ist um 1725 ein Johann Jakob Kox nach dem Gute Oberhösel gezogen und hat sich dann umbenannt. Es ist der Großvater meines Urgroßvaters gewesen. Mein Urgroßvater war mit einer Stinshoff von Bruchhausen verheiratet, ebenso der Bruder meines Vaters, Fritz Oberhösel, der seine Tante Hannchen Stinshoff geheiratet hat. Fritz Oberhösel war allerdings der Halbbruder meines Vaters. Seine



Der Kothen Hinüber im Jahre 1975. Die umliegenden Felder wurden damals noch landwirtschaftlich genutzt

Mutter stammte von Bellscheid<sup>36)</sup>, während meine Großmutter die 2. Frau, eine geborene Sandweg vom Bauenhaus<sup>37)</sup> war.

Nach Beendigung des Rundgangs in und um den Hof Unterhösel, der von unserem Bürgermeister, Herrn Einloos, gut erklärt wurde, wandern wir am Sondersbach entlang zum Nofenhof. Vorher kommen wir am Kothen Hinüber vorbei, der jetzt zum Hof Unterhösel<sup>38)</sup> gehört. Hier wohnen die Familien Meleschka, Schmitz und Kloster.

*Bearbeitung und Anmerkungen von Helmut Kuwertz*

36) Der Hof Bellscheid liegt im Ratinger Stadtteil Homberg, Am Breckhauserweg.

37) Das Bauenhaus liegt in Düsseldorf-Rath, Stadtgrenze Ratingen, an der Straße Am Bauenhaus.

38) Noch eine kleine Schlussbemerkung über einen der größten Höfe in Hösel. Nach dem Tod von Walter Einloos 1968 erbte die Familie Karl Kottenberg den Hof Unterhösel. Walter Einloos hatte schon 1952/53 den Hof an die Familie Kauls verpachtet. Bis 1996 wurde der Hof noch landwirtschaftlich genutzt.

Danach wurden die Ländereien an den Golfclub Hösel verpachtet und zu einer Golfplatzanlage umgestaltet.

Im Januar 1999 wurden alle Wirtschaftsgebäude abgerissen. Nur das Wohnhaus blieb erhalten und wurde sehr schön restauriert. Auf der Fläche der abgerissenen Stall- und Scheunengebäude errichtete der Goldclub Hösel eine Halle für ihren umfangreichen Maschinenpark zur Pflege und Erhaltung der Golfplatzanlage.

Damit endete vor fünf Jahren die selbständige Bewirtschaftung von einst 16 Bauernhöfen in Hösel. Die wenigen noch landwirtschaftlich genutzten Flächen werden von bäuerlichen Betrieben, die außerhalb Hösels liegen, noch bearbeitet. Siehe Quecke Nr. 62, Seite 71. Bild: Walter Einloos, 1892-1968.



## Was können Sie tun, um sich und Ihre Familie finanziell abzusichern?

Es ist kein angenehmes Thema und dennoch sollten Sie sich damit auseinandersetzen: Falls Ihnen oder Ihrem Partner etwas zustößt, sollte nicht auch noch eine finanzielle Notlage folgen. Wenn dieser Fall eintritt, muss Ihre Familie abgesichert sein. Daher ist es wichtig, jetzt vorzusorgen. Denn eine Familie braucht in jeder Situation Sicherheit. Mithilfe unserer Personal Banking Beratung legen wir mit Ihnen gemeinsam die notwendigen Maßnahmen fest.

**Deutsche Bank**



Privat- und Geschäftskunden AG  
Investment & FinanzCenter

Speestraße 16 · 40885 Ratingen  
Telefon (0 21 02) 93 00-0

*Wer etwas mehr über Schule früher, aber auch über „Tante Emma-Läden“, die „Große Wäsche“ oder Handwerksarbeit in früheren Zeiten erfahren möchte, dem sei ein Besuch in der Heimatkundlichen Sammlung des Geschichtsvereins Heiligenhaus empfohlen. In einer ehemaligen Schule untergebracht, zeigt sie nicht nur die Dauerausstellung „Leben und Arbeiten zwischen Tradition und Moderne“, sondern auch Sonderausstellungen zu bestimmten Themen. Im Sommer dieses Jahres wurde in der Ausstellung „Magere Zeiten – Küche der Notzeit“ an den deutschen Alltag in der ersten Zeit nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges erinnert.*

## Heimatkundliche Sammlung des Geschichtsvereins Heiligenhaus e.V., Abtskücher Straße 137, 42579 Heiligenhaus

Das Museum befindet sich in einer alten, ehemaligen Landschule von 1908. Das denkmalgeschützte Gebäude, das in einem Denkmal- und Naherholungsbereich (Abtskücher Stauteich und angrenzendes Vogelsangbachtal) liegt, wurde im Rahmen der EUROGA 2002plus im Jahr 2002 umgebaut und erweitert.

ziehen auch die industriewirtschaftliche Umbruchphase nach dem Ersten Weltkrieg in Heiligenhaus mit ein.

Die Dauerausstellung „Leben und Arbeiten in Heiligenhaus zwischen Tradition und Moderne“ zeigt Exponate und Installationen zu den Bereichen Hauswirtschaft im

Wandel (mit Küche, Waschküche, Vorratshaltung und Kolonialwarenladen), vorindustrielles Handwerk (mit Schuhmacher- und Sattlerwerkstatt, „historischer“ Gaststätte), Anfänge der heimischen Schloßindustrie, Schule um 1910 sowie Stadtgeschichte.

Reinhard Schneider

Bei der Entstehung des Museums (1980) war der Bereich der bäuerlichen Lebens- und Arbeitswelt Schwerpunkt der Sammlung. Seit Mitte der 1980er Jahre konzentrieren sich die Bemühungen verstärkt auf den Ausbau einer alltags-geschichtlichen Sammlung des 20. Jahrhunderts. Objekte aus Arbeit und Alltag werden als Belege für die Kultur des beginnenden Industriezeitalters gesammelt. Entsprechend basieren heute die Schwerpunkte der Sammlung, die auf einer Fläche von 330 qm ausgestellt sind, nicht mehr nur auf dem Bereich des vorindustriellen Handwerks und der Hauswirtschaft, sondern be-



---

Die Sammlung ist wie folgt geöffnet:

mittwochs: 15.00 - 20.00 Uhr, samstags: 13.00 - 17.00 Uhr, sonntags 10.00 - 17.00 Uhr  
sowie nach Absprache: Telefon 0 20 56 / 1 31 93 (Kulturamt der Stadt Heiligenhaus)  
und 0 20 56 / 6 86 87 (Heimatkundliche Sammlung während der Öffnungszeiten).

Der Eintritt ist frei.

---

# John Steinbeck

\* 27. Februar 1902

Salinas

† 20. Dezember 1968

New York



Sobald die Leute nach dem Westen Amerikas kamen, zumal von den eigenen, umstrittenen Gütchen Europas her, und merkten, wieviel Land man haben konnte, wenn man bloß ein Dokument unterschrieb und ein Fundament aufrichtete, packte sie ein gieriger Landhunger. Immer mehr Land begehrten sie, wenn möglich gutes Land, aber jedenfalls Land. Vielleicht gingen ihnen noch dünne Erinnerungen aus dem Europa der Feudalwirtschaft nach, wo große Familien groß geworden und geblieben waren, weil sie über Besitz verfügten. Die ersten Ansiedler erwarben Land, das sie nicht brauchten und mit dem sie nichts anfangen konnten; sie erwarben wertloses Land, bloß um es zu besitzen. Alle Maßstäbe veränderten sich. Einer, der auf zehn Morgen in Europa vielleicht ein wohlhabender Mann war, war auf zweitausend in Kalifornien arm wie eine Kirchenmaus.

Es dauerte nicht lange, da war das ganze schlechte Land in den Bergen bei King City und San Ardo aufgeteilt, und überall herum in den Hügeln saßen zerlumpfte Familien, die sich abrackerten, um dem kargen, steinigen Boden ihren Lebensunterhalt abzurufen. Mit den Kojoten und wie diese führten sie ein peripherisches Dasein, tüchtig, gerissen, verzweifelt. Sie kamen daher ohne Geld, ohne Hausrat, ohne Werkzeug, ohne Kredit und vor allem ohne Kenntnis des neuen Landes und der Technik zu seiner Bearbeitung und Ausbeutung. Ich weiß nicht, ob es überirdische Dummheit oder großes Gottvertrauen war, das sie dazu brachte. Solch blinder Wagemut ist jedenfalls heute so gut wie aus der Welt verschwunden. Und doch blieben die Familien am Leben und wuchsen.

Aus: "Jenseits von Eden", Ende des 2. Kapitels (Deutsche Übersetzung: Harry Kahn)

*Am 27. Februar 2002 jährte sich John Steinbecks Geburtstag zum 100. Mal. Ein Grund für die Ratinger und die Heiligenhauser, sich daran zu erinnern, dass die Vorfahren des großen amerikanischen Dichters vom **Gut Großsteinbeck in Meiersberg**, an der Stadtgrenze zwischen Ratingen und Heiligenhaus, stammten. John Steinbecks Großvater Johann Adolf Großsteinbeck wanderte 1849 mit zwei Geschwistern nach Palästina aus, das damals zum Osmanischen Reich gehörte. Als strenggläubige Protestanten wollten sie sich - sie waren übrigens die ersten deutschen Siedler dort - im Heiligen Land niederlassen, um das Land zu kultivieren und die dort lebenden Juden und Araber zum Christentum zu bekehren. Im Jahre 1858 endete der Aufenthalt tragisch: Friedrich Wilhelm Großsteinbeck, der Großonkel des Dichters, wurde von Räufern ermordet. Die Großsteinbecks verließen Palästina, kehrten aber nicht in ihre alte Heimat zurück, sondern wanderten nach Amerika aus. Nach kurzem Aufenthalt in Massachusetts irrten die Steinbecks, wie sie sich mittlerweile vereinfachend nannten, 17 Jahre lang rastlos durch die Vereinigten Staaten, bis sie sich schließlich in Kalifornien endgültig niederließen. Ernest Steinbeck, der Vater des Dichters, wurde Besitzer einer Mühle im Distrikt Monterey. Mit seiner irischen Frau hatte er vier Kinder: drei Töchter und einen Sohn, den späteren Schriftsteller und Nobelpreisträger.*

# Wie Lintorf und ein großer Teil des Angerlandes Ratingen wurde

Die kommunale Gebietsreform von 1974/75

Gebietsänderungen gab es zu allen Zeiten. Wechsel der Herrscherhäuser, Erbfolgen und kämpferische Auseinandersetzungen führten zu Gebietsänderungen. Dabei blieben meist die gewachsenen Strukturen erhalten. Andere Herren zogen andere Steuern ein. Gebietsreformen im abgelaufenen Jahrhundert sollten der Struktur- und Verwaltungsverbesserung dienen, es sollte eine großflächigere Planung möglich werden, industrielles Wachstum erforderte gute Verkehrswege.

So schlossen sich 1929/1930 Oberhausen, Sterkrade und Osterfeld zur Großstadt Oberhausen zusammen, Mönchengladbach und Rheydt bildeten eine Einheit, und andere Großstädte nahmen die kleinen selbständigen Gemeinden in ihren Randbezirken auf, oftmals zu deren Nachteil, weil die Steuermittel nun zur Verbesserung der Binnenstruktur verwendet wurden, während die Vororte leer ausgingen.

## Gebietsänderung in unserer engeren Heimat

1929 wurde das altherwürdige Bürgermeisteramt Angermund grundlegend verändert. Die Gemeinden Huckingen, Buchholz, Großenbaum, Rahm, Wedau und Bissingheim aus diesem Verwaltungsbezirk wurden mit Duisburg vereinigt. Im Amtsbezirk Angermund verblieben Lintorf, Wittlaer, Kalkum und Bockum. Er wurde dem Kreis Mettmann eingegliedert. Durch einen Kreistagsbeschluss wurden diesem Amtsbezirk die Gemeinden Hösel, Breitscheid und Eggerscheidt hinzugefügt. Dieser neue Amtsbezirk erhielt den Namen Ratingen-Land.

## Amt Ratingen-Land wird Amt Angerland

Dem Amtsbürgermeister Thiele aus Lintorf gelang es, die Verwaltung des Amtes Ratingen-Land 1945 nach Lintorf zu holen, und damit wurde auch die Bezeichnung Amt Angerland eingeführt.



Der ehemalige Saal der Gaststätte Holtschneider war von 1950 bis 1956 provisorisches Rathaus des Amtes Angerland, das bis 1950 den Namen Ratingen-Land trug

Die Amtsverwaltung war zunächst recht bescheiden in der Gaststätte Holtschneider untergebracht. Im Jahre 1956 zog sie in das neu erbaute Rathaus an der Speestraße. Amtsdirektoren waren Dr. Rahn, später Josef Vaßen und zum Schluß Johannes Overmanns. Die Amtsbürgermeister wurden jeweils von der Amtsvertretung gewählt. Jede der sechs Gemeinden – Breitscheid, Eggerscheidt, Hösel, Lintorf, Angermund und Wittlaer – war selbständig, hatte einen demokratisch gewählten Gemeinderat mit einem vom Rat gewählten Bürgermeister. Die Koordination der Aufgaben besorgte die Amtsvertretung, die aus Mitgliedern der Gemeinderäte entsprechend dem Anteil der politischen Parteien gewählt wurde. Diese kommunale Struktur hatte die sechs Angerlandgemeinden im Laufe der Zeit zu enger Zusammenarbeit geführt, so daß sich eine kommunale Einheit „Angerland“ ausgebildet hatte, die auch von der Bevölkerung so angenommen wurde.

## Lintorf bildet den Schwerpunkt im Amt Angerland

Lintorf hatte schon durch seinen früheren Bergbau ein besonderes

Gewicht. Seine verkehrsgünstige Lage zog eine Reihe von Industriebetrieben an – Blumberg, Sistig, Hoffmannwerke, Constructa, Hünnebeck, Tornado, Steinzeugwerke, Druckerei Perpéet und andere Kleingewerbebetriebe. Die Bevölkerungszahl stieg: 1950–6200, 1960–7700, 1970–10.500 Einwohner. Durch seine Wirtschaftskraft konnte Lintorf seine Binnenstruktur entwickeln. Die Straßen wurden ausgebaut, Schmutzwasser- und Regenwasserkanalisation wurde angelegt. Es wurde ein Hallenbad gebaut, wenig später kam ein beheiztes Freibad mit acht wett-kampfgerechten Schwimmbahnen hinzu. Mit dem großen Schulzentrum für Hauptschule, Realschule und Gymnasium und drei gut ausgebauten Grundschulen, einer Schule für Lernbehinderte sowie drei Kindergärten hatte Lintorf den Bildungsbereich vorbildlich gefördert. Seit 1973 gab es auch eine Volkshochschule, die in Ergänzung des seit 1950 bestehenden Heimatvereins der Erwachsenenbildung diente.

Für den Sport gab es eine Turnhalle, eine Dreifachhalle sowie ein Stadion mit Flutlichtanlage für das Konditionstraining in der dunklen



Schützenfest 1955 in Lintorf. Bei der Parade vor dem Bürgershof sieht man vorne von links nach rechts: Direktor Esser, Angermund, Dechant Veiders, Amtsbürgermeister Thiele, Amtsdirektor Vaßen und Oberregierungsrat Schilling

Jahreszeit, außerdem war ein weiterer Sportplatz beim Schulzentrum.

Auch in kultureller Hinsicht war Lintorf ein lebendiger Ort: Männerchöre, ein Kirchenchor, eine bedeutende Kantorei und ein Kinderchor belebten die Musikszene. Zeitweilig boten zwei Kinos in Lintorf ihre Filme. Eine Theatergemeinde mit 300 Mitgliedern stand in enger Verbindung mit dem Düsseldorfer Theater.

So war es verständlich, daß sich die Angerlandgemeinden mit dem Schwerpunkt Lintorf und den etwa 30.000 Einwohnern als lebensfähige kommunale Einheit betrachteten und die Bestätigung als Großgemeinde wünschten.

### Die kommunale Gebietsreform kommt

Als in Nordrhein-Westfalen wie in den anderen Bundesländern die kommunale Gebietsreform aktuelles Thema wurde, lud der Ortsparteivorsitzende der CDU Lintorf zu einem ersten orientierenden Gespräch ein, das am 21. Mai 1969 in Lintorf stattfand. Es nahmen daran teil:

Amtsbürgermeister Holtschneider, Wittlaer; Bürgermeister Peters, Wittlaer; Fraktionsvorsitzender CDU, Dürr, Wittlaer; Bürgermeister Loose, Angermund; Fraktionsvorsitzender CDU, Brücken, Angermund; Bürgermeister Wellenstein, Lintorf; Fraktionsvorsitzender CDU, Kösters, Lintorf; Parteivorsitzender CDU, Mannen,

Breitscheid; Bürgermeister Schneider, Eggerscheidt; Parteivorsitzender CDU, Wagner, Lintorf (Einladender); Kreisgeschäftsführer CDU, Velten, Mettmann.

Diese Zusammenkünfte verantwortlicher Politiker wurden in den folgenden Jahren unter der Bezeichnung „Angerlandkonferenzen“ regelmäßig fortgesetzt. Man behandelte Schulprobleme, Straßenbauplanungen, Benutzung von Sportanlagen und natürlich die Probleme der kommunalen Gebietsreform.

Ratsvertreter sowie Vertreter der Amts- und der Stadtverwaltung Ratingen verhandelten in dieser Zeit auch über Krankenversorgung in Krankenhäusern, über Straßenführungspläne und dergleichen, ohne jedoch an eine Aufgabe der Selbständigkeit zu denken.

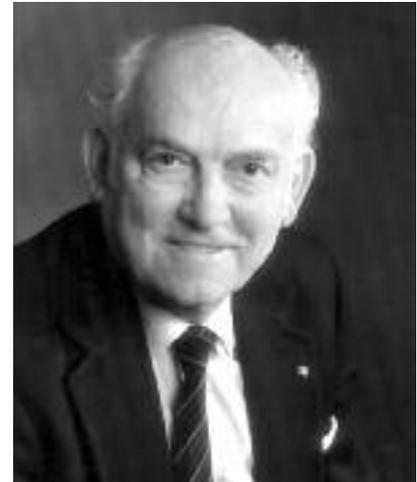
In den „Angerlandkonferenzen“ besann man sich auch auf die Schutzgemeinschaft Angerland, die vor zehn Jahren gegen die Ausweitung des Düsseldorfer Flughafens ins Leben gerufen worden war und versuchte, diese wieder zu aktivieren.

Die kommunale Gebietsreform wurde dann auch Gegenstand zahlreicher Bürgerversammlungen, die von den Parteien organisiert wurden.

### Anhörung der betroffenen Gemeinden

Am 2. Mai 1974 fand in Solingen die erste Anhörung von Vertretern

der betroffenen Gebiete statt. 30 Vertreter von Gemeinden und Gemeindeverbänden nahmen an der Veranstaltung teil. Amtsdirektor Johannes Overmanns und Amtsbürgermeister Wilhelm Droste begründeten die Schaffung der Großgemeinde Angerland.



Amtsdirektor Johannes Overmanns (15. 7. 1910 bis 9. 2. 1995)

Eine zweite Anhörung fand sodann im großen Saal der Messe statt. Hier begründete Oberkreisdirektor Nothnick in einer fundierten Rede die Schaffung der Großgemeinde Angerland. Der Landtagsabgeordnete und Amtsbürgermeister Wilhelm Droste gehörte auch zum Zehnerausschuß des Landtages, der zur sachlichen Vorbereitung der Gebietsreform gebildet worden war und dem u.a. die Herren



Frühsummer 1974: Auf Einladung der CDU Lintorf läßt sich der Vorsitzende der CDU-Landtagsfraktion, Heinrich Köppler, von Amtsbürgermeister Wilhelm Droste die Vorzüge einer Großgemeinde Angerland erklären

Antwerpes, Waffenschmidt und Worms angehörten.

Und noch eine „Anhörung“ veranstaltete die CDU Lintorf: Sie lud den Fraktionsvorsitzenden der CDU-Landtagsfraktion, Köppler, ein, führte ihn durch den Bereich der Angerlandgemeinden, und bei einem Arbeitsessen im Hotel Litzbrück, Angermund, wurden ihm die ausgeglichenen Haushalte sowie die Wirtschafts- und Kulturdaten vorgetragen. Als er sich verabschiedete, hatte man den Eindruck, alles getan zu haben, um die Bildung der Großgemeinde Angerland zu sichern.

### Der Landtag entscheidet

In der ersten und auch in der zweiten Lesung des Gesetzes zur Gebietsreform wurde die Großgemeinde Angerland beschlossen. Doch in der entscheidenden dritten Lesung am 10. Juli 1974 kam das Aus für die Großgemeinde.

Der nördliche Teil von Wittlaer wurde nach Duisburg, der südliche nach Düsseldorf eingemeindet.

Kalkum und Angermund kamen ebenfalls nach Düsseldorf. Die restlichen Gemeinden Breitscheid, Eggerscheidt, Hösel und Lintorf wurden mit Ratingen zusammengeschlossen, vereinigt, nicht eingemeindet. Das Amt Angerland wurde in die Stadtverwaltung Ratingen integriert.

Burkhard Kösters, Vorsitzender der CDU-Fraktion Lintorf, hatte an der entscheidenden Sitzung des Landtags als Besucher teilgenommen

und überbrachte voller Enttäuschung seinen ebenso enttäuschten Freunden in Lintorf die Nachricht. Man fragte nach dem Sinn dieser Entscheidung. Es gab nicht nur ärgerliche, sondern auch boshafte Bemerkungen.

### Die Neuordnung nach dem Zusammenschluß

Die Eingliederung der Verwaltung bereitete keine besonderen Schwierigkeiten. Schwieriger war schon die Ordnung der politischen Verhältnisse. Da Wahlen nicht in Aussicht waren, mußte der Rat funktionsfähig gemacht werden. Dazu beschloß man, 26 Sitze so aufzuteilen, daß Ratingen 17 Sitze, Lintorf vier Sitze, Hösel/Eggerscheidt zwei Sitze, Homberg/Meiersberg zwei Sitze und Breitscheid einen Sitz erhalten sollten.

Bis zur Neuwahl wurden die Ratsvertreter als Kommissare eingesetzt. Außerdem wurde ein Beirat gebildet, der beratende, aber keine entscheidende Funktion hatte. Er bestand aus sieben Ratsvertretern der CDU, sieben Ratsvertretern der SPD und einem Ratsvertreter der F.D.P.

Von den sieben Mitgliedern entfielen jeweils vier auf Ratingen, drei auf Lintorf und die Angerlandgemeinden und einer auf die Restgemeinden.

### Neuordnung der politischen Organisation

Waren die Ortsverbände der politischen Parteien bisher selbständig, so war durch die Eingliederung

der Gemeinden in die Stadt Ratingen nun der Stadtverband die unterste politische Einheit, und die Ortsverbände wurden Untergliederungen. Für die Kandidatenaufstellung wurde nunmehr der Stadtverband zuständig. Diese Neuordnung erforderte neue Satzungen und die Regelung von Zuständigkeiten und brachte auch finanzielle Probleme mit, die nicht so leicht zu lösen waren. Doch bis zur nächsten Wahl am 4. Mai 1975 war genügend Zeit zur Neuordnung.

Das Ergebnis der ersten Landtags- und Kommunalwahl nach der kommunalen Neugliederung vom 4. Mai 1975 brachte keine nennenswerten Unterschiede gegenüber früheren Wahlen.

Ernst Dietrich wurde wieder Bürgermeister und ein Hösel, Heinz D'Heil, wurde sein Stellvertreter. Mit den Landtags- und Kommunalwahlen war der schwierige Akt einer kommunalen Neugliederung in unserem Gebiet abgeschlossen. Das hatten sich die meisten Bürger und Parteien anders gewünscht. Aus dem Wahlergebnis könnte man jedoch schließen, daß die Gebietsreform hingenommen wurde. Doch immer werden noch Stimmen laut, die nach dem Sinn dieser Neuordnung fragen, und es wird sicher noch viel Zeit vergehen, bis sich die Bürger der mit Ratingen vereinigten, einst selbständigen Angerländer Gemeinden als Ratinger fühlen werden.

Friedrich Wagner

		CDU	SPD	F.D.P.
<b>Landtagswahl</b>	Stadt Ratingen	47,6 %	44,6 %	7,8 %
	Lintorf	50,8 %	40,9 %	8,3 %.
<b>Kreistagswahl</b>	Stadt Ratingen	48,0 %	43,0 %	8,6 %
	Lintorf	54,5 %	39,0 %	6,5 %.
<b>Stadtratswahl</b>	Stadt Ratingen	49,0 %	42,0 %	8,6 %
	Lintorf	55,0 %	36,6 %	9,6 %.

Erste Landtags- und Kommunalwahl nach der kommunalen Neugliederung vom 4. Mai 1975

# Landtagsabgeordnete für Ratingen

Das Land Nordrhein-Westfalen hat seinen Anfang am 23. August 1946 innerhalb der Britischen Zone. Mit Verordnung der Militärregierung wurden die ehemaligen preußischen Provinzen aufgelöst. Aus der bisherigen Provinz Westfalen und den nördlichen Bezirken der früheren Rheinprovinz wurde das neue Land Nordrhein-Westfalen geschaffen. Am 21. Januar 1947 wurde durch eine weitere Verordnung das Land Lippe-Detmold an NRW angegliedert. Der Ernante Landtag von Lippe-Detmold hatte sich zuvor für NRW entschieden.

Die Ernante Landtage waren nach der Gründung des Landes Nordrhein-Westfalen von den britischen Militärbehörden eingesetzt worden. Die feierliche Eröffnung des ersten Ernante Landtages fand am 2. Oktober 1946 im Düsseldorfer Opernhaus statt. Der Ernante Landtag zählte 200 Abgeordnete, je 100 aus der Nordrhein-Provinz und aus der Provinz Westfalen, die gemeinsam das im August 1946 geschaffene neue Land bildeten. Hinzu kamen die ebenfalls durch die Militäradministration ernante Kabinettsmitglieder. Präsident des Ernante Landtags in seiner anfänglichen Zusammensetzung war Ernst Gnoß. Im Opernhaus tagte das Parlament nur ein einziges Mal. Dann wechselten die Abgeordneten in den Gesolei-Saal der Henkel-Werke, weil nur dieser Saal in Düsseldorf unbeschädigt geblie-

ben war. Die Fraktionssitzungen fanden in Gastwirtschaften statt, die Ausschüsse tagten zeitweilig in Besenkammern und auf Korridoren. Im Jahre 1949 erfolgte dann der Umzug in das Ständehaus am Schwanenspiegel.

Die Zusammensetzung des Landtags wurde im Dezember 1946 unter Berücksichtigung der Kommunal- und Kreiswahlen im September und Oktober im Sinne eines stärkeren Gewichts der CDU korrigiert. Eine Besonderheit dabei war das benutzte Wahlsystem, das bei späteren Wahlen nicht mehr angewandt wurde. Es begünstigte eigentlich überall die CDU. Im Kern war es ein Mehrheitswahlrecht, das Elemente des Verhältniswahlrechts beinhaltete. Jeder Wähler durfte bis zu sechs Stimmen abgeben. Der ehemalige Düsseldorfer Bürgermeister Robert Lehr wurde Präsident des Ernante Landtags in dieser zweiten Zusammensetzung.

Die höchste Machtbefugnis und Gewalt lag allerdings noch immer bei den Militärregierungen. Die Proklamation Nr. 1 der Siegermächte von Anfang 1945 hatte es bereits so vorgesehen. Das Recht, Gesetze zu beschließen, wurde dem Landtag NRW am 1. Dezember 1946 zugestanden. Sämtliche Gesetze benötigten jedoch die Zustimmung des britischen Gouverneurs. Dieses Verfahren endete mit der Verabschiedung des Besatzungsstatuts am 12. Mai 1949.

Die erste Landtagswahl wurde am 20. April 1947 durchgeführt. Die konstituierende Sitzung des Landtags fand am 19. Mai 1947 statt.

Im ersten gewählten Landtag saßen Konrad Adenauer, der erste Bundeskanzler der Bundesrepublik Deutschland, sowie Heinrich Lübke und Gustav Heinemann, die beide später Bundespräsident wurden. Auch die späteren Bundespräsidenten Walter Scheel und Johannes Rau waren zunächst Abgeordnete in NRW. Die große Bedeutung des Landes NRW für Deutschland liegt damit auf der Hand.

Von 1947 bis 1966 war Ratingen dem Landtagswahlkreis 59 – Düsseldorf-Mettmann-West zugeordnet. Von 1966 bis 1980 lautete die Wahlkreisnummer: 62 – Düsseldorf-Mettmann III.

Der Wahlkreis umfasste Ratingen, Kettwig, Wülfrath und die Ämter Angerland und Hubbelrath. Zum Amt Angerland gehörten: Angermund, Breitscheid einschließlich Laupendahl und Mintard, Eggerscheidt, Hösel einschließlich Haus Anger, Lintorf bis hin zu Schwarzebruch, Wittlaer mit Froschenteich und Groß- und Klein-Winkelhausen, Kalkum, Forsthaus Schall und Zeppenheim. Zu Hubbelrath zählten: Hasselbeck-Schwarzbach, Homberg-Meiersberg, Hubbelrath mit Bundeswehrkasernen, Metzkausen.



**25 JAHRE**

**HERZLICH WILLKOMMEN IM ANGERLAND**

<p>IHR PERSÖNLICHES HOTEL IN LINTORF.</p> <p>RUHIGE LAGE UND HOHER SCHLAFKOMFORT.</p> <p>GOURMET-FRÜHSTÜCKSBÜFFET.</p> <p>FAMILIENFREUNDLICHE WOCHENENDTARIFE.</p>	<p>HOTEL ANGERLAND GARNI</p> <p>INH. MARIANNE BJELIC</p> <p>LINTORFER MARKT 10</p> <p>40885 RATINGEN-LINTORF</p> <p>TEL. (02102)3 02 40</p> <p>FAX (02102)3 64 15</p>
--	---

*Hotel Angerland*

Im Zuge der Kommunal- und Gebietsreform in der Mitte der 70er Jahre erfolgte ein neuer Zuschnitt der Wahlkreise. Ab 1980 gehört Ratingen zusammen mit Heiligenhaus zum Wahlkreis 42 – Mettmann III. Die vormaligen Ämter Angerland und Hubbelrath sind aufgelöst und in Städte eingemeindet.

Die Länge der Wahlperioden wurde zweimal verändert. Der erste Landtag arbeitete von 1947 bis 1950, also 3 Jahre. Von 1950 bis 1966 dauerten die Wahlperioden 4 Jahre, seit 1970 beträgt die Dauer 5 Jahre.

In seiner Sitzung vom 1. März 2002 hat der Landtag beschlossen, die Zahl der Mandate ab den Wahlen 2005 zu verringern. Es soll dann nur noch 128 Wahlkreise geben. Daraus resultieren 128 Direktmandate, zu denen 53 Listenmandate kommen. Der Landtag hat dann 181 Sitze statt wie bisher 201.

#### **Ratinger im Ernannnten Landtag:**

##### **Carl Zöllig (SPD)**

Dem Ernannnten Landtag gehörte in beiden Ernennungsperioden, also vom 2. Oktober 1946 bis zum 19. April 1947 Carl Zöllig (SPD) aus Ratingen an. Er wohnte zu dieser Zeit in Ratingen, Graf-Adolf-Straße 1a. Zöllig war am 12.12.1880 in Gustorf geboren und starb in Ratingen am 3.4.1955. Ab 1919 fungierte er als



Carl Zöllig  
(1880 - 1955)

Vorsitzender der USPD des Bezirks Niederrhein und war dort Sprecher neben Lore Agnes. Mitglied der USPD war er offensichtlich bereits um 1916. Bis Ende 1932 war er Bezirkssekretär der SPD, bis Ende 1933 Landessekretär der SAP. Von 1933 bis Mitte 1934 war Zöllig arbeitslos und musste auch ins Gefängnis. Danach verdiente er sein Geld als Brothändler. Weil ihn die Gestapo verhaften wollte, lebte er von August 1944 bis zum Einmarsch der Alliierten 1945 illegal. Mitte 1933 war er aus Ratingen ausgewiesen worden, ein Schicksal, das 1936 auch seine Familie traf. Nach dem Krieg wurde er sofort wieder politisch aktiv und war Mitglied des Bezirksvorstandes Niederrhein der SPD. In Ratingen berief ihn der durch die Besatzungsmacht eingesetzte Bürgermeister Dr. Gemmert bereits am 12. Mai 1945 in den aus 12 Personen bestehenden Beirat, der die Aufgabe hatte, die Stadtverwaltung zu beraten und zu unterstützen. Auch über die Kulturgemeinde Ratingen wirkte Zöllig in die Bevölkerung hinein. So hielt er im Winterhalbjahr 1946/47 einen sechs Doppelstunden umfassenden Vortrag über „Der Weg des Sozialismus von Marx bis Bebel“. Er war Mitglied sowohl im Ratinger Stadtrat als auch im Kreistag Mettmann und führte in beiden Gremien die SPD-Fraktion als deren Vorsitzender. Die Stadt Ratingen hat eine Straße nach Carl Zöllig benannt.

Im Landtag gehörte er als stellvertretendes Mitglied dem Ernährungsausschuss an.

##### **Die für Ratingen direkt gewählten Landtagsabgeordneten von 1947 bis 2005:**

##### **Martin Schönenborn (CDU)**

Martin Schönenborn wurde am 1. November 1897 als Kind eines Fabrikarbeiters in Honsbacher-mühle/Siegbach geboren und verstarb am 14. Januar 1967 in Hilden.

Nach der Beendigung der Schulzeit arbeitete er bei der katholischen Jugend und im Kolpingwerk. Während des Ersten Weltkriegs schaffte er als Arbeiter in der Munitionsfabrik in Troisdorf. Im Herbst 1921 wurde er zum Jugendsekretär des Christlichen



Martin Schönenborn  
(1897 - 1967)

Metallarbeiterverbandes berufen. Von 1926 bis 1933 war er Kreisvorsitzender der Zentrumspartei. Ebenfalls für die Zentrumspartei war er von 1929 bis 1933 Mitglied des Kreistages Düsseldorf-Mettmann. Die Nazizeit hinterließ auch bei Martin Schönenborn ihre Spuren. Er war Beschränkungen in der Tätigkeit sowie Verfolgungen und schließlich der Verhaftung ausgesetzt.

Er gehörte dem Landtag vom ersten Tag an. Also bereits im Ernannnten Landtag mit den beiden Ernennungsperioden 2.10.1946 – 19.12.1946 und 19.12.1946 – 19.4.1947 war Schönenborn Abgeordneter. Als Landtagspräsidenten erlebte er in dieser Phase Ernst Gnoß (SPD) und Dr. Robert Lehr (CDU).

Mit Verantwortung für die Stadt Ratingen wurde er in den ersten gewählten Landtag entsandt. In dieser ersten Wahlperiode des Landtags vertrat er den Wahlkreis 59, zu dem auch Ratingen mit den Angerland-Gemeinden zählte. Die Wahlperiode dauerte von 1947 bis 1950. Landtagspräsident in der ersten Wahlperiode war Josef Gockeln (CDU).

Schönenborn wurde 1950 für die zweite Wahlperiode bis 1954 gewählt, diesmal aber für den Wahlkreis 57 (Düsseldorf-Mettmann-Süd). Auch in dieser Wahlperiode war Josef Gockeln (CDU) der Landtagspräsident.

Seine Arbeitsschwerpunkte im Parlament waren: Verkehr, Kommunales, Wirtschaft und Landesplanung.

Unmittelbar nach dem Krieg gehörte er zu den Gründern der CDU im Landkreis Düsseldorf-Mettmann. Bei ihm versammelten sich Persönlichkeiten wie Karl Arnold, Josef Gockeln, Franz-Josef Meyers, Heinrich Lübke, Gustav Heinemann, Christine Teusch und andere, die für die demokratische Entwicklung des Landes Nordrhein-Westfalen eine hervorragende Bedeutung erlangen sollten.

Dem Kreistag Düsseldorf-Mettmann gehörte er von 1946 bis 1954 an. Die britische Besatzungsmacht hatte Anfang Mai 1945 Dr. Karl Heinrich Henseler als ersten Landrat des Kreises Düsseldorf-Mettmann eingesetzt. In der ersten Sitzung des von den Briten berufenen Kreistages am 21. Februar 1946 wurde Dr. Henseler zum Oberkreisdirektor gewählt. In derselben Sitzung wurde zum Landrat neuer Art, also zum ersten ehrenamtlichen Landrat, Martin Schönenborn gewählt. In dieser Funktion blieb er bis 1948.

Am 11. März 1954 berief ihn das Kabinett zum Polizeipräsidenten von Wuppertal, als der er bis zu seiner Pensionierung wirkte.

Martin Schönenborn war Träger des Großen Verdienstkreuzes des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland.



Dr. Bruno Six  
(1906 - 1984)

Der Ahnen- und Stammesforscher Gustav Schönenborn aus Mettmann hat sich verdienstvoll und mit großem Fleiß der Biographie dieses sozial engagierten „Mannes der ersten Stunde“ gewidmet.

#### **Dr. Bruno Six (CDU)**

Dr. Bruno Six wurde am 14. August 1906 in Regensburg geboren und verstarb am 8. Dezember 1984 in Bonn-Bad Godesberg.

Der Journalist Dr. Bruno Six gehörte 1946 zu den Mitbegründern der Jungen Union.

Er war Landtagsabgeordneter von 1946 bis 1962. In den Ernannten Landtag wurde er zum 19. Dezember 1946 berufen, also in der zweiten Ernennungsperiode. In der ersten Wahlperiode des Landtags vertrat er den Wahlkreis 38 und war damit nicht für Ratingen zuständig.

Für die zweite, dritte, und vierte Wahlperiode, also von 1950 – 1954, 1954 – 1958 und 1958 – 1962 wurde Bruno Six im Wahlkreis 59 gewählt. In der zweiten und dritten Wahlperiode war Josef Gockeln (CDU) Landtagspräsident. In der vierten Wahlperiode wechselte die Präsidentschaft am 13.1.1959 zu Wilhelm Johnen (CDU), weil Präsident Gockeln im Dezember 1958 verstorben war.

Als Parlamentarier wirkte Dr. Six im Hauptausschuss, Ältestenrat, Haushalts- und Finanzausschuss und dem Wahlprüfungsausschuss.

Am 22. Dezember 1981 überreichte Innenminister Dr. Herbert Schnoor das Große Verdienstkreuz des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland an Dr. Bruno Six.

#### **Albert Höver (CDU)**

Albert Höver wurde am 1. Mai 1911 in Anrath geboren und verstarb am 2. Dezember 1998 im Altenzentrum Haus Salem, Ratingen.

In der fünften Wahlperiode von 1962 – 1966 wurde Ratingen im Landtag von ihm vertreten. Er arbeitete dort im Ausschuss für Stellenpläne und im Sozialausschuss.

Von Beruf war er Ministerialrat im Justizministerium NRW und galt als ausgezeichnete Kenner des



Albert Höver  
(1911 - 1998)

Gerichtskostenrechts und des Justizkassenwesens.

Als Landtagspräsidenten erlebte er Wilhelm Johnen (CDU) und ab 19.4.1966 Josef Hermann Dufhues (CDU).

Auch in Ratingen war Höver politisch vielfältig aktiv. Hervorzuheben ist sein Wirken als Bürgermeister der Stadt Ratingen von 1961 bis 1963.

Am 21. Mai 1973 überreichte ihm Justizminister Dr. Diether Posser das Verdienstkreuz Erster Klasse des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland.

#### **Peter Kraft (SPD)**

Peter Kraft wurde am 9. Mai 1929 in Ratingen geboren, wo er auch heute noch lebt.

Mit der sechsten Wahlperiode von 1966 bis 1970 fiel der Wahlkreis erstmals nach dem Krieg an einen SPD-Politiker. Es handelte sich um Peter Kraft, der auch von 1967 bis 1969 Landrat des Kreises Mettmann war. Sein Vater war der bekannte Ratinger Stadtverordnete und spätere Bürgermeister Peter (genannt „Harry“) Kraft, der nach dem Machtantritt der Nationalsozialisten während einer Ratsitzung in Haft genommen wurde. Eine Wiederwahl in den Landtag gelang Peter Kraft nicht.

Während seiner Abgeordnetenzeit war John van Nes Ziegler (SPD) Landtagspräsident.



Peter Kraft (rechts) Mitte der 1970er Jahre im Gespräch mit dem damaligen Ministerpräsidenten von Nordrhein-Westfalen, Heinz Kühn

Sowohl in der Stadt Ratingen als auch im Kreisgebiet war Peter Kraft über lange Jahre in unterschiedlichsten Funktionen politisch aktiv. Hervorzuheben ist, dass er in der derzeitigen Wahlperiode des Stadtrates Ratingen, die von 1999 bis 2004 läuft, als stellvertretender Bürgermeister wirkt.

In seiner Zeit als Landrat wurden die Weichen für den Kreisaltplan gestellt.

Beruflich war Peter Kraft als Landdenschlichter tätig.

Er trägt den Verdienstorden des Landes NRW.

### Wilhelm Droste (CDU)

Wilhelm Droste wurde am 9. März 1933 geboren und lebt heute in Ratingen-Hösel.

Mit der Landtagswahl 1970 fiel der Wahlkreis zurück an die CDU. Der auch im kommunalen Bereich politisch sehr aktive Konditormeister Wilhelm Droste gewann die Wahl in der siebten, achten und neunten Periode. Damit vertrat er Ratingen im Landtag von 1970 bis 1985. Durch die Kommunalreform war auch der Zuschnitt der Wahlkreise verändert worden. Ab 1980 umfasste der Wahlkreis die Städte Ratingen und Heiligenhaus.

Damit wurde dieser Wahlkreis zu einem in Fachkreisen als „Spagat-Wahlkreis“ bezeichneten Raum. In Ratingen-West und in Heiligenhaus lagen SPD-Hochburgen, dazwischen sehr CDU-starke Gebiete mit hoher Millionärsdichte in den ehemaligen Angerland-Gemeinden. Hinzu kam, dass die FDP hier eine traditionell wichtige Rolle spielte. Diese schwierige Struktur führte dazu, dass Droste in der Wahl von 1980 mit dem hauchdünnen Vorsprung von lediglich 23 Stimmen siegte.

Als Parlamentarier erlebte er zwei Landtagspräsidenten, nämlich Dr. Wilhelm Lenz (CDU) von 1970 bis 1980 und John van Nes Ziegler (SPD) von 1980 bis 1985.

Im Parlament wirkte Droste vornehmlich im Petitionsausschuss, im Ausschuss für Innere Verwaltung und im Präsidium.

Von 1999 bis 2000 bekleidete er den Posten des ersten Stellvertretenden Bürgermeisters der Stadt Ratingen. Dieses Ehrenamt legte er Anfang 2000 nieder.

Wilhelm Droste trägt hohe staatliche Auszeichnungen:

Bundesverdienstkreuz am Bande; Bundesverdienstkreuz Erster Klasse; Verdienstorden des Landes NRW.

Sein Sohn **Dr. Wilhelm Droste**, der ebenfalls in Ratingen-Hösel lebt und in Düsseldorf als Notar tätig ist, hat den politischen Sta-



Wilhelm Droste sen.



Dr. Wilhelm Droste mit Schwester Annemarie Militz (1908 - 1998), Lintorfer CDU-Mitglied und 40 Jahre Fürsorgerin im Kreis Mettmann

fettenstab seines Vaters übernommen. Seit den Wahlen 1995 gehört er über die Landesreserveliste der CDU-Fraktion des Landtags an. Dem SPD-Politiker Dr. Kraft unterlag er in den Wahlen 1995 und 2000 im Kampf um das Direktmandat.

### Dr. Hans Kraft (SPD)

Dr. Hans Kraft wurde 1947 als sechstes von sieben Kindern in Ratingen geboren. In den ersten zehn Jahren seines Lebens wohnte er in einer Notunterkunft in Hösel. Nach dem Besuch von Volks- und Realschule durchlief er eine Lehre zum Industriekaufmann, arbeitete zwei Jahre in den USA und dann wieder in Düsseldorf. Über den „Zweiten Bildungsweg“ erlangte er die Hochschulreife, studierte Philosophie und Anglistik und unterrichtete Philosophie, Englisch und Bibel-Hebräisch als Lehrer am Gymnasium.

Mit den Landtagswahlen 1985 fiel der Wahlkreis zurück an die SPD. Sieger war der aus dem Ratinger Ortsteil Hösel stammende Studienrat Dr. Hans Kraft. In Hösel wohnt auch sein Vorgänger im Mandat Wilhelm Droste sen.

Mit dem gleichnamigen SPD-Abgeordneten der sechsten Wahlperiode ist Dr. Kraft weder verwandt noch verschwägert.

In der Ratinger Kommunalpolitik war Dr. Kraft über lange Jahre fest verankert, so zum Beispiel als Ratsmitglied von 1979 bis 1995. Unter anderem saß er in dieser Zeit dem Planungsausschuss, dem Sportausschuss und dem Ausschuss für Wirtschaftsförderung vor. Im Bezirksausschuss Hösel/Eggerscheidt war er Sprecher der SPD-Fraktion.

Kraft gelang, was bisher noch kein anderer geschafft hatte. Er gewann den Wahlkreis viermal in Folge, nämlich 1985, 1990, 1995 und 2000.

Im Parlament ist Kraft seit seiner ersten Wahl im Ausschuss für Wissenschaft und Forschung und im Sportausschuss tätig. Seit 2000 gehört er dem Präsidium an.



Dr. Hans Kraft bei der Überreichung des Bundesverdienstkreuzes durch Landtagspräsident Ulrich Schmidt im Jahre 1998

Er war sportpolitischer Sprecher der SPD-Fraktion, Vorsitzender des Sportausschusses und stellvertretender Vorsitzender des Ausschusses für Wissenschaft und Forschung.

Kraft hat als Abgeordneter drei Landtagspräsidenten erlebt: Karl Josef Denzer (SPD) von 1985 bis 1990, Ingeborg Friebe (SPD) von 1990 bis 1995 und Ulrich Schmidt (SPD) ab 1995 bis heute.

In der bis 2005 laufenden Wahlperiode bekleidet Kraft die Funktion des stellvertretenden Vorsitzenden des Sportausschusses. In dieser Funktion wurde er in den Beirat der „Olympia-Rhein-Ruhr GmbH“ berufen, deren Aufgabe darin besteht, die Bewerbung der Region für die Ausrichtung der Olympischen Spiele und Paralympics 2012 voran zu treiben. Im Sportstättenplan für die Bewerbung ist Ratingen als Standort für die Ausrichtung der olympischen Schießdisziplinen außer Bogenschießen vorgesehen.

Kraft gilt als leidenschaftlicher Verfechter des Olympischen Gedankens.

Er trägt das Verdienstkreuz am Bande des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland.

### Dank:

Besonderer Dank gilt Frau Dr. Erika Münster, Leiterin des Archivs der Stadt Ratingen.

### Quellen:

Der Präsident des Landtags Nordrhein-Westfalen (Hg.),

50 Jahre Landtag Nordrhein-Westfalen

Das Land und seine Abgeordneten

Schriften des Landtags Nordrhein-Westfalen, Band 9, Düsseldorf, 1996; 583 Seiten

Die Präsidentin des Landtags Nordrhein-Westfalen (Hrsg.)

Die Landtagswahlen in Nordrhein-Westfalen von 1947 bis 1990

Schriften des Landtags Nordrhein-Westfalen, Band 6, Düsseldorf, 1993; 196 Seiten

Hermann Tapken und Detlef Wörner:

Ratingen von 1945 bis 1949

Hrsg: Verein für Heimatkunde und Heimatpflege Ratingen e.V.

Ratingen 1986, 192 Seiten

Gustav Schönenborn,

Anton Martin Schönenborn 1897 – 1967 Bericht; Mettmann 2002

Archiv des Landtags Nordrhein-Westfalen

Archiv des Kreises Mettmann

Archiv der Stadt Ratingen

Dr. Hans Kraft

# Quellen zur mittelalterlichen Geschichte Ratingens und seiner Stadtteile

## IX. Nachrichten aus der Werdener Grundherrschaft (10./11. Jahrhundert)

In unserer Reihe angelangt am Schluss des 11. Jahrhunderts, fassen wir hier noch drei kleinere Nachrichten aus dem Umfeld der hochmittelalterlichen Grundherrschaft des Klosters Werden zusammen - Nachrichten, deren Bezugnahme auf Ratingen nicht ohne weiteres als gesichert gelten kann. Dabei treten - unter Vorbehalt - weitere Orte und Örtlichkeiten im heutigen Ratinger Stadtgebiet erstmals in Erscheinung, nämlich: Bracht, vielleicht Bracht(erhof) bei Ratingen-Homberg, Frethekusson in der „Angerer Mark“, Hahn, vielleicht Hahn(er)hof östlich von Ratingen-Mitte. Bei den Nachrichten handelt es sich zum einen um Einkünfte des Schulamtes des Werdener Klosters (10./11. Jahrhundert), zum anderen um eine Urkunde des Werdener Abtes Adalwig (1066-81), zum dritten um einen Werdener Urbareintrag vom Ende des 11. Jahrhunderts.

In der Entwicklung der Werdener Benediktinergemeinschaft, des um 800 durch den friesischen Missionar Liudger (\* ca.742 - † 809) gegründeten Klosters an der unteren Ruhr, waren das 10., 11. und 12. Jahrhundert sicher eine Zeit kulturell-religiöser und wirtschaftlicher Blüte. Zunächst liudgeridisches Eigenkloster, hatte sich die geistliche Kommunität dem ostfränkischen Königtum unterstellt und war mit Immunität, Königsschutz und freier Abtswahl privilegiert worden (877). Als Reichsabtei blieb Werden mit den ostfränkisch-deutschen Herrschern eng verbunden: Wiederholt bestätigten die ottonischen und salischen Könige dem Ruhrkloster Immunität und Königsschutz, wiederholt waren Abt und Kloster mit reichspolitischen Aufgaben betraut. Erinnerung sei an die ins Jahr 978 zu datierende Werdener Klosterhaft des gegenüber Kaiser Otto II. (973-983) aufrührerischen Bischofs Heinrich von Augsburg (973-982) oder an den Besuch König Heinrichs II. (1002-1024) in Werden zu Pfingsten 1012. Der

Grundbesitz der Abtei wuchs dabei mit der Bedeutung und den Aufgaben. Die hochmittelalterliche Grundherrschaft der Werdener Mönchsgemeinschaft war eine der umfangreichsten in Norddeutschland: Güter und Rechte gab es in den Niederlanden, Friesland, Westfalen und - wenn wir den Besitz des mit Werden zur Doppelabtei verbundenen Klosters Helmstedt dazurechnen - in Ostsachsen.

Besondere Bedeutung kam indes der näheren Umgebung Werdens zu. Auch hier können wir im Rahmen der von uns an anderer Stelle betrachteten hochmittelalterlichen Siedlungsgeschichte den Landesausbau, die Rodung und Urbarmachung von Wald und Ödland, beobachten. U.a. steigende Bevölkerungszahlen waren Motor und Resultat einer Entwicklung, die zum Ausbau des bipartiten (zweigeteilten) Wirtschaftssystems der Grundherrschaft führte und - damit zusammenhängend - zu einer Neustrukturierung von Besitz. Die bipartite Grundherrschaft fasste Eigenbewirtschaftung und kleinbäuerliches Wirtschaften auf Leiheland zusammen, Dreifelderwirtschaft und Vergetreidung lösten das frühmittelalterliche Agrarsystem ab, in dem noch die Viehwirtschaft eine große Bedeutung gehabt hatte: Statt großflächiger Schweinemast in den Ratinger Wäldern des 9. Jahrhunderts nun der Anbau von Getreide (Weizen, Gerste, Hafer, Dinkel u.a.) auf immer umfangreicher werdenden Ackerflächen. Nur dies konnte auf Dauer die wachsende Bevölkerung ernähren. Einfluss und Eigeninitiative der Grundherrn bewirkten zudem eine Reduzierung der Gemengelage bei weiter fortschreitender Besitzkonzentration. Letztere ging zu Lasten der freien Kleinbauern, die es aber auch im Hochmittelalter noch gab.

Kommen wir nun zu den hier vorzustellenden Quellen zur Ratinger Geschichte! Wir beginnen mit den

Einkünften des Werdener Schulamtes aus einem lateinisch geschriebenen Heberegister des Klosters vom 10./11. Jahrhundert:

*Vom Amt der Schule. Im Nordgau Atzo 9 Scheffel Gerste, 6 Scheffel Malz. Abbico 20 Scheffel Gerste und 14 Scheffel Weizen. Rumico 20 Scheffel Gerste, 10 Scheffel Weizen, 8 Scheffel Malz. Benno 12 Scheffel Gerste, 16 Scheffel Weizen. Außerdem [gibt] jeder einzelne seinen Heerschilling. Jenseits des Rheins in Tuntileshem [bei Moers] Reginzo 30 Pfennige. Alfuco genauso. Vom Ort Bracht [bei Ratingen-Homberg?] Rodzo 5 Schekel. Von Perbach [bei Moers] Alikin 3 Schekel und 8 Pfennige.*

Die Werdener Klosterschule ist uns schon im Zusammenhang mit der erstmaligen Erwähnung Breitscheids (1047) begegnet. Sie stand unter der Leitung eines scholasticus, des Schulleiters, der die Ausbildung der Novizen und pueri oblati zu Mönchen und Geistlichen betrieb. Lehrinhalte waren vorzugsweise das Erlernen von Latein - Lesen und Schreiben, auch innerhalb des Bildungskansons der „sieben freien Künste“ (artes liberales), gehörten hierzu - und die Aneignung von Kenntnissen in Religion und Gottesdienst. Die Zuweisungen des Zusatzes zum Jahrgedächtnis des Werdener Abtes Gerold (1031-1050) versorgten - wie wir gesehen haben - die Schüler mit Kleidung, das „Schulamt“ (officium ad scolam) besaß - wie wir jetzt sehen - Natural- und Geldeinkünfte aus Westfalen und vom Niederrhein. Hohlmaße wie Scheffel (und Schekel) und Geldeinheiten wie Schilling, Pfennig und Silberling (Obulus, Schekel) spielen hier eine Rolle. Der Heerschilling war eine bäuerliche Abgabe für den Königsdienst des Klosters, der Königsdienst (servitium regis) beinhaltete die Verpflichtungen von Abt und Mönchsgemeinschaft gegenüber dem Königtum und betraf somit Gastungspflicht, Truppenstellung

und Heeresfolge, Besuch von Hof- und Reichstagen sowie das Gebet für den Herrscher und dessen Familie.

Uns interessiert die in der Quelle erwähnte villa Braht, ein Werdener Besitzkomplex, den wir mit Bracht, Brachterhof bzw. Altenbracht zwischen Ratingen und Ratingen-Homburg in Verbindung bringen wollen. Allerdings sollten wir dabei bedenken, dass der Name „Bracht“ ein häufig vorkommendes Toponym ist und dass unsere Quelle die Örtlichkeit neben Tuntileshem und Perbach - von Werden aus gesehen - „jenseits des Rheins“, eben in die Gegend um Moers platziert. Nun ist ein Bracht bei Moers nicht zu finden, während die räumliche Nähe des Ratinger Brachterhofs zu Werden für dortigen Werdener Besitz spricht. Dann wäre auch die Nachricht über Bracht eher ins 11. Jahrhundert zu stellen, wenn wir - wie an anderer Stelle dargelegt - den Gang der Besiedlung im Ratinger Raum von West nach Ost annehmen. Das Toponym „Bracht“ bezeichnet im Übrigen ein abgestecktes Geländestück, das für Rodung und Urbarmachung aus einem Waldbezirk ausgegrenzt und bestimmten Personen zur Verfügung gestellt wurde.

Unsere zweite Quelle ist eine lateinische Urkunde des Werdener Abtes Adalwig (1066-1081) über eine gegen eine lebenslange Rente vollzogene Güterschenkung einer Adligen mit Namen Edda:

*Im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes. Ich, Adalwig, durch die Gnade Gottes Werdener Abt, mache allen Christgläubigen, sowohl den gegenwärtigen als auch den zukünftigen, bekannt den Wert dieser Urkunde als Ermunterung zur Nachahmung. Eine gewisse adlige Frau, die auf Edda hört, schenkte uns für den heiligen Liudger in Landleihe einen Hof in der Angerer Mark, der Frethekusson genannt wird, mit ganzem Zubehör und Nutzen und 16 Hörigen, und in ähnlicher Weise eine Manse am selben Ort und zwei andere in Berkolo; wovon jede einzeln jährlich 30 Scheffel Hafer, 14 Scheffel Brauhafer und 4 Scheffel Weizen sowie ein Schwein, 8 Pfennige wert, und ein Schaf mit Lamm erbringt. Wir aber*

*verdoppeln in jedem Jahr dies alles nach Leiherecht für den aus dem oben genannten Hof gezogenen Nutzen, für die Schweine und Schafe, für den Zins und für den Dienst der Hörigen und befehlen, zwei Talente schwererer Münze zu zahlen, eines an Pfingsten, das andere am Festtag des heiligen Remigius [1.10.]. Wenn aber einer unserer Nachfolger, was fern sei, gegen diese Vereinbarung vorgehen oder diese außer Kraft setzen will, hat dieselbe genannte Frau die freie Verfügung, das Ihrige zurückzunehmen.*

*Durchgeführt wurde deshalb diese Vereinbarung mit Zustimmung und Willen ihrer Nichte und Miterbin Bertha durch die Hand ihres Vertreters Hezzelo in Anwesenheit des Grafen Landward am Ort, der Grafenbach genannt wird, während der Vogt Gebhard dies empfang vor einer nicht unbedeutlichen Menge an Adligen und Hörigen, deren Namen wir nachfolgend teilweise festgehalten haben: Haolt, Adalbert, Bernhard, Thiedhard, Berthold der Kahle, Reginbold, Waldbert, Thietmar, Reinold, Haolt, Friedrich, Amelung, Marword, Radword mit seinem Sohn Willibrand, Hoico, Amelung, Liudolf, Wezzelin, Oze, Helith, Berthold, Azzo, Wanbold.*

Drei Mansen (mansii) und der Haupthof (curtis) gelangten so an das Ruhrkloster, der Hof Frethekusson wird als in der Angerer Mark gelegen charakterisiert. Da Frethekusson hier zum ersten und zum letzten Mal in den Geschichtsquellen erwähnt wird, ist eine Identifizierung kaum möglich. Lediglich die „Angerer Mark“ - in Angero markon heißt es in der Urkunde - mag als Hinweis dafür dienen, die Örtlichkeit vielleicht in der Nähe Ratingens (bei Hösel?) zu suchen, doch wurde für Frethekusson auch Frickenhausen nördlich von Wülfrath-Mitte vorgeschlagen. Im Zusammenhang mit der Angerer Mark sei noch verwiesen auf den „Hof Anger“ in der Urkunde König Ludwigs des Kindes (900-911) vom 3. August 904, auf die Örtlichkeit „Anger“ im Zusatz zum Jahrgedächtnis des Werdener Abts Gerold (1031-1050) von 1047 und auf den Kauf eines Hofes Anger durch den Werdener Abt Lambert (1145-1151), vollzogen im Jahr 1148.

Ortsnamenkundlich betrachtet, wirft das Toponym Frethekusson dagegen wenig Probleme auf. Es handelt sich hierbei um einen Ortsnamen mit Grundwort -hausen und mit dem Personennamen „Fredegar“ oder „Fretheko“ als Bestimmungswort. Frethekusson bedeutet „Haus des Fredegar/-Fretheko“, vielleicht eines Vorfahren der in der Urkunde erwähnten Edda und Bertha. Ein Mann mit Namen Fretheke findet sich übrigens in dem Heberegister der Werdener Abtshöfe aus der Mitte des 12. Jahrhunderts. Ebenso unbekannt wie Frethekusson ist der in der Urkunde genannte Ort Berkolo, den wir vielleicht auch an der Anger vermuten können. Das Grundwort -loh bedeutet zusammen mit dem Bestimmungswort „Birke“ dann „Birkenwäldchen“.

Als dritte Quelle stellen wir hier noch einen Werdener Urbareintrag vom Ende des 11. Jahrhunderts vor, der in Latein vermutlich Einkünfte aus Stiftungen aufzählt:

*In Nordenscheid [bei Essen-Werden] 8 Schekel und 4 Wagenladungen Holz. In Bergheim [?] 10 Pfennige. In Bunker [bei Bocholt] 5 Schekel. In Ramsdorf 10 Schekel; 4 fehlen. In Wesel 30 Pfennige. In [Mülheim-] Styrum 30 Pfennige. In Brantrop [bei Bochum] 2 Schekel. In Meckenstock [bei Essen-Werden] 2 Schekel. In Billmerich 2 Schekel und 11 Pfennige. In [Heiligenhaus-] Hetterscheid 2 Schekel und 5 Pfennige. In [Essen-] Bredehey 3 Schekel. In Schöppenberg 16 Pfennige; 8 Pfennige fehlen. In [Heiligenhaus-] Lopenmühle 30 Pfennige. In Schulze Weischer [bei Nordkirchen] 36 Scheffel Gerste und 20 Pfennige und 1 Schwein. In Horstmar [bei Schöppingen] 20 Scheffel Gerste und 10 Scheffel Weizen und eine „Gabe“. In Hartmarasloha [bei Lüdinghausen] 5 Schekel. In Fischlaken [bei Essen-Werden] 2 Schekel. In Heiden [bei Borken] 2 Schekel. In Hahn(er)hof [bei Ratingen?] 1 Schekel.*

Man kann auch über die Identifikation des in dem Quellenausschnitt vorkommenden Hanehouon als Hahn(er)hof bei Ratingen streiten. Gehen wir von der Richtigkeit dieser Zuordnung aus, dann wäre Hanehouon östlich von Ratingen-Mitte am westlichen Rand des Mettmanner Lösslehm-

gebiets gelegen. Grundwort für „Hahnerhof“ ist vielleicht -hof(en) für „Hof“, vielleicht -haww für „Schlagholz“, Bestimmungswort könnte Hagen- im Sinne von „Umfriedung“ sein oder doch germanisch hanan- für „Hahn“.

#### Literatur:

Die besprochenen Quellen sind ediert in: KÖTZSCHKE, R. (Hg.), Die Urbare der Abtei Werden a.d. Ruhr (= Publikationen der Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde XX: Rheinische Urbare), Bd.2: A. Die Urbare vom 9.-13. Jahrhundert, hg. v. R. KÖTZSCHKE, Bonn 1908, Ndr Düsseldorf 1978, S.104f, 151; LACOMBLET, T. (Bearb.), Urkundenbuch für die Geschichte des Niederrheins, Bd.IV, 1840-1848, Ndr

Aalen 1960, NrUB IV 608. Zur Werdener Geschichte siehe: BÖTEFÜR, M., BUCHHOLZ, G., BUHLMANN, M., Bildchronik 1200 Jahre Werden, Essen 1999; GERCHOW, J. (Hg.), Das Jahrtausend der Mönche. KlosterWelt - Werden 799-1803 (= Ausstellungskatalog), Essen-Köln 1999; STÜWER, W. (Bearb.), Die Reichsabtei Werden an der Ruhr (= Germania Sacra NF 12, Erzbistum Köln 3), Berlin-New York 1980, zu Werden und dem Königtum: BUHLMANN, M., Die älteste Immunitätsurkunde für das Kloster Werden a.d. Ruhr. Untersuchungen zu den Beziehungen zwischen Kloster und Königtum im früheren Mittelalter, in: MaH 52 (1999), S.55-74. Zu den drei besprochenen Ortsnamen siehe: DITTMAYER, H., Siedlungsnamen und Siedlungsgeschichte des Bergischen Landes (= ZBGV 74), Neustadt a.d. Aisch

1955, S.26, 28, 88; GYSSELING, M., Toponymisch Woordenboek van België, Nederland, Luxemburg, Noord-Frankrijk en West-Duitsland (vóór 1226), 2 Teile (= Bouwstoffen en Studien voor de Geschiedenes en de Lexicografie van het Nederlands VI,1-2), Tongern 1960, TI.1: A-M, S.126, 180, 378, 445. Die Urkunde König Ludwigs des Kindes vom 3. August 904 ist untersucht worden in: BUHLMANN, M., Quellen zur mittelalterlichen Geschichte Ratingens und seiner Stadtteile. II. Eine Königsurkunde Ludwigs des Kindes (3. August 904), in: Die Quecke 69 (1999), S.91-94, das Jahrgedächtnis des Werdener Abts Gerold findet sich in: BUHLMANN, M., Quellen zur mittelalterlichen Geschichte Ratingens und seiner Stadtteile. IV. Vermächtnis des Werdener Abtes Gerold (1047), in: Die Quecke 70 (2000), S.76ff.

---

## X. Ein Werdener Stiftungsverzeichnis (10./11./12. Jahrhundert)

An die Wende vom 11. zum 12. Jahrhundert stellen wir Einträge in einem Stiftungsverzeichnis des Klosters Werden. Das lateinisch geschriebene Verzeichnis findet sich im Werdener Liber privilegiorum maior, dem „großen Privilegienbuch“ aus der Mitte des 12. Jahrhunderts, und kann als Abschrift und Erweiterung einer im Kloster Werden verfassten, früheren Liste von Traditionen (Stiftungen) an die Mönchsgemeinschaft interpretiert werden. Diese Liste wurde im späten 10. oder frühen 11. Jahrhundert angelegt und ist in der Mitte des 12. Jahrhunderts bei der Abschrift um neuere Stiftungen ergänzt worden. Das Verzeichnis half dem Kloster, Besitz und Erträge der Stiftungen zu kontrollieren. Die Traditionen waren für das Seelenheil Verstorbener und für das der Stifter dem Werdener Kloster zugewiesen worden.

U.a. der folgende Eintrag stammt ursprünglich aus der früheren Traditionsliste des 10./11. Jahrhunderts:

*[...] Ratingen. Herrad und ihre Mutter Helmburg übergaben für die Seele des Vaters Radbold in Ratingen ihr Erbgut. [...]*

Einträge aus der 1. Hälfte des 12. Jahrhunderts sind dann:

*[...] Es übergab der adlige Mann Hermann von Homberg anlässlich des Todes seiner Söhne Bernhard*

*und Pilgrim [Gut] bei [Wuppertal-] Sonnborn. [...]*

*Es übergab die adlige Frau Liudgard für das Begräbnis ihrer Söhne Hardbert und Konstantin eine Manse in Strötgen [bei Essen-Werden], die 2 Schillinge zinst. [...]*

*Es übergab Erlolf für das Begräbnis seiner Söhne Thietfrid und W[o]lfram 2 Schillinge in Ratingen. [...]*

*Es übergab der Herr Hermann von Homberg [s.o.] dem heiligen Liudger bei der Brücke über die Anger eine Manse, die den Brüdern am Tag der Weihe der Kirche des heiligen Stefan 4 Schillinge zahlt. [...]*

*Es übergab die adlige Witwe, die Herrin Liudgard [s.o.], dem heiligen Liudger eine gekaufte Manse am Bach Schwarzbach innerhalb des (Pfarr-) Bezirkes der Rateringer Kirche, um den Brüdern an ihrem Todestag zu dienen.*

*Nahe dabei aber kaufte unser Bruder Wilhelm 4 Morgen, die vier Pfennige zinsen und die er seinen Brüdern übergab. [...]*

Wir lernen aus den obigen Einträgen vorzugsweise freie und adlige Bewohner des Rateringer Raums kennen: Herrad mit den Eltern Helmburg und Radbold (10./11. Jahrhundert), Hermann von Homberg mit seinen Söhnen Bernhard und Pilgrim, die Witwe Liudgard mit ihren Söhnen Hardbert und Konstantin, Erlolf mit seinen Söh-

nen Thietfrid und Wolfram (12. Jahrhundert, 1. Hälfte). Bemerkenswert ist der übergroße Anteil an Stiftungen, wenn (die) Söhne der Familie verstorben waren. Dies erinnert an die Übergabe (traditio) des Hofes Dahl durch Thuringus und dessen Ehefrau an das Werdener Kloster in der schon von uns erörterten Grafengerichtsurkunde von 1093. Hier war der einzige Sohn im Kampf gegen die Friesen gefallen, und die Eltern, nun erbenlos, verbanden die Sorge um das Seelenheil mit dem Versorgtsein im Schutz einer mächtigen Mönchsgemeinschaft. Auch hinsichtlich der Einträge im Werdener Stiftungsverzeichnis können wir Ähnliches annehmen: das Seelenheil, das damit verbundene liturgische Gebetsgedenken und die Nähe zum Kloster auch in weltlichen Dingen waren Motive für solche Traditionen.

Das Stiftungsverzeichnis führt in den hier vorgestellten Passagen u.a. Werdener Besitz in Ratingen und im Rateringer Raum auf (Erbgut, Mansen). Zwei Formulierungen lassen diesbezüglich aufhorchen. Die eine betrifft die Manse „bei der Brücke über die Anger“, die andere den Besitz „am Bach Schwarzbach innerhalb des (Pfarr-) Bezirkes der Rateringer Kirche“ (infra terminum ecclesie Ratinge). Wo die genannte Brücke gestanden haben mag, entzieht sich unserer Kenntnis. Interpretieren wir das Honberg („Homberg“) des Ver-

zeichniseintrags ortsnamenkundlich als „hohen Berg“ und geographisch als (Ratingen-) Homberg, lokalisieren wir mithin den Ort, nach dem der Adlige Hermann von Homberg genannt wurde, im Ratinger Raum, so muss unter Beachtung der Nähe zur Anger die Brücke bei Ratingen bzw. Homberg über den Bach geführt haben. Vielleicht können wir auch den Besitz bei der Brücke mit dem weiter bachaufwärts gelegenen Gut „Auf der Brücken“ in Ob-schwarzbach identifizieren. Dort hatte das Werdener Kloster noch 1340 und später einen Hof *ad pontem in Angheren, auch ter bruggen zu Anger* genannt.

Das zweite, hier im Stiftungsverzeichnis genannte Gewässer ist der Schwarzbach, im Original: Svacepe. Die Manse der Liudgard soll sich am Schwarzbach im Pfarrbezirk der Ratinger Kirche befunden haben, und Letzteres ist ein Hinweis darauf, dass Ratingen mit seiner Pfarrkirche im 12. Jahrhundert schon eine gewisse zentralörtliche Funktion für das Umland besessen hatte. Das Toponym Svacepe für „Schwarzbach“ hat einen unechten -apa-Namen, einen Gewässer- und Bachnamen, als Grundwort; Bestimmungswort soll das mittelhochdeutsche swateren für „klappern, rauschen“ sein. Der Schwarzbach wird im Stiftungsverzeichnis erstmals erwähnt. Sein Name ist an einigen Stellen rund um das Schwarzbachtal erhalten geblieben: Der Schwarzbachhof liegt in dem etwas verbreiterten

Schwarzbachtal südöstlich von Ratingen-Homberg(-Meiersberg); Nieder- und Obschwarzbach sind Gemarkungen weiter bachaufwärts. Doch wird man wegen des Hinweises auf die Ratinger Pfarrei die Örtlichkeit, an der sich die gekaufte Manse der Liudgard befand, näher an Ratingen zu rücken haben.

Kommen wir nun nochmals auf Homberg zu sprechen! Der Häufigkeit des Toponyms „hoher Berg“ entsprechend, ist die Zuweisung von „Homberg“-Belegen mittelalterlicher Quellen zum Ratinger Stadtteil naturgemäß schwierig. Ein Hohemberg - wahrscheinlich Homberg bei Moers oder bei Duisburg - erscheint in drei Königsurkunden des 9. und 10. Jahrhunderts und kann als Beleg für Ratingen-Homberg nicht herangezogen werden, ebenso nicht das Honberc in einer im 12. Jahrhundert gefälschten Urkunde, die vom 28. Oktober 1067(?) datiert. Der damit wenig umfangreichen schriftlichen Überlieferung zum Trotz hat Homberg ein höheres Alter, als die hier vorgestellte Quelle vermuten lässt. Für das 11. Jahrhundert geht man nämlich von einer einschiffigen Kirche im Ort aus. Die Existenz dieser Pfarrkirche beweist, dass Homberg schon damals ein wichtiger Ort, ein Vorort seiner Umgebung gewesen sein muss. Aus dem 12. und 13. Jahrhundert hat man Scherben Pingsdorfer Art und Überreste von Kugeltopfware finden können.

## Literatur:

Das besprochene Stiftungsverzeichnis ist ediert in: KÖTZSCHKE, R. (Hg.), Die Urbare der Abtei Werden a.d. Ruhr (= Publikationen der Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde XX: Rheinische Urbare), Bd.2: A. Die Urbare vom 9.-13. Jahrhundert, hg. v. R. KÖTZSCHKE, Bonn 1908, Ndr Düsseldorf 1978, S.152-167, die gefälschte Urkunde vom 28. Oktober 1067(?) in: LA-COMBLET, T. (Bearb.), Urkundenbuch für die Geschichte des Niederrheins, Bd.I, 1840-1848, Ndr Aalen 1960, NrHUB I 209, die drei Königsurkunden von 855/69, vom 15. Januar 947 und vom 23. Juli 973 in: Die Urkunden Lothars I. und Lothars II., hg. v. T. SCHIEFFER (= MGH, Diplomata. Die Urkunden der Karolinger, Bd.3), München 1966, DLoll 45; Die Urkunden Konrads I., Heinrichs I. und Ottos I., hg. v. T. SICKEL (= MGH, Diplomata. Die Urkunden der deutschen Könige und Kaiser, Bd.1), 1879-1884, Ndr München 1980, DOI 85; Die Urkunden Ottos II., hg. v. T. SICKEL (= MGH, Diplomata. Die Urkunden der deutschen Könige und Kaiser, Bd.2.1), 1888, Ndr München 1980, DOI 49. Die Grafengerichtsurkunde von 1093 ist besprochen bei: BUHLMANN, M., Quellen zur mittelalterlichen Geschichte Ratingens und seiner Stadtteile: VIII. Eine Grafengerichtsurkunde über den Erwerb des Hofes Dahl durch das Werdener Kloster (1093), in: Die Quecke 71 (2001), S.40ff. Zum Toponym „Homberg“ siehe: DITTMAYER, H., Siedlungsnamen und Siedlungsgeschichte des Bergischen Landes (= ZBGV 74), Neustadt a.d. Aisch 1955, S.121; GYSSELING, M., Toponymisch Woordenboek van België, Nederland, Luxemburg, Noord-Frankrijk en West-Duitsland (vóór 1226), 2 Teile (= Bouwstoffen en Studien voor de Geschiedenes en de Lexicografie van het Nederlands VI,1-2), Tongern 1960, Tl.1: A-M, S.506f. Zur Homberger Kirche und den Scherbenfunden aus dem hohen Mittelalter vgl. noch: CLEMEN, P., Die Kunstdenkmäler der Stadt und des Kreises Düsseldorf (= Die Kunstdenkmäler der Rheinprovinz, Bd.3.1), 1894, Ndr Warburg [1996], S.118f und den Fundbericht in den Bonner Jahrbüchern BJbb 195 (1995), S.550. Zur Brücke über die Anger vgl. noch: Schmitten, H.F., Wolverothe-Wulfrode-Wülfrath. Konturen einer Stadtgeschichte, in: Wülfrath. Heimatbuch einer niederbergischen Stadt, hg. v.d. Stadt Wülfrath, Ratingen 1960, S. 36-147, hier: S. 45.

## XI. Vermehrung der Brotrationen für die Kaiserswerther Kanonikergemeinschaft (um 1100)

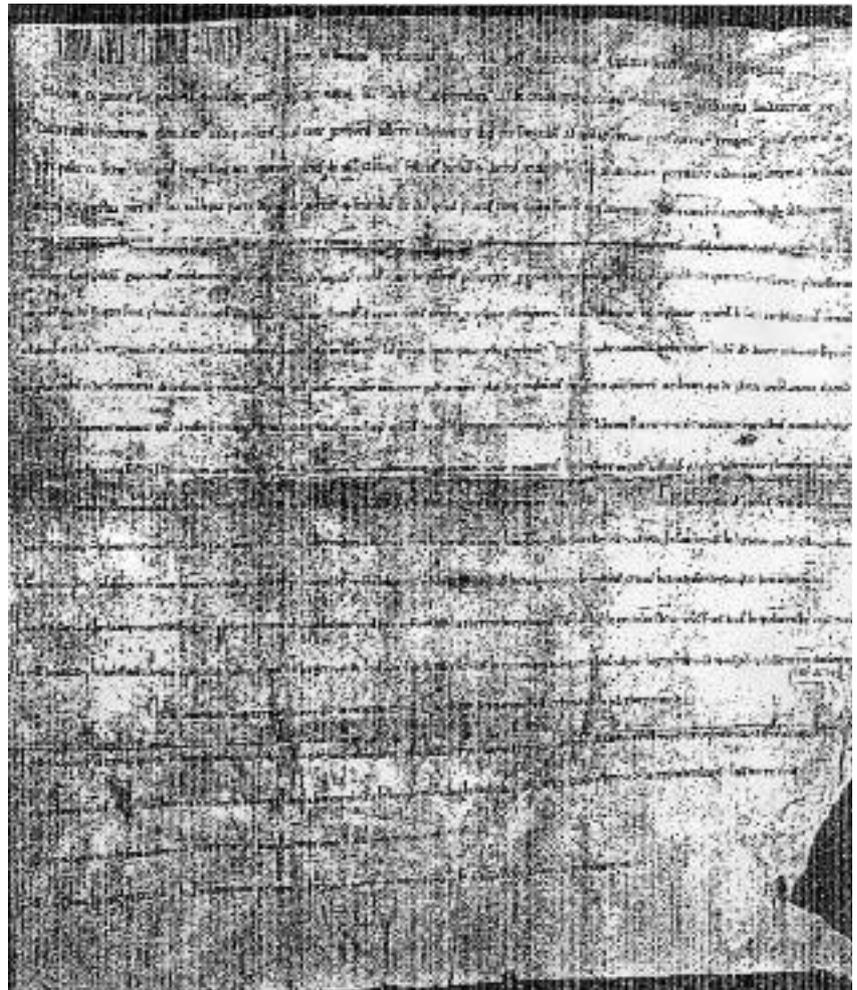
Bevor wir auf die hier vorzustellende Quelle eingehen, sei die Entwicklung der (Düsseldorf-) Kaiserswerther Gemeinschaft von Mönchen bzw. Kanonikern im früheren Mittelalter kurz dargestellt. Über die gegen Ende des 7. Jahrhunderts von dem angelsächsischen Missionar Suitbert (†713) auf der Rheininsel „Werth“ gegründete geistliche Kommunität erfahren wir allerdings bis ins letzte Drittel des 9. Jahrhunderts nichts weiter. Damals begabten die karolin-

gischen Könige Ludwig III. der Jüngere (876-882) und Arnulf von Kärnten (888-899) die Gemeinschaft religiöser Männer - ob hier Mönche oder Kanoniker lebten, ist unklar - mit Immunität und Königsschutz. Am Beginn des 10. Jahrhunderts stand die Gemeinschaft unter der Führung eines Laienabtes; die von uns an anderer Stelle besprochene Urkunde König Ludwigs IV. des Kindes (900-911) vom 3. August 904 erwähnt den späteren ostfränkischen König Konrad I.

(911-918) als Leiter der Kaiserswerther Kommunität. Für das restliche 10. und die 1. Hälfte des 11. Jahrhunderts fehlen dann wieder weitergehende Nachrichten. Wir erfahren lediglich von einer um 1016 erfolgten Schenkung Kaiserswerths und Duisburgs nebst dem umliegenden Reichsgut durch Kaiser Heinrich II. (1002-1024) an den rheinischen Pfalzgrafen Ezzo (996-1034) und von den Plänen Ezzos, in Kaiserswerth ein Hauskloster zu errichten. Wie be-

kannt, entstand dann in Brauweiler die pfalzgräflische Mönchsgemeinschaft, und politisches Kalkül ließ Kaiserswerth und Duisburg um 1045 wieder in die Hände des Königtums - hier: Kaiser Heinrichs III. (1039-1056) - gelangen. Die Rückgabe Kaiserswerths ermöglichte es dem salischen Herrscher, in der Folgezeit auf der Rheininsel eine Pfalz, einen Ort der Königsherrschaft zu errichten. Zwischen 1050 und 1101 sind mehrere Aufenthalte deutscher Könige in Kaiserswerth bezeugt; der unmündige Heinrich IV. (1056-1106) wurde hier - auch dies erwähnten wir schon - von Erzbischof Anno II. von Köln (1056-1075) entführt (1062). In der 2. Hälfte des 11. Jahrhunderts stellt sich dann die Kaiserswerther Kommunität als eine Kanonikergemeinschaft im Umfeld der königlichen Pfalz, als Pfalzstift dar. Heinrich III. nahm in der Pfalz auf der Rheininsel in den Jahren 1050-1052, 1054 und 1056 Aufenthalt, sein Sohn Heinrich IV. war dort 1057, 1059, 1062, 1064 und 1101 anwesend. Erinnerung sei in Zusammenhang mit der letzten Jahreszahl an den durch eine Königsurkunde belegten Kaiserswerther Hoftag vom (3.) August 1101. Besucher dieses Hoftags waren u.a.: der Königssohn Heinrich (V.; 1106-1125), die Bischöfe Burchard von Münster, Wido von Osnabrück, Kuno von Worms und Hezelo von Verona, Herzog Magnus, die Grafen Gerhard von Zutphen, Gerhard von Wassenberg, Dietrich von Tomburg, Adolf von Berg, Gerhard von Jülich, Werner von Groningen und Heinrich von Diez.

Wir kommen nun zu der undatierten lateinischen Originalurkunde, die eine Ausweitung der Weißbrotrationen für die Kaiserswerther Kanoniker vorsieht. Dass wir die Urkunde an die Wende vom 11. zum 12. Jahrhundert stellen, ergibt sich aus Schrift und Inhalt des Dokuments. Der Inhalt vermittelt den Eindruck einer schwierigen wirtschaftlichen Lage - trotz der königlichen Besitzschenkungen, die dem Kanonikerstift durch die salischen Herrscher in den Jahren 1050, 1067 und 1071 zugekommen sind. Die in der Quelle genannten Abgaben wurden von den grundherrschaftlich abhängigen Bauern überwiegend in Geld geleistet, die Weißbrotrationen



Urkunde über die Vermehrung der Brotrationen für die Kaiserswerther Kanonikergemeinschaft (um 1100)

waren für 44 Kanoniker ausgelegt, ein Hinweis auf die Größe des damaligen Kaiserswerther Pfalzstifts:

*Im Namen der heiligen und ungeteilten Dreieinigkeit. Es sei allen Anwesenden und ebenso den Nachfolgenden bekannt gemacht, dass die Gemeinschaft der Brüder von Kaiserswerth aus Mangel an Nahrung und wegen der größten Knappheit von Brot unter großer Zustimmung und gemeinsamem Lob der mitberatenden Gläubigen und der geistlichen Würdenträger gelobt und beschlossen hat, dass aus den in gewissen Zeiträumen anfallenden Almosen und Abgaben an einzelnen Tagen des Jahres Weizenbrot ausgegeben wird, und zwar in einer Menge von 10 Schoppen [Getreide], geteilt in 44 Teile, außer an den (Wochen-) Tagen und Festtagen, die zur bisherigen Getreideverteilung gehören. Wenn jemals aber Gott durch seine freigebige Güte sich entschließt, gegebenenfalls [die Gaben] zu vermehren, dann wird den Brüdern auch die Brotration ver-*

*größert, damit jenen und ihren Würdenträgern dann das [hier] Beschlossene zukommt und allen vom Größten zum Kleinsten der gleiche Anteil zugeteilt wird. Und damit wir dies mit Abstattung von Dank und brüderlicher Sorge ohne Gefahr empfangen können, haben wir mit der täglichen Ration die täglichen Gebete beschlossen, so dass wir und unsere Nachfolger an solchen Tagen, an denen wir die erwähnte Ration bekommen, in einzelnen Gottesdiensten einen Bußpsalm für die toten Brüder, die übrigen Gläubigen und unsere Amtsvorgänger, die uns die erwähnten Almosen gespendet haben, gemeinsam mit allen Brüdern singen und mit vollem Gefühl des Herzens für die Ruhe der genannten Gläubigen beten, damit in uns erfüllt sind [die Gebete]: „Dass wir gemeinsam sind in Speise und Arbeit“ und: „Betet für den Unbesiegten, auf dass ihr gerettet werdet“ und zu der Matutin: „Lasse dich nicht von der Wut beherrschen“ und zu der Prim: „Die Seli-*

gen“ und so weiter nach der Ordnung, damit Tag um Tag gemäß kanonischem Vorbild Gott siebenmal mit Lob geschmückt und gut geheißt wird und so für die Toten das Gebet am siebten Tag hinausgeht. Wenn aber ein Proviantmeister nicht mit seiner Arbeit nachkommt, sich mehr um das Zusammenraffen sorgt als um den Nutzen der Brüder und von der genannten Spende manches wegnehmen und vermindern will, so soll er die Buße für das Vergehen auf sich nehmen und von Gott die Vergebung, und seine Brüder nehmen ihn auf und vollenden ohne jeden Widerspruch das, was diesbezüglich in ihrem Belieben steht und als nützlich angesehen wird. Und damit dieses gemäß dem Beschluss und der Wahl der Brüder fest und unverbrüchlich besteht und bleibt, haben wir es für nützlich erachtet, dazuzuschreiben, an welchen Orten die besagte Spende und wieviel an den einzelnen Festtagen zusammenkommt, nämlich: Am Geburtstag Johannes des Täufers [24.6.] in Borschemich 23 Schillinge und 2 Pfennige mit einem Silberling den Brüdern, ihrem Verwalter 12 Pfennige. In [Mülheim-] Styrum 16 Schillinge mit drei Pfennigen den Brüdern und 5 Pfennige dem Verwalter. Am Geburtstag der heiligen Jungfrau Maria [8.9.] in [Meerbusch-] Bude- rich 7 Schillinge den Brüdern und 3 Pfennige dem Verwalter. In Turren den Brüdern 10 Schillinge. In [Krefeld-] Strümp 7 Schillinge und 6 Pfennige den Brüdern und vier Pfennige dem Zuteiler. In Niel 2 Pfennige. In Ilverich 2 Schillinge und einen Pfennig den Brüdern. In [Meerbusch-] Lank 10 Pfennige. In [Meerbusch-] Latum 30 Pfennige den Brüdern und einen dem Provisor. In [Krefeld-] Linn vier Silberlinge den Brüdern. In Lullingen zwei Unzen. In [Duisburg-] Mündelheim 20 Pfennige den Brüdern, einen Pfennig dem Verwalter. In [Duisburg-] Serm 6 Pfennige. In [Düsseldorf-] Holzheim 15 Pfennige. [Lücke] In [Düsseldorf-] Einbrungen 3 Schillinge und einen Pfennig den Brüdern und einen Pfennig dem Zuteiler. In Rinthusen [abgegangen, bei Kaiserswerth] vom Besitz, der Hamacker genannt wird, einen Silberling. In [Düsseldorf-] Holt- hausen 6 Pfennige. In [Ratingen-] Eckamp 30 Pfennige den Brüdern und einen Pfennig dem Verwalter. In [Düsseldorf-] Leuchtenberg

4 Pfennige. In [Düsseldorf-] Stockum 6 Schillinge den Brüdern, 2 Pfennige und einen Silberling dem Hausverwalter. In [Düsseldorf-] Derendorf 30 Pfennige den Brüdern und einen Silberling dem Hausverwalter. In [Düsseldorf-] Golzheim 5 Schillinge den Brüdern und einen Pfennig dem Zuteiler. In Wülfrath ein Pfund und 6 Schillinge. Zum Fest des heiligen Lambertus [17.9.] in Holthausen von dem Gut, das Calverpash genannt wird, 2 Pfennige. In [Ratingen- Homberg-] Meiersberg 18 Pfennige, von dem Allod, das Bracht genannt wird, 6 Pfennige. In Rützkau- sen [zwischen Velbert und Wülfrath] 30 Pfennige den Brüdern, einen Silberling dem Provisor. In [Haan-] Gruiten 5 Schillinge und 1 Pfennig dem Verwalter und dort in Bruchhausen 30 Pfennige den Brüdern, 1 Silberling dem Hausverwalter. Zum Fest Allerheiligen [1.11.] in [Mettmann-] Metzhausen 22 Pfennige. In [Mülheim-] Men- den dasselbe. Zur Feier des heiligen Martin [11.11.] in Styrum 20 Pfennige. In Heltorf [bei Düsseldorf-Angermund] 30 Pfennige (und einen Silberling). Zum Fest des heiligen Andreas [30.11.] in Borschemich 25 Schillinge und 3 Silberlinge den Brüdern und 12 Pfennige dem Hausverwalter. Im Ort, der Glehn genannt wird, einen Silberling. In Turren 4 Schalen Weizen. In Latum 4 Schillinge und 2 Pfennige den Brüdern und einen Pfennig dem Verwalter. In Rinhusen 30 Pfennige den Brüdern, 1 Silberling dem Hausverwalter. In Heltorf 6 (und 4) Pfennige. Zum Fest unseres heiligen Patrons Suitbert [1.3.] in Danne 1 Silberling, in Huphem 4 Silberlinge, in Leuchtmar [Düsseldorf-Leuchtenberg] 10 Pfennige, in Stockum 14 Pfennige, in Wickenscheid [unbekannt bei Düsseldorf] 6 Pfennige, in [Düsseldorf-] Zeppenheim 30 Pfennige, in Strümp 18 Pfennige, in Schmitthausen [in Düsseldorf-Unterrath] 6 Pfennige, in Heltorf 1 Silberling, in Linnep 1 Silberling. (In [Langenfeld-] Rich- rath 12 Pfennige.) Zum Fest des heiligen Thomas [21.12.] in Schmitthausen 10 Pfennige. Am Fest der Reinigung der heiligen Maria [2.2.] in Styrum 16 Schillinge mit drei Pfennigen den Brüdern und 5 Pfennige dem Hausverwalter. An den 16. Kalenden des März [14.2.] in Borschemich 7 Schillinge.

Die Kaiserswerther Urkunde bietet nun reichliches Ortsnamenmaterial. Erkennbar ist ein Stiftsbesitz an 40 Orten in der näheren links- und rechtsrheinischen Umgebung von Kaiserswerth. Dies entspricht also grob den Verhältnissen, die wir schon von der Urkunde Ludwigs des Kindes her kennen, wenn auch in den dazwischen liegenden Jahrhunderten einiger Besitz hinzugekommen sein wird. Zur Kaiserswerther Grundherrschaft gehörten noch Güter in Kamp und Rheinbrohl am Mittelrhein. Sie sind in der Urkunde nicht erwähnt und waren folglich von den zusätzlichen Weißbrotrationen ausgenommen.

Was nun den Ratinger Raum betrifft, so nennt unsere Urkunde erstmals die folgenden zwei Siedlungen: Eckamp, westlich von Ratingen-Mitte auf der Niederterrasse des Rheins gelegen, und Meiersberg bei Ratingen-Homberg am Rand des Mettmanner Lössgebiets. Ortsnamenkundlich betrachtet liegt mit „Eckamp“ - in der Urkunde: Ekcampe - ein kamp-Name vor; kamp bedeutet ein agrarwirtschaftlich genutztes Gelände, ein Feld, eine Flur. Das Bestimmungswort Ek- bezeichnet im Mittelniederdeutschen die „Eiche“, so dass wir es bei „Eckamp“ mit einer „Eichenflur“ zu tun haben. Meiersberg - Meiresberge - ist ein Toponym mit Grundwort -berg, bezeichnet also eine Geländebeschaffenheit, eine Erhöhung im Gelände; das Grundwort „Meier“ können wir unschwer mit dem meior, dem grundherrschaftlichen Aufseher eines Hofes bzw. Hofverbandes, in Verbindung bringen. Zusammen mit Meiersberg nennt die Urkunde das Allod (Eigengut) Bracht, das wir wohl mit dem Bracht aus dem Heberregister des Werdener Schulamtes (10./11. Jahrhundert) identifizieren können.

Auf Linnep, das ebenfalls in der Kaiserswerther Besitzliste erscheint, sind wir an anderer Stelle schon eingegangen. Wir können also von der Existenz einer bäuerlichen Siedlung ausgehen, die neben der Burg des 1093 genannten Werner von Linnep bestanden hat. Offensichtlich hatte das Kaiserswerther Stift in Linnep grundherrschaftlichen Besitz, der zur Vermehrung der Brotpräbende der Kanoniker beitrug.

Schließlich bietet unsere Urkunde noch (kleine) Einblicke in die Liturgie der Kanonikergemeinschaft. Die Weltgeistlichen - so erkennen wir - hatten einen nach den sieben kirchlichen Horen (Matutin, Prim, Terz, Sext, Non, Vesper, Komplet) geregelten Tagesablauf bei Gottesdienst, Gebet und Totengedächtnis. Die kirchlichen Feiern fanden an den Festtagen im Verlauf des Kirchenjahres statt, wobei unsere Urkunde neben den Marienfesten (Mariä Geburtstag, Reinigung) noch die Feiertage bekannter Heiliger (Johannes der Täufer, Andreas, Martin, Thomas) und den Festtag des Kaiserswerther Patrons Suitbert erwähnt. Die Feiertage waren mit der Leistung

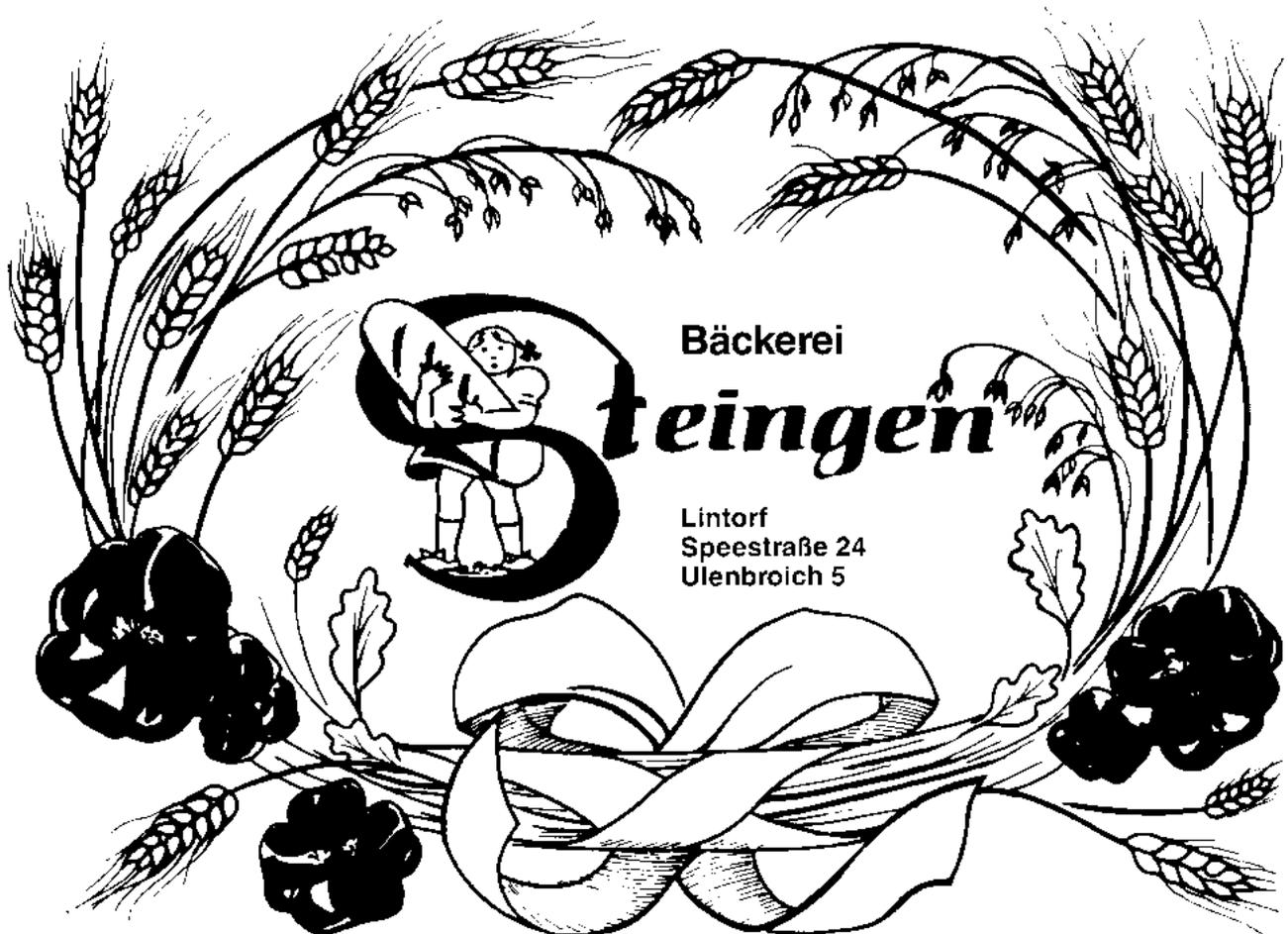
grundherrschaftlicher Abgaben verbunden, eine von den vielen Verschränkungen zwischen Alltag und Festtag, zwischen Kirche und Welt im Mittelalter.

#### Literatur:

Die besprochene Urkunde ist ediert in: KELLETER, H. (Bearb.), Urkundenbuch des Stiftes Kaiserswerth, (= Urkundenbücher der geistlichen Stiftungen des Niederrheins, Bd.1), Bonn 1904, Nr.10. Zur Kaiserswerther Geschichte siehe: KAISER, R. (Bearb.), Kaiserswerth (= Rheinischer Städteatlas, Nr.46), Köln-Bonn 1985; Kayserswerth. 1300 Jahre Heilige, Kaiser, Reformen, hg. v. C.-M. ZIMMERMANN u. H. STÖCKER, Düsseldorf<sup>2</sup>1981; LORENZ, S., Kaiserswerth im Mittelalter. Genese, Struktur und Organisation königlicher Herrschaft am Niederrhein (= Studia humaniora, Bd.23), Düsseldorf 1993. Zu den Ortsnamen „Eckamp“ und „Meiersberg“ siehe

noch: DITMAIER, H., Siedlungsnamen und Siedlungsgeschichte des Bergischen Landes (= ZBGV 74), Neustadt a.d. Aisch 1955, S.99f, 123. Die Urkunde König Ludwigs des Kindes liegt übersetzt vor bei: BUHLMANN, M., Quellen zur mittelalterlichen Geschichte Ratingens und seiner Stadtteile: II. Eine Königsurkunde Ludwigs des Kindes (3. August 904), in: Die Quecke 69 (1999), S.91-94, zu Heinrich IV. vgl.: BUHLMANN, M., Quellen zur mittelalterlichen Geschichte Ratingens und seiner Stadtteile: VI. Eine Königsurkunde Heinrichs IV. zu Duisburg und zum angrenzenden Reichsforst (16. Oktober 1065), in: Die Quecke 71 (2001), S.36ff, dort mit weiterer Literatur. Zu Linnep siehe: BUHLMANN, M., Quellen zur mittelalterlichen Geschichte Ratingens und seiner Stadtteile: VIII. Eine Grafengerichtsurkunde über den Erwerb des Hofes Dahl durch das Werdener Kloster (1093), in: Die Quecke 71 (2001), S.40ff.

Michael Buhlmann



# Die Ratinger Zunftmeister im Jahre 1768

Etwa seit dem 12. Jahrhundert schlossen sich in den Städten die meisten Handwerker zu Gemeinschaften zusammen, die später „Zünfte“ genannt wurden. Diese Zünfte herrschten mit strengem Regiment, sie beeinflussten das Leben ihrer Mitglieder vom Eintritt in die Zunft bis zum Tode. In Statuten wurden die Arbeitszeit, die Rechte und Pflichten von Lehrlingen, Gesellen und Meistern, die Qualität der Verarbeitung, die Zulassung zur Meisterprüfung und die Preisgestaltung geregelt. Durch diese Vorschriften zur Ausbildung und Qualität der Arbeit trugen die Zünfte zu einer Blüte des Handwerks im Spätmittelalter bei.

Im Hauptstaatsarchiv Düsseldorf befinden sich nun im Bestand Jülich-Berg II Akten, die die Ratinger Zünfte betreffen. Es handelt sich um Bestätigungen der Zunftordnungen durch die Kurfürsten Johann Wilhelm und Karl Theodor 1712 und 1769 für folgende Ratinger Zünfte: Bäcker, Schuster und Hammacher (= Sattler), Schneider, Hutmacher, Schmiede. Die Schmiede waren die bedeutendste Zunft in Ratingen, die übrigen Zünfte dienten hauptsächlich dazu, die Bedürfnisse der Stadtbevölkerung zu befriedigen, sie produzierten nicht für den Handel. Diese Zunftordnungen wurden in dem Buch „Quellen zur Rechts- und Wirtschaftsgeschichte der rheinischen Städte. Bergische Städte. Band III: Ratingen“ veröffentlicht ...

Die Zunftordnungen beinhalten im allgemeinen:

Der Handwerker mußte vor Eintritt in die Zunft eine Gebühr bezahlen, er mußte ehelich geboren sein. Die Zunft wurde durch Meister geleitet, die jährlich gewählt wurden. Die Lehrzeit der Gesellen betrug im allgemeinen vier Jahre. Die Ehefrau eines Meisters konnte nach dessen Tod für gewisse Zeit (meist bis ihr Sohn den Platz des Vaters einnehmen konnte oder bis sie einen berufsfremden Mann heiratete) Mitglied der Zunft werden. Um Meister zu werden, mußte der Handwerker ein vorgeschriebenes Meisterstück anfertigen.

1769 gab es in Ratingen nur noch die folgenden fünf Zünfte: die Schmiede-, Schuster-, Hammacher-, Schneider- und Bäckerzunft, da im 18. Jahrhundert viele Mißstände im Handwerkerstand herrschten. Um Abhilfe zu schaffen und die Zünfte neu zu organisieren, hob der Kurfürst Karl Theodor 1768 alle von ihm bestätigten Zünfte auf. Die Städte wurden angewiesen, ihm die Anzahl der Zunftmeister anzugeben und Vorschläge zur Verbesserung des Zunftwesens zu machen. Der Ratinger Magistrat teilte ihm daraufhin die folgenden Zunftmeister mit:

## Schmiede:

Dieses ist die Anzahl unserer lobliche Schmit Zunfts Meistern zu Ratingen wie folgt:

Erstlich Ewerhart Leytman  
 Johan Pleys  
 Lutgerus Roßen  
 Luttuwig Klöckener  
 Hinrich Schulten  
 Franciscus Fleus  
 Wittib Heckermans



## Schuster und Hammacher:

Specificatio derer Schuster und Hamacher Meister so in der Haubstadt Ratingen sowohl wie im ambt Angermundt befindlich seind wie folgt:

Constanz Osterdag  
 Adam Osterdag  
 Johann Osterdag  
 Adam Munck  
 Mathias Nußer  
 Stephan Nußer  
 Conrad Weitz  
 Theodor Weitz  
 Wilhelm Hunkirchen  
 Theodor Schumacher  
 Jacob Schumacher  
 Henrich Feldtman  
 Christophorus Blindt

—————  
 Peter Bovensiepen  
 Henrich Cremer  
 Peter Konig  
 Wilhelm Bringman  
 Adolph Bisenbroich  
 Wilhelm Anger  
 Peter Knapen  
 Henrich Knapen  
 Wilhelm Overman  
 Peter Overman  
 Johan Nußer  
 Johan Göör  
 Jacob Bockerhoff  
 Johann Bolten  
 Peter Lieven  
 Henrich Willems

—————  
 Adolph Thöner  
 Georg Steinhausen  
 Johan Cremer  
 Henrich Heyman  
 Ferdinand Nußer  
 Georg Bisenbroich  
 Adolph Böos  
 Lucas Böos  
 Franz Becker  
 Henrich Bringman  
 Jacob Gantenberg  
 Wittib Bruggen

## Der Sattler.



Welcher/wer Sättel hab zumachen/  
Den Edlen/und zu Keyfing sacht/  
Schön Sättel für das Frauenzimmer/  
Darauff sie Höflich prangen immer/  
Auch Stächfättel/ und zum Thurnier/  
Allerley art finde jr bey mir/  
Auch Sättel für Bauwen und Fuhrteut/  
Gut KopfKunflast ich auch anbeut.

## Der Schneider.



Ich bin ein Schneider/mach ins Felt/  
Den Kriegesfürsten jre Zelt/  
Mach Kleider zu Stechn und Thurnier/  
Auff Welch und Frantzösisch Manier/  
Kleid ich sie ganz höflicher art/  
Ir Hofgünd und die Frauen zart/  
Kleid ich ja Cammer Seiden rein/  
Und in wullen Thuch die Gemein.

## Der Beck.



Welcher/wer Sättel hab zumachen/  
Den Edlen/und zu Keyfing sacht/  
Schön Sättel für das Frauenzimmer/  
Darauff sie Höflich prangen immer/  
Auch Stächfättel/ und zum Thurnier/  
Allerley art finde jr bey mir/  
Auch Sättel für Bauwen und Fuhrteut/  
Gut KopfKunflast ich auch anbeut.

### Schneider:

Namentliche Specification deren  
schneidermeister der schneider  
Zunft in der Haubstadt Ratingen

Arnold Buschhausen  
Jacob Wilp  
Joes Buschhausen  
Wilh. Nüßer  
Theod. König  
Joes Staberman ?  
Adam Buchmüller  
Bern. Schmüling  
Wilh. Rederskamp  
Thom. Ortz  
Wilh. Steinhausen  
Frantz Pet. Beck  
Wilh. Gegershoff

### Bäcker:

Specificatio der beckermeister  
der hauptstadt Ratingen:

Caspar Ringel  
Caspar Strack  
Wilhelm Bracht  
Peter Bonrath  
Heinrich Bracht  
Wilhelm Wartenberg  
Wilhelm Schellscheidt  
Conrad Biben  
Jacob Winckels  
Jacob Meistermann  
Theod. Strack  
Peter Liethen  
Jacob Steinle  
Theod. Lucas

### Peter Böckers

Johann Hellersberg  
Wilhelm Huch  
Caspar Strack  
Wittib Böckers  
Wittib Scheer

Monika Degenhard

### Quellen:

HSTAD, Jülich Berg II, 1828

Quellen zur Rechts- und Wirtschaftsge-  
schichte der rheinischen Städte. Bergische  
Städte. Bd. III: Otto Redlich: Ratingen.  
Bonn 1928

(Publikationen der Ges. f. rhein. Ge-  
schichtskunde XXIX)

O. Redlich/Arn.Dresen/Joh. Petry: Ge-  
schichte der Stadt Ratingen von den An-  
fängen bis 1815. Ratingen 1926

## Woröm ne Handwerksborsch em Suemer kenn Arbett kriege konnt

Wie dat aule Gerecht en dr Bröck  
(In der Brück) bei Ratingen nit mie  
als Gerecht benotzt wu-eden, do  
trock do ne Wi-et erenn on miek  
do en Wi-etschaft ope. An nem  
he-ite Julidag koem ne Hand-  
werksborsch en de Wi-etschaft.  
He satt sech an ne Dösch on

bestellden sech jett te drenke. De  
Wi-et breid öm dat Glas Bier on  
sadden sech bei öm an dr Dösch  
on jo-ef sech met öm an et Vertäl-  
le. Onger angerem frogden de  
Wi-et öm och, wat he vör e Hand-  
werk ge-liert hädden. Do seit de  
Handwerksborsch: „Ech sinn

Schnieschäpper.“ Do seit de  
Wi-et: „Jo, lieve Mann, dann könnt  
ihr jo jezz onmüglich Arbett  
kriege.“ On dann seiden he vör  
sinn Frau, se sollt dem arme  
Deuwel e mol ordentlich te eete on  
te drenke jeeuwe.

Wilhelm Pützer

# Das Schützenfest der St. Sebastiani-Bruderschaft Ratingen

## Tradition und Brauchtum

Wenn heute das jährlich wiederkehrende Schützenfest der Ratinger Bruderschaft am ersten Sonntag im August als großes Volksfest mit Beteiligung der gesamten Bürgerschaft Ratingens und darüber hinaus gefeiert wird, dann sind wir uns auch der jahrhundertealten Tradition und des in langer Zeit entwickelten Brauchtums bewußt und fühlen uns damit verbunden. Sind es doch gerade diese beiden Aspekte, die diesem Fest die Ehre und Würde verleihen und es deshalb auf eine hohe Stufe des Gesellschaftslebens Ratingens stellen. Mit dieser Bemerkung möchte ich auch Meinungen entgegenreten, die das Schützenfest als allgemeines Volksfest als überflüssig und wertlos abstufen. Aber nicht alleine um darzustellen, daß es so nicht ist, sondern um aufzuzeigen, daß unser Schützenfest einer der Höhepunkte im Gesellschaftsleben unserer Heimatstadt ist, dazu soll dieser Aufsatz neben der dargestellten Historie ein Beitrag sein.

Forscht man nach den Wurzeln der Tradition dieses Brauchtums, so gibt der Stiftungsbrief der St. Sebastiani-Bruderschaft vom 23. Juni 1433 (Anm.: 1) erstmalig einen Hinweis auf ein jährlich wiederkehrendes Schießen auf den „Papagey“. In diesem Stiftungsbrief, der auch als erste Satzung der Bruderschaft anzusehen ist, steht geschrieben: (Entsprechend dem heutigen Sprachgebrauch) „An einem Tag im Jahr, den die Schützen bestimmen und sich darüber einig sind, den Papagei schießen zu wollen, an dem sollen dann alle Schützen bereit sein und ihre Schützenkugeln aufsetzen. ... Ferner soll jeder Schützenbruder, der am Schießen teilnehmen will, eine eigene Armbrust haben und alle anderen Schützengeräte in gebrauchsfähigem Zustand bereit halten, damit er nicht zu bestrafen sei.“ Soweit der erste Hinweis auf ein jährliches Vogelschießen innerhalb der Bruderschaft. Dieses Schießen hatte jedoch keines-

wegs Volksfestcharakter. Es war eher eine ernst zu nehmende Wehrübung und weit entfernt vom „Schützenspiel“ der späteren Jahrhunderte. Vielmehr lag es im besonderen Interesse des Bürgermeisters, seiner Schöffen und des Rates der Stadt Ratingen, im Notfall und in Kriegszeiten eine wehrhafte Streitmacht zur Verteidigung der Stadt aufbieten zu können. Auch war Ratingen den Landesherren, den Grafen von Berg, in Kriegszeiten verpflichtet, gut ausgebildete Schützen für das Landesheer zu stellen. So wird es verständlich, daß von städtischer Seite einerseits auf die solide Aus- und ständige Weiterbildung der Schützen geachtet wurde, andererseits erfuhr die Bruderschaft insofern Förderung, indem die Stadt und auch der Landesherr sie finanziell durch jährliche Zahlung eines Geldbetrages unterstützte. So ist z. B. in der Bruderschaftsrechnung aus den Jahren 1591/1592 (Anm.: 2) festgehalten, daß die Stadt zehn Gulden und der Landesherr fünfzehn Gulden als Zuwendung in die Bruderschaftskasse einzahlten. Ein besonderes Wohlwollen, was sicher auch als Ansporn für alle Schützen gedacht war, erfuhr der Sieger des Schießwettbewerbes, der Schützenkönig, durch die Stadt, indem er für die Zeit seines Königsjahres vom städtischen Wachdienst und zu Kriegszeiten von den Lasten der Einquartierungen befreit war. Diese besonderen Rechte konnte der Schützenkönig auch entgeltlich an einen anderen Schützenbruder verkaufen. Während die Zuwendungen durch den Landesherrn bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts nachweisbar sind und dann ausblieben, muß man lobend anerkennen, daß die Stadt Ratingen bis zum heutigen Tag der St. Sebastiani-Bruderschaft höchstes Interesse bezeigt. Wenn auch heute die Bruderschaft keine finanziellen Zuwendungen mehr erhält, so zeugt doch die stetige Bereitschaft, der Bruderschaft in vielen Dingen behilflich zu sein – ich

erwähne hier nur die jährliche Stiftung der Königsorden – eben von diesem jahrhundertealten Interesse und der Verbundenheit.

Angebracht ist es sicher auch, hier an dieser Stelle an die bereits im 15. und 16. Jahrhundert gemeinsam durchgeführten Schießwettbewerbe der Bergischen Städte zu erinnern, auch wenn nicht eindeutig zu klären ist, ob diese Wettbewerbe von den Schützen der Bruderschaft oder denen des Landesheeres, die unter der Befehlsgewalt des Landesherrn standen, ausgerichtet wurden. Aus Urkunden, die der Bergische Geschichtsverein besaß (Anm.: 3), ist bekannt, daß ein solches Schießen im Jahre 1588 in Ratingen stattfand. Ausrichter des Schießwettbewerbes waren jeweils die Schützen der Stadt, die den Ehrenpreis, das „Kränzlein“, beim vorjährigen Schießen errungen hatten. Ein zweites Mal ist dieses Schießen in Ratingen im Jahre 1602 nachweisbar. Geschossen wurde mit der Armbrust: „In freiem Feld von loser Hand und stracks Arm, ohn einige Hinterlist, Falschheit und Betrug, zu sieben unterschiedliche Zirkel, wie Schützenordnung gemäß und breuchig ist.“ So weit die Überlieferung aus einer der verschollenen Urkunden. Zum letztenmal wird 1611 von einem solchen Schießen berichtet, welches in Elberfeld stattfand. Ob diese Bergischen Schießwettbewerbe noch längere Zeit fort dauerten, ist zu bezweifeln. Es ist davon auszugehen, daß der Dreißigjährige Krieg diese Tradition für lange Zeit unterbrach. Es war aber kein endgültiger Bruch, wie vergleichbare Schießwettbewerbe zeigen, die es heute wieder gibt und die als Fortsetzung der alten Tradition anzusehen sind. Einmal wäre da zu nennen das Stadtkönigschießen der IGDS (Interessengemeinschaft Düsseldorfer Schützen), das jährlich zum Düsseldorfer Schützenfest im Juli ausgeführt wird, an dem sämtliche Schützen-Bruderschaften und -

Der Burgmeyster Pechen In dem der Ertrage Römigen dem Fund allen In dem In dem bekamen offentlichlich ob dem  
desen offnen brenne dat die Guss gekomen sint die Schuten bym Guss mit Ratmigen Guss In dem haimt mit Guss  
in de mid byllen Eyne loucht in wieden schaff gemeynt In dem bestidiget In dem godes loff In dem in ere des godes Ewige Ewige  
namt des heilige oberleis In dem altschen Guss den / So dat ein veltich broder der Schuten di vlyffen dem halben yn godes loff In dem  
bebastian? dach Gien sal In dem op den selue dach sullen die Guss Schuten di vlyffen dem halben yn godes loff In dem  
ere des godes Ewige Ewige In dem also lange dat ges dese Guss Schuten broder schaff geseliger dat sy mit myssen mid mer guder  
md herbare syht byss also lange dat ges dese Guss Schuten broder schaff geseliger dat sy mit myssen mid mer guder  
wabe dem halben In dem as dem op den Guss Ewige Ewige schaff In dem dat sy mit myssen mid mer guder  
dyue byss die myssen Guss md gedayn syn / Gortmer dem-ymans die de per Guss Schuten byde In dem  
begerde md gesonne die mit desen Guss Schuten byllen ab bere sy vt brachen an den die ghemeyne loyp Judre In dem  
meynerte en bere In dem Guss Schuten byllen ab bere sy vt brachen an den die ghemeyne loyp Judre In dem  
gesellen In dem In dem besen sy des die sal dar bytten byllen ab bere sy vt brachen an den die ghemeyne loyp Judre In dem  
broder schaff bygeren In dem die ouch meyt myt ghueten en loide / die en so lde ouch der Schuten byde In dem  
Garten / Gortm Do die ewigkes Jans dem papagayen meyt mede en schoote In dem dede dem heren off byss  
loide meyt meyt myt schiken doch mochte In dem die broder schaff besaken off hie loide / Gortmer by  
des Jans die Schuten den papagayen schiken byllen In dem eyns her den se sullen den Schute feget  
In dem dat men sy dem op ruden die Eyne fegete dem dem-ymans son dat In dem Guss Schuten byde In dem  
Eyne schure rynschen guden / Gortmer so sal eyn verlich broder die mit schalten byss dem Guss Schuten byde In dem  
Ad Gort ander schute getonbe In dem dat rustich halben dat vt meyt to schalten en so Gortmer so lde  
Schuten broder schaff bymme md meyt myt schuten byss die sal sy bymme meyt Gort schulte broder schaff byde In dem  
In dem Guss In dem In dem sy bymme md meyt myt schuten byss die sal sy bymme meyt Gort schulte broder schaff byde In dem  
pant wyltes / Gortm so komet ewich broder off ewige Juster byt deser Guss schulte broder schaff byde In dem  
sal men vye kytte sytten In dem as men dan begheyt den broder off Juster so sal eyn verlich broder in dem Guss  
In dem bymme lade byss hie begange ys In dem beime die Schuttemeyster Doynt sebeden In dem dat gebort mid des  
punte meyt en heit / die dycke dat dat ewich breke hie en dede vt meyt on lerne so munge tbe schultinge byde In dem  
sal hie gebrecht hauen In dem as en sal men yme meyt lassen In dem her fruche dat ymans van dem schute byde In dem  
Garde in ewigke punten as Guss ys / So sullen die Schuttemeyster gynn an den Burgmeyster md gesonne des loide  
Gom yme dat die brude bytgepant werde In dem die boede sal yn dem die brude bytende sinder ymde weder rede  
off weder dem In dem In dem dan fruche dat die schuttemeyster des heyt en deden so munge rberm la de Schute die brude  
den schuttemeyster aff penen meyt den Guss Ewige Ewige / Dlich so en sal men geyne beide langter halbe dem dach  
dage lanch In dem alle die brude die dar galles md kome van desen Guss Schute die sullen alle kome yn bebyss  
deser Guss Schute broder schaff Guden alle argelyst In dem byss so omfrude md getunge der kantsat Es sullen  
dem Burgmeyster Schuten In dem die der Ertrage Römigen Guss Schuten byde In dem Guss Schuten byde In dem  
Dart Jans dem guss In dem Guss Schuten byde In dem Guss Schuten byde In dem Guss Schuten byde In dem Guss Schuten byde

Der Stiftungsbrief der St. Sebastiani-Bruderschaft Ratingen vom 23. Juni 1433



„Rheinischer Schützentag“ 2002 in Ratingen.

Bannerübergabe am 20. April auf dem Marktplatz. Von links: Helmut Schneider (Vizepräsident des Rheinischen Schützenbundes), Hans-Willi Meyer (Bürgermeister der Stadt Frechen), Rudolf Krell (Bezirksvorsitzender des Bezirks 04), Bürgermeister Wolfgang Diedrich und Harry Hachenberg (Präsident des Rheinischen Schützenbundes)

Vereine, welche dieser Interessengemeinschaft zugehörig sind, teilnehmen. Ein noch weitaus größerer Schießwettbewerb wird jährlich zum „Rheinischen Schützentag“ ausgetragen und vom Rheinischen Schützenbund (RSB) durchgeführt. Alle Schützen-Bruderschaften und -Vereine aus dem gesamten Rheinland, die dem RSB angehören, sind daran beteiligt. Bemerkenswert ist auch, daß dieses Schießen in diesem Jahr, nach 1985 zum zweiten Mal, in Ratingen von der St. Sebastiani-Bruderschaft ausgerichtet wurde.

Nachdem die Schützengilden und -vereine neben den Bruderschaften einen starken Auftrieb im 15. Jahrhundert verzeichneten, folgte eine Zeit des langsam fortschreitenden Verfalls und Mißbrauchs der Tradition. In den Städten und Gemeinden gründeten sich eine Vielzahl von Schützengesellschaften, deren Sinn und Zweck nicht die Schießübungen waren, sondern man pflegte an erster Stelle die Geselligkeit. Es kam zu Auswüchsen und Sittenverfall, was letztendlich dazu führte, daß der Landesherr, Herzog Johann III, gemeinsam mit dem Erzbischof und Kurfürsten von Köln, im Vertrag vom 16. September 1533 gesetzlich dem unsittlichen Treiben entgegentrat. So ist dort unter Punkt 5 und 6 zu lesen: „Nachdem aller Ober- und Ehrbarkeit in Verruf geführt wird, in Sonderheit durch die

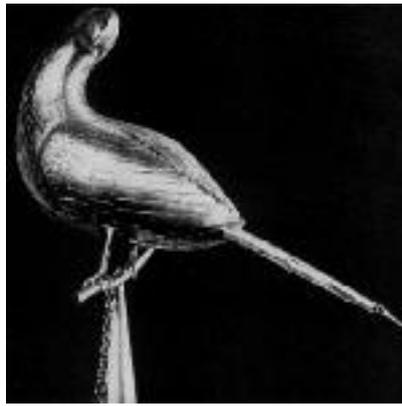
Schützerei, – zu welchem der gemeine Mann mit seinem Gewehr kommt, und wann er sich dann zum Trunk begibt, so folgen daraus zur Zeit vielfältige, mutwillige Handlungen gegen seine Obrigkeit. – Und darum solchem Unrecht zu vor zu kommen, – haben wir vereinbart, daß hinfort in unseren Landen und Gebieten keine neuen Schützenvereine, die nicht von alters her üblich sind, zugelassen werden.“ Inwieweit solche Verfallserscheinungen die St. Sebastiani-Bruderschaft Ratingen betrafen, ist nicht überliefert. Aber wir wissen, daß der allgemeine Trend, nämlich den Schießwettbewerben einen festlichen Charakter zu geben, sich legalisierte. So taucht in alten Urkunden und Schriften immer häufiger das Wort „Schützenspiel“ für das Vogelschießen auf. Ein erster Hinweis auf ein solches „Schützenspiel“ in Ratingen ist uns aus den seit 1945 verschollenen Urkunden und Schriften des Bergischen Geschichtsvereins überliefert. In einer Bittschrift wenden sich am 24. Juni 1588 „semptliche jungen Gesellen dieser Burgerschafft Ratingen“ an den Bürgermeister und bitten um Zulassung für „ein dißmal allhier new angestelltes, jedoch bevor genugsam und wol bedachtes, und nach gemeinen Brauch sowohl der negstbeiliger, als frembder orther regulirtes und zugerichtes Schützenspiel – in aller stille, sittiglicher und

unergerlicher Weise, umb sich nur mit Aufsetzunge etzlicher Cleinoten in dem Wohlschießen zu versuchen und zu gebrauchen.“ Abschließend wird diese Bitte noch mit einem Hinweis auf deren Berechtigung abgeschlossen, indem man schreibt: „Und dweil dan zu itziger gefehrlicher Zeit nit weniger ein wolgeubter Schutz- oder Kriegßman, alß zur Zeit des Friedens ein gehorsamer Burger im Politischen Regiment gebraucht wird, und aber ohn vorgehung absolcher Exercitien kein guter Schutz zur Kriegszeit zu verhoffen...“ sei. Diese Bittschrift begründet die Annahme, daß in Ratingen im Jahre 1588 erstmalig ein Festschießen veranstaltet wurde. Es ist aber nicht klargelegt, ob diese Bittschrift mit der St. Sebastiani-Bruderschaft in Zusammenhang zu bringen ist. Gestellt wurde die Bitte von den „jungen Gesellen“. Das könnte auch auf die St. Jöris-Bruderschaft hinweisen, in der die jungen Schützen verbrüderet waren. Während man im Zusammenhang mit der St. Sebastiani-Bruderschaft immer von den „alten Schützen“ sprach. Den gänzlichen Verfall des Schützenwesens brachte dann der Dreißigjährige Krieg. Alle alten Rechte und Privilegien gingen der Bruderschaft für lange Zeit verloren. Bis fast zur Mitte des 18. Jahrhunderts war das Leben in der Bruderschaft tot.

Neues Leben entstand, als 1742 der Stiftungsbrief von 1433 in die damalige Umgangssprache übersetzt wurde. Gleichzeitig wurde diese Urkunde überarbeitet und zur zweiten Satzung der Bruderschaft auf 21 Artikel erweitert. In Artikel 11 wurde der erste Sonntag nach Pfingsten (Trinitatis = Dreifaltigkeitssonntag) als der Tag bestimmt, an dem das Schießen auf den Papagei festgeschrieben wurde. Das blieb dann auch so bis 1883. Dann verband man das Schießen bis 1901 mit der Ratinger Kirmes am dritten Sonntag nach Pfingsten. Ab 1902 bis heute wird das Schützenfest am ersten Sonntag im August gefeiert.

Mit der Wiederbelebung in der Mitte des 18. Jahrhunderts bemühte man sich mit Erfolg darum, die alten Rechte und Privilegien von Stadt und Staat zurückzubekommen. Was auch gelang,

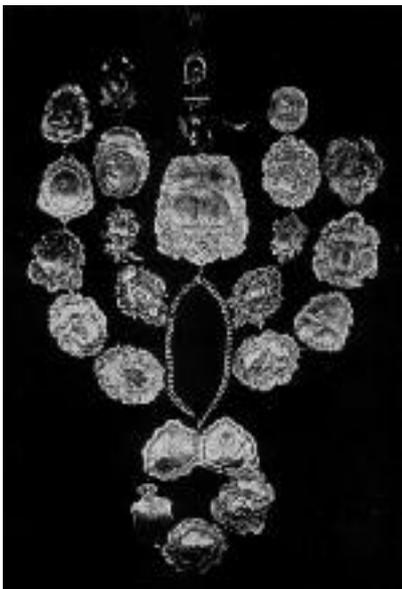
wie es in der Bruderschaftsrechnung der Jahre 1771/1772 (Anm.: 4) festgehalten wurde. Demnach betrug die Zuwendung der Stadt an die Bruderschaft drei Reichsthaler und 60 Albus. Vom Landesherrn erhielt die Bruderschaft dann noch eine Zuwendung, ausgezahlt vom Kellner in Angermund, von sieben Reichsthalern und 50 Albus. Bereits in der Satzung von 1742 war unter Artikel 19 dem zeitlichen Schützenkönig wieder Freiheit von Einquartierung und Wachdienst während seines Königsjahres zugestanden. Jetzt bekam das Vogelschießen auch festlichen Charakter. Zum ersten Mal wird jetzt auch von einem festlichen Zug berichtet. Es blieb aber noch das Fest der Schützen. Die Bürger wurden noch nicht zum Mitfeiern eingeladen. In dem Protokollbuch, welches über die Ereignisse in den Jahren 1746 bis 1844 berichtet (Anm.: 5), ist folgender Eintrag überliefert: „In festlichem Zug, Spielleute an der Spitze, voran ein Fähnrich mit dem Bruderschaftsbanner und ein zweiter mit den Stadtfahnen, dann der vorigjährige Schützenkönig, über die Schultern die Brust und Rücken bedeckende, aus den silbernen Gedenkplatten bestehende Königskette und in der Hand das Szepter, einen einfachen Stock, oben mit dem in Silber getriebenen Papagei, bewegen sich die Schützenbrüder mit der farbigen Kugel auf dem Haupte und der Armbrust auf der Schulter durch die geschmückten Straßen



Die im Jahre 1802 aus 16 Silberplatten hergestellte „Mösch“

der Stadt hinaus durch das Bechemer Tor zur Schützenruth. Dort beginnt das Schießen auf den Vogel ...“ Hier wird noch die Armbrust erwähnt, mit der geschossen wurde. Es war aber auch die Zeit, in der entsprechend einem anderen Eintrag im Protokollbuch, die Flinte, ein „Ober- und Untergewehr“, erwähnt wird, die dann die Armbrust als Schußwaffe verdrängte. Nach dieser Umstellung war es aber weiterhin erlaubt, mit der eigenen Waffe zu schießen. Noch im Jahre 1898 wird diese Möglichkeit von der Versammlung am 4. August bestätigt (Anm.: 6). Auch war es weiterhin Brauch, daß ein Schütze nach gegenseitiger Absprache für einen anderen Schützen schießen durfte. So war es dann möglich, daß ein Schütze Königswürden erlangte, ohne selbst geschossen zu haben. Es war auch weiterhin erlaubt, wie es aus alten Zeiten überliefert war, die errungene Königswürde auf einen anderen Schützenbruder zu übertragen oder diese von einem anderen käuflich zu erwerben. Das aber änderte sich 1897 durch Vorstandsbeschluß. Seitdem muß jeder Schütze selbst im Schießstand antreten. Seit welcher Zeit dann nur noch mit den Gewehren der Bruderschaft geschossen wird, ist nicht eindeutig festzustellen. In der Mitte des 19. Jahrhunderts setzte dann wiederum ein Niedergang des Schützenlebens ein. Zumindest was das Königsschießen anbelangt. Denn Mittelpunkt wurde die 1811 gegründete „Kranken- und Sterbelade“ in der St. Sebastiani-Bruderschaft. Diese Laden, wie sie von vielen Bruderschaften und Vereinen in dieser Zeit gegründet wurden, kann man als Vorläufer unserer heutigen Kran-

kenkassen und Lebensversicherungen ansehen. Hieraus resultierten zwar hohe Mitgliederzahlen in der Bruderschaft, jedoch das Schießen wurde mehr und mehr zur Nebensache. So blieb es nicht aus, daß auch das Vogelschießen aus vielerlei Gründen nicht mehr regelmäßig stattfand. Die Protokolle berichten davon, daß vor 1896 sogar einmal zehn Jahre lang kein Schützenfest mehr gefeiert wurde. Nachdem 1852 das Schützenfest noch im gebührenden Rahmen stattfand, wurde 1855 das Fest wegen Geldmangels abgesagt. 1856 kamen die Schützen zu einer seltsam anmutenden Lösung. Wegen mangelnder Vereinstätigkeit wurde die Königswürde am 18. Mai 1856 durch das Los ermittelt. Schützenkönig durch Auslosung wurde Franz Winands. 1859, 1866 und 1871 mußte das Schützenfest wegen Kriegszeiten ausfallen. 1884 hatte die Polizei das Schießen als zu gefährlich auf der Schützenrute untersagt, und 1894 standen zu viele andere Feste Ratinger Vereine an. Der Niedergang schien so unvermeidlich. Zumal gegen Ende des Jahrhunderts durch die Gründung von Krankenkassen und Versicherungen der Bevölkerung auch noch eine wesentlich bessere Absicherung geboten wurde, als es die Lade der Bruderschaft vermochte. Die Bruderschaft erlebte dadurch einen bedrohlichen Mitgliederschwund, so daß letztendlich alle Aktivitäten zum Erliegen kamen und das Ende der Bruderschaft absehbar wurde. Wären da nicht einige beherzte Männer gewesen, die eine Reform der Bruderschaft durchführten, mit dem Hauptaugenmerk auf die alten Traditionen. In der Folge wurden im Frühjahr 1896 vier Kompanien gegründet, die sich, vereint in der erneuerten St. Sebastiani-Bruderschaft, deren Satzung unterstellten. In dieser Satzung waren die alten Traditionen festgeschrieben und wurden in der Folgezeit auch in würdiger Weise im Brauchtum zu neuem Leben erweckt. So konnte die Bruderschaft neu erstehen und aufblühen. Begeisterung und Freude begleiteten und förderten den Aufschwung. Das Schützenfest 1896, welches am 14., 15. und 16. Juni gleichzeitig mit der Ratinger Kirmes gefeiert wurde, hatte jetzt echten Volks-



Schützenkönigskette der St. Sebastiani-Bruderschaft (Foto: Buschhausen)

festcharakter. Hatte man doch die traditionellen Feiern, die bislang vereinsintern und nur mit den Angehörigen abgehalten wurden, der Bevölkerung zugänglich gemacht. Der Krönungsball fand am darauffolgenden Sonntag, am 21. Juni, statt. Zum Gelingen des Schützenfestes war der Kauf eines vereinseigenen Festplatzes, auf dem Vogelschießen und Volksfest vereint nebeneinander möglich waren, ein großer Beitrag. Am 19. April 1896 wurde dazu ein Grundstück an der Bahnstraße erworben, welches diese Bedingungen erfüllte. Das war ein Teil des Geländes, auf dem bis vor kurzem die Calor-Emag stand. Das erste Schützenfest nach der Reform wurde so auch ein großartiger Erfolg. Johann Kirchgaesser, der Brudermeister (1879 bis 1901), verfaßte ein Protokoll des Festes, aus dem Freude und Überschwang herauszulesen sind. Nicht das alleine ist ein Grund dafür, diesen Bericht hier an dieser Stelle im Wortlaut wiederzugeben, sondern er bietet auch einen guten Vergleich mit dem heutigen Zeremoniell und dem Ablauf des Schützenfestes unserer Tage. Man kommt nach dem Lesen schnell zu der Erkenntnis, daß nach gut einhundert Jahren sich kaum etwas in der Abfolge geändert hat. Abgesehen von dem einen Punkt, daß es heute nicht mehr möglich ist, den eigenen Schuß auf einen anderen Schüt-

zenbruder zu übertragen. Das wurde dann ja auch sofort abgeschafft, und jeder mußte für sich den Schuß abgeben.

Johann Kirchgaesser schreibt: „Die Kirmestage des 14., 15., 16. Juni 1896 waren die längst ersehnten Tage, an welchen die St. Sebastiani-Bruderschaft das in früheren Jahren so feierlich begangene Schützenfest wieder in selber Weise feiern wollte, und versammelten sich am ersten Tage nachmittags 3 Uhr die Hauptleute der 4 Kompagnien mit ihren uniformierten Mannschaften nebst Oberst, Major und Adjutanten auf dem Festplatz. Von da bewegte sich der Zug, an der Spitze der reich galonierten Schützendienner (heute Schießmeister, Anm. Verf.), mit Federhut geschmückt, und dem silbernen Papagei, Musikkorps, Oberst, Major und Adjutant zu Pferde durch die reich beflaggte und belebte Hauptstraße der Stadt nach der Wohnung des Herrn Präses Const. Ostertag. Hier wurde Paradeaufstellung genommen und die inzwischen angekommene Schützengesellschaft von Neuß in Jägeruniform mit eingestellt. Die Fähnriche nebst Fahnenoffizier begaben sich in das Haus, nahmen die Fahnen in Empfang, wurden beim Austritt mit präsentierten Waffen und Musik empfangen und in die Kompagnien eingestellt. Während dessen bestiegen der Präses und der Brudermeister den bereitstehenden Wagen, und nun ging der stattliche Zug durch die geschmückte Straße bis zum Marktplatz am Bruderhause bei Johann Kaets, wo der alte Schützenkönig, mit dem Königssilber geschmückt, durch den Vorstand begleitet, unter Tusch der Musik in den Zug eintrat, welcher sich dann durch alle Straßen der Stadt bis zum Festplatz bewegte.

Als man sich nun nach dem anstrengenden Marsch bei 25 Grad Hitze in etwa erholt und erfrischt hatte, begann auf 3 dazu errichteten Stangen das Preisvogel- und Sternschießen (heute Ehrenvogel, Anm. Verf.). Natürlich wurde auch dem Bier fleißig zugesprochen, wobei auch mancher ein Glas über den Durst genommen hatte, auch mancher ohne Preis abziehen mußte.

So wurde es 1/28 Uhr, das Schießen eingestellt, die Kompagnien formierten sich und der Zug ging zurück zur Wohnung des Herrn Präses. Die Kompagnien zogen in ihre Stammlokale. Montag ging der Zug wieder vom Schützenplatz aus, um die Fahnen abzuholen, ebenso den alten Schützenkönig und zog dann durch die Hauptstraße dem Schützenplatz zu, wo sich der Herr Bürgermeister Eßer und die beiden Beigeordneten, Herr Joh. Schlöber, Architekt, und Apotheker Max Bretz, schon eingefunden hatten, welche von dem Herrn Präses begrüßt wurden, wobei Herr Bürgermeister ersucht wurde, den ersten Schuß zu tun im Namen Sr. Majestät unseres Kaisers und Königs. Der erste Beigeordnete gab den Schuß im Namen ihrer Majestät der Kaiserin und Königin ab, und der zweite Beigeordnete im Namen Sr. K. u. K. Hoheit des Kronprinzen.

Nachdem nun der Bürgermeister eine Ansprache in wohlwollendster Weise an die Bruderschaft gehalten, brachte derselbe ein Hoch auf Sr. Majestät Kaiser Wilhelm II. aus und wünschte dem Verein das beste Gedeihen. Nachdem der Ehrentrunk im Zelte gehalten war, begann das Schießen auf den Königsvogel. Obschon die Schützen demselben tüchtig am Zeug flickten und die 116 gezogenen Lose schon 1 1/2 mal durchgeschossen waren, kam am selben Tag kein Pfand herunter. Das Schießen wurde um 1/28 Uhr eingestellt und die Fahnen wie Tags vorher wieder weggebracht.

Dienstagnachmittag 3 1/2 Uhr wurden die Fahnen und der König wieder abgeholt und nach dem Schützenplatz gezogen, wo das Schießen mit vergrößerter Spannung fortgesetzt wurde. Bald wurde der rechte Flügel von Hermann Jaeger und der linke Flügel von August Wagner abgeschossen. Theodor Hartstein schoß den Schwanz und August Ostertag den Kopf nebst dem Holzklotz herunter und nun begann die harte Arbeit, die Platte für den Königsschuß. Obschon dieselbe fast mit jedem Schuß getroffen wurde, wollte sie nicht brechen. Bei Beginn der 3. Serie wurde der Spließnagel von der Vogelstange entfernt, aber die Platte kam noch nicht herunter. Als die Serie schon



Johann Kirchgaesser (1821 - 1911) war 1864/65 und dann ununterbrochen von 1879 bis 1901 Brudermeister. Seine Protokolle sind mustergültig geführt und stellen eine wertvolle Quelle für die Geschichtsschreibung dar

beinahe durchgeschossen, wurde vom Vorstand beschlossen, wenn dieselbe am Ende der Serie nicht herunter sei, so solle sie durch eine Büchse eine handbreit höher gelegt werden. Da ertönte auf einmal von allen Seiten ein Hurra! Ferd. Keil hatte für seinen Bruder Johann dieselbe abgeschossen. Im Triumph wurde der neue König Johann Keil von den Schützen zum Festzelt getragen und von allen Seiten beglückwünscht.

Nachdem sich nun die erste Aufregung in etwa gelegt hatte, hing ihm der Brudermeister das Königssilber um, proklamierte denselben zum Schützenkönig der Bruderschaft nebst einem dreifachen Hoch! Worauf derselbe mit Musikbegleitung vor die aufgestellten Kompagnien geführt wurde, die in einem Parademarsch vorbeisritten. Der König bestieg nun den bereitstehenden schön geschmückten Wagen nebst dem Präses und dem Brudermeister und wurde im Triumph durch die Stadt nach seiner Wohnung gebracht. Der Zug bewegte sich dann wieder zur Wohnung des Präses, wo die Fahnen abgegeben wurden. Die Kompagnien gingen in ihre Stammlokale. An dem darauffolgenden Sonntag wurde der Krönungsball bei Herrn Colling gefeiert. Von nachmittags 5 Uhr ab rollten die Wagen durch die Stadt, um den Hofstaat nach dem Festlokale zu bringen. Um 9 Uhr erschienen der Schützenkönig und die Königin und schritten, vom Hofstaat begleitet, durch die Spalier bildenden Kompagnien, während das „Heil dir im Siegerkranz“ ertönte, dem Throne zu, wo der Vorstand und das Offizierkorps dieselben empfing, der Vice-Präsident Heinrich Keusen sie begrüßte und beglückwünschte und ihnen die Lorbeerkränze aufsetzte, dem König den verdienten Orden anlegte und ein dreifaches Hoch auf die Majestäten ausbrachte.

Nachdem man sich erfrischt hatte, wurde der Tanzreigen eröffnet. Immer mehr füllte sich der Saal, immer lustiger wurde die Stimmung, und erst in später Morgenstunde endigte das schöne Fest.“

Soweit das vom damaligen Brudermeister Johann Kirchgaesser verfaßte Protokoll. Achtzehn Jah-

re konnte sich die Bruderschaft im Aufschwung weiter entwickeln und neu formieren, bis am 1. August 1914 die Mobilmachung und der Beginn des Ersten Weltkrieges das gesamte Bruderschaftsleben wieder für viele Jahre zum Erliegen brachte. Die Mitgliederzahl stieg bis zu diesem Zeitpunkt auf dreihundert aktive Schützen. Das für den ersten Sonntag im August komplett vorbereitete Schützenfest konnte schon nicht mehr gefeiert werden. Lediglich zum 1. April 1917 war noch einmal eine Generalversammlung einberufen worden, als es darum ging, den Verkauf des Schützenplatzes an der Bahnstraße zu beschließen. Käufer und neuer Eigentümer wurde die „Deutsche Lastautomobilfabrik AG“ (DAAG). Erst im November 1919 wurde dann die erste Generalversammlung nach dem Krieg einberufen und abgehalten. Sie war der Anfang einer erneuten Belebung der Bruderschaft. Am 5. und 6. September 1920 fand dann wieder ein Schützenfest statt. In Ermangelung des eigenen Schützenplatzes wurde an der Loh gefeiert. Im darauffolgenden Jahr 1921 feierte man im Saal von Strucksberg an der Oberstraße (heute Haus Nr. 26), und geschossen wurde im Stadtgraben am Kornsturm (Goldene Kull). Ab 1922 überließ die Stadtverwaltung der Bruderschaft den Kaiserplatz (Der Kaiserplatz war das damals noch unbebaute Gelände rund um die heutige Straßenkreuzung Post- und Beethovenstraße, Freiligrath- und Röntgenring). Das blieb dann

so, bis am 6. April 1927 das Gelände zwischen Brück- und Kreuzstraße, unser heutiger Schützenplatz, vom Grafen von Spee angekauft wurde. Am ersten Sonntag im August 1927 fand dann hier das erste Schützenfest statt. Die Bruderschaft war wieder im Aufschwung. Die Traditionen lebten wieder auf, und die Bruderschaft feierte mit Begeisterung ihre Schützenfeste nach althergebrachtem Brauch. Trotz Notzeit, Inflation und Arbeitslosigkeit gehörten bereits 1924 wieder 402 Schützen der Bruderschaft an. Bis 1926 wuchs die Mitgliederzahl weiter bis auf 500 aktive Schützen. Bis zum Beginn der nationalsozialistischen Herrschaft konnte die Bruderschaft unbeschwert und voller Freude die Schützenfeste nach der alten Tradition feiern und mit Leben füllen. Das änderte sich 1933, als die Einflußnahme der Nazis auf das Bruderschaftsleben immer größer wurde und letztendlich der diktatorische Druck bis zur Bedrohung für den Fortbestand der Bruderschaft anwuchs. Die Bruderschaft wurde von Parteispitzeln der NSDAP (Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei) beobachtet. Sie wurde jedoch nicht grundsätzlich als staatsfeindlich eingestuft, wenn auch die Tradition sowie die Brauchtumspflege und auch die kirchliche Bindung gar nicht in die Zielsetzung der Nazis paßten. Demgegenüber stand die Pflege des Schießsports, die gut in das Konzept der braunen Diktatoren, nämlich Wehrhaftmachung und



Schützenfest 1926: Fahnenweihe, verbunden mit dem Kreiskriegerverbandsfest. Die Schützen sind auf der unteren Düsseldorfer Straße angetreten. Rechts steht heute die Sparkasse. Weiter erkennt man auf der rechten Seite die Häuser der Familien Schorn und Schwaab sowie im Hintergrund die heutige Gaststätte „Zum Hirsch“. Links die Gleise der „Elektrischen“

Aufrüstung des deutschen Volkes, paßte. So kam es 1935 dazu, daß die Bruderschaft vor eine für das Überleben bedeutsame Entscheidung gestellt wurde. Die Nazis verlangten, daß die Satzung von 1932 auf das nazistische „Führerprinzip“ umgestellt werden müsse. Als weiteres wurde verlangt, daß die Bruderschaft sich dem „Reichsbund für Leibesübung“ anschloß. Hierin lag nun die eigentliche Heimtücke der Nazis. Entschied sich nun die Bruderschaft für den Beitritt, so wurde sie zu einem reinen Sportverein im nationalsozialistischen System, der keine kirchliche Bindung haben und pflegen durfte. Entschied sie sich aber dagegen, so wäre in der Folge die Bruderschaft als kirchlicher Verein eingestuft und verboten worden. Die Entscheidung fiel am 26. April 1936. Einstimmig, auf Empfehlung aller Hauptleute, entschied man sich für den Beitritt zum Reichsbund für Leibesübung. 1936 wurde dann die auf diesem Beschluß und dem Führerprinzip ausgerichtete Satzung verabschiedet. Aus dem Präses oder Vorsitzenden der Bruderschaft wurde so der „Vereinsführer“ und aus dem Schützenbruder, der „Schützenkamerad“. Bis auf weiteres konnte die Bruderschaft, abgesehen von den kirchlichen Feiern, die zwar weiterhin durchgeführt wurden und deren Teilnahme daran jedem Schützen freigestellt war, ihre Schützenfeste, wenn auch durch eine gewisse Überwachung belastet, soweit ungestört feiern. Doch für die Zukunft planten die „Braunen“ ganz anders, wie es sich dann 1938 auch ankündigte. Absicht war es, alle Traditionen und Bräuche zu unter-



Schützenfest 1933: die Bruderschaft feiert ihr 500jähriges Bestehen. Vor dem Lebensmittelgeschäft Werdelmann an der Ecke Becherner Straße/Wallstraße wartet die festlich geschmückte Kutsche auf den Vorsitzenden Willi Werdelmann. Rechts mit dem Federbusch Oberst Heinrich Krümmel

binden und den Zweck der Bruderschaft, die von den Nazis sowieso nur als reiner Schießsportverein angesehen und behandelt wurde, ganz auf die Ziele und Ideale der Nazi-Diktatoren einzustellen. So wurde zuerst einmal ein neuer Vereinsname vorgegeben. Der lautete „Sebastiani-Bruderschaft Anno 1433 Ratingen, Mitglied des Deutschen Schützenbundes im Nationalsozialistischen Reichsbund für Leibesübung“. Das auf kirchliche Bindung hinweisende „Sankt“ wurde gestrichen. Das Schützenfest betreffend, sollte neben der Verlegung des Festtermins auch nur noch ein Fest aller Schießsport treibenden Vereine aus Ratingen stattfinden. Der Mittelpunkt des Festes wäre dann die Ehrung des „Meisterschützen“, der vor dem Fest zu ermitteln sei. Der Thron sollte dem Meister-

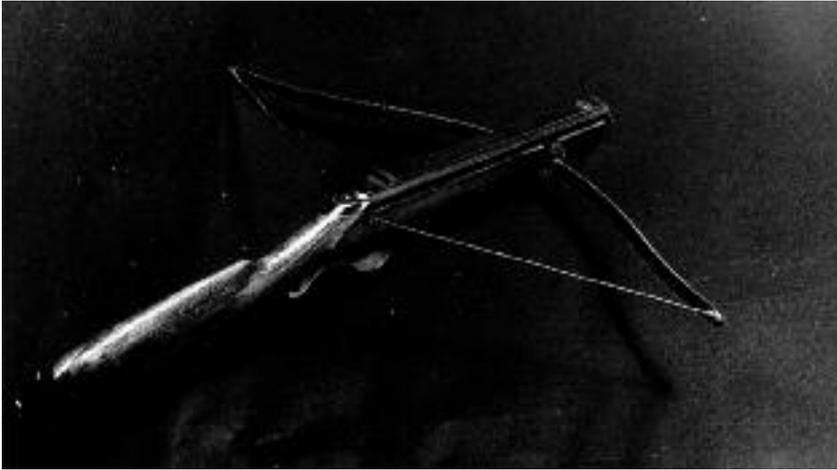
schützen, den Vogelschützen und den Pfänderschützen vorbehalten bleiben. Kirchliche Feste und Vogelschießen am Festtag sollten verboten werden. Doch diese Zukunftsvisionen zerstörte der Beginn des Zweiten Weltkrieges am 1. September 1939. Wieder einmal erstarb das Leben in der altherwürdigen und von den Nazis arg bedrängten Bruderschaft, sieht man ab von den einzelnen Übungsschießen, die noch bis 1943 gelegentlich stattfanden.

Nach fünfzehn Jahren Krieg war Ratingen, wie die meisten deutschen Städte auch, eine Ruinenstadt. Not, Hunger und unvorstellbares Elend waren der Alltag. Das gesellschaftliche Leben lag völlig darnieder. Aber trotz alledem wurde bereits 1946 vom noch bestehenden Bruderschaftsvorstand aus der Vorkriegszeit der Versuch

Griech. Spezialitäten

Tel. 0211 453777

TAVERNAKI  
 GRIECH. SPEZIALITÄTEN  
 TANNENSTRASSE 19  
 40476 D/DORF  
 TEL. 0211-453777  
 Öffnungszeiten MON-SAMSTAGS  
 11:30 bis 2:40  
 SONNTAG RUHETAG  
 TISCH RESERV. ERFORDERLICH



Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts wurde mit der Armbrust auf den Vogel geschossen, dann wurde sie vom Gewehr verdrängt. In den ersten Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg kam die Armbrust jedoch wieder zu Ehren, da die britische Besatzungsmacht den Besitz und den Gebrauch von Schußwaffen untersagte

unternommen, die Bruderschaft wieder mit neuem Leben zu füllen. Die Zusammenkünfte am 25. Januar, 29. August und 17. Oktober 1946 dienten in erster Linie zur Vorbereitung einer Generalversammlung und zweitens dazu, Überzeugungsarbeit zu leisten, um die Widerstände in der Ratinger Bevölkerung zu brechen, die sich der Bruderschaft entgegenstellten, weil sie durch das Schützenwesen ein neues Aufleben des Militarismus befürchteten. Nach der gerade überstandenen Katastrophe hatte man einfach die Nase voll von Uniformen, Orden und besonders vom Schießen. In dem ersten Nachkriegs-Bürgermeister, Dr. Gemmert, hatte die Bruderschaft aber einen tatkräftigen Mitstreiter für ihre Interessen, der diese auch bei der Militär-Regierung vertrat und der Bruderschaft jegliche Förderung zusagte, damit die alte Tradition und das Brauchtum neu erstehen konnten. So erwirkte Dr. Gemmert bei der Militär-Regierung die Genehmigung, daß die Bruderschaft wieder mit ihren Fahnen, soweit sie im Krieg nicht verloren gingen, und in Uniform mit Ordenschmuck öffentlich bei festlichen Anlässen auftreten konnte. Verboten war es jedoch, Kriegsorden, Gewehre, Degen oder andere Hieb- oder Stichwaffen mitzuführen. Nun konnte die erste Generalversammlung nach dem Krieg einberufen werden. Sie fand dann am 3. November 1946 statt. Auch wurde der Bruderschaft durch die Militär-Regierung die Genehmigung erteilt, das Schüt-

zenfest wieder nach der gewohnten alten Tradition zu veranstalten. Nur das Schießen mit Gewehren auf den Vogel unterlag einer Einschränkung. Aber auch hier wurde für Abhilfe gesorgt. In der Manier der früheren Jahrhunderte wurde mit der Armbrust geschossen. Zwei dieser mittelalterlichen Waffen liebte man sich dazu bei den Düsseldorfer Schützen aus. So wurde dann am ersten Sonntag im August 1947, trotz herrschender Not- und Hungerzeit, das erste Nachkriegs-Schützenfest gefeiert. Der Kaiserplatz wurde von der Stadt, wie schon mal in den zwanziger Jahren, als Festplatz zur Verfügung gestellt. Erster Nachkriegs-Schützenkönig, mit der Armbrust ausgeschossen, wurde Johann Lipperson von der Bürgerkompanie. Bis 1950 mußten auch die folgenden Schützenfeste auf dem Kaiserplatz gefeiert werden, bis dann 1951 der bruderschaftseigene Festplatz an der Brückstraße wieder genutzt werden konnte. Seit Kriegsende war dieser nämlich als Kleingartengelände an ca. 50 Kleingärtner zum Anbau von Obst und Gemüse vergeben, was in der Notzeit zum Überleben eine äußerst wichtige Maßnahme war. Zum Schützenfest 1952 erhielt die Bruderschaft von der Besatzungsbehörde die Erlaubnis, mit Luftgewehren zu schießen – und seit 1954 wird, wie heute noch, mit dem 6 mm KK-Gewehr geschossen. Die alte Tradition war jetzt wieder endgültig hergestellt. Bis dahin hatte der Vorstand mit dem Aktiven-Korps

und nicht zuletzt jeder einzelne Schütze dazu seinen Anteil beigetragen, die alten Traditionen und das Brauchtum wieder zu ehrwürdiger Geltung zu bringen. Viel Überzeugungsarbeit bedeutete es, den alten Schützengeist wieder aufleben zu lassen. Besondere Anstrengungen waren nötig, die Jugend für die Schützenideale zu begeistern und den Nachwuchs zu sichern. All dieses gelang in den ersten zehn Nachkriegsjahren. In den einzelnen Kompanien hatten sich Jungschützengruppen gebildet. Hier kam eine Begeisterung für das Schützenwesen auf, die der Vorstand anerkennen mußte und das auch tat, indem er 1951 für die Jungschützen einen eigenen Vogel aufziehen ließ und ein Jungschützenkönig ausgeschossen wurde. Hans Kröll II von der Hubertuskompanie war der erste Jungschützenkönig der Bruderschaft. „Kronprinz“ war 1951 noch der Titel, der aber im folgenden Jahr in den bis heute gebräuchlichen Titel „Jungkönig“ geändert wurde. Den Aufschwung, den die Bruderschaft in diesen Jahren nahm, belegen am besten die Mitgliederzahlen: 1947 waren es 308 Schützen, 1948 bereits 386, 1949 422, 1950 466, und bis 1955 stieg die Zahl weiter auf 537 aktive Schützen an. Heute zählt die Bruderschaft stolze 712 aktive Schützen. Die Demokratisierung Deutschlands und das Anhalten friedlicher Zeiten seit nunmehr über 50 Jahren haben auch viel dazu beigetragen, daß die alten Traditionen erneut aufblühten und sich festigen konnten. Neben der bereits vorhin erwähnten jüngeren Tradition, nämlich des Jungkönigsschießens, kam dann 1981 noch das Schülerkönigsschießen hinzu. Erster Schülerkönig der Bruderschaft wurde dabei Michael Klapdor von der Bürgerkompanie. Betrachtet man nun den Verlauf der Tradition und des Brauchtums von den Anfängen im ausgehenden Mittelalter bis hin zum heutigen Tag, so erkennt man, daß über die Zeit der Jahrhunderte sich nichts Grundlegendes geändert hat. Erkennen läßt sich aber deutlich die Wandlung des Schießens von den Bemühungen um eine wehrhafte Streitmacht für die Stadt und den Landesherrn in ein mit großem Aufwand ausgeführtes gesellschaftliches Fest für

die gesamte Stadt. Die Reformation und Erneuerung der St. Sebastiani-Bruderschaft im Jahre 1896 war hierfür besonders maßgebend in der Hinsicht, Traditionen zu bewahren und sie als Brauchtum zu feiern und mit Leben zu füllen. Daß die Tradition noch lange Zeiten so bleiben wird, wie sie früher begann und wie sie noch heute ist und für die Zukunft so bleiben soll, dafür tragen wir Schützen der St. Sebastiani-Bruderschaft die Verantwortungspflicht gegenüber unserer Bruderschaft und unserer Heimatstadt Ratingen.

Abschließend möchte ich noch kurz einige der vielen althergebrachten Traditionen mit Brauchtumscharakter nennen: Da wäre an erster Stelle die Feier des Sebastianus-Tages im Januar, verbunden mit der Winter-Generalversammlung. Weiter das Begleiten des Allerheiligsten bei den Fronleichnamsprozessionen in der Pfarre St. Peter und Paul in Ratingen-Mitte und der Pfarre Heilig-Geist in Ratingen-West, sowie bei der Kirchweihprozession am

Sonntag der Ratinger Kirmes in der Pfarre Herz-Jesu in Ratingen-Ost. Des weiteren die Begleitung der verstorbenen Schützenbrüder auf dem letzten Gang mit der Bruderschaftsfahne und Abordnungen der einzelnen Formationen. Im sozialen Bereich ist es immer noch eine gute Tradition und Brauch, ein Sterbegeld an den oder die Hinterbliebenen zu zahlen. Besonders hervorzuheben ist das Engagement der einzelnen Kompanien, die zur Linderung von Not in vielerlei Fällen sich lobenswert einsetzen. Zuletzt sei auch noch die Tradition und das Brauchtum vom guten Essen und Trinken genannt. Schon seit Jahrhunderten begleiten und verschönern Festmahle und Gelage die Festlichkeiten der Bruderschaft. In alten Urkunden, Bruderschaftsrechnungen und Schriften ist uns überliefert, wann und wo sie gehalten wurden, und geben uns Auskunft darüber, wieviel für gutes Essen, Wein, Bier und Branntwein ausgegeben wurde. Also kann es nicht falsch sein, daß auch diese Tradition des gu-

ten Essens und Trinkens von den Schützen lebendig gehalten wird, auch wenn das einzelnen Mitbürgern mißfällt.

Helmut Pfeiffer

Quellenhinweise, soweit nicht durch Anmerkungen besonders erwähnt:

Crescelius, Wilhelm, in Zeitschrift des Bergischen Geschichtsvereins, Bd. 10, 1874, S. 76 bis 80, Die Bergischen Schützenfeste im 17. Jahrhundert.

Dr. H. Eschbach, in Beiträge zur Geschichte des Niederrheins, Jahrbuch des Düsseldorfer Geschichtsvereins, Bd. 2, 1887, Die St. Sebastiani-Bruderschaft zu Ratingen.

Büter, Heinz, Aus der Geschichte der St. Sebastiani-Bruderschaft Anno 1433, 1958.

Anmerkungen:

- 1) StA-Rtg. Urkunde
- 2) StA-Rtg. NK 5-3, Bl. 2
- 3) Die Urkunden und Schriften waren zur Sicherheit während des Zweiten Weltkrieges ausgelagert und gingen in den Wirren des Kriegsendes 1945 verloren. Hierzu: Schriftwechsel H. Pfeiffer/Dr. Eckardt, Stadtarchiv Wuppertal, Sept. 2001
- 4) StA-Rtg. MF 60 Nr. 89
- 5 + 6) Aus dem Protokollbuch der St. Sebastiani-Bruderschaft.

# job Start

Mehr gibt's unter: Tel.: 0 20 51 / 940-326  
oder [www.aok-rheinland.de](http://www.aok-rheinland.de)

**AOK Rheinland**  
**Regionaldirektion Kreis Mettmann**  
**Fachservice Marketing**  
**Friedrich-Ebert-Str. 123**  
**42549 Velbert**

3-

## Gutschein

Bitte senden Sie mir kostenlos:

- Job Start, das Berufsstarterpaket
- Campus Kompaß, die Info-Zeitung für Studienbeginner
- Infos über eine eigene Krankerversicherung bei der AOK Rheinland
- Job Start - Die CD-ROM für Berufseinsteiger

Name, Vorname

---

Strasse

---

PLZ, Ort

---

Telefon

Krankenkasse

---

-Unterschrift-

Ich bin damit einverstanden, daß die AOK Rheinland meine personenbezogenen Daten für Servicezwecke erhebt, speichert und nutzt und mich in diesem Rahmen über ihren Beitragssatz sowie ihre Leistungsangebote postalisch / telefonisch informiert. Falls ohne telefonische Kontaktaufnahme nicht gewünscht ist, bitte das Feld "Telefon" streichen.

**AOK**  
Die Gesundheitskasse

# Heinrich von Kleist

\* 18. Oktober 1777  
Frankfurt/Oder

† 21. November 1811  
Berlin



Heinrich von Kleist (1777 - 1811). Miniatur in schwarzem Holzrahmen.  
Kopiert von der Originalminiatur des Peter Friedel (1801) zwischen 1831 und 1837.  
Kopist unbekannt. Im Besitz des Kleist-Museums Frankfurt (Oder)

## Der verlegene Magistrat

*Eine Anekdote*

*Ein H...r Stadtsoldat hatte vor nicht gar langer Zeit, ohne Erlaubnis seines Offiziers, die Stadtwache verlassen. Nach einem uralten Gesetz steht auf ein Verbrechen dieser Art, das sonst der Streifereien des Adels wegen, von großer Wichtigkeit war, eigentlich der Tod. Gleichwohl, ohne das Gesetz, mit bestimmten Worten aufzuheben, ist davon seit vielen hundert Jahren kein Gebrauch mehr gemacht worden: dergestalt, daß statt auf die Todesstrafe zu erkennen, derjenige, der sich dessen schuldig macht, nach einem feststehenden Gebrauch, zu einer bloßen Geldstrafe, die er an die Stadtkasse zu erlegen hat, verurteilt wird. Der besagte Kerl aber, der keine Lust haben mochte, das Geld zu entrichten, erklärte, zur großen Bestürzung des Magistrats: daß er, weil es ihm einmal zukomme, dem Gesetz gemäß, sterben wolle. Der Magistrat, der ein Mißverständnis vermutete, schickte einen Deputierten an den Kerl ab, und ließ ihm bedeuten, um wieviel vorteilhafter es für ihn wäre, einige Gulden zu erlegen, als arkebuisiert zu werden. Doch der Kerl blieb dabei, daß er seines Lebens müde sei, und daß er sterben wolle: dergestalt, daß dem Magistrat, der kein Blut vergießen wollte, nichts übrig blieb, als dem Schelm die Strafe zu erlassen, und noch froh war, als er erklärte, daß er, bei so bewandten Umständen am Leben bleiben wolle.*

*Gulden*

Duisburger Str. 23 · 40885 Ratingen **freecall** 0800-3551200

Herz-Apotheke 



## Aktiv genießen.

Wir wissen wie

Bei uns bekommen Sie die richtigen Tipps, damit Sie fit bleiben. Vertrauen Sie dem Fachmann zum Thema Gesundheit.

Wir sind für Sie da.

Lintorfer Apotheke 

Speestraße 4 · 40885 Ratingen **freecall** 0800-3101100



## Karl Kronen

Malermeister

Malerarbeiten aller Art

Am Potekamp 3  
40885 Ratingen-Lintorf

Tel. 021 02 - 34778  
Fax 021 02 - 3991 08

# Rena

Moden

von Größe 36 - 48

Montags - Freitags  
9.30 - 13.00 und 15.00 - 19.00 Uhr  
Samstags 9.30 - 16.00 Uhr

☎ 021 02 / 37443

Speestr. 27 · Ratingen-Lintorf

## Rickys Barbierstube

Frisiersalon  
Ursula Peters

Am Löken 46 · 40885 Ratingen-Lintorf  
☎ 021 02 / 34283

Neubauten

**Franz und Rainer**

exklusive Bäder

# Steingen

GmbH

Sanitäre Installationen seit 1945

Internet: [www.steingen-sanitaer.de](http://www.steingen-sanitaer.de)

Telefon: 0 21 02 / 3 56 79

Privat: 0 21 02 / 3 75 30

Fax: 0 21 02 / 3 74 55

Altbausanierung

Kundendienst

*Neuraltherapie*  
*Homöopathie*  
*Ozontherapie*  
*Irisdiagnose*  
*Chiropraktik*  
*Akupunktur*  
*Ohrakupunktur*  
*Sportmedizin*



Sprechzeiten nach Vereinbarung  
 Am Speckamp 16 · 40885 Ratingen  
 Telefon 02102-35349 · Telefax 02102-399640

**Einfach anziehend,  
diese Winter-Mode**

**VICTOR**  
SPEESTRASSE

Speestr. 12 · 40885 Ratingen-Lintorf · Tel 02102-733084  
Mo.-Fr. 9 -13 und 15-18.30 Uhr, Sa. 9.30-13 Uhr geöffnet

D♦E♦A♦L

EDWIN®

FRANSA

GIN TONIC

SAND  
WICH

TAIFUN  
CLOTHING SA

VIA APPIA



FENSTER · TÜREN · SICHERHEIT

**FRIEDO ECKERT  
BAUELEMENTE GmbH**



**Unser Lieferprogramm:**

- Fenster und Türen aus Kömmerling-Kunststoff, Holz, Aluminium
- Rolläden und Vorsatzrolläden aus Kunststoff, Aluminium
- Rolladenantriebe, Garagentorantriebe
- Beschläge, Zylinder, Schließanlagen
- Mechanische Sicherheitssysteme
- Vergasungen aller Art
- Insektenschutzgitter, Markisen, Safes

**Unser Dienstleistungsprogramm:**

- Reparatur aller Fensterfabrikate
- Wartung von Fenstern und Türen
- Beseitigung von Einbruchschäden
- Kostenlose Sicherheitsberatung vor Ort
- Umrüsten auf Sicherheitsbeschläge
- Nachrüsten von mechanischen Sicherungen

**Angebote erstellen wir kostenlos!**

*Und was können  
wir für Sie tun?*

Alle o.g. Bauelemente werden geliefert und durch unsere kompetenten Mitarbeiter montiert, einschließlich aller erforderlichen Nebenarbeiten.

**Büro + Ausstellung:**

Krummenweger Straße 21 · 40885 Ratingen  
Tel.: (0 21 02) 3 48 78 · Fax: (0 21 02) 3 73 26  
E-Mail: [friedoeck@aol.com](mailto:friedoeck@aol.com)

# VOM BOVERT

GmbH

- ▼ 3D-Badplanung
- ▼ Solartechnik
- ▼ Heizung, Öl + Gas
- ▼ Sanitär
- ▼ Brennwerttechnik
- ▼ Komplett-Bäder

Rosenstraße 23 · 40882 Ratingen  
Tel. ☎ 02102/846558 · Fax 02102/846227  
<http://www.vombovert.com>

**24-Stunden-Notdienst**

Die Teamwerker

Wir sind immer für Sie in Aktion

# Hellbark

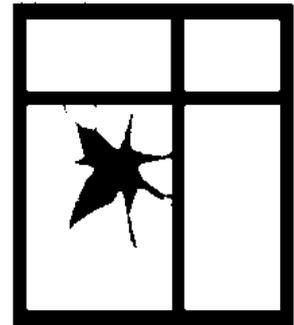
Täglich durchgehend  
von 9.00 bis 19.00 Uhr,  
samstags von 9.00 bis 16.00 Uhr  
geöffnet

Lintorf - Speestraße 18 - 20  
Telefon 32895

## GLASEREI PETRIKOWSKI

Inh. Jörg Petrikowski

- Reparatur- und Neuverglasung
- Ganzglastüren
- Spiegel
- Tischplatten
- Ganzglasduschen



Lintorfer Straße 30 · 40878 Ratingen · Telefon 0 21 02 / 2 65 64 · Fax 0 21 02 / 2 29 88



Speestraße 26, 40885 Ratingen-Lintorf  
☎ 0 21 02 / 7 06 97 34

## Zigarrenhaus Hamacher

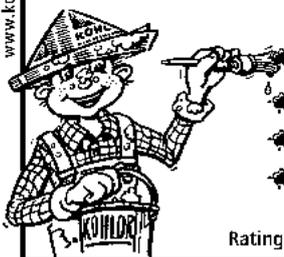
Tabakwaren - Zeitschriften - Lotto - Reisen



**PRESSE**  
Fachhandel

40885 Ratingen-Lintorf  
Konrad-Adenauer-Platz 14  
Telefon 0 21 02/3 33 12

**K<sup>®</sup> maler kohl**



- Maler-/Lackierarbeiten
- Tapezierarbeiten
- Außenanstriche
- und vieles mehr...

Ratingen-Lintorf • Tel. 02102 - 175 93

[www.kohl-ratingen.de](http://www.kohl-ratingen.de)

[www.optimalerpartner.de](http://www.optimalerpartner.de)

## WEGA REISEN

Moderne Reisebusse in allen Größen  
für In- und Auslandsfahrten

Siemensstr. 23 - 25 - 40885 Ratingen-Lintorf  
Telefon 02102/ 32055  
Telefax 02102/934422

Immer, wenn der Winter naht,  
wartet man in unserer Stadt,  
in jedem Haus, an jeder Ecke,  
voll Sehnsucht auf die neue „Quecke“.

Sie stillt schon fast seit ewiger Zeit  
den Hunger auf die Neuigkeit.

Sie bietet uns zum Lesen an,  
was man sonst nirgends finden kann.

Doch ist es immer so gewesen,  
der Mensch lebt nicht allein vom Lesen.  
Er will, das soll man nicht vergessen,  
dazu auch etwas Gutes essen!

Danach muß er nicht lange suchen,  
ob Brötchen, Brot, ob leckeren Kuchen,  
für jeden ist etwas dabei –  
in Vogels kleiner Bäckerei!

**Dorfbäckerei**  
**• Lintorf •**  
**GÜNTER VOGEL** 

Duisburger Straße 25 + Speestraße 19 · Telefon 32198

**Die kleine Bäckerei mit dem großen Geschmack!**

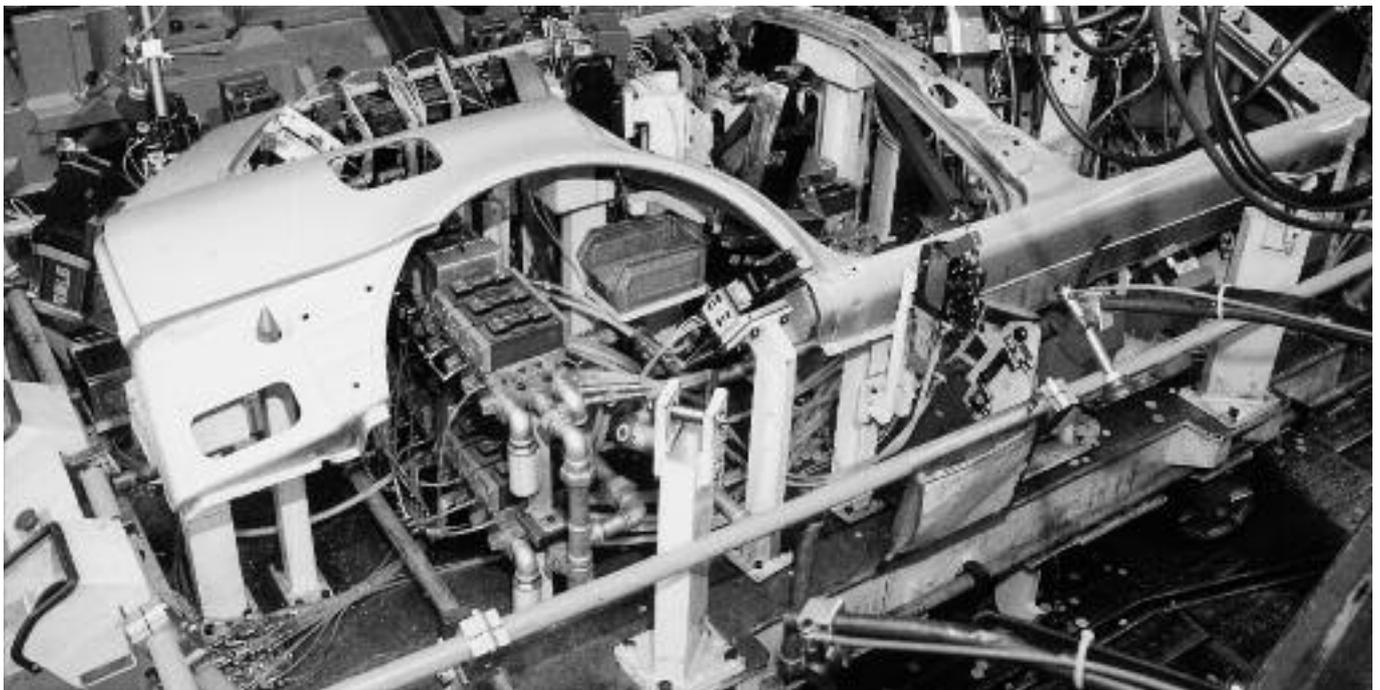
**Fliesen - Marmor - Granit**

*Giegling Zuhmann*  
GmbH+Co.KG.

**Fliesenlegermeister**

Siemensstraße 20  
40885 Ratingen-Lintorf  
Telefon (0 21 02) 3 12 86  
Telefax (0 21 02) 3 47 98

## Komponenten für die Rohkarosseriefertigung



**TÜNKERS®**

TÜNKERS® Maschinenbau GmbH · Am Rosenkoth 8 · 40880 Ratingen  
Postfach 10 17 16 · 40837 Ratingen · Germany · Telefon 0 21 02 / 45 17 - 0  
Telefax 0 21 02 / 44 58 08 · <http://www.tuenkers.de> · <http://www.tunkers.com>



# Ratingen vor dem Ersten Weltkrieg

(Fortsetzung)

Die Ratinger Zeitung von 1906 ist im Stadtarchiv nicht mehr vorhanden. Ich möchte mich daher in diesem Bericht zunächst auf das Archiv der Pfarrgemeinde St. Peter und Paul beziehen. In der Quecke Nr. 70 hatte ich geschrieben, daß Pfarrer Weyers, der fast 40 Jahre in Ratingen gewirkt hatte, zu Weihnachten 1905 verstorben war. Sein Nachfolger wurde der bis dahin als Religionslehrer an der Mädchenschule an der Oststraße tätige J.P.H. Offermanns. Am 1. März wurde dieser ernannt, am 29. April 1906 durch den Dechanten Frank von Wittlaer feierlich eingeführt. Die Bevölkerung nahm sowohl an der kirchlichen Feier wie auch an der weltlichen im Strucksberg'schen Saal großen Anteil. Am 4. April 1908 wurde er zum Dechanten im Dekanat Ratingen ernannt. Im Dezember 1911 versetzte man ihn (man kann es auch „beförderte“ nennen) nach Neuss. Für unsere Kirche in Ratingen, vor allem aber für die Wohnverhältnisse der geistlichen Herren hat er manches bewegt und angeregt, damit aber auch das Stadtbild in der Innenstadt verbessert.

(Zitat): „Am 8. Juni 1906 beschließt der Kirchenvorstand die Anschaffung einer neuen Thurmuhr mit drei Zifferblättern, Viertel- und Halbstunden-Schlagwerk auf zwei neuen Glocken, ein kleines Schlagwerk in der Kirche, sowie eine elektrisch verbundene Sakristeiuhr nach dem von Herrn Wilhelm Beckmann in Ratingen als Vertreter der Firma Ed. Korfhage u. Söhne in Buer, Reg.-Bez. Osnabrück, vorgelegten Kostenschlag zum Preis von 2981 Mark. Eine alte Uhrglocke wurde von der Firma zum Preise von M. 1,50 pro Kilo in Tausch genommen. Die Stadt gab zur Anschaffung dieser Uhr einen Betrag von 500 Mark. Im August desselben Jahres wurde die Uhr zum ersten Mal in Betrieb gesetzt“. Die Beckmanns (Wilhelm, Hans und Willy) haben diese Uhr so getreu gewartet – jede Woche mußten im Turm die Gewichte hochgezogen werden – daß sie mehr als ein halbes Jahrhundert zuverlässig lief, von den Beschä-

digungen durch die Bomben 1945 einmal abgesehen. Erst im März 1964 wurde sie durch eine neue, voll elektrifizierte ersetzt. Die Zifferblätter leuchten zwar heute etwas besser als die früheren, die alte Zuverlässigkeit ist leider nicht mehr erreicht worden.

Im Innern der Kirche gab es in diesem Jahr zwei Anschaffungen: (Zitat): „Am Feste Mariae Opferung 1906 beim Dreizehnstündigen Gebet wurde zum ersten Mal eine neue silber-vergoldete spätgothische Monstranz, geliefert von der Firma Wilms u. Münster in Düsseldorf, zum Preis von M. 1800,-, in Benutzung genommen.“ Die alte, kostbare, aber auch schwerere Monstranz nahm man von da ab nur an Hochfesten.

(Zitat): „Am Weihnachtsfeste 1906 wurde eine neue, von der Firma Winning in Düsseldorf zum Preise von M. 900,- gelieferte Krippe zum ersten Male auf dem Josephsaltar aufgestellt.“ Diesen Platz hat die Krippe (auch eine neue) bis heute behalten, der Josephsaltar ist inzwischen auf die andere Seite gerückt worden. Am 1. August 1906 beschloß der Kirchenvorstand den Verkauf des Mülhlerhofes, der bis dahin zur „Vikarie St. Annae“ gehörte. Nach der erteilten Genehmigung durch die erzbischöfliche Behörde und des zuständigen Ministers gingen 36

ha, 36 ar, 38 qm am 1. November in den Besitz des Düsseldorfer Kaufmanns Robert Zapp über. Der Kirchenvorstand war dadurch in der Lage, die sehr feuchten und schlechten Wohnungen der Kapläne in der „Grünstraße“ durch neue zu ersetzen.

Dazu versagte zunächst Bürgermeister Jansen die Baugenehmigung. Die Kirchengemeinde habe erst Straßenbaubeträge zu zahlen, da die „Grünstraße“ keine historische Straße sei. Diese Ansicht wurde nach einem Einspruch durch den Regierungspräsidenten widerlegt. So konnte am 30. März 1907 mit dem Bau der drei neuen Kaplaneien begonnen werden. Die Baupläne waren von Baumeister Jean Schlößer in Ratingen angefertigt, der auch die Bauleitung übernahm. Die Ausführung des Baues – mit Ausnahme der Schreiner- und Malerarbeiten – wurde dem Baugeschäft Gebr. Schlößer übertragen. (Zitat): „Am 1. Juli 1907 waren die Kaplaneien unter Dach und konnten im November desselben Jahres bezogen werden. Jedoch sollte kaum einer der damaligen Kapläne in dieselben einziehen.“ Das war wohl am meisten dem „Hochw. Herrn Peter Wilhelm Jansen, Benefiziat B.M. V.“ gegönnt worden, der seit dem 26. August 1871 in Ratingen tätig gewesen war, der aber am 27. Juni 1907 verstarb. Kaplan Sarburg –



Die alte Kaplanei in der „Grünstraße“ (Grütstraße) im Jahre 1907, kurz vor dem Abriß



So bot sich die „Grünstraße“ im Jahre 1914 dem Betrachter, kurz vor der (Wieder)umbenennung in „Grütstraße“. Links die 1907 erbaute neue Kaplanei

seit Januar 1906 „Deservitor des Beneficiums St. Huberti et St. Catherinae“ – wurde am 10. August 1907 nach Rheinbach versetzt. Für ihn kam der Neupriester Johann Mohnen aus Geilenkirchen im September, dem auch die o. g. Vikariestelle übertragen wurde.

Kaplan Mohnen blieb bis zum 15.11.1913. Da wurde er an die Lambertuspfarre in Düsseldorf versetzt, weil er als Redakteur der „Wacht“ (Organ des kath. Junglingsvereins) tätig werden sollte. Er ist später Pfarrer in Erkrath geworden und hat sich dort auch nach dem Zweiten Weltkrieg noch recht intensiv für die Belange des „Zentrums“ eingesetzt.

Von den übrigen Kaplänen ist noch bekannt, daß Kaplan Wilhelm Knorr am 16.9.1911 zum Pfarrer in „Calcum“ ernannt wurde. Am 16. März 1912 kam „Caplan Vaaßen“, bis dahin in „Call“ i.d. Eifel. Den habe ich selbst noch als kleiner Junge in der Grütstraße 4 (heute Nr. 8) wohnend erlebt. Er wurde dann Pfarrer in Wittlaer und ist dort vor allem auch als Kunstförderer und im Krieg als „Kunstschützer“ bekannt geworden.

Pastor Offermanns haben die neuen Wohnungen der Kapläne so gut gefallen, daß er auch ein neues Pfarrhaus beschließen ließ. So meldete am 28. August 1907 die Rater Zeitung (Zitat): „Zum Neubau einer Pastorat an der Stelle, wo jetzt noch das Küsterhaus Samans steht (damals Markt 14, heute Kirchstraße 1), ist die Genehmigung erteilt worden. Man wird voraussichtlich im nächsten Frühjahr mit dem Bau beginnen.“

Das ist wohl auch so geschehen, wie ich aus den Erzählungen meiner Eltern weiß. Im Mai 1908, als mein Bruder Heinrich als 2. Kind geboren wurde, lebten sie in einer Notwohnung. August 1909, bei



Die alte Vikarie an der Ecke Kirchgasse/Grütstraße diente bis 1908 als Küsterhaus. Nach dem Abriß wurde auf dem Grundstück ein neues Pastorat errichtet, das 1909 fertiggestellt wurde

der Geburt meiner Schwester Anna, waren sie bereits im alten Pastorat (Grütstraße 8 - heute Nr. 12) eingezogen.

Die Zeitung berichtete von der Fertigstellung der neuen Pastorat 1909 erst, als dort zum ersten Mal eingebrochen worden war.

Nachfolger von Dechant Offermanns wurde Pfarrer Johannes Bierfert, der durch Dechant Zitzen (Kaiserswerth, vorher Lintorf) am 3. März 1912 feierlich eingeführt wurde. Pfarrer Bierfert, bei dessen Schwestern in der Küche ich mit

meiner Schwester oft wie zu Hause war, war ein väterlicher „Hirte“ seiner Gemeinde. Den organisatorischen Anforderungen, die Mitte der zwanziger Jahre auf den Pfarrer zukamen, wich er aus und ließ sich nach Lechenich versetzen.

In der Hauptsache ging es da um die Verwirklichung von Plänen für drei neue Kirchen. Neben dem Kirchenbau-Verein für Tiefenbroich war am 4. Januar 1913 auch einer für Ratingen-Ost gegründet worden. In einer Versammlung unter dem Vorsitz von Rektor Sanders hatte Pfarrer Bierfert gewünscht, daß „dem Christkind bald ein neues Wohnhaus in einer neuen Kirche bereitet werden könne“.

Zweimal kam in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg der Bischof nach Ratingen. Am 15./16. Juni 1908 hat Kardinal Fischer ca. 1400 Knaben und Mädchen der hiesigen Pfarrei (einschl. Homberg) das Sakrament der Firmung gespen-

det. Am 30. Oktober 1910 waren es dann „nur“ 570 Firmlinge, denen er das Sakrament spendete. Anschließend visitierte er die „Marienschule“ an der Grabenstraße und verlieh Herrn Edmund Wellenstein das „Goldene Erinnerungskreuz pro Pontifice et Ecclesiae“.

Einige Neupriester konnten in ihrer Heimatstadt ihre Primiz feiern: Peter Kever am 10. März 1912. Er wurde Vikar in Sieglar bei Troisdorf. Am 8. April 1914 feierten die Franziskaner-Patres Camillus Rüb (Graf-Adolf-Straße) und Aloysius



Das neue Pastorat an der Ecke Kirchgasse/Grütstraße vom Westturm der Pfarrkirche St. Peter und Paul aus gesehen. Heute befindet sich dort das Katholische Familienbildungswerk

Holl (Hochstraße), die am 3. April in Paderborn zu Priestern geweiht worden waren. Ein Bruder von diesem, Peter Norbert Holl, war bereits am 7. 12. 1913 in Bahia (Brasilien) geweiht worden.

Dem von einigen Kirchenbesuchern geäußerten Wunsch nach einer eigenen Kindermesse kam man übrigens auch nach. Sonntags um 9 Uhr gab es ab 2. Mai 1909 eine eigene Messe für die Schulkinder, somit nun sechs hl. Messen am Sonntagvormittag.

Einen überraschenden Schlußsatz enthält eine Nachricht aus dem Kirchenarchiv: „Im Juni 1907 wurden die Glocken von dem Glockenhänger Nic. Schilz aus Dudeldorf, Reg.-Bez. Trier, umgehängt und mit Patentachsen versehen, wodurch das Läuten der Glocken bedeutend erleichtert wurde. Von da ab wurde auch das Läuten bei Beerdigungen nicht mehr von Frauen, sondern von Männern besorgt.“ (Weil es leichter geworden war?)

Positive Folge dieser Arbeiten war aber wohl auch, was am 21. August 1910 die Ratinger Zeitung berichtet: „Nachdem der alte Glockenstuhl im Kirchturm durch einen eisernen ersetzt worden war, werden drei neue Glocken geweiht, die zwei kleinsten werden nicht mehr gebraucht. Das Gesamt-Geläut hat jetzt einen harmonischen Klang. Zu den alten in b-des-ges gestimmten Glocken passen die neuen in es-f-as.“

Diese Glocken wurden im Ersten Weltkrieg – wie übrigens auch der Soldat auf dem Denkmal am Markt – zum Einschmelzen abgeholt, in den zwanziger Jahren wurden neue angeschafft, die dann im Zweiten Weltkrieg wieder abgegeben werden mußten – und auf einem Feld bei Hamburg vergammelten. Längst sind wieder neue angeschafft, aber die alten drei – St. Katharina (in ges), die „Märch“ (in b) und St. Peter und Paul (in des) bilden immer noch den Grundakkord. Am 21. 9. 1910 erhielt der Turm neuen Schmuck: „Der (vergoldete) Hahn und der Knopf (Tonne) sind wieder aufgesetzt worden.“ Die sind inzwischen noch mindestens zweimal erneuert worden.

Nach diesen zahlreichen Neuigkeiten aus der katholischen Pfarrgemeinde habe ich aus dem letzten Jahrzehnt vor dem Ersten Weltkrieg auch einige Nachrichten für die evangelischen Christen:

Am 24. April 1908 wurde die Luisenschule, vornehmlich für die evangelischen Mädchen gedacht, an der aber auch einige Jungen unterrichtet wurden, feierlich eingeweiht. Die Weiherede hielt Herr Pfarrer Kolffhaus. Leiterin der Schule war Fräulein zu Nieden.

Am Jungengymnasium gestaltete den evangelischen Religionsunterricht überwiegend Herr Kühnel, der am 1. Oktober 1909 als Probekandidat zum Oberlehrer ernannt worden war. Wenn wir – ich

war von 1928 bis 1934 Schüler des Gymnasiums – dienstags und freitags um 7.15 Uhr Schulmesse hatten, besuchten die evangelischen Mitschüler einen Gottesdienst bei Herrn Kühnel in einem Schulraum. Studienrat Kühnel wurde m. W. 1934 von den Nazis in Pension geschickt.

An der evangelischen Volksschule hat in jenen Jahren lange Rektor Wilhelm Winternheim gewirkt. Am 20. April 1910 war er 50 Jahre als Lehrer tätig gewesen und erhielt deswegen den königlichen Kronenorden 4. Klasse. Am 29. April wurde er feierlich durch Herrn Schulrat Kreuz verabschiedet, die gesamte Lehrerschaft bereitete ihm am 30. April einen Abschiedsabend.

Sein Nachfolger wurde ab August 1910 Herr Rektor Kuhlén. Am 26.



Der langjährige Leiter der evangelischen Volksschule, Rektor Wilhelm Winternheim, im Jahre 1912, zwei Jahre nach seiner Pensionierung

Oktober 1913 wurde ein neuer Pfarrer eingeführt. Dieses so bedeutsame Ereignis möchte ich mit folgendem Zitat aus der Ratinger Zeitung ausführlich würdigen:

„Ratingen, Mittwoch, den 29. Oktober 1913: Sonntag Vormittag erfolgte in einem Festgottesdienst durch Herrn Superintendent Bleyer aus Erkrath die Einführung des Herrn Pfarrers Sjuts. Die Kirche trug Festschmuck und war bis auf's äußerste gefüllt. An dem späteren Festessen im Restaurant Burg nahmen ca. 80 Personen teil. Das Kaiserhoch brachte Herr Su-

perintendent Bleyer aus. Herr Kirchmeister Stinshoff brachte ein Hoch auf den neuen Herrn Pastor und seine Angehörigen aus. Herr Tierarzt Tacke dankte im Auftrag des Presbyteriums den Ehrengästen für ihr Erscheinen. Als Vertreter des Kreises begrüßte auch Herr Landrat, Geheimer Regierungsrat von Beckerath, den neuen Herrn Pastor und betonte, daß die Jugendpflege in Ratingen ein dankbares Feld sei. Weitere Ansprachen hielten die Herren Bürgermeister Jansen und Baum und Gemeindevorsteher Stinshoff in Vertretung des Herrn Bürgermeisters Fricke, Hubbelrath, und Herr Rektor Kühlen als Vertreter der evangelischen Lehrerschaft. Herr Pastor Sjuts dankte in humorvollen Worten. Nachdem Herr Pfarrer Hosse, Düsseldorf, ein Hoch auf das Presbyterium ausgebracht, dankte der Vater des Herrn Pastor im Namen der Familienangehörigen für die feierliche Aufnahme. Die im Laufe des Nachmittags im Lokale Strucksberg stattgefundene Festversammlung war stark besucht. Herr Superintendent Bleyer



Johannes Sjuts war von 1913 bis 1936 Pfarrer an der evangelischen Stadtkirche

begrüßte die Versammlung; seine Worte klangen aus in ein Hoch auf den Kaiser. Weitere Ansprachen hielten Herr Pfarrer Hosse, der frühere Pfarrer und jetzige Direktor der Diakonen-Anstalt in Duisburg, Herr Giese, die Herren Pfarrer Bierfert, Ratingen, und Kruse, Lintorf, der Amtsvorgänger des Herrn Sjuts, Herr Pfarrer Kolfhaus, Godesberg, Herr Kirchmeister Stinshoff und Herr Pfarrer Sjuts."

Wie oben erwähnt hatte Bürgermeister Jansen die Ansicht vertreten, die „Grünstraße“ sei keine „historische Straße“ gewesen. Auf diese Frage ging auch der Direktor des Gymnasiums, Dr. Johannes Petry, in einer am 10. Januar 1914 in der Rater Zeitung veröffentlichten Untersuchung ein:

Dr. Petry stellte fest, daß „Grünstraße“ eine „ziemlich sinnlose Entstellung eines historischen Namens“ sei. Bereits in einem Verzeichnis der Vikarie Unserer Lieben Frau in der Pfarrkirche hieß es 1495: „dat huys in der gruytstraten gelegen gehört up den altair und liegt gegen dem Cormeliter huys.“ In einem Schreiben an die herzogliche Regierung vom 17. 7. 1596 war die alte Quartier-Ordnung erwähnt. Danach bildeten „die uff der Lintorffer- und Grutstrassen wönen“ das fünfte Quartier. Sie „soll’n sich uff derselben portzen (Lintorfer Tor) und zwischen der Querportzen finden lassen.“ Daraus folgert Dr. Petry: „Unzweifelhaft gehört die Grütstraße neben den vier Hauptstraßen, der Bechemer-, der Angermunder- oder Lintorfer-, der Oberstraße und der Vowinkler oder Düsseldorfer zu den ältesten unserer Stadt.“

Den Namen gab ihr – so Petry – das einst neben dem jetzigen katholischen Küsterhause (inzwischen Wohnung des Organisten) gelegene Grütthaus, worin der städtische Grüter die als Kunstge-

heimnis gehütete Zubereitung der Grüt betrieb.

Am 26. November 1341 hatten nämlich Graf Adolf von Berg und seine Gemahlin Agnes der Stadt Ratingen die „Bier-Grüt-Gerechsamkeit“ für das ganze Amt Angermund verliehen. Am 30. Mai 1510 verlieh dann Herzog Wilhelm von Jülich und Berg der Stadt Monopol und einen Wochenmarkt hinzu.

Dr. Petry führt dann weiter aus: „Welcher Unterschied besteht nun zwischen dem gewöhnlichen Bier, dem Grütbier, das man bei festlichen Gelegenheiten verschmähete, und dem eigentlichen Bier? Bei dem Grütbier verwandte man statt Hopfen wilden Rosmarin. Es ist dies eine strauchartige, sehr stark riechende Pflanze, deren Blätter den Rosmarinblättern gleichen, und deren weiße Blüten im Juni und Juli hervortreten. Sie war im Mittelalter, wo es bei uns noch mehr Heide und Torfmoore gab, sehr weit verbreitet. Da die Blätter und Zweige der Pflanzen viel Gerbestoff enthalten und scharf narotisch sind, so war wohl das Grütbier berauschender als unsere heutigen Biere. Wir dürfen dabei aber nicht vergessen, daß unsere Altvordern trinkfeste Leute waren und meist stärkere Nerven hatten als wir moderne Menschen. Das Grütbier wurde im ganzen Mittelalter in Westfalen getrunken und schon im Jahre 1447 in Dortmund ausschließlich gebraut. In einer historischen Beschreibung dieser Stadt vom Jahre 1616 heißt es: „Gruit, welches in der Heiden wechset, auch Porsse genannt.“ Ebenso wurde schon 1437 der Stadt Düsseldorf die Accise und die Einkünfte der Grüt überlassen. Von gleicher Bedeutung war auch die Grüt für Cleve.

Mit der zunehmenden Kultur und der Verfeinerung des Geschmacks trat der Hopfen, der schon den Griechen und Römern bekannt



war, aber als Bierwürze erst seit der Zeit der Kreuzzüge verwandt und angebaut wurde, immer mehr in den Vordergrund und verdrängte die Grüt so sehr, daß sie als Fälschungsmittel galt.

Da nun der allgemein bekannte Gebrauch der Grüt dahinschwand, ging allmählich auch der Begriff verloren und damit das Verständnis für den Namen Grütstraße, die sich im Volksmunde in Grünstraße umwandelte."

Abschließend meint dann Dr. Petry: „Wäre es nicht an der Zeit, einer alten Straße, wenn sie auch durch Erbreiterung und neue hübsche Wohnungen ein modernes Gepräge bekommen hat, ihren ursprünglichen Namen, der die Erinnerung an einen einst hier blühenden Gewerbebezweig wach erhält, wiederzugeben und die nichtssagende und farblose Bezeichnung Grünstraße umzuändern in Grütstraße?“

Der Rat der Stadt folgte diesem Appell bereits am 5. Februar 1914 und beschloß diese Namensänderung.

Bei meinen früheren Berichten aus unserem Ratingen vor 100 Jahren habe ich immer einiges von den Schützen erzählt. Aus dem Jahre 1906 haben wir in Ingrid Höltgens Büchlein „Eine Eckamper Familie“ von ihrem Großonkel gelesen, als dieser König geworden war. 1907 war Hermann Bös von der „Tell-Companie“ der glückliche Schütze. Beim Krönungsball am 11. August brachte man um 12 Uhr auch seiner Frau Clara (geb. Singendonck) ein „Hoch“ zum Namens-tag aus.

In einer Generalversammlung der St. Sebastiani-Bruderschaft, von der am 14. Februar 1909 berichtet wird, gibt es einen Wechsel im Vorstand: Für Gustav Bovers wird Rechtsanwalt Dr. Nakatenus 1. Vorsitzender, August Wermeister



Die Gaststätte „Kaiserburg“ an der Ecke Lintorfer Straße / Grabenstraße wurde im Zweiten Weltkrieg zerstört

kommt neu in den Vorstand. Beim Schützenfest am 1. August 1909 wird Franz Grünewald von der Tell-Kompanie König. Der Krönungsball wird am 15. August in der „Kaiserburg“ gefeiert. Beim Preisschießen auf der „Kuckucker Kirmes“ erringt wieder einmal Max Wagner den ersten Preis.

1911 erwies sich der Königsvogel beim Schützenfest am 6./7. August als besonders zäh. Um 19 Uhr waren nur der Kopf und der rechte Flügel heruntergeholt worden. Kurz entschlossen legte man die Platte auf, die dann von Jakob Bergs (Tell-Kompanie) getroffen wurde. Die restlichen Pfänder wurden am Sonntag darauf ausgeschossen. Von der „Hohenzollern-Kompanie“ kam mit Josef Kramer 1912 der König.

Immer wieder drängte man in jener Zeit auf Einschränkung der Festtage. Am 22. August 1912 wurde dann beschlossen: Der Kirmesbesuch wird auf zwei Tage gekürzt – der Termin Anfang August bleibt! So feierte man 1912 vom 2.–4. August. Ein Konzert des 131. Inf. Regts. eröffnete am Samstagabend das Fest. König wurde

Bruno Breitkopf von der Tell-Kompanie.

Die seit mehr als zehn Jahren nur noch dahindümpelnde St. Peter- und Paul-Bruderschaft löste sich am 1. Juli 1913 auf und schenkte dem Heimatmuseum Königssilber, das Archiv und die Fahnen. Für einige Jahrzehnte bleibt nun die St. Sebastiani-Bruderschaft der einzige Schützenverein Ratingens.

Der Verkehrs- und Verschönerungs-Verein – unter dem Vorsitz von Dr. Einhaus, dem Chefarzt des Marien-Krankenhauses – übernahm am 7. Oktober 1913 die Vorbereitungen für die Durchführung des Martinszuges. Ein Antrag, ihn wegen der Möglichkeit der Anteilnahme der Väter am Sonntag ziehen zu lassen, wurde abgelehnt. Am Montag, 10. November 1913, wurde er mit 2800 Kindern unter Begleitung von fünf Musik-Kapellen in gewohnter Weise durchgeführt. Erstmals gab es wohl in den einzelnen Schulen eine Prämierung von selbst gebastelten Fackeln durch Mitglieder des Komitees.

Otto Samans

**WOHNEN IST LEBEN**

**form und raum**

INNENEINRICHTUNG

LINTORFER STRASSE 31 · 40678 RATINGEN CITY  
 TEL.: 0 2102/2 70 37 · FAX: 0 2102/2 71 46  
 Medien Zentrum/Grabenstr., 50 m entfernt

# Gute Nachbarschaft

Gern erinnere ich mich an meine Kindheit und Jugend und an die gute Nachbarschaft, die wir erlebt haben. Neben meinem Elternhaus an der Düsseldorfer Straße 30, die in der Hitlerzeit Hindenburgstraße hieß, wohnte im Haus Nr. 32 Familie Schwaab. Schwaabs hatten fünf Kinder: Josef, Käthe, Hans, Fritz und Berni. Schorns hatten sieben Kinder: Willi, Else, Toni (Antonie), Karl, Heinz, Jupp und Hanni.

Als ich etwa fünf Jahre alt war, besuchte meine Mutter mit mir an der Hand die über 80jährige Oma Maria Schwaab, allgemein „et Micke“ genannt, die in der Küche in ihrem Sessel saß. Für diese Besuche nahm meine Mutter sich immer Zeit, obwohl sie in unserem Haushalt mit den vielen Kindern und im Garten viel Arbeit hatte. Außer Frau Schwaab wurde auch die alte Frau Flaskamp besucht, die im Hinterhaus der Hufschmiede Adolf Lepper an der Düsseldorfer Straße 34 gewohnt hat.

Zwischen Schwaabs Hof und Garten und unserem Gelände mit Hof, Werkstatt, Gatterschuppen und Obstgarten, der zugleich als Holzlagerplatz diente, gab es im Zaun immer ein Loch, durch das die jüngeren Kinder hin- und herkrochen, während die großen sich über den Zaun schlangen. Besonders eng waren Fritz Schwaab und mein Bruder Jupp damals befreundet. Aber auch Schwaabs Jüngster, Berni, fand oft den Weg zu uns. Er war ein Fan meines Vaters, den er bewunderte und verehrte. Sonntags erschien er zum Nachtisch bei uns und sagte: „Onkel Norn Pudding essen.“ Deutlich sprechen konnte er noch nicht. So nannte er sich selbst „Nerni Maab“. Mit Berni sowie mit Fine und Berti Neveling, die auch in der Nähe wohnten, spielte ich „Schule“. Als ältestes dieser Kinder war ich damals schon Lehrerin.

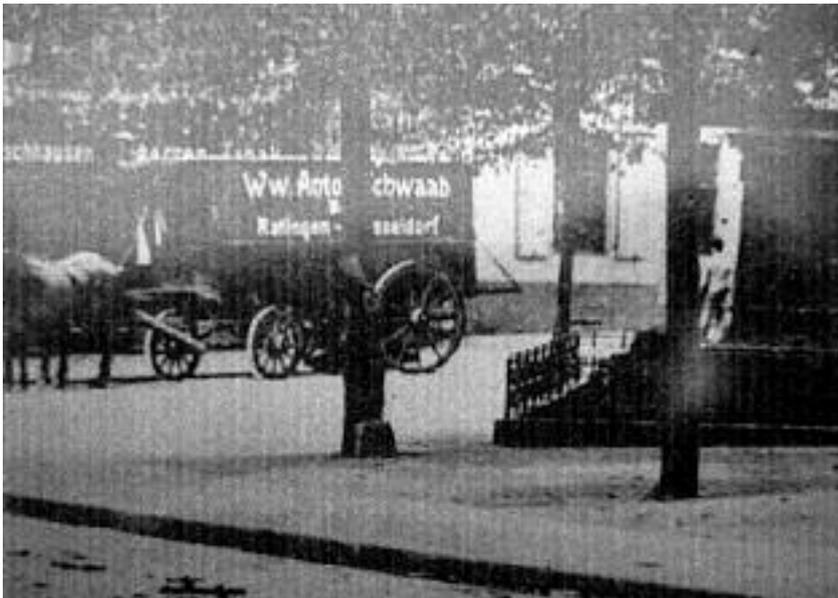
Vater Bernhard Schwaab betrieb, wie schon sein Vater Anton Schwaab, mit Pferden und Wagen Gütertransport zwischen Ratingen und Düsseldorf. Im Stall standen



Die Düsseldorfer Straße Ende der 1940er Jahre. Links vorne das Haus der Familie Schwaab, daneben das Haus der Familie Schorn und das alte Gebäude der Sparkasse. Rechts muß die Linie 12 an der Endhaltestelle noch rangieren, um nach Düsseldorf zurückfahren zu können



Im Garten der Stellmacherei Schorn 1933. Man spielt „Tennis“ über ein provisorisches Netz mit selbst gebauten Schlägern aus Holz. Von links: Josef, Willi und Heinz Schorn, auf der Bank Wilhelm J. Schorn mit Spitz Lotte, Ehefrau Elisabeth, Berni Schwaab und Hanni Schorn, dahinter Antonie Schorn



Fuhrwerk der Spedition Schwaab um 1900 auf dem Ratinger Marktplatz. Rechts erkennt man den Sockel des 1889 errichteten Kriegerdenkmals

zwei Pferde, der große und der kleine Max, wie sie genannt wurden. Später fuhr der älteste Sohn Josef mit einem Lastwagen, mit dem er in den Zweiten Weltkrieg einrücken mußte. Bis zum Don ist er damit gekommen. Während Josef Heimaturlaub hatte, ist der Lastwagen dort beim Rückzug unserer Truppen stehen geblieben. - Josef kam an seinem Geburtstag im Mai 1945 zu Fuß aus Rußland heim. Dabei hat er, wie er mir erzählte, viel Gastfreundschaft erfahren. Nie mußte er um Essen bitten, immer wurde er eingeladen, und wenn er um ein Nachtlager in der Scheune gebeten hat, durfte er fast immer in einem frisch bezogenen Bett schlafen.

Am 7. August 1939, also kurz vor Ausbruch des unseligen Krieges, starb mein Vater am „Herzschlag“, wie man damals sagte. Es war ein Schützenfest-Montag. Ich war 17 Jahre alt. Für unseren Nachbarn Bernhard Schwaab, der schon mit meinem Vater zusammen zur Schule gegangen ist und der sein Kamerad in der Reserve-Kompagnie war, ging mit Vaters Tod das Schützenfest zu Ende. Er kam sofort heim und trauerte mit uns.

Am Ende des Zweiten Weltkrieges rückte die Nachbarschaft noch enger zusammen. Anfang 1945 fielen nicht nur Bomben, sondern es schlugen auch Granaten aus allen Himmelsrichtungen ein, weil wir rundum eingekesselt waren.

Die kleinen Häuser an der Hindenburgstraße 30 bis 34 waren nicht oder nur wenig unterkellert, so daß wir Zuflucht im Keller der Sparkasse fanden. Dort schlugen wir unsere Betten auf und schliefen wie eine große Familie dort unten. Da waren auch der Schmiedemeister Adolf Lepper und aus dem Seitenflügel der Sparkasse Frau Margarethe Weidenbusch mit Tochter Christel und Frau Böhme dabei. In

der Sparkasse wohnte auch Familie Kirsch mit den Töchtern Margot und Helga.

Meine älteste Schwester Else erwartete ihr drittes Kind und lag im St. Marien-Krankenhaus. Ich hatte bei Dürr Urlaub genommen, um ihre beiden Söhne Heribert, 2 1/2 Jahre alt, und Stephan, 15 Monate alt, zu betreuen. Mit ihnen schlief ich auch im Sparkassenkeller. Wir Erwachsenen - ich war inzwischen 23 Jahre alt - saßen abends in der Waschküche zusammen und klönten. Dort wurden auch die Kinder gebadet. Eines Abends war ich in die Wohnung gegangen, um für die Kinder Brei zu kochen. Als ich wieder nach unten kam, hatte Frau Weidenbusch den Heribert schon in die Wanne gesteckt und schrubbte ihn. Aber er brüllte: „Du sollst mich nicht baden! Du sollst mich nicht baden! Die Tante Hanni soll mich baden!“ Ich war froh, daß das schon erledigt war, denn ich mußte den Stephan ja noch baden und für das Essen sorgen. - Die gute Nachbarschaft zeigte sich auch ein andermal. Im Keller stand ein Körbchen, voll mit kaputten Kinderstrümpfchen. Es gab ja keine neuen, und so mußte man immer wieder die Löcher stopfen. Eines Tages war das Körbchen weg. Ich



Das frühere Gebäude der Sparkasse an der Ecke Düsseldorfer Straße/Grabenstraße. Im linken Teil der Sparkasse wohnten 1945 die Familien Weidenbusch und Böhme. Ganz links das Haus der Familie Schorn.

Zeichnung von Juliane Wichert



Hinterhof des Hauses Schwaab. Heute befinden sich hier Garagen, früher die Ställe für die Pferde

dachte: „Wer kann denn schon was mit den kaputten Strümpfchen anfangen?“ Wenige Tage später stand das Körbchen wieder da. Alle Strümpfe waren gestopft. Die liebe Frau Böhme hatte mir die Arbeit abgenommen. - Das sind nur einige Beispiele für die gute

Nachbarschaft, die damals bei uns geherrscht hat. Das blieb auch so.

Als ich 1961 mein erstes Auto, einen gebrauchten schwarzen Käfer, für 3000 DM kaufen konnte, durfte ich es in Schwaabs Garage Nr. 5 preiswert einstellen. Und nicht nur das! Josef zeigte mir, wie

man ein Auto mit Wasser aus dem Schlauch und mit Schwamm und Leder säubert. Waschanlagen gab es wohl noch nicht, oder wir hatten kein Geld dafür. Auch sonst stand Josef mir als erfahrener Autofahrer mit Rat und Tat zur Seite, und meine Autobatterie durfte ich oft an Schwaabs Ladestation aufladen. Meinem ersten Auto gab ich den Namen „der kleine Max“, während Josefs Lastwagen für mich „der große Max“ hieß. Er stand da, wo früher die Pferde gestanden hatten. Die Garage bei Schwaabs behielt ich auch, als ich später zur Minoritenstraße 5 und zur Wiesenstraße 18 umzog, bis ich mein letztes Auto verkauft habe.

Als im Juli 1982 der Verein „Ratinger We-iter“ gegründet wurde, erklärte Elisabeth Schwaab, Josefs Ehefrau, schon bald ihre Mitgliedschaft. Sie gehörte einer Wandergruppe an. So waren wir durch den Verein weiterhin verbunden, bis die gute Lisbeth am 16. März 2002 gestorben ist.

Am 22. Mai 2002 ist Josef Schwaab 91 Jahre alt geworden. Ab und zu besuche ich meinen guten alten Nachbarn. Ihm widme ich diese Zeilen. Bei meinem Besuch gestern habe ich sie ihm als erstem vorgelesen. Josef sagte: „Unsere Familien waren über drei Generationen weg Nachbarn. Mein Großvater hat das Haus 1880 gekauft.“ Bei mir war es wohl der Urgroßvater etwas früher. Die Kaufurkunde ist im Krieg verbrannt, ebenso wie die eichene Standuhr meiner Großeltern. Der junge Uhrmacher Rudi Broden hatte sie in einem Urlaub zum Gehen und Schlagen gebracht. Rudi ist am Ende des Krieges im Alter von 22 Jahren gefallen. Und mein Elternhaus an der Düsseldorfer Straße 30 steht inzwischen auch nicht mehr, wohl aber das kleine rote Haus unserer Nachbarn an der Düsseldorfer Straße 32.



Noch steht das kleine rote Haus der Familie Schwaab an der Düsseldorfer Straße 32, während das Haus der Familie Schorn dem Neubau der Sparkasse weichen mußte

Hanni Schorn

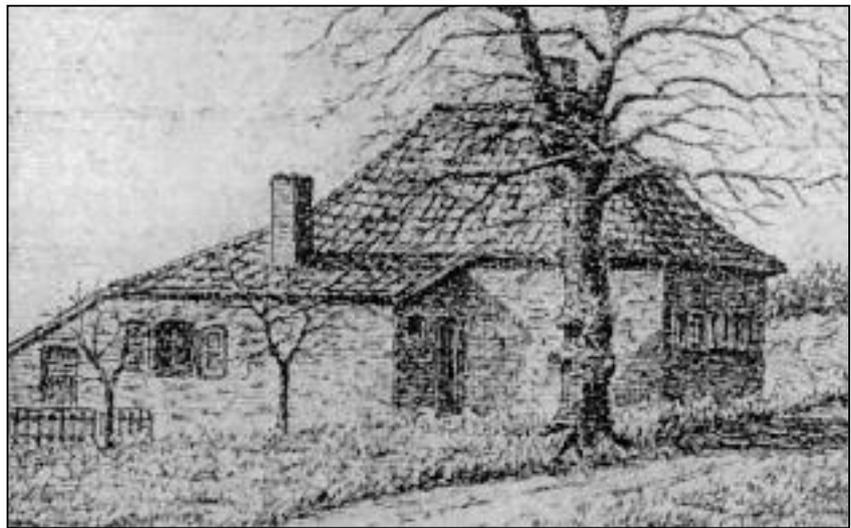
**Am zweiten Dienstag jeden Monats veranstaltet der VLH einen Vortragsabend im ehemaligen Lintorfer Rathaus.**

**Beginn: 19.30 Uhr · Der Eintritt ist frei · Gäste sind herzlich willkommen.**

# Das alte „Mühlenkämpchen“ musste dem Verkehr weichen

Alte Ratinger können sich noch an den alten Kothen erinnern, der bis in die 20-er Jahre des vorigen Jahrhunderts am Hang des Angertales auf dem Weg von der Stadt zur alten Wasserburg Haus zum Haus lag und ein außerordentlich romantisches Bild bot. Er gehörte seit gut zwei Jahrhunderten zum Gräfllich Speeschen Besitz, bevor er beim Ausbau der Hauser Allee zur Umgehungsstraße mit zwei Fahrspuren schließlich dem Verkehr weichen musste. Geblieben ist von dem alten Kothen, den Karl Granderath vor dem Abbruch noch in einer Zeichnung festhielt, heute eigentlich nur der Name, den er dem angrenzenden Weg gab: Mühlenkämpchen. Der Weg führte einst von der Stadt an dem Kothen vorbei zur Wasserburg „Zum Haus“ und zu der dazu gehörenden Hausermühle. Und die stellte über viele Jahrhunderte eine harte Konkurrenz zu den beiden städtischen Mühlen, nämlich Angermühle und Schimmersmühle, dar. Obwohl die Bürger durch den Mahlzwang unter Strafe verpflichtet waren, ihr Getreide in den Stadtmühlen mahlen zu lassen, scheinen die Ratinger wegen der Zuverlässigkeit der jeweiligen Mühlen und der dadurch bedingten besseren Bedienung häufig der Hausermühle den Vorzug gegeben zu haben. Die Hausermühle war eine der ältesten Wassermühlen an der Anger und wurde in den vielen kriegerischen Auseinandersetzungen der Jahrhunderte immer wieder von marodierenden Söldnern ausgeplündert und zerstört. Zuletzt war sie 1815 neu ausgebaut worden, diente bis 1845 als Mehlmühle und wurde dann als Ölmühle betrieben, bevor sie 1902 durch einen Brand zerstört wurde. Die Überreste und Grundmauern der ehemaligen Hausermühle wurden erst in den 20-er Jahren des vorigen Jahrhunderts beim Ausbau des an dieser Stelle errichteten Angerbades beseitigt.

Wie alt das Mühlenkämpchen selbst war, lässt sich heute nicht mehr genau feststellen. Auf jeden Fall wird das Mühlenkämpchen bereits im ausgehenden 16. Jahr-



Das „Mühlenkämpchen“, wie es Karl Granderath Mitte der 20-er Jahre vor dem Abbruch in einer Zeichnung festhielt

hundert in städtischen Urkunden erwähnt. Und zwar in Zusammenhang mit der vom städtischen Abdecker für sein übelriechendes Geschäft benutzten „gemeine Schindskaul“, die – wie in der „Geschichte der Stadt Ratingen“ zu lesen ist – „in unmittelbarer Nachbarschaft des Baumgartens des Hauser Vorhofs Mühlenkämpchen lag und den Besitzern des Hauses zum Haus daher höchst un bequem war“. Diese Auseinandersetzung dauerte mit der fortlaufenden Nennung des „Mühlenkämpchens“ von der ersten urkundlichen Erwähnung im Jahre 1594 bis zur Beilegung des Streites am 26. Januar 1788. Als Graf Spee in den Besitz der Wasserburg Haus zum Haus gekommen und die Brügelmannsche Fabrik angelegt worden war, wurde der Abdeckereiplatz in die äußerste Ecke der so genannten Hauser Kuhweide verlegt. Und damit endete der Streit und die urkundliche Benennung des Mühlenkämpchens.

In der Folgezeit diente es u.a. als Haus für die Gräflichen Jäger und sonstigen Bediensteten, bis Ende der 20-er Jahre des vorigen Jahrhunderts die moderne Technik heftig an die Türe klopfte. Ein Lastkraftwagen kam von dem nur schlecht ausgebauten Feldweg ab, prallte gegen das Mühlen-

kämpchen, durchbrach die Mauer und blieb im Wohnzimmer stehen. Zum Glück wurde dabei niemand verletzt, aber das Haus war so stark beschädigt, dass es abgebrochen wurde, zumal es dem gerade anlaufenden Ausbau und der Verbreiterung des Weges zur späteren Hauser Allee auf zwei Fahrspuren ohnehin als Verkehrshindernis im Wege stand. Vermutlich ging seit dem Mittelalter – wie Ulrich Rauchenbichler und Erika Stubenhöfer in ihrem Buch „Ratinger Straßennamen“ berichten – auf dem heutigen Hauser Ring ein alter Pilgerweg an dem „Mühlenkämpchen“ vorbei, der zum Grab des hl. Suitbertus in Kaiserswerth führte. Bis in das 19. Jahrhundert wurde der schon in Urkunden des 15. Jahrhunderts als „pilgrams Strate“ oder „Pilgrimsgate“ genannte Weg immer noch als „Pilgerweg“ oder auch „Heiligenweg“ bezeichnet.

Bei der Beseitigung des „Mühlenkämpchens“ blieb zur Freude der Ratinger die neben dem Haus stehende große Linde mit ihren dicken Mistelbüschen im Geäst zunächst erhalten und wurde in den Fußweg eingebaut. Aber auch sie ist mittlerweile der Axt zum Opfer gefallen, und an das „Mühlenkämpchen“ erinnert nur noch der Name des vorbeiführenden Weges.

Dr. Richard Baumann

# Die Rater City in den 30er Jahren und heute

Da wir heute in unserer Stadt Ratingen so viele Geschäftsschließungen haben, besann ich mich auf die Zeit, als ich in den 30er Jahren nach Ratingen kam. Zur damaligen Zeit gab es noch viele gesunde Familiengeschäfte und Handwerksbetriebe in der Innenstadt. Ich will versuchen, eine Reihe davon zu nennen. Mittelpunkt der Stadt ist die Kirche St. Peter und Paul. Davor liegt das Bürgerhaus. Einst war es Rathaus, Museum und Bücherei, dann wurde es Gaststätte der Brauerei Frankenheim.

Am Markt beginnt die Oberstraße. Im Eckhaus zur Becherner Straße war das Herrenausstattungs-geschäft „Thomas“, später „Auf-terbeck“. Jetzt ist das Haus renovierungsbedürftig und wird umgebaut. Daneben war das Lebensmittelgeschäft „Beck“, heute befindet sich darin das Kaffeege-  
schäft Tchibo<sup>1)</sup>.

Nebenan war das Lederwarengeschäft „Max Beckmann“. Das Wappen der Sattlerzunft ist heute noch am Balkon zu erkennen. Jetzt ist dort das Schuhgeschäft Deichmann. Nachbarn waren damals die „Fräulein Singendonck“, daneben befand sich die Wirtschaft „Beckmann“. Dort saß immer ein großer Hund an der Türe. Heute sind dort die Dresdner Bank und das Hotel Altenkamp. An der

Ecke zur Brunostraße war „Kaisers Kaffee“, jetzt Reisebüro Tonnaer. Nebenan war die Metzgerei „Hummelsbeck“, heute ist darin das Marktcafé Iland.

Zur Oberstraße hin gab es das Lebensmittelgeschäft „Berta Hennes“. Es war bekannt für seine sehr gute Butter. Dort stand immer eine kleine Tonne auf der Theke, und die Butter wurde abgeschabt. Nebenan war die Wirtschaft „Cremmer“. Dort ist jetzt das Optikergeschäft Broden. Nachbar war das Lebensmittelgeschäft „Höhndorf“. Das Geschäft wurde später aufgelöst und zu einem großen Kino umgebaut. Daneben war das ele-

gante Schreibwaren-, Glas- und Porzellangeschäft „Wagner“, später zog Tengelmann dort ein. Im nächsten Haus war „Photo Buschhausen“. Jetzt sind dort ein Modegeschäft und ein Schuhgeschäft.

Etwas zurückliegend kam dann das Feinkost- und Lebensmittelgeschäft „Holland“. Heute ist dort eine Filiale der Bäckereikette Kamps. Wo sich jetzt der Telefonladen befindet, war früher das Schuhgeschäft „Geschwister Löhner“. In der heutigen Obertor-Apotheke war einstmal das Damenhutgeschäft „Ellinghaus“. Danach kam die Wirtschaft „Strucksberg“. Dort gab es einen großen



August Wagner betrieb an der Oberstraße eine Schreibwaren- und Buchhandlung, in der auch „Galanteriewaren“, Porzellan und Spielwaren verkauft wurden



Das „Kaiser's Kaffee-Geschäft“ an der Ecke Brunostraße/Oberstraße, wie es vor dem Krieg aussah. Heute befindet sich an seiner Stelle das Reisebüro Tonnaer

Saal, in dem die Feste wie Schützenfest und vor allem Karneval gefeiert wurden. Im wiederaufgebauten Saal wurde nach dem Krieg das „Metropol-Theater“ eingerichtet. Heute gibt es dort einen Drogeriemarkt. Im gleichen Haus war ein großer Torbogen, weil dort früher eine Brauerei war. Hier hatte „Hohmann“ ein Obst- und Gemüsegeschäft. Später entstand hier das Schuhgeschäft „Gille“. Nebenan war das „Café Burg“, heute Café Feit.

An der Ecke zur heutigen Kornsturm-gasse waren nach dem Krieg das Lebensmittelgeschäft „Edel-

1) Inzwischen ist „Tchibo“ in ein anderes Ladenlokal an der Oberstraße umgezogen (M.B.)



Das Lebensmittel- und Feinkostgeschäft von Gustav Holland vor der Zerstörung im Zweiten Weltkrieg. Das Ladenlokal ist wahrscheinlich wegen eines Geschäftsjubiläums festlich geschmückt

stolz" und das Radiogeschäft „Norres". Nachbarn waren die Geschwister „Pinternagel". Sie waren bekannt bei Gartenbesitzern, denn dort gab es Sämereien. Man bekam auch gute Ratschläge für den Anbau. Neben an befand sich das Haus von „Sanitätsrat Schaafhausen". Daneben kam das große Textilgeschäft von „Peter Albert Tack", später „Karl Daleiden", dann Woolworth und heute Linde.

Der Jude „Levy" hatte neben an eine Metzgerei. Heute ist dort eine Eisdiele. Im Haus Oberstraße 46 war die Drogerie „Karmann und Bovers", später „Haneke". Jetzt ist dort ein Obstgeschäft eingezogen. An der gegenüberliegenden Ecke der Wallstraße lag das „Café Trepper". Jetzt befindet sich dort das Dekorationsgeschäft Isenbügel. Im gleichen Haus sind mehrere Arztpraxen.

Der „Rheinische Hof" war eine beliebte Rateringer Gaststätte und gehörte damals der Familie Lerch. Im rechten Teil des Hauses und im ehemaligen Saal ist heute ALDI. Nach dem Krieg befand sich in diesem Saal lange das Kinotheater „Schauburg" mit dem Eingang auf der Karl-Theodor-Straße.

Neben an war das kleine Obst- und Gemüsegeschäft „Schlitter". Dort befindet sich heute die Debeka. Die Metzgerei „Krümmel" lag direkt daneben. Heute sind dort ein Spielsalon und eine Zahnarztpraxis. Im Eckhaus war „Tapeten Röber". Dort gab es auch das

Zigarrengeschäft „Bovers". Jetzt ist dort ein Modeladen. Das war die rechte Seite der Oberstraße stadtaufwärts.

Von der Kirche ab kommt auf der linken Seite zunächst der „Dumeklemmer-Brunnen". Das erste Haus auf der linken Seite war damals das Haushaltwarengeschäft „Clemens Bös". Jetzt ist hier die Citibank. Daneben war die Metzgerei „Poßberg". Jetzt befindet sich dort ein Fischgeschäft. Neben an war das „Café Buschhausen". Später gab es dort die „Brotzentrale" und ein Geschäft, in dem man alles bekommen konnte, was für das Besohlen von Schuhen nötig war. Nachbar war die Färberei und Reinigung „Grins und Kohlenberg", und im gleichen Haus war das Schuhgeschäft „Stuke". Jetzt ist hier ein Goldwarengeschäft. Dann kamen das Porzellengeschäft der „Gebrüder Tack" und das Süßwarengeschäft von „Fräulein Sand". Heute befindet sich dort ein Textilgeschäft.

Neben an waren das Zigarrengeschäft „Oberbanscheidt" und die Gärtnerei „Gerling". Heute ist dort ebenfalls ein Schmuckgeschäft. Dann kam das Schirm- und Hutgeschäft „Schäffkes". Heute befindet sich dort ein Modegeschäft. Weiter daneben war das Nähmaschinen- und Fahrradgeschäft „Karl Selle". Heute lockt dort ein Süßwaren- und Teegeschäft. Zu-



Häuser an der Oberstraße kurz nach dem Zweiten Weltkrieg. Ganz links ein Teil des „Rheinischen Hofes" (heute „Aldi"), daneben das Café „Trepper", an der gegenüberliegenden Ecke der Wallstraße die „Klosterdrogerie Clemens Haneke"



Das Fachgeschäft für Hüte, Mützen und Schirme von Julius und später von Wilhelm Schäffkes. Das Foto entstand in den 1950er Jahren, das Angebot des Geschäftes war um Textilien erweitert worden

vor kam noch das Uhren- und Schmuckgeschäft von „Hans Beckmann“, in dem sich heute ein Blumengeschäft befindet. Anschließend kam das Haus „Schneider Hille“.

Im Fachwerkhaus „Zum Bergischen Kanzler“ wohnte früher die Familie Waller. Heute ist dort das Lokal „Suitbertusstuben“. Um die Ecke, in der Turmstraße, war



Das Zigarrenhaus von „Hans Fassbender“ in den 1930er Jahren

früher die Feuerwehr stationiert. An der gegenüberliegenden Ecke war Goldwaren „Brodén“. Jetzt sind dort eine Eisdiele, eine Bäckerei und eine Metzgerei.

Wo heute das Geschäft „Spinnrad“ ist, war das Zigarrengeschäft „Hans Fassbender“. Anschließend kam Lebensmittel „Twachtmann“. Dort ist jetzt ein persisches Teppichgeschäft. Nebenan war die Metzgerei „Benninghoven“. Heute befinden sich dort eine Pizzeria und ein Textilgeschäft. Daneben war das Betten- und Dekorationsgeschäft „Isenbügel“. Wo heute „Otto Mess“ ist, war früher die Kapelle des St. Marien-Krankenhauses, daneben der Haupteingang des Krankenhauses. Heute ist hier der Arkadenhof mit der Arkaden-Apotheke, einem Blumengeschäft, einem orthopädischen Geschäft und dem Lokal „Chaplin’s“.

Um die Ecke zur Mülheimer Straße wohnte der Arzt Dr. Einhaus. Dann kam der „Europäische Hof“, der heute noch besteht. An der Ecke

zur Hochstraße lag ebenfalls eine Wirtschaft, die auch heute noch dort ist. Gegenüber, an der Ecke zur Bahnstraße, war die Wirtschaft „Zur alten Post“. Dort ist jetzt die Sparkasse.

Auf der Hochstraße war noch der „Sächsische Hof“, und auf der linken Seite die Drogerie „Keusen“, jetzt Dekorationsgeschäft und Polsterei Lindenbeck. Dann kam die Wirtschaft „Hagmann“.

Am Markt war die „Adler-Apotheke“, die auch heute noch besteht. Nebenan waren „Mühlensiepen“ und die Metzgerei „Schramm“. Das Nachbargeschäft war Uhren und Goldwaren „Ernst Broden“, es besteht heute noch. Dann kam das Elektrogeschäft „Heinrich Broden“. Jetzt ist dort das Reformhaus „Beyer“. Vor dem früheren Rathaus war das Lokal „Zur ewigen Lampe“ von Julius Kürten. Heute ist dort die Commerzbank. Neben dem früheren Rathaus lag das Möbelgeschäft „August Bös“, gegenüber die Wirtschaft „Zur Krone“ von Hugo Burg. An der Ecke zum Markt war das Schreibwarengeschäft „Jansen“. Dort ist heute ein Restaurant. Im alten Rathaus, jetzt Volkshochschule, war auch die Polizeistation. In der Minoritenstraße befand sich die Katholische Volksschule I. Jetzt ist hier das große, neue Rathaus.



Die untere Düsseldorfer Straße in den 1930er Jahren. Ganz links ist noch ein Stück des Hauses „Café und Konditorei Bös“ zu sehen, daneben erkennt man „Schreibwaren Kellermann“. Etwas weiter die Düsseldorfer Straße hoch sieht man die Metzgerei Albert Tack (später Fritz Busch) und das Schild des Geschäftes „Wolle Weber“. Der „Düsseldorfer Hof“ wurde im Krieg zerstört und später wiederaufgebaut. Heute befindet sich dort die „Deutsche Bank“. Weiter oben erkennt man die Schilder der „Victoria-Drogerie“ (J. Nybelen) und des Kaufhauses „Krolle“ (Lebensmittel)

Auf der Lintorfer Straße steht die evangelische Stadtkirche, und nebenan war früher das Obst- und Lebensmittelgeschäft „Emmy Messer“. Heute befindet sich darin das Restaurant „Kostbar“. Zur Turmstraße hin, an der Ecke, war die Metzgerei „Ruland“, heute ist dort in einem Neubau ein Immobiliengeschäft. Schräg gegenüber lag die Wirtschaft „Kaiserburg“, heute das Lokal „Freie Tankstelle“. Jenseits der Grabenstraße war „Landmaschinen Weidle“. Dort befinden sich heute das Museum der Stadt Ratingen und anschließend das Medienzentrum. Auf der anderen Seite liegt der Ehrenfriedhof mit dem Kriegerdenkmal und dem Portikus.

Wo heute das Möbelgeschäft „Form und Raum“ ist, da war vor dem Krieg das Kino „Schauburg“. Es gab auf der Lintorfer Straße noch einige Bäckereien und die Metzgerei „Bruns“, ferner die Tabakwarengeschäfte „Clasen“ und „Gottschalk“. Dann war da noch das Haushaltswaren- und Waffengeschäft „Angerhausen“.

Die Düsseldorfer Straße hatte in den 30er Jahren auch eine Reihe Geschäfte. Es gab zwei Gemüsegeschäfte und das „Goldwarengeschäft Lindner“, welches auch heute noch besteht, genau wie „Wäsche und Wolle Weber“,

„Schreibwaren Kellermann“ und das „Café Bös“. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite gab es die Bäckerei „Knott“. Neben dem Haus stand früher ein steinernes Wegekreuz, welches sich heute im Park des Marienkrankenhauses befindet. An der Ecke zur Wallstraße stand das „Haus Kürten“. Dort war ein Lebensmittel- und Milchgeschäft. Heute ist hier C&A. Vorher waren dort das Kaufhaus „Hertie“ und anschließend der „Kaufpark“. Wo heute das Geschäft „Die Küche“ ist, war damals der Laden von „Reuter“, und nebenan war „Klingenberg“.

Der „Düsseldorfer Hof“ ist wohl vielen noch bekannt. Dort war auch ein Saal, in dem Feste gefeiert wurden. Heute ist dort die Deutsche Bank. Nebenan war die Drogerie „Nybelen“, dort ist heute ein Schuhgeschäft. Wo sich jetzt das benachbarte Goldwarengeschäft befindet, war damals das Textilgeschäft „Wagner“. Daneben war die Metzgerei „Hellmann“, heute Bäckerei „Winkels“. Dann kam das Geschäft für Damenhüte von Frau „Neveling“. Heute ist dort ein Textilgeschäft. Nebenan war das „Kaufhaus Krolle“. Jetzt ist hier „Benetton“. Daneben lagen die Metzgerei „Scharmacher“ und das Tapetengeschäft „Niemann“. Wo heute das Blumengeschäft „Risse“ ist, war früher das Glas- und Geschenkartikelgeschäft „Isenbügel“.

An der Ecke zur Bechemer Straße war die „Gaststätte Flammer“, jetzt Gasthaus „Zu den Drei Königen“. Wo heute das Sportgeschäft „Egenberger“ ist, war damals der „Konsum“. Dort konnten

*In den 30er Jahren wurde die Dienstpost der Stadt Ratingen in einfachen blauen Umschlägen verschickt. Auf der Vorderseite dieser Dienstumschläge wurde Werbung für die Stadt Ratingen betrieben. Auf einem Nachnahmebrief des Standesbeamten vom 5. Juni 1936 kann man Folgendes lesen:*

*Bürgermeister der Stadt Ratingen*

*Fernsprech-Sammel-Nr.: 2161 - Postschließfach-Nr. 12 - Postscheckkonto der Stadtkasse Nr. 774 Essen*

*Alte Bergische Hauptstadt mit rd. 20000 Einwohnern. Befestigungswerke aus dem 13. Jahrhundert. Herrliche Lage am Herzwald der Rhein- und Ruhrgaue. Pforte zu den vorderbergischen Waldtälern. Gesunde, zentrale und moderne Wohn- und Waldstadt. Geeigneter Wohnsitz für Ruhestandsbeamte. Beste Verkehrsmöglichkeiten. Bahnstrecken: Düsseldorf - Ratingen Ost - Essen; Düsseldorf - Ratingen West - Mülheim (Ruhr) - Dortmund Süd - Soest. Ratingen West - Wülfrath. Straßenbahn-Verbindungen nach Düsseldorf und Umgebung. Kraftwagenlinien nach Heiligenhaus - Velbert - Langenberg, Düsseldorf und Krummenweg - Mülheim Saarn. Gymnasium und höhere Mädchenschulen, Berufsschule und Landwirtschaftliche Schule. Auskunft durch die Stadtverwaltung Ratingen.*

nur eingetragene Mitglieder kaufen. Nachbar war „Arno Kräber“ mit seinem Geschäft für Butter, Eier und Käse. Heute ist dort ein großer Obst- und Gemüseladen. An der Ecke war die Metzgerei „Oetzbach“, welche auch heute noch existiert. Danach kamen die Vogelhandlung „Schwarz“, das Friseurgeschäft „Stecher“, dann mehrere Privathäuser, der Milchhof und das Molkereigeschäft „Groß“. An dieser Stelle steht jetzt das Kaufring-Kaufhaus „Aufferbeck“.

An der Ecke Wallstraße war das Feinkost- und Lebensmittelgeschäft „Willi Werdelmann“, heute Schuhhaus „Patzer“ und ein Versicherungsbüro. Nebenan war das Geschäft „Lederwaren Keusen“. Ein Stück weiter zur Kreuzung hin lag an der Bechemer Straße das Textilgeschäft der Familie „Kennemich“. Jetzt ist hier das Geschäft „Strauss“. Wo früher die Bäckerei „Junker“ war, ist heute ein Reisebüro. An der Ecke war die Gaststätte „Zum Adler“, die heute noch besteht und damals der Familie Hahlen gehörte. Auf der anderen Seite der Kreuzung kam dann die Bäckerei „Spürkel“, jetzt ist dort eine Pizzeria.

Auf der linken Seite der Bechemer Straße war vom Markt aus als erstes das Schuhgeschäft „Brink“. Nebenan stand die Synagoge, jetzt ist hier ein Lokal. Dahinter war die Freibank. Nun kamen zwei Privathäuser und anschließend das Spielwaren- und Haushaltwarengeschäft „Singendonck“, welches auch heute noch in der Nachfolge der Familie ist. Die Familie „Cant“ hatte nebenan ein Butter-, Eier- und Käsegeschäft und außerdem noch ein Fischgeschäft. Hier standen die Fässer mit Salzheringen in einer Reihe. Jetzt ist dort die Nie-



Das „Konsum“ an der Bechemer Straße in den 1920er Jahren



Das Haushaltswaren- und Spielwarengeschäft August Singendonck feierte im Jahre 1929 100jähriges Geschäftsjubiläum. Es ist immer noch in Familienbesitz

derlassung einer Buchgemeinschaft. Nebenan war die Metzgerei „Emil Gilson“, welche auch heute noch als Metzgerei „Möllmann“ in Familienbesitz ist. Wo sich heute das Spielwarengeschäft „Trefz“ befindet, war damals das Obst- und Gemüsegeschäft „Schwarz“. Nachbar war die Bäckerei „Engels“, später „Kau“ und heute eine Filiale von „Obby's“. Dann kam das Zigarrengeschäft „Oberbanscheidt“. Hier ist jetzt ein Miederwarenladen. An der Ecke zur Wallstraße war das Obst- und Gemüsegeschäft „Brechtler“. Hier ist jetzt die Gaststätte „Bechemer Tor“ Wo heute die „Rheinische Post“ zu Hause ist, war damals das Herrentextil-

geschäft „Georg Werdelmann“. Nach der Obst- und Gemüsebude der Familie Kurz, die in der „Villa Blutschwär“ wohnte, kam die Metzgerei „Busch“. Heute befindet sich dort ein türkisches Obst- und Gemüsegeschäft. Am Ende der Bechemer Straße ist noch die Gartenwirtschaft „Grüne Ecke“ der Familie Müller zu erwähnen. Dort wurde auch getanzt. Auch heute ist dort noch eine Gaststätte.

Das sind nun meine kleinen Erinnerungen an das Ratingen der 30er Jahre. Manch einer wird sich bestimmt noch an vieles erinnern.

Luise Germes

Unsere Autorin Luise Germes, Frau des bekannten Ratinger Heimatforschers Jakob Germes, kam mit ihrem Mann in den 30er Jahren nach Ratingen, weil dieser als Beamter bei der Stadtverwaltung eine leitende Tätigkeit übernommen hatte. Jahrelang war er für die städtischen Finanzen zuständig, nebenher betreute er das Stadtarchiv, das damals im Trinsenturm am Wehrgang untergebracht war, und das ihm sehr am Herzen lag. Unzählige Aufsätze in den Ratinger Zeitungen und mehrere Hefte und Bücher, die er im Auftrag des Ratinger Heimatvereins veröffentlichte, sind das Ergebnis seiner intensiven Beschäftigung mit der Ratinger Stadtgeschichte. Auch in der „Quecke“ erschienen mehrere Aufsätze.

Luise Germes stieß erst spät zum Autorenstamm der „Quecke“. Anlässlich der 75-Jahrfeier des Vereins für Heimatkunde und Heimatpflege Ratingen am 13. Februar 2000 im Foyer des Rathauses kam ich mit ihr ins Gespräch. Sie schlug mir vor, über ihr Poesiealbum aus der Mädchenzeit zu schreiben, es zu vergleichen mit den Alben ihrer Tochter, ihrer Enkelin und ihrer Urkelin. Noch im gleichen Jahr erschien in der „Quecke“ Nr. 70 ihr Aufsatz „Was mein Poesiealbum mir auf meinem Lebensweg mitgegeben hat“, in dem sie eindrucksvoll darstellt, wie sich die Sinnsprüche, die man in solche Alben schreibt, in vier Generationen grundlegend gewandelt haben.

Am 27. April 2001 ist Luise Germes im 88. Lebensjahr verstorben. Ein halbes Jahr vor ihrem Tod übergab sie mir ihre Erinnerungen an die Ratinger City in den 30er Jahren, die wir nun hier, angereichert durch viele Bilder aus unserem Stadtarchiv, posthum veröffentlichen. Schade. Luise Germes hätte uns sicher noch so manches aus ihrem langen Leben berichten können.

M. B.



Luise Germes  
(1913 - 2001)

Feste lieben BLUMEN ENK

FLORISTIKPARTNER

Speestraße 38  
Ratingen-Lintorf

Lintorfer Waldfriedhof  
Ratingen-Lintorf

Am Gratenpoet (Friedhof)  
Ratingen-Tiefenbroich

Lise-Meitner-Straße 5-7  
Ratingen-West

Am Wehrhahn 54  
Düsseldorf-Mitte

Inh. Thomas Dietz Tel. 0 21 02. 1 81 64 o. 02 11. 35 62 90

Nun traten allmählig jene besagten Schneidergruppen nacheinander ein. Jede führte in zierlichem Gebärdenspiel den Satz „Leute machen Kleider“ und dessen Umkehrung durch, indem sie erst mit Emsigkeit irgend ein stattliches Kleidungsstück, einen Fürstenmantel, Priestertalar und dergleichen anzufertigen schien und sodann eine dürftige Person damit bekleidete, welche, urplötzlich umgewandelt, sich in höchstem Ansehen aufrichtete und nach dem Takte der Musik feierlich einherging. Auch die Tierfabel wurde in diesem Sinne in Szene gesetzt, da eine gewaltige Krähe erschien, die sich mit Pfauenfedern schmückte und quakend umherhupfte, ein Wolf, der sich einen Schafspelz zurechtschneiderte, schließlich ein Esel, der eine furchtbare Löwenhaut von Werg trug und sich heroisch damit drapierte wie mit einem Carbonarimantel.

Aus der Novelle „Kleider machen Leute“  
von Gottfried Keller

# FASHION- HIGHLIGHTS



**König**  
MODEHAUS

Hauptstraße 109 · Essen-Kettwig · Tel. 0 20 54 / 38 39  
Speestraße 37 · Ratingen-Lintorf · Tel. 0 21 02 / 3 57 50

# „Kleider machen Leute“

Die neue Sonderausstellung im Rheinischen Industriemuseum,  
Textilfabrik Cromford

„Kleider machen Leute“, der Titel von Gottfried Kellers Novelle, ist heute noch ein geflügeltes Wort, das auf den Punkt bringt, dass es bei Mode und Bekleidung um weit mehr geht als um das bloße Anziehen von irgendwelchen Kleidungsstücken. Vielmehr bildet Kleidung und ein bestimmtes Kleidungsverhalten immer auch Wertsysteme, Wertvorstellungen einer Gesellschaft ab, die man entschlüsseln kann.

Genau darum geht es, wenn im Rheinischen Industriemuseum die Moden des 19. Jahrhunderts in der neuen Ausstellung zum Thema gemacht werden. Dabei ist das 19. Jahrhundert besonders deshalb so interessant, weil sich hier gerade auch in Bezug auf Kleidung Wertvorstellungen und Verhaltensregeln entwickelt haben, die auch für uns und unser Kleidungsverhalten heute noch über weite Strecken verbindlich sind.



Seidenes Gesellschaftskleid mit Turnüre und Schleppe, um 1870  
Foto: Jürgen Hoffmann

Im 19. Jahrhundert erlebte Deutschland den Aufbruch ins Industriezeitalter. In diesen Gründerzeiten stieg das Bürgertum zur neuen gesellschaftlichen Führungsschicht auf. Es löste den Adel, der Jahrhunderte lang die Führungsposition innehatte, in seiner vorherrschenden Rolle ab.

Die Zugehörigkeit zum Adel definierte sich durch den Geburtsstand, man wurde in diesen Stand hineingeboren. Demgegenüber wurde man in den bürgerlichen Stand nicht hineingeboren. Wer dazugehören wollte, konnte seinen Platz zumindest theoretisch auch aus eigener Kraft erwerben. Der Bürger definierte sich aus eigener Kraft und über seine Leistung, durch seinen Erfolg und seine Bildung. Aber nicht allein die Berufszugehörigkeit oder Ausbildung, das Vorweisen guter ökonomischer Verhältnisse machte einen Bürger zum Bürger. Mindestens ebenso wichtig waren bestimmte

Grundhaltungen, Einstellungen und Verhaltensweisen: eine eigenständige bürgerliche Kultur, die für alle gleichermaßen verbindlich war. Zu dieser Kultur gehörten vor allem ein bestimmter Habitus, eine spezifische Sprache, Kommunikations- und Umgangsformen, die Etikette und eine spezifische moralische Ordnung. Werte, Grundsätze und Verhaltensweisen, die man durch Erziehung erwarb und verinnerlichte und deren Praktizierung und Perfektionierung das gesamte bürgerliche Leben bestimmten. Zu den zentralen Leitbildern der Bürgerlichkeit gehörten die klassischen Tugenden, die alle noch heute bekannt sind: Ordnung, Fleiß, Reinlichkeit und Sparsamkeit, Pflichtbewusstsein, Mäßigung und Selbständigkeit, Anstand und Schamhaftigkeit sowie Zeitökonomie.

Diese Werte schweißten die Bürger zusammen und grenzten sie insbesondere



Bürgerliches Ehepaar um 1900.  
Foto: Jürgen Hoffmann

gegen die emporstrebenden unteren Schichten ab. Das Interessante an diesen Werten ist, dass sie veränderlich waren. Sie wandelten sich inhaltlich, veränderten ihre Konstellation zueinander oder verschwanden auch. Z.B. wurden die Reinlichkeitsstandards immer wieder heraufgesetzt, je mehr und je bessere Waschmittel durch die Industrie zur Verfügung gestellt wurden. Auf die Weise lässt sich erklären, warum sie bis heute ihre Gültigkeit behalten haben - bewusst oder unbewusst.

Uns interessierte nun, ob und wie sich diese neuen bürgerlichen Werte, Tugenden und Verhaltensweisen in der Kleidung und im Kleidungsverhalten niederschlugen.

Wer im 19. Jahrhundert zur bürgerlichen Gesellschaft gehören wollte, der musste eine - buchstäblich - reine und weiße Weste

haben. Doch mehr noch: Das blütenweiße Hemd, der gestärkte Kragen, der perfekt geschnittene Anzug waren ebenso unverzichtbar wie die Accessoires Hut, Gehstock und Uhrkette. Am äußeren Erscheinungsbild erkannte der Bürger seinesgleichen und wusste sein Gegenüber richtig einzuschätzen: Denn nur hinter der makellosen Aufmachung stand ein Mann, der es durch Fleiß, Sparsamkeit und eiserne Disziplin im Leben zu etwas gebracht hatte. Die Bürgersfrau an seiner Seite präsentierte sich in neuester Mode, und auch ihre Kleidung ließ erkennen, wie viel Wert sie Reinlichkeit und Ordnung, Sittsamkeit und ebenfalls dem Fleiß beimaß.

Dabei war es wichtig, dass nicht nur der schöne Schein gewahrt war - d.h., dass das rein Äußere stimmte. Bis zur Unterwäsche und zum Körper hin musste alles perfekt sein und den bürgerlichen Tugenden entsprechen. Darin spiegelt sich die Idee des Bürgertums, dass Kleidung nicht nur als eine Hülle verstanden wurde, sondern vielmehr ein Abbild der moralischen und sittlichen Grundhaltungen darstellte, als eine Art Spiegel der Seele, die etwas über das Wesen eines jeden Menschen aussagen konnte.

So lassen sich an jeder Kleidungsschicht von der Unterhose bis zum Kleid oder zum Anzug die bürgerliche Tugendhaftigkeit oder auch die Verstöße dagegen ablesen: Die stets aus weißer Baumwolle



Accessoires: Zylinder, Binder und Handschuhe, um 1900  
Foto: Jürgen Hoffmann

oder weißem Leinen genähte Unterwäsche musste immer sauber sein. Dass weiß dabei die am schwersten zu pflegende Farbe bei der Kleidung ist, gehörte durchaus zum Programm, ließ sich so die wohl wichtigste Kerntugend der Reinlichkeit aufs deutlichste dokumentieren. Die Wäsche war gleichzeitig immer üppig verziert mit Spitzen, mühevollen Handarbeiten, die den Fleiß der Hausfrau dokumentierten. Die Kleider und Anzüge wurden mit Uhrentaschen ausgestattet, so dass immer die Pünktlichkeit gewährleistet war. Das Herrenhemd war ebenfalls weiß. Die Korsetts schnürten die Frauen ein und zwangen geradezu zur Mäßigung. Ratgeber empfahlen den Frauen entsprechend: „Legen Sie sich beim Essen Mäßigung auf! Das beste Corset und der stärkste Mann können bei einem Körpergewicht von 180 Pfund keine Taille von 46 cm zuzue bringen. ... Legen Sie Ihr Corset immer in nüchternem Zustand an! ... Unter gar keinen Umständen sollte eine Dame ohne Corset beim Essen erscheinen, da dies einerseits der Anstand verbietet, andererseits, um selbst genau ermessen zu können, wann das zulässige Maß erreicht ist.“

Dies sind nur einige Beispiele. Dass dies nicht nur eine historische Rekonstruktion ist, sondern von den Zeitgenossen genau so gemeint und wahrgenommen wurde, mögen hier einige wenige Beispiele aus der unendlichen Menge zeigen, die man in der Literatur, Romanen der Zeit, Zeitschriften oder Anstandsbüchern wiederfindet. Balzac, der ein genauer Beobachter des Kleidungsverhaltens seiner Zeit war, schrieb etwa: „Ein Riss im Kleid ist ein Unglück, ein Fleck ist eine Sünde“. In einem Sittenratgeber des frühen 19. Jahrhunderts heißt es: „Ein schmutziger Mensch hat auch eine schmutzige Seele!“ - und „eine körperliche Unreinheit verrät auch meistens ein ebenso unreines Gemüth.“ Oder noch deutlicher formuliert es ein Gesundheitskatechismus von 1794: „Was schadet die Unreinlichkeit? Sie verdorbt die Gesundheit und die Tugend des Menschen, sie verdunkelt seinen Verstand und macht ihn träge zur Arbeit; und überhaupt kann der



Biedermeierlicher Baumwollunterrock über einer Krinoline, 1840er Jahre  
Foto: Jürgen Hoffmann

unreinliche Mensch nicht recht froh und glücklich sein.“

Auch wurden häufig verschiedene Tugenden miteinander verknüpft, etwa die der Reinlichkeit mit der des Fleißes und der Strebsamkeit, die wiederum gemeinsam den gesellschaftlichen Erfolg widerspiegeln, wenn es etwa heißt: „Die reine Wäsche wies den Herren als anständigen Bürger und erfolgreichen Geschäftsmann aus“.

Auch wenn manches davon auf den ersten Blick antiquiert klingt, so hat es doch immer noch sehr viel mit dem heute üblichen Kleidungsverhalten und den gebräuchlichen Kleidercodes zu tun. Noch immer sind diese Werte - wenn auch in abgewandelter Form - verbindlich.

Sie werden von denen, die zur bürgerlichen Gesellschaft gehören wollen, verinnerlicht und zumindest im öffentlichen Bereich auch bedient. Jeder weiß, dass man nicht mit beschmutztem Hemd zu einem Termin geht, dass der Anzug gebügelt, die Strümpfe möglichst ohne Löcher, die Schuhe geputzt, die Haare in eine Frisur gebracht, die Zähne geputzt sein sollen. Man versucht pünktlich zu sein und gibt zumindest vor, immer viel zu tun zu haben. Die Industrie hat den Bürgern von heute



Anknöpfbare Manschetten mit Knöpfen, Hemdbrust und Kragen für Herren, um 1900  
Foto: Jürgen Hoffmann

die Befolgung der Tugenden abgenommen und zumindest scheinbar erleichtert. Die Waschmittelindustrie bietet jede erdenkliche Form der Sauberkeits- und Reinheitspflege, die Kosmetikindustrie sorgt dafür, dass jeder hygienisch sauber sein kann. Die Textilindustrie entwickelt intelligente Kleidung, die so ausgerüstet ist, dass sie keinen Körpergeruch mehr aufnimmt oder auch nicht mehr gebügelt werden muss. Man kann die hohen Reinheitsstandards durch Waschmaschine und Waschmittel in kürzester Zeit bedienen – auch eine zentrale Tugend um sich mit anderen wichtigen Dingen zu beschäftigen.

Unermüdetes Tun - ebenfalls eine Tugend - spiegelt sich damals wie heute in der Kleidung. Kleidung mit Handytaschen ist inzwischen normal, ebensolche mit integrierten Handys, Palms oder Computerteilen liegen als Prototypen vor. So wird permanente Erreichbarkeit und das unermüdetliche Tun gewährleistet oder zumindest suggeriert.

Nicht zuletzt gibt es nach wie vor die Tugend der Angemessenheit von Kleidung. Heute schlägt sie sich in dem jedermann bekannten Phänomen nieder, dass selbst bei übervollem Kleiderschrank nicht das richtige da zu sein scheint: „Was soll ich anziehen?“ oder: „Ich hab' nichts anzuziehen.“ Overdressed zu sein ist ein Verge-

hen, auf das man mit peinlichen Gefühlen reagiert - was wiederum zeigt, wie wichtig und stark verinnerlicht dieser Wert ist.

Anders als im 19. Jahrhundert ist es allerdings in der pluralistischen Gesellschaft schwieriger geworden, das ‚richtige‘ Kleidungsstück zu finden. In der zunehmenden Differenzierung in viele gesellschaftliche Gruppierungen, die alle ihren ganz eigenen und nicht für jeden verständlichen Kleidercode haben, wird die eigene Zuordnung oft eine Frage der Nuancen und Details. Nicht mehr Sittenratgeber, sondern vielmehr die vielen verschiedenen Zeitschriften informieren

heute über die spezifischen Trends, die die Auswahl erleichtern.

Die Sonderausstellung knüpft mit diesem Thema an die vorhergehenden textilhistorischen Ausstellungen an, als sie sich wieder - und nun in verstärktem Maß - mit dem Thema der bürgerlichen Identität und Selbstdarstellung im Verlauf der Industrialisierung seit dem 18. Jahrhundert beschäftigt. Sie ist in diesem Fall ein Kooperationsprojekt zwischen den beiden Textilstandorten Ratingen und Euskirchen des Rheinischen Industriemuseums. Hatte sich Ratingen in seiner Ausstellung „Kleider machen Leute“ mit dem Wertesystem bürgerlicher Kleidung befasst, so fand in Euskirchen parallel dazu eine Ausstellung unter dem Titel „Leute machen Kleider“, statt, in der es um die Herstellung von Kleidung und die Personen, die die Kleidung in den letzten 250 Jahren herstellten, geht. Im Mittelpunkt stehen die Lebensgeschichten, Arbeitsplätze und Erfahrungen derjenigen „Leute“, die die Kleider gemacht haben: die Stickerin des 18. Jahrhunderts, der Herrenschneider für elegante Anzüge, der Flickschneider, die Hausfrau, die zu Hause näht ... Beide Ausstellungen ergänzen sich auf ideale Weise. Und im kommenden Jahr werden sie deshalb auch getauscht, so dass es dann in Ratingen heißt: „Leute machen Kleider.“

Claudia Gottfried



Schneiderwerkstatt, Farblithographie von 1875

# „Da liegen Dinge für mich“

Oder: Wie abstrakt kann die sichtbare Welt sein ?

Wie so oft kam Heinke Keller von einem Rheinufer-Spaziergang zurück, diesmal aber mit leeren Taschen. Nichts hatte sie gefunden. Sie war traurig und dachte, ihr Leben höre auf. Unmittelbar vor ihrem Haus jedoch lagen wunderbare Fundstücke. Die spontane Freude wich einer unbestimmten Unsicherheit, denn bisher kamen alle ihre Fundstücke aus dem Wasser. Nicht überrascht war sie deshalb, als sie von einem Nachbarn erfuhr, dass dieser Abfall von einem schlimmen Wasserschaden auf dem Dachboden übrig geblieben sei.

Wer sich Heinke Keller und ihrem künstlerischen Anliegen nähern will, muss sie auch als Sammlerin kennen gelernt haben, denn Sammeln ist der eine und Fotografieren der andere Beweggrund ihres Schaffens.

Gewöhnlich unterscheiden wir im Blick auf das Bildmotiv zwischen

zwei Arten der Fotografie und deshalb auch zwischen zwei fotografischen Sehweisen. Die „objektiv“ dokumentarische eines Reporters, Wissenschaftlers oder Chronisten will die Welt zweckgerichtet und mit einer vorher gestellten Frage aufzeichnen, notieren. Die „subjektiv“ künstlerische andererseits, die des betont individuellen Auges, will besondere Aspekte der Welt gestalten und darf auch im Interesse seines „schönen“ Bildes manipulieren.

In einer Welt jedoch, in der die Technologie bestimmt, hat das Dokument vor dem Kunstwerk Vorrang – wir sind daran gewöhnt, dass jede wie auch immer geartete Realität in endlose Speichersysteme eingespeist werden kann. Wo statt Erfahrungen Informationen gesammelt, statt Wissen Fakten vermittelt werden, ist die Fotografie ein unverzichtbares Mittel geworden – genutzt von allen Na-

tur- und Gesellschaftswissenschaften, eingesetzt für Aufklärung und missbraucht für Propaganda.

Um so heilsamer ist es für unsere Augen und Sinne, Bilder einer Fotografin zu betrachten, die einen sehr eigenwilligen Weg geht. Ihre Objekte sind im Alltag nutzlos und transportieren keine Informationen.

## 1. Fundstücke

Früher hat Heinke Keller normale, nützliche Fotos gemacht – zumal sie während ihrer Ausbildung und in den Anfängen ihres Berufes im Bereich der wissenschaftlichen Fotografie gearbeitet hat.

Bis zu einem Wendepunkt in ihrem Leben. Seither hat sie nie wieder Lebendiges fotografiert, nie wieder Porträts, Menschenwerke, Bauten, Kunst, nie wieder heile, intakte Dinge. Seit diesem Wende-



Friedensgespräch



Grüner Schritt



Pharao



Max Ernsts Folterkammer

punkt steht am Anfang jedes ihrer Bilder ein Fundstück. Damals 1981 nahm sie zum ersten Mal Dinge in die Hände, die eigentlich keine „Dinge“ waren. Sie habe keine Vorstellung davon gehabt, **was** sie einmal waren, sagt sie im Rückblick, Zerstücktes habe einen magischen Reiz auf sie ausgeübt.

„Ich gehe auf die Dinge hin, danach spiele ich mit ihnen“... mit Dingen, die keine identifizierbaren Gegenstände mehr sind, die manchmal vom Feuer versengt, manchmal vom Wasser verformt sind. Das sind ihre Schätze.

Je fragmenthafter und unscheinbarer sie aussehen, desto genauer schaut Heinke Keller sie an. Weder sind sie in unserer Alltagssprache benennbar noch in unserer realitätsbezogenen Sehweise identifizierbar.

Aber für Heinke Keller sind sie bedeutend und vielsagend, weil sie eine eigene Form, Farbe und Struktur besitzen. Deshalb werden sie von ihr nach Hause getragen und dort bewahrt.

Später, irgendwann, wird die Fotografin wissen, was sie in ihnen sieht. Es wird der Augenblick sein, in welchem sie sich an ein oder mehrere Dinge ihrer Sammlung erinnert hat, um sie noch einmal anzuschauen, nun durch ihr Objektiv.

Indem sie die banale Realität etwa einer alten, verrosteten Eisenplatte aufzeichnet, sieht Heinke Keller etwas, was **nur sie** sehen kann, weil dieses Sehen von einer Idee begleitet wird, die aus ihrem eigenen Vorrat an Bildern kommt.

Manchmal fotografiert sie ein Objekt „nur“ als eine abstrakte Aussage und sieht später, wenn sie es als Fotografie wieder betrachtet, an welche Idee sie diese Aussage knüpfen muss. Ein Bild, das ihr viel bedeutet und in ihrem Wohnzimmer steht, hat sie bisher nicht benennen wollen.

So werden aus Überresten – Reliquien? – neue Bilder, die ihren Gedanken wiederum Nahrung geben. Vor kurzem sah sie in einem Stück Holz, das sie aus dem Wasser geholt hatte, „ein uraltes Bild, eine Frau, die von allen Malern schon gemalt worden ist.“

Wer kann behaupten, es gebe keine Archetypen?

Eine alte Minolta mit nur einem Objektiv ist die präzise funktionierende Instanz zwischen Innen- und Außenwelt. Mit ihr legt sie Aufnahme standpunkt, Bildausschnitt, Tiefenschärfe fest und macht sich das fremde Ding vertraut, rückt es heran oder bringt es auf Distanz, vergrößert oder verkleinert es. Sie betont, dass sie ihre Bilder **macht**, weil sie damit nicht nur das Handwerk und die Technik der Kamera, sondern ein komplexes Geschehen meint, in welches sie selbstverständlich ihr „Spielen“ mit der Kamera, den Aufbau und den immer schwarzen Hintergrund einbezieht.

## 2. Licht

Die wichtigste Zutat Heinke Kellers jedoch ist die Wahl des fotografischen Augenblicks, mit ihren Worten: das Warten auf das richtige Licht. Mit dieser Wahl entscheidet sie, wie der Gegenstand im Bild aussehen wird. Zwischen Finden und Fotografieren liegen vielleicht viele Wochen. Aber ohne ein

bestimmtes Licht entsteht kein Bild von Heinke Keller. „Es gibt kein vielschichtigeres Licht als das der Sonne“. Der Bildhintergrund ist immer schwarz. Das Licht focussiert sie auf ihre Objekte. So bringt sie entstellte Bruchstücke von Materie zum Leuchten und gibt ihnen eine Gestalt. Heinke Kellers Bilder können nicht anders als mit der Kamera gemacht werden. Das Foto enthält **immer** eine materielle Spur dessen, was das Licht bewirkt hat – das gemalte Bild **nie**, und sei es die noch so realistische Wiedergabe eines Gegenstandes. Für ihre Bilder ist es wichtig, dass gleichrangig das Licht im Bild genau so erhalten bleibt wie die Dinge, die schmutzig und grau aus dem Wasser geholt wurden, es bewahren.

Physik und Chemie des Fotografierens nutzt die Fotografin für ihre Idee. Das Haltbarmachen der Lichtwellen, die ein Objekt reflektiert, macht das Fundstück zu ihrem eigenen Objekt.

Wenn sie Gegenstände fotografiert, baut sie einmal auf und ver-

ändert dann nicht mehr. Sechs- unddreißigmal spielt sie mit dem Objektiv. Von 36 Aufnahmen wird ein Bild zur Aussage. Auch wird sie nicht hinterher an der fertigen Fotografie den Bildausschnitt verändern. Es gibt keinen zweiten Augenblick für dieses Bild. Nach dem „Spiel“ wird das Objekt oder das Arrangement selbst nicht bewahrt. Denn nun ist es aufgehoben in einem Bild. Was übrig blieb, ist kein Fundstück mehr. Es ist Schrott, der dem Rhein zurückgegeben oder im Müll entsorgt werden kann.

### 3. Poesie

Heinke Keller zeigt uns neue Aspekte von ursprünglich für unsere Augen sehr unscheinbaren Gegenständen. Von ihrem Unterbewusstsein wird sie auf diese Aspekte hingelenkt. „Der Weg führt“, sagt sie selbst, und gewiss ist ein gewaltiger Vorrat an Archetypen, Mythen, Ideen und inneren Bildern der Motor ihres Spielens.

Sehen kommt bei manchen Menschen von innen – und in diesem

Sinne sind Heinke Kellers Bilder surrealistisch. Aber: anders, als der historische Surrealismus uns lehrt, bringt sie nach außen ins Bild **nicht**, was sie mit ihrem inneren Auge sieht, sondern sie interpretiert das, worauf ihr inneres Auge in der äußeren, sichtbaren Welt trifft.

Paul Cézanne hat an Émile Bernard geschrieben: „Durchdringen Sie das, was Sie vor sich haben. Um Fortschritte zu machen, gibt es nur die Natur, und im Kontakt mit ihr wird das Auge erzogen. Es wird konzentrisch kraft seines dauernden Schauens und Arbeitens.“

Im Sinne Cézannes zeigen uns Heinke Kellers Bilder, dass in der Hinwendung zu den unscheinbaren Dingen das Sehen zum Erlebnis werden kann, dass wir uns nicht im Überangebot an opulenten Reizen verirren und in künstlich erzeugten Sensationen erschöpfen dürfen.

Dem Fundstück, so wie sie es im Augenblick des Fotografierens sieht, gibt sie einen neuen Namen.



Warten auf die Rückkehr der Argonauten (Wouter Kotte)



Frauen

Ihre Bilder haben schwere Bildtitel, oft sind sie Poesie.

So hat der Betrachter die Wahl. Entweder lässt er sich darauf ein, diesen Gedanken folgend die Bilder zu entschlüsseln. Oder er be gibt sich auf die Suche bei sich selbst. Er kann einem Ding einen Namen und eine Eigenschaft geben oder er kann es abstrakt verstehen.

Vorher jedoch, ehe er beginnt, einen Titel für das Bild suchen zu wollen, staunt er darüber, was man, abseits unserer medial geschulten Abbildungsgewohnheiten, an „unnützen“ Dingen entdecken und abbilden kann.

Auf jeden Fall wird man provoziert. Festgelegt in Alltagsblicken und gewöhnt an benennbare Abbilder, will man wissen, was man sieht. Danach beginnt ein überraschender Prozess, beginnt das innere

Auge zu arbeiten. Wenn man etwas erkennen will, erkennt man etwas Eigenes!

Wie bei aller Kunst, die keinen „realen“ Bildgegenstand hat, kann der Betrachter die Entstehung eines Bildes von Heinke Keller nicht zurück verfolgen. Die Künstlerin zeigt nicht, wie das Fundstück ausgesehen haben mag, bevor sie es unter dem Licht der Sonne im Focus ihrer Kamera verwandelt hat. Man hätte Mühe, Ähnlichkeiten zwischen Bild und Bildobjekt zu sehen. Auch gibt sie mit ihren Titeln nie einen Hinweis, **diese materielle** Spur zu finden – selbst geistesverwandte Blicke sehen im selben Fundstück nicht dasselbe. Sie gibt dem Betrachter etwas viel Wichtigeres: Sie zeigt ihm, die Präsenz der Dinge, und seien es nur Bruchstücke, wahrzunehmen und gedanklich zu durchdringen.

Neben aller Bewunderung für Gedankenbilder und Bildgedanken bleibt dennoch jedem Betrachter ein eigenes Bilderlebnis: Mich faszinieren die Bilder von Heinke Keller – noch bevor ich ihre Bildtitel kenne – als Komplexität. Jedes ist ein eigener Kosmos aus Materie und Licht, ein Symbol für die Ambiguität von Licht und Bewusstsein.

Heinke Keller hatte eine künstlerische Verbindung zu dem Dichter und Kunstwissenschaftler Wouter Kotte, der immer wieder darauf hingewiesen hat, dass Sehen und Denken psychisch sehr nahe verwandte Bewusstseinsfähigkeiten sind. „Wir müssen das Denken fotografieren“, hat er einmal gesagt. Heinke Keller tut das auf beglückende Weise, ihr Fotografieren macht banale Dinge gleichzeitig abstrakt und schön.

Dr. Ulrike Asche-Zeit

Verkauf - Vermietung - Finanzierung - Baubetreuung

**Gessler • Frisch • Ulrich**

**G • F • U**

Immobilien OHG

Sie suchen eine komplette Abwicklung Ihrer ganz persönlichen Immobilienangelegenheiten.

Unser Anspruch ist eine **sachkundige**, offene Beratung und Abwicklung durch ein kompetentes Immobilienteam, das Ihnen bei der Problemlösung in allen Immobilienfragen zur Seite steht. Wir beraten Sie **neutral** und **unabhängig** und realisieren für Sie alle notwendigen Einzelaufgaben, von der Objektanalyse bis zum Vertragsabschluss.

Konrad-Adenauer-Platz 20-22 · 40885 Ratingen  
Telefon 0 21 02/36 000 · Telefax 0 21 02/73 33 11

# Gedanken zu Hermann Hesse

Neben seiner künstlerischen Begabung waren es sicher viele Faktoren, die auf das Schaffen des großen Literaten eingewirkt haben und ihn befähigten, ein so umfangreiches und vielgestaltiges Lebenswerk zu hinterlassen.

Da war das theologisch bestimmte Elternhaus in Calw im Schwarzwald, und da waren die verschiedensten Berufe, in denen sich Hermann Hesse versuchte: Theologiestudium, Schlosser-, Uhrmacher- und Kaufmannslehre, bis er nach seiner Tätigkeit im Buchhandel 1904 freier Schriftsteller wurde. Wertvolle Erfahrungen sammelte er auf seiner Indienreise, die er in seiner indischen Dichtung „Siddhartha“ verarbeitete: Darin verläßt der Sohn eines angesehenen Brahmanen seinen Vater, um hinfort sein Leben der Askese zu widmen. Eines Tages gerät er an den Buddha Gotama, der ihm auf seine Fragen nach dem Nirwana aber auch keine befriedigende Antwort gibt. Der Bettelmönch wendet sich also wieder dem weltlichen Leben zu.

Mit einer schönen Kurtisane zeugt er einen Sohn und wird ein erfolgreicher Kaufmann. Er lebt in großem Luxus, kehrt dennoch gemeinsam mit seinem Sohn zum einfachen Leben zurück. Beide wohnen gemeinsam mit einem alten Fährmann in dessen Hütte am Strom. Doch bald verläßt der Sohn

seinen Vater und zieht in die Stadt. Siddhartha ergeht es also wie der einst seinem Vater, womit sich der Lebenskreis schließt.

Hesses Gedichte, Erzählungen und Romane sind angefüllt mit Philosophie und Psychologie bis hin zur Esoterik. Auch auf den ersten Blick sehr einfache Themen bleiben nie an der Oberfläche. So in seinem „Knulp“, einer Geschichte, die sich in der ländlichen Umgebung von Calw abgespielt haben könnte: ein strebsamer Student aus gutem Hause hat sich in ein einfaches Bauernmädchen verliebt, das ihn aber nicht erhört, weil es sich zu ungebildet und zu sehr unter dem Stande des jungen Mannes fühlt. Knulp gibt daraufhin Studium und Elternhaus auf und lebt künftig ohne feste Arbeit und Unterkunft. Den Kopf voll kluger Gedanken philosophiert er vor sich hin, ist bei seinen Mitmenschen sehr beliebt, aber seine Liebste bekommt er letztendlich nicht. Interessant sind Knulps Gedanken über die Unteilbarkeit der Seele. Zitat: „Zwei Menschen können zueinander gehen, sie können miteinander reden und nah beieinander sein. Aber ihre Seelen sind wie Blumen, jede an ihrem Ort angewurzelt, und keine kann zu der anderen kommen, sonst müßte sie ihre Wurzel verlassen, und das kann sie eben nicht. Die Blumen schicken ihren Duft und ihren Sa-

men aus, weil sie gern zueinander möchten; aber daß ein Same an seine rechte Stelle kommt, dazu kann die Blume nichts tun, das tut der Wind, und der kommt her und geht hin, wie und wo er will.“

Was will uns der Dichter durch den Mund dieses klugen Landstreichers sagen? Heißt das, daß, wenn wir uns auch noch so sehr bemühen, ohne die Gunst des Schicksals gar nichts geht? Und wenn die Seele unteilbar ist, so geht da wohl der Rat an die Liebenden, sich nicht gegenseitig zu vereinnahmen, sondern dem anderen zumindest das Recht auf Gedankenfreiheit zuzugestehen. Hier fordert der Dichter Toleranz. Das nachfolgende kleine Gedicht Hermann Hesses scheint mir zu diesen Überlegungen zu passen:

*„Wenn du die kleine Hand mir gibst,  
die so viel Ungesagtes sagt,  
hab ich dich niemals dann gefragt,  
ob du mich liebst?  
Ich will ja nicht, daß du mich liebst,  
will nur, daß ich dich nahe weiß,  
und daß du manchmal stumm und leis  
die Hand mir gibst.“*

In seiner Erzählung „Der Steppenwolf“ bietet uns Hermann Hesse ein besonderes Beispiel für seine reiche Phantasie und seine Vorliebe für psychologische Themen:

Harry Haller, ein völlig unauffälliger Bürger, der tagsüber sein beschauliches Leben lebt mit all seinen Annehmlichkeiten, schlüpft nachts in die Rolle eines Steppenwolfes. Er lehnt alles ab, was nach Zivilisation, Recht und Ordnung aussieht. Er beschließt, sich an seinem 50. Geburtstag mit Hilfe seines Rasiermessers das Leben zu nehmen.

Es ist schon eine sehr sonderbare Person, die Hermann Hesse da beschreibt. Er ist weder ein Dieb noch ein Totschläger, dieser Harry Haller. Alles spielt sich ja nur in seiner Phantasie ab.

Hat vielleicht jeder von uns in seinem Innern etwas von diesem Schizophrenen Haller? Lieben wir nicht alle mehr oder weniger unser geordnetes bürgerliches Leben? Aber haben wir nicht dennoch zuweilen die Nase voll von all den



Hermann Hesse im Jahre 1956

Foto: Heiner Hesse

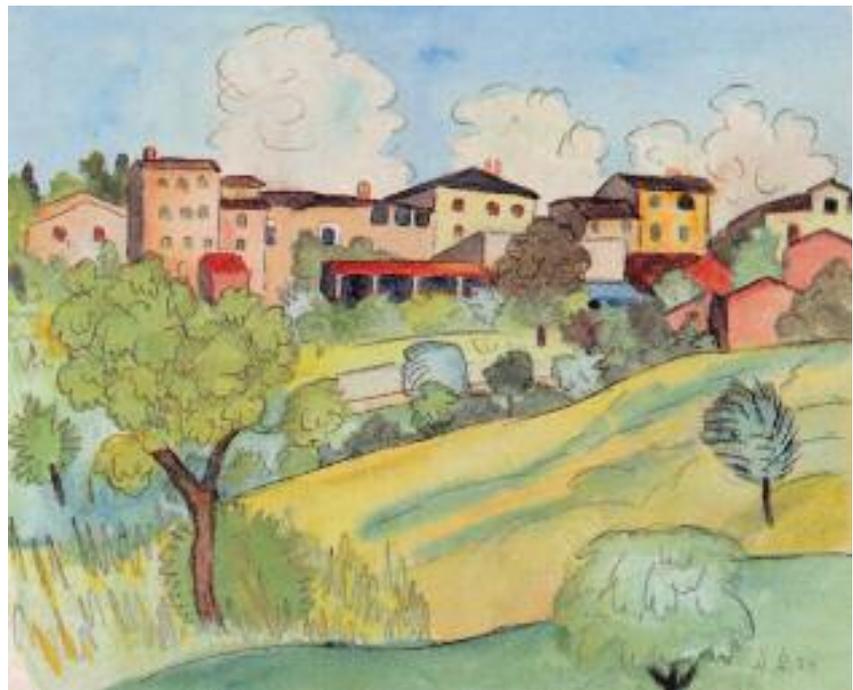
Zwängen und Einschränkungen, die uns gängeln, insbesondere dann, wenn wir mal wieder einen Blick hinter die Kulissen unserer Gesellschaft getan haben? Haben wir nicht auch manchmal den Wunsch, aus allem auszubrechen und Dinge zu tun, die wir nicht tun dürfen? Steckt nicht in jedem von uns so ein kleiner Steppenwolf, den wir, wenn er sich meldet, schnell wieder zum Schweigen bringen?

Hermann Hesses Werk ist so umfangreich, daß man es auf engem Raum nur in winzig kleinen Bruchstücken wiedergeben kann. Er ist der Dichter im deutschen Sprachraum, der in der ganzen Welt am meisten gelesen wird. Insbesondere die Jugend in USA und Japan liebt seine Dichtungen.

Er erhielt 1946 den Nobelpreis und wurde 1955 mit dem Friedenspreis des Deutschen Buchhandels ausgezeichnet.

Er starb 1962 in der Schweiz. Im Jahre 2002 wäre er 125 Jahre alt geworden.

Werner Beutling



„Montagnola“, Aquarell, 1924, 238 x 298 mm

*Während des Ersten Weltkrieges beginnt Hermann Hesse im Alter von fast vierzig Jahren zu malen. Zunächst illustriert er eigene, handgeschriebene Gedichte. Nach seinem Umzug nach Montagnola im Tessin im Jahre 1919 schafft er unzählige Aquarelle, die seinen Wohnort Montagnola und die farbenfrohe Landschaft des Tessins zeigen.*

## Gärten zum Träumen ... ... Ideen für kleine Paradiese



- Neu- und Umgestaltung von Gartenanlagen
- Gehölze und Gehölzschnitt
- Arbeiten am Baum
- Bau von Teichanlagen
- Beleuchtungseffekte
- Natursteinarbeiten
- Pflaster- und Plattierarbeiten
- Dachbegrünung



**Garten- und  
Landschaftsbau  
Hanke**



Mitglied im Verband Garten-,  
Landschafts- u. Sportplatzbau  
Rheinland e.V.

Anerkannter Fach- und Ausbildungsbetrieb

Dipl.-Ing. Peter Hanke

Am Rosenbaum 31a  
40882 Ratingen

Tel. 0 21 02/3 46 28

Fax 0 21 02/3 20 67

# Hermann Hesse

\* 2. Juli 1877  
Calw

† 9. August 1962  
Montagnola



## Steppenwolf

*Ich Steppenwolf trabe und trabe,  
Die Welt liegt voll Schnee,  
Vom Birkenbaum flügelt der Rabe,  
Aber nirgends ein Hase, nirgends ein Reh!  
In die Rehe bin ich so verliebt,  
Wenn ich doch eins fände!  
Ich nähm's in die Zähne, in die Hände,  
Das ist das Schönste, was es gibt.  
Ich wäre der Holden so von Herzen gut,  
Fräße mich tief in ihre zärtlichen Keulen,  
Tränke mich voll an ihrem hellroten Blut,  
Um nachher die ganze Nacht einsam zu heulen.*

*Sogar mit einem Hasen wär ich zufrieden,  
Süß schmeckt sein warmes Fleisch in der Nacht -  
Ist denn alles und alles von mir geschieden,  
Was das Leben ein wenig heiterer macht?  
An meinem Schwanz ist das Haar schon grau,  
Auch kann ich gar nimmer deutlich sehen,  
Schon vor Jahren starb meine geliebte Frau.  
Und nun trab ich und träume von Rehen,  
Trabe und träume von Hasen,  
Höre den Wind in der Winternacht blasen,  
Tränke mit Schnee meine brennende Kehle,  
Trabe dem Teufel zu meine arme Seele.*

*Hermann Hesse*

# Zu Johann Peter Melchior und der Entwicklung der Höchster Porzellanplastik in Biskuit

Biskuit – das zweimal gebrannte, unglasierte Porzellan – gilt als eine untypische und zugleich als eine der edelsten Varianten des „weißen Goldes“.<sup>1)</sup> Allgemein nimmt man an, dass Johann Peter Melchior, der von 1765 bis 1779 in der Höchster Porzellanmanufaktur arbeitete, das marmorähnliche, matt weisse Biskuit in der kurmainzischen Manufaktur in Mode gebracht hat. Diese Annahme soll an dieser Stelle einmal etwas genauer untersucht werden. Geht man der Frage nach, ab wann in der Höchster Porzellanmanufaktur mit Biskuitporzellan gearbeitet wurde, dann können wir aus der Frühzeit der Manufaktur tatsächlich keine Figuren, Gruppen oder Geschirre in Biskuitporzellan nachweisen. Die früheste Erwähnung finden wir in den Höchster Archivalien von 1770/71 in einem Warenverzeichnis, das Ernst Zais publiziert hat, und in dem folgende Figuren und Gruppen in Biskuit aufgeführt sind:

	Fikr.	
1. Apollo nackt	4	-
2. Bauernkind	2	-
3. Bauernkind	3	-
4. Brustbild auf Postament	1	20
5. Elemente	2	-
6. Elemente klein	-	40
7. Kinder schlafend	12	-
8. Kinder schlafend, Gruppe	12	-
9. Komödianten klein	1	-
10. Mädchen mit Cupido	-	-
11. Savoyardengruppe	30	-
12. Schäfer singend	6	-
13. Schäfer schlafend	22	-
14. Schäfer schlafend	30	-
15. Türke	4	-
sowie unter „Verschiedenes in Biskuit“:		
16. Urne klein	-	20
17. Urne klein	-	30
18. Urne klein	-	40 <sup>2)</sup>

Bei den erwähnten Modellen handelt es sich sicher zu einem großen Teil um Arbeiten von Johann Peter Melchior, der 1767 zum Modellmeister der Höchster Manufaktur ernannt worden war, einzelne Positionen, wie zum Beispiel „Brustbild auf Postament“, die „Elemente“ oder „Komödianten klein“ wurden wohl von anderen Modelleuren geschaffen und sind zum Teil älteren Entstehungsdatums, wenn man die Preise berücksichtigt. Es ist möglich, dass die Liste den Beginn der Produktion mit der neuen Biskuitmasse markiert, die man gezielt gleichzeitig auf aktuelle Schöpfungen Melchiors wie auch auf einige ältere Modelle anwendete. Somit konnte man die Ergebnisse mit der bislang in Höchst ungebräuchlichen Technik an einer größeren Vielfalt von Figuren untersuchen und parallel dazu die ältere Ware gewissermaßen aktualisieren.

Wenn man die beiden schlafenden Kinder-Gruppen aus der Liste von Ernst Zais mit dem „Gestörten Schlummer“ und dem „Bekränzten Schläfer“ (Abb. 1) identifizieren will, dann wäre dies ein neuer terminus ante quem für beide Modelle, die bislang anhand von stilistischen Kriterien nach 1770 datiert werden.<sup>3)</sup> Tatsächlich sind im Landesmuseum Mainz beide Modelle

1) Die Bezeichnung leitet sich aus dem Französischen „biscuit“ ab (mittellateinisch „bis“ = zweimal, „coctus“ = gekocht/gebacken). Mit dem deutschen Terminus „Biskuit“ benennt man bis heute ein feineres Backwerk aus gezuckertem kuchenartigem Teig ebenso wie das unglasierte Biskuitporzellan.

2) Ernst Zais, Die kurmainzische Porzellanfabrik zu Höchst, Mainz 1887, S. 148.

3) Vgl. Horst Reber, Johann Peter Melchior in Höchst, in: Johann Peter Melchior 1747-1828, Gelsenkirchen 1997, S. 34.



Abb. 1: „Der bekränzte Schläfer“, Höchster Porzellan, frühe Biskuitausformung, Landesmuseum Mainz; Foto: Landesmuseum Mainz (Ursula Rudischer)

als frühe Biskuitausformungen erhalten.<sup>4)</sup> Die nur geringfügige Vordatierung der beiden Kindergruppen ist insofern für die Forschung interessant, als diese ursprünglich zu einem einheitlichen Figurenprogramm von Melchior gehörten, dessen Zentrum der „Schlummer der Schäferin“ bildete.<sup>5)</sup> Auch von diesem Modell existiert eine frühe Biskuitausformung in Privatbesitz. Bereits 1774 wurde der „Schlummer der Schäferin“ in einer Porzellanlotterie als Mittelgruppe einer solchen kompletten, farbig staffierten Desserttafel verlost, deren Assistenzfiguren also vermutlich ebenfalls etwa vier Jahre zuvor, gegen 1770, vollendet worden waren. Dafür sprechen auch Nachrichten von den Aktionärsversammlungen der Höchster Porzellanmanufaktur, in der schon am 22. April 1771 „... mit Zuziehung des Hofbildhauers Melchior überlegt werden solle, den seitherigen in vielen Stücken überhöhten Preis zu ändern.“<sup>6)</sup> Und am 10. Juni 1772 wurde er dazu angehalten, vorrangig kleinere und damit preiswertere Figuren und Gruppen zu modellieren, die leichter zu vertreiben waren.<sup>7)</sup> Die genannten Modelle „Gestörter Schlummer“, und „Bekrönter Schläfer“ zählen zu den großformatigen und hochpreisigen Figurengruppen des Modellmeisters und sind vermutlich auch aus diesem Grund ebenso wie der „Schlummer der Schäferin“ vor den genannten Aktionärsversammlungen entstanden.<sup>8)</sup>

Die Tatsache, dass man in Höchst Kinder- und Schäfergruppen bereits ab 1770/71 in Biskuit ausformte, zeigt im Grunde eine Besonderheit von Melchior. Er fand nämlich bei seinen Porzellanfiguren und -gruppen einen behutsamen Übergang vom Rokoko zum frühen Klassizismus, indem er Sujets, die inhaltlich noch dem Rokoko verhaftet waren, mit neuem, empfindsamem Ausdruck modellierte und dazu eine Technik verwendete, die kunsthistorisch im Grunde dem Klassizismus zuzuordnen ist. Auch den Stilwandel bei der Servicegestaltung vollzog der Modellmeister mit vorsichtigen Schritten, wie es die Autorin anlässlich des Melchior-Jubiläums vor einigen Jahren in dieser Zeitschrift dargelegt hat.<sup>9)</sup>

Man kann sich vorstellen, dass 1770 Melchior selbst den Impuls



Abb. 2

Porträtbüste des Kurfürsten Emmerich Joseph von Breidbach-Bürresheim, Höchster Porzellan, Biskuitausformung, Landesmuseum Mainz; Foto: Landesmuseum Mainz (Ursula Rudischer)

dafür gab, mit der bislang in Höchst unbekanntesten keramischen Technik zu arbeiten. Denn in diesem Jahr wurde der Modellmeister der Höchster Porzellanmanufaktur auch zum Hofbildhauer des Mainzer Kurfürsten Emmerich Joseph von Breidbach-Bürresheim (1763-1774) ernannt. Damit durfte Melchior, der wie die übrigen Mitarbeiter der Manufaktur zunft- und steuerfrei war, parallel zu seiner Tätigkeit in der „Porzellanfabrik“ als freier Bildhauer arbeiten.<sup>10)</sup> Zu den ersten Werken, die Melchior als Hofbildhauer schuf und in der Höchster Porzellanmanufaktur vervielfältigte, zählt eine prachvolle Porträtbüste seines Mäzens, die eben in dem neuen Biskuit ausgeformt wurde.<sup>11)</sup> Möglicherweise erhielt er anlässlich dieses Auftrags des Kurfürsten die Genehmigung der Manufakturleitung, die neue Technik des Biskuits in Höchst einzuführen. Dies war ein relativ kostspieliges Unternehmen, da zunächst das Rezept oder Arkanum der Biskuitmasse herausgefunden werden musste.

Biskuit kann im Vergleich zur normalen Porzellanmasse nur aus besonders reinen Materialien hergestellt werden, die wiederum in anderen Mischungsverhältnissen zusammengesetzt werden. Aus der besonderen Beschaffenheit der Biskuitmasse leitete sich dann

als nächste Schwierigkeit ein verändertes Verhalten der rohen geformten Masse im Brand ab, das zunächst durch Experimente herausgefunden werden musste, um optimale Ergebnisse zu erzielen, insbesondere der niedriger temperierte Schmelzpunkt musste ermittelt werden. Ein Glücksfall für die Forschung ist das Manuskript von Franz Joseph Weber, das als „Die geheime Kunst des Porzellanmachens“ betitelt ist und heute im Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz in Berlin aufbewahrt wird. 1798 publizierte Weber seine Aufzeichnungen als Buch unter dem Titel „Die Kunst das ächte Porzellan zu verfertigen“.<sup>12)</sup> Webers handschriftliche Bemerkungen stammen aber

4) MK Mainz 1964, Kat.-Nr. 169 (Der gestörte Schlummer) und Kat.-Nr. 170 (Der bekrönte Schläfer), beide S. 108.

5) Reber, Melchior in Höchst, a. a. O., Abb. 22, S. 27.

6) HStAW, Abt. 101, 329 IV, fol. 25 verso; vgl. Stefanie Ohlig, Johann Peter Melchior – ein Hofkünstler im Manufakturbetrieb, in: MK Frankfurt 1994, S. 35; Ernst Kramer, Laurentius Russinger, Porzellaner in Höchst, Gutenbrunn und Paris, in: Keramos 50, 1970, S. 83-100, bes. S. 90.

7) GSTAPK, Rep. 110 B, Nr. 43, fol. 196 recto; Ohlig 1994, a. a. O., S. 32; vgl. Kramer, Russinger, a. a. O., S. 90.

8) Das gleiche gilt für Melchiors Schäfergruppen „Der geschmückte Hut“ und „Das geschmückte Lämmchen“, die ebenfalls als Nebengruppen für den „Schlummer der Schäferin“ gedient haben können, und die sich als Biskuitausformungen in Privatbesitz befinden.

9) Stefanie Ohlig, Johann Peter Melchior und die Entwicklung der Tafeldekoration in Höchst in: Die Quecke 67, November 1997, S. 14-21.

10) Horst Reber, Höchst Porzellan aus drei Jahrhunderten, Museum der Deutschen Porzellanindustrie, Hohenberg an der Eger, 2. Auflage, Frankfurt am Main 1989, S. 12.

11) Siehe Horst Reber, Johann Peter Melchior und die kurmainzische Plastik seiner Zeit, in: Keramos 119, 1988, S. 103-144, bes. S. 110, Abb. 13; MK Mainz 1964, Kat.-Nr. 151, S. 96. Im Historischen Museum Frankfurt existiert eine glasierte und farbig staffierte Ausformung, die inschriftlich in das Jahr 1770 datiert ist, siehe MK Frankfurt 1994, Kat.-Nr. 1.5., S. 18. Zu weiteren Ausformungen siehe Oppenheim, Melchior, a. a. O., S. 46.

12) Franz Joseph Weber, Die Kunst das ächte Porzellan zu verfertigen, Hannover 1798, Neudruck nach dem Exemplar der Universitätsbibliothek Jena, Leipzig 1977.

schon aus dem Jahr 1778 und gründen auf seinen eigenen Erfahrungen als Porzellanmaler in der Höchster Manufaktur seit 1775.<sup>13)</sup> Sie entstanden also noch, während Johann Peter Melchior als Modellmeister in Höchst arbeitete, und dürften uns folglich über die Zusammensetzung der Biskuitmasse in seiner Ära Aufschluss geben.<sup>14)</sup> Zwei Seiten des Manuskripts sind dem Biskuit und seiner Zusammensetzung gewidmet. Darin heißt es:

*„Die Masse zum Biskuit ist an und vor sich ebendieselbe Masse, wie die zum Porzellan; sie beruhet auch auf ebendenselben Prinzipien: nur mit dem Unterschiede, dass man sie mit mehreren glasartigen Theilen verseze, damit sie das durchsichtige Aussehen oder die Klarheit bekomme, welche an dem Biskuit so hoch geschätzt wird. Es entstehet aber daraus, dass sie desto weichflüssiger wird, und folglich in ein schwächeres Feuer gesezet werden muß. Man kann sie dennoch auch hartflüssiger machen, wenn man gleichartige Theile zu dieser Masse nimmt, welche strengflüssig sind, oder auch weniger Alkali nimmt, oder beide Maxime zugleich verwendet. Es kommt hierin auch sehr darauf an, wenn man eine feste feuerbeständige Erde hat. Noch ist zu merken, dass man zum Biskuit gerne die saubersten und feinsten Materialien in jeder Art wählet als z.B. die weisseste Erde, den feinsten Kiesel, oder falls man eine strengflüssige Materie verlangt, Kristall (Man wählet auch die Feuersteine dazu, worunter die schwärzesten die besten sind.) Statt das ordinären Gipses nimmt man calcinierten Alabaster oder das sogenannte Federweiß.*

Aus der Quelle geht hervor, dass man in Höchst verschiedene Arten von Biskuitmasse kannte, die sich zum einen anhand der unterschiedlich großen Anteile von Flussmitteln und Gips insbesondere in ihrem Härtegrad bzw. in ihrer Schmelzbarkeit unterschieden. Unter „glasartigen Steinen“ verstand Weber dabei laut Zais Quarze und Hornstein. Zum anderen wird hervorgehoben, dass für die Herstellung von Biskuit eine sehr feine und rein weiße Masse erforderlich war. Dabei kannte man qualitative Abstufungen, so wurden für besonders edle Biskuitmasse anstelle von gewöhnlichem Gips auch kalzinierter, d.h. geglühter Alabaster, „Federweiss“ oder fein gemahlener Marmor verwendet. Als „Federweiss“ bezeichnete man übrigens Talkum oder Speckstein, ein Magnesiumsilikat, das ähnlich wie Alaunstein nicht durchsichtig ist und eine hohe Schmelztemperatur hat.

Für die Zubereitung der Masse zeichnete im allgemeinen der Arkanist verantwortlich, den man auch als den „Fabrikchemiker“ bezeichnen könnte. Wenn man von der Einführung des Biskuits in Höchst im Jahr 1770 ausgeht, dann wurde die erste Höchster Biskuitmasse von dem Arkanisten Anton Oster gemischt. Oster, der gebürtig aus Geisenheim stammte, ist ab 1764 in den Manufakturlisten als Arkanist nachweisbar, er verstarb vierzigjährig am 12. Oktober des Jahres 1772.<sup>16)</sup> An seiner Stelle übernahmen der Landschaftsmaler Friedrich Carl Wohlfahrt zusammen mit dem Farblaboranten Peter Distel und dem Brenner Wilhelm die Herstellung der Masse.<sup>17)</sup>

Doch kehren wir an dieser Stelle zu der Biskuitbüste des Mainzer Kurfürsten Emmerich Joseph von Breidbach-Bürresheim zurück (Abb. 2). In der Reihe der Porträt-darstellungen Melchiors nimmt sie einen besonderen Rang ein, denn es handelt sich um die einzige vollplastische Porträtbüste aus seiner Höchster Schaffenszeit. Natürlich war die Herstellung einer Büste weitaus aufwendiger und damit teurer als die Fertigung eines medaillonförmigen Reliefbildnisses, von denen Melchior eine große Zahl, unter anderem auch für den Kurfürsten, modellierte<sup>18)</sup>. Die Bedeutung dieses Porträts beruht jedoch auf mehr als nur dem Kostenfaktor. Das Bildnis des Kurfürsten ist nämlich im Schema klassisch-antiker Büsten gestaltet, es ruht auf einem profilierten, in der Mitte eingezogenen Rundsockel, und erhebt somit den Anspruch, in der Folge der antiken Herrscherporträts gesehen zu werden, eine

13) Hermann Jedding, *Europäisches Porzellan II*, 2. Auflage, München 1974, S. 182. Ab 1782 sollte Weber als Kontrolleur selbst für die Masserezeptur der Höchster Porzellanmanufaktur verantwortlich zeichnen. Vgl. Zais, a. a. O., S. 53 und S. 59-62.

14) GSTAPK, Rep. 110 B, fol. 256 recto-fol. 269 verso.

15) GSTAPK, Rep. 110 B, Nr. 43, fol. 265 recto/verso; vgl. Ohlig, in: MK Frankfurt 1994, S. 23.

16) Kurt Röder, Michel Oppenheim, Rudolf Schäfer, unveröffentlichtes Manuskript, S. 171. Es ist unsicher, ob es sich bei dem 1759 in den Manufakturlisten aufgeführten „Tagelöhner Ostern“ um ein und dieselbe Person handelt, er wäre zu diesem Zeitpunkt 17 Jahre alt gewesen. Vgl. ebd., S. 164, Zitat S. 190: „Anton Ostern, von Geisenheim Arkanist, verdiente monatlich 17 fl, dazu freie Wohnung, Holz und Licht.“ Ebd., S. 242: „Da der Arkanist Anton Oster gestorben ist, [40jährig am 12.10.1772] mussten der Inspektor mit Beirathen des Farblaboranten Dissel und des Brenners Wilhelm die Massenherstellung übernehmen, Wohlfahrt hatte ganz allein die Masse verfertigt, die entsprechenden Papiere hatte er ‚...auf Gelöbnis in seinen Gruben verschlossen zu halten und niemahlen über kurz oder lang zum Nachtheil der Fabrik jemals zu gebrauchen‘. Der Direktor hatte ihm die entsprechenden Beschreibungen abzugeben.“

17) Zais, a. a. O., S. 55.

18) Horst Reber, *Frankfurter Bildnisse aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts* von Johann Peter Melchior und Landolin Ohnmacht, in: Frankfurt aber ist der Nabel dieser Erde, Stuttgart 1983, S. 373-396.

**Zur beliebigen Nachricht kann folgendes Rezept dienen:**

*Biskuitrezept*

*N(umer)o 1  
Wohlgeschlemmte  
Erden*

	<i>Glasartige Steine</i>	<i>Scherben</i>	<i>Gips</i>
100	18	8	4

*N(umer)o 2  
100*

24	9	5
----	---	---

*N(umer)o 3  
100*

30	10	6 <sup>15)</sup>
----	----	------------------

Aussageabsicht, die durch die marmorähnliche Wirkung des Materials unterstrichen wird. Damit kommt dem Biskuit hier gewissermaßen eine ikonographische Bedeutung zu. Seinem herrschaftlichen Status entspricht das Brustbild des Mainzer Kurfürsten darüber hinaus aufgrund seiner künstlerischen Qualität und der Erhabenheit seines Ausdrucks. „Das sichtbare Erhabene in der bildenden Kunst“ war stets ein wichtiges künstlerisches Anliegen von Melchior, wie es der Bildhauer in seiner gleichnamigen kunsttheoretischen Schrift von 1781 erläutert hat.<sup>19)</sup> Darüber hinaus ist von Breidbach-Bürresheim hier nicht nur in vollem Ornat mit Allongeperücke, Hermelinkragen und Pektoreale dargestellt, sondern zugleich als ein reifer, sinnlicher und selbstbewusster Mann mit sehr menschlichen Zügen. Die Plastik besitzt also eine bildhauerische Qualität, die sie eindeutig von den antiken Vorbildern unterscheidet, und in der sich Melchiors großes Talent der Naturbeobachtung spiegelt. Man kann in der Büste den Beginn der Antikenrezeption in Höchst sehen, oder auch den Beginn des frühen Klassizismus. Allerdings werden diese kunsthistorischen Hilfsbegriffe dem Œuvre Melchiors nur bedingt gerecht.

Die beschriebene Höchster Darstellung des Mainzer Kurfürsten steht noch am Anfang einer euro-

paweiten Begeisterung für Porträtbüsten „all antique“, die nach der Einführung des Biskuits als figürlichem Material durch Jean-Jacques Bachelier 1751 in der Manufaktur Vincennes und nachfolgend in Sèvres mit unterschiedlichem zeitlichem Abstand von den meisten anderen europäischen Manufakturen aufgenommen wurde, wie etwa von Fürstenberg, Berlin oder Nymphenburg. Dies zeigt, dass Melchior hier seiner Zeit wieder einmal voraus war. Noch dreißig bis vierzig Jahre nach dem Entstehungsdatum der beschriebenen Höchster Plastik sollte Melchior als bayerischer Hofbildhauer und Modellmeister der Manufaktur Nymphenburg (1797-1822) sein hauptsächliches Betätigungsfeld darin finden, streng antikisierende Porträtbüsten des bayerischen Königshauses und des Adels in Biskuit zu schaffen.<sup>20)</sup>

Die meisten Höchster Biskuitfiguren mit Signaturen von Melchior sind auf das Jahr 1771 datiert<sup>21)</sup> und demnach unmittelbar nach der Einführung des Biskuits in der kurmainzischen Manufaktur entstanden. Sie zeigen, dass Melchior in seinem figürlichen Schaffen stark unter französischem Einfluss stand, der sich nicht nur in seiner Vorliebe für die Biskuittechnik, sondern auch in der künstlerischen Anmutung seiner Modelle und in deren Verwandtschaft mit Modellen Falconets und mit Kup-

ferstichen nach François Boucher manifestiert, wobei Melchior diese Einflüsse mit seinem eigenen Temperament und mit seinem großen Talent der Naturbeobachtung verschmolzen und frei umgesetzt hat. Berühmt und bereits mehrfach publiziert ist die Figur „Das zerbrochene Ei“ (Abb. 3), die Melchior auf der Sockelrückseite signierte „Fait par Melchior Sculpteur de la cur 1771“ (Abb. 4),<sup>22)</sup> sowie das weibliche Gegenstück, das „Mädchen mit Katze und Maus“, das auf der Rückseite der Felsstütze die gleiche Signatur trägt.<sup>23)</sup> Des Weiteren signierte und datierte Melchior die „Venus mit Cupido und Taubenpaar“ 1771 in Biskuit.<sup>24)</sup> Aus dem Jahr 1772 kennen wir nur die kleine „Venus“, auch „Venus vor dem Bade“ genannt, als von Melchior signierte Biskuitausformung. Das Stück befindet sich in der Sammlung Kurt Bechtold, deren umfangreicher Katalog von Höchster Fayencen und Porzellanen in Kürze publiziert wird (Abb. 5).<sup>25)</sup> In den Sockel ritzte Melchior die Inschrift „[Johann]. P[eter]. Melchior .F[ecit]. 1772“ (Abb. 6). Interessanterweise befindet sich im Historischen Museum Frankfurt eine staffierte Ausformung des Modells mit einer eigenhändigen Signatur und Datierung von Melchior aus dem Jahr 1771.<sup>26)</sup> Daraus lässt sich schließen, dass die von Hand eingeritzte Datierung jeweils das Jahr der Ausformung



Abb. 3



Abb. 4

„Das zerbrochene Ei“, Höchster Porzellan, Biskuitausformung, auf der Sockelrückseite signiert: „Fait par Melchior Sculpteur de la cur 1771“. Landesmuseum Mainz; Fotos: Landesmuseum Mainz (Ursula Rudischer)

19) Friedrich H. Hofmann, Johann Peter Melchior 1742-1825, München, Berlin und Leipzig 1921, S. 65-103.

20) Vgl. Katharina Hantschmann, Johann Peter Melchior als Modellmeister der Nymphenburger Porzellanmanufaktur, in: Johann Peter Melchior 1747-1825, Bildhauer und Modellmeister in Höchst, Frankenthal und Nymphenburg, Gelsenkirchen 1997, S. 168 ff.

21) Michel Oppenheim, Johann Peter Melchior als Modellmeister in Höchst, Frankfurt am Main 1957, S. 21-32.

22) MK Mainz 1964, Kat.-Nr. 171, S. 109; Reber, Melchior in Höchst, a. a. O., S. 74. Vgl. hierzu den Kupferstich von Gilles Demarteau nach François Boucher, Les Oeufs cassés, in: AK Sèvres 2001, Falconet à Sèvres, Kat.-Nr. 30 b, S. 109.

23) Oppenheim, Melchior, a. a. O., S. 24 f.; Reber, Melchior in Höchst, a. a. O., S. 38.

24) Oppenheim, Melchior, a. a. O., S. 26 f., Bild 4.

25) Horst Reber, Stefanie Ohlig, Stiftung und Sammlung Kurt Bechtold, Mainz 2002 (in Vorbereitung).

26) MK Frankfurt 1994, Kat.-Nr. 6.3.5., S. 208.



Abb. 5

„Venus vor dem Bade“, Höchst Porzellan, Biskuitausformung, im Sockel signiert: „I[ohann]. P[eter]. Melchior. F[ecit]. 1772“, Sammlung Kurt Bechtold

und nicht etwa das Modelljahr bezeichnet, wie dies bereits Horst Reber erkannt hat. Melchiors „Venus“ wurde in der Literatur immer wieder mit der monumentalen Marmorstatue „La Baigneuse“ des französischen Bildhauers Etienne-Maurice Falconet verglichen<sup>27)</sup>, der von 1757 bis 1766 Chefmodelleur der Porzellanmanufaktur Sèvres war.<sup>28)</sup> Das Modell von Melchior darf jedoch nicht als der Versuch einer Kopie verstanden werden, der Höchstler Modellmeister hat sich vielmehr – wie viele seiner Kollegen in den anderen europäischen Manufakturen – auf seine Weise mit der „Baigneuse“ des Falconet auseinandergesetzt.<sup>29)</sup> Während Falconet in der für ihn charakteristischen Weise die Darstellung des weiblichen Aktes mit einer anekdotischen Erzählung wiedergegeben hat, indem die Göttin mit ihrem vorgesetzten linken Fuß die Temperatur des Wassers vorsichtig prüft, hat Melchior seine „Venus“ als eine kleine Statue geschaffen, die trotz ihrer weiblichen Rundungen einen eher kindlich-unschuldigen Ausdruck besitzt und damit charakteristisch für seine Formensprache ist.

Eine weitere von Melchior signierte Biskuitgruppe ist bekannt. Es handelt sich um die „Musikantenfamilie“, die 1777 datiert ist.<sup>30)</sup> Wie schon Horst Reber ausgeführt hat, ist das Entstehungsdatum dieses Modells früher anzusetzen, die Angabe „1777“ bezieht sich wiederum auf das Jahr der Ausformung.



Abb. 6

Reber schreibt: „Wenn man also eine fiktive Unterscheidung treffen wollte zwischen den Manufakturerzeugnissen in Höchst und kurmainzischen Plastiken, dann gehören die von Melchior signierten Stücke zur Mainzer Plastik.“<sup>31)</sup> Damit differenziert der Autor die signierten Arbeiten Melchiors, die dem Künstler „vermutlich für private Zwecke“ dienten, von der übrigen Fertigung der Manufaktur. Es ist anzunehmen, dass sich Melchior von verschiedenen Höchstler Modellen „Belegexemplare“ erbeten hatte, wie er es selbstbewusst vor seinem Eintritt in die Frankenthaler Porzellanmanufaktur als allgemeine Bedingung forderte.<sup>32)</sup> Die relativ späte, eigenhändige Ausformung der Höchstler „Musikantenfamilie“ durch Melchior könnte man in Zusammenhang bringen mit dem inzwischen her-



Abb. 7

Gebhard Boos, „Pietà“, Alabaster, 1775 Privatbesitz

angereiften Wunsch des Künstlers, Höchst zu verlassen und für eine andere Porzellanmanufaktur tätig zu werden, so dass er gewissermaßen für seine „Bewerbungsunterlagen“ Beispiele seiner Kunstfertigkeit benötigte. Schließlich sollte Melchior bereits zwei Jahre später, ab 1779, seine Tätigkeit als neuer Modellmeister und Hofbildhauer im kurpfälzischen Frankenthal beginnen, wo er unter anderem auch Porzellangruppen mit Musikanten modellieren sollte.<sup>33)</sup>

Wegen Melchiors Vorliebe für den Werkstoff Biskuit wie auch wegen der künstlerischen Verwandtschaft verschiedener seiner Modelle mit Arbeiten Falconets wurde in der Forschung früher vermutet, Melchior sei in seiner Jugend in Paris gewesen bzw. sogar, dass er eine Zeit lang in Sèvres gearbeitet habe.<sup>34)</sup> Heute wissen wir, dass Melchior bei dem Aachener Bild-

27) MK Frankfurt 1994, Kat.-Nr. 6.3.6., S. 208; vgl. Friedrich H. Hofmann, Das Porzellan der europäischen Manufakturen, Sonderband I, Frankfurt am Main, Berlin, Wien 1980, S. 301, Abb.-Nr. 172 a-f.

28) Zu Falconet siehe AK Sèvres 2002, Falconet à Sèvres ou l'art de plaire 1757-1766, Musée national de Céramique, Sèvres 6. November 2001 – 4. Februar 2002; AK Fulda 1999, Königliches Porzellan aus Frankreich, Sammlerstücke und Service der Manufaktur Vincennes/Sèvres aus dem Besitz der Hessischen Hausstiftung, Museum Schloss Fasenerie, Eichenzell bei Fulda, 12. Juni 1999 bis 23. Januar 2000.

29) Hofmann, Europäische Manufakturen, a. a. O., Abb.-Nr. 172 a-f, S. 301.

30) Oppenheim, Melchior, a. a. O., S. 30 f., Bild 8.

31) Reber, Melchior und die kurmainzische Plastik, a. a. O., S. 126.

32) In Melchiors Denkschrift über die Bedingungen für seinen Eintritt in die Porzellanmanufaktur Frankenthal vom 5. Juni 1779 heißt es unter Punkt zwei: „Von jedem neuen Stück, das ich mache, gibt die Fabrik mir einen ächten Abtruk - Exemplar - in Biskuit oder Porzellan; die Wahl stehet bei mir“. Zit. nach Hofmann, Melchior, a. a. O., S. 22.

33) Vgl. Edgar J. Hürkey, Johann Peter Melchior in Frankenthal, in: Johann Peter Melchior 1747-1825, Bildhauer und Modellmeister in Höchst, Frankenthal und Nymphenburg, Gelsenkirchen 1997, S. 139-157, bes. S. 146 f.

34) Die verschiedenen Thesen sind zusammengefasst bei Michel Oppenheim, Johann Peter Melchior als Modellmeister in Höchst, Frankfurt am Main 1957, S. 15.

hauer Gebhard Boos in die Lehre ging, dem Peter Volk kürzlich einige zum Teil signierte Alabasterreliefs mit mythologischen und christlichen Darstellungen nachweisen konnte.<sup>35)</sup> Diese Reliefs, wie zum Beispiel die „Pietà“ in Privatbesitz (Abb. 7), lassen erkennen, dass Melchior in der Werkstatt seines Lehrers Boos mit französischem Formengut in Berührung gekommen sein dürfte. Insbesondere kann man davon ausgehen, dass Melchior bei seinem Lehrmeister Alabaster und Marmor als bildhafte Materialien kennen gelernt hat, mit denen er später als kurpfälzischer (1779-1797) bzw. bayerischer Hofbildhauer (1797-1822) selbst bravourös arbeitete.<sup>36)</sup> In der Höchster Porzellanmanufaktur wollte er sicherlich durch die Wahl des Biskuitporzellans für seine Modelle diese Werkstoffe auch imitieren.

Mit der Einführung der Biskuittechnik in der Höchster Porzellanmanufaktur konnte Melchior sein Talent der Porträtgestaltung „nach der Natur“ voll entfalten. Der bildsame Werkstoff eignete sich hervorragend zur Wiedergabe der lebendigen menschlichen Züge, die der Bildhauer fein durchzuarbeiten und kraftvoll zu modellieren verstand wie kein anderer, so dass jede Feinheit der Modellierung und Nuance des Ausdrucks erhalten blieb, wie sie im Modell niedergelegt war. Im Unterschied dazu wurden bei glasierten Porzellanen oft Formdetails durch die Glasurschicht verdeckt. Die zahlreichen Porträtmedaillons, die der Hofbildhauer zwischen 1770 und 1779 für seine Auftraggeber aus dem Adel und aus dem reichen Bürgertum schuf, machten Melchior schon seinerzeit berühmt. Zu den solchermaßen „nach dem Leben“ Porträtierten zählten neben dem Mainzer Kurfürsten Künstlerfreunde wie der etwa gleichaltrige Johann Wolfgang Goethe (Abb. 8) und dessen Eltern, der Frankfurter Maler Christian Georg Schütz der Ältere, oder der Aktionär der Manufaktur Johann Rüttger Lausberg, der sich als erster Frankfurter Bürger von Melchior in Biskuitporzellan abkonterfeien ließ.<sup>37)</sup> Aus einem Protokoll der Aktionärsversammlung vom 28. September 1772 wissen wir, dass die Manufaktur Melchior seine Nebentätigkeit als Porträtist gestattete, dass der

Bildhauer jedoch pro Porträt, das er in der Höchster Porzellanmanufaktur ausformte, zwei Gulden für die Porzellanmasse zu bezahlen hatte: „...arbeitet er fremde Porträts, dann hat er für die Masse 2 fl zu bezahlen, er kann die Porträts aber frei verkaufen. Da er dadurch Vorteile hat, möge er für die Fabrik sein Bestes tun“.<sup>38)</sup>

Anhand der Höchster Archivalien lässt sich jedoch auch nachweisen, dass einzelne Reliefbildnisse in größerer Stückzahl von der Manufaktur nachgeformt und vertrieben wurden. Dies gilt zum Beispiel für das eben erwähnte Portrait des Aktionärs Lausberg, das auch nach Melchiors Weggang aus Höchst weiter von der Manufaktur reproduziert und an den Auftraggeber veräußert wurde.<sup>39)</sup>

Mit einem zusammenfassenden Blick auf Melchiors Höchster Œuvre in Biskuit, auf die Figuren, Gruppen und Bildnisse, lässt sich sagen, dass der Bildhauer es verstanden hat, die durch ihn initiierte Technik in der Höchster Porzellanmanufaktur zu technischer und künstlerischer Vollkommenheit zu führen. Seine empfindsamen und lebendigen Schöpfungen besitzen die Anmut und den natürlichen Charme seiner Jugend und begründen die oft zitierte künstlerische oder seelische Verwandtschaft zu den von Boucher inspirierten Biskuitplastiken von Falco-

net. Diesen individuellen Charme seiner Schöpfungen wird man in Melchiors späten, streng klassizistischen Nymphenburger Arbeiten vergeblich suchen. Auch Melchiors Schüler Carl Ries (1749-1794), der 1779 die Nachfolge seines Lehrmeisters als Modellmeister der Höchster Manufaktur antrat, arbeitete in Biskuit. Wir kennen verschiedene Modelle von seiner Hand, z. B. den „Knaben mit Hund“ um 1785,<sup>40)</sup> die „Putten mit Attributen der Freien Künste“<sup>41)</sup> oder den „Jungen Mann mit Cupido im Körbchen“.<sup>42)</sup> Keine dieser Figuren und Gruppen kann sich mit dem künstlerischen Ausdruck der Schöpfungen seines Vorgängers messen. Einzelne Melchior-Modelle wurden nach seinem Fortgang aus Höchst 1779 in der Manufaktur noch in Biskuit ausgeformt, wie wir es für den „Jammernden Knaben“ nachweisen können.<sup>43)</sup> Mit der vereinfacht modellierten Kleidung ist diese Ausformung deutlich spät und nicht von Melchior selbst geschaffen. Auch andere Modelleure oder Bildhauer arbeiteten mit der Höchster Biskuitmasse, wenn auch nicht alle bislang namentlich bestimmt werden können. Keiner jedoch verstand es wie Melchior, das Material und seine Technik so vollkommen seinem künstlerischen Ausdruckswillen zu unterwerfen.



Abb. 8

„Johann Wolfgang von Goethe“, Biskuitausformung nach einem Melchior-Modell von 1774/75, Höchst 1997  
Foto: Michael Tessmann

35) Peter Volk, Der Bildhauer Gebhard Boos, Melchiors Aachener Lehrmeister, in: Johann Peter Melchior 1747-1825, Bildhauer und Modellmeister in Höchst, Frankenthal und Nymphenburg, Gelsenkirchen 1997, S. 106-109.

36) Hürkey, a. a. O., S. 153 ff.; vgl. Hantschmann, a. a. O., S. 159-187, bes. S. 168; Maria Christiane Werhahn, Der kurpfälzische Hofbildhauer Franz Conrad Linck (1730-1793), Neuss 1999, S. 25 und S. 420.

37) MK Frankfurt 1994, Kat.-Nr. 1.7., S. 19.

38) Schäfer - Oppenheim - Röder, unveröff. Manuskript, S. 240; HStAW 101/329 VI, fol. 32 recto. Vgl. Reber, Melchior und die kurmainzische Plastik, a. a. O., S. 126.

39) Siehe Institut für Stadtgeschichte Frankfurt, Hauptbuch der Höchster Porzellanmanufaktur, S. 39: „Rüttger Lausberg in Frankfurt 1784 Julii 30 An Portraits laut Jour(nal) Lit. A folio 51 9., 1789 Aug. 2 An divers laut D(et)to Lit. B folio 195 13,47 ? [Summe] 22,47 ?.“

40) MK Frankfurt 1994, Kat.-Nr. 6.11.31.

41) MK Frankfurt 1994, Kat.-Nr. 6.6.22.

42) MK Frankfurt 1994, Kat.-Nr. 6.11.32.

43) MK Frankfurt 1994, Kat.-Nr. 6.2.19.



Abb. 9  
„Schlangenvase“, prunkvolle Räuchervase mit antikisierendem figürlichen Fries, Höchstler Porzellan, um 1779. Historisches Museum der Stadt Frankfurt (Kronberger Haus), Stiftung Kurt Bechtold  
Foto: Horst Reber

Abschließend sei ein kleiner Exkurs in die Gegenwart der Höchstler Porzellan-Manufaktur gestattet, in der bis heute die Modelle von Johann Peter Melchior – insbesondere auch in Biskuit – reproduziert werden. Einen Höhepunkt seines Schaffens in der kurmainzischen Manufaktur bildet wohl Melchiors große, prunkvolle Räuchervase mit dem antikisierenden figürlichen Fries, die nur in vereinzelten historischen Ausformungen bekannt ist. Zwei Exemplare davon befinden sich im Kronberger Haus, der Außenstelle des Historischen Museums in Frankfurt-Höchst. Sie unterscheiden sich voneinander nicht nur durch ihre farbige Fassung, sondern auch durch die beiden vergoldeten Schlangen, die sich bei der Prunkvase aus der Stiftung Kurt Bechtold aus dem Vasendeckel zu winden scheinen, und die die Vase als sogenannte „Schlangenvase“ berühmt gemacht haben (Abb. 9).<sup>44)</sup> Das Modell dieser Melchior-Vase wurde kürzlich von Mario Effenberger, dem heutigen Modellmeister und Künstlerischen Leiter der Manufaktur, reproduziert. Zu diesem Zweck stellte das



Abb. 10  
Modellmeister Mario Effenberger beim Drehen des Vasenkörpers aus Gips. Im Hintergrund die nach den Originalen gefertigte Werkzeichnung.  
Foto: Anja Kaschub

Historische Museum Frankfurt der Höchstler Porzellan-Manufaktur die beiden historischen Porzellanausformungen leihweise zur Verfügung. In der Entwicklungsabteilung wurden beide Vasen in jedem Detail millimetergenau vermessen und als Seitenansichten im Maßstab 1:1 gezeichnet. Von der Originalzeichnung wurde dann als nächster Arbeitsschritt eine um 16 Prozent vergrößerte Werkszeichnung angefertigt. Die Vergrößerung ist bekanntlich erforderlich, da Porzellan beim Brennen um eben diese 16 Prozent schwindet.<sup>45)</sup> Ausgehend von der Werkszeichnung, bei der man sich für die Version der Vase ohne Schlangen entschied, entstand dann in mühevoller und langwieriger Arbeit das neue Modell in den Materialien Gips

und Ton (Abb. 10). In dem aufwendigen Entstehungsprozess wurde der Körper aus Gips gedreht und geschnitzt, Reliefs wie den Akanthusfries modellierten Mario Effenberger und seine Mitarbeiterin Corinna Titze per Hand



Abb. 11  
Der Figurenfries wird in Ton frei auf den Gipskörper der Vase aufmodelliert  
Foto: Anja Kaschub

frei auf den Gipskörper. Eine besondere künstlerische Herausforderung stellte Melchiors figürlicher Fries mit den tanzenden Nymphen und Putten dar, der in Ton frei auf den Gipskörper aufmodelliert werden musste (Abb. 11). Das fertige Modell, das bei der eigentlichen Porzellanherstellung getrennt nach Fuß, Körper und Deckel mit flüssiger Porzellanmasse in Arbeitsformen aus Gips gegossen wird, wurde zunächst mit Gips abgeformt. Von diesen Negativen wurden dann sogenannte Einrichtungsblöcke aus Kunststoff gearbeitet, die wiederum zur Herstellung der eigentlichen Arbeitsformen aus Gips für die Porzellanherstellung dienen. Es handelt sich also um einen recht komplizierten Ab- und Umformungsprozess. Bei der Reproduktion entschied man sich dann für die edelste Variante in reinem Biskuitporzellan, was sicherlich der künstlerischen Intention von Melchior entsprochen hätte. Das verlorene Urmodell, das gegen 1779 zu datieren ist, konnte somit, reiner noch als in den historischen glasierten und staffierten Ausformungen, in seiner ursprünglichen Idee wieder aufstehen.

Dr. Stefanie F. Ohlig

44) Vgl. Oppenheim, Melchior, a. a. O., Abb. 91 ff., S. 93 ff.

45) Je nach Zusammensetzung der Porzellanmasse kann die Schwindung zwischen 15 und 17 Prozent betragen.

Die Höchster Porzellan-Manufaktur kann besichtigt werden. Im Melchior-Jahr 1997 besuchten die Lintorfer Heimatfreunde Höchst mit einer größeren Gruppe. Sie wurden betreut von **Dr. Stefanie Ohlig**, der Autorin unseres Beitrages über Johann Peter Melchior und wissenschaftlichen Mitarbeiterin der Manufaktur, und vom Künstlerischen Leiter **Mario Effenberger** und seinem Team. Seit diesem Jahr kann man in der Manufaktur auch Seminare besuchen, die Einführungen in das Porzellanmalen und das Modellieren mit Porzellan vermitteln:



Mario Effenberger, der Künstlerische Leiter der Porzellan-Manufaktur Höchst  
Foto: Anja Kaschub



H Ö C H S T E R P O R Z E L L A N - M A N U F A K T U R

## Termine Führungen / Porzellanmal-Seminare

### Termine für öffentliche Führungen:

Jeweils Dienstag und Donnerstag um 10 und um 15 Uhr (Dauer jeweils 1 Stunde, Achtung begrenzte Teilnehmerzahl max. 30 Personen)

Eintritt: Kinder bis 10 Jahre frei;

Jugendliche bis 16 Jahre 2,50 €/Person;

Studenten/Erwachsene/Rentner 5,00 €/Person

### Seminar

#### „Porzellanmal-Schnupperkurs“

Dieser Kurs wendet sich an Interessierte, die die Grundlagen der Porzellanmalerei kennenlernen und gleichzeitig umsetzen wollen. Im Rahmen des „Schnupperkurses“ bieten wir:

- Führung durch die „Erlebnis-Manufaktur“
- Video zur Geschichte des Höchster Porzellans (englisch, deutsch oder japanisch)
- Porzellanmalen unter fachlicher Leitung einer Porzellanmalerin/Porzellanmalers der Höchster Porzellan-Manufaktur
- Malzubehör wie Farben, Pinsel etc. sowie Muster werden kostenlos zur Verfügung gestellt
- Das Weissporzellan kann individuell ausgesucht werden wird gesondert berechnet
- Wir reichen während des Seminars Erfrischungsgetränke
- Nachbearbeitung: Brennen der bemalten Porzellane, kompletter Versand an eine von Ihnen angegebene Adresse im Bundesgebiet oder auch international gegen Nachnahme
- Zertifikat über eine erfolgreiche Teilnahme am Seminar
- Einkaufsgutschein über € 20,- für Einkauf im Manufaktur-Direktverkauf, Pallestr. 32

**Dauer:** 4 Stunden inklusive Führung durch die Manufaktur

**Kosten:** € 125,- pro Person zuzüglich Weissporzellan und Versand

**Treffpunkt:** Pallestr. 32, D-65929 Frankfurt-Höchst

**Teilnehmer:** min. 6 Personen/max. 20 Personen

### Seminar

#### „Porzellanmalen für Einsteiger“

Dieses Seminar wendet sich an interessierte Anfänger oder auch Fortgeschrittene, die eine historische Höchster Malerei erlernen wollen. Im Rahmen dieses Seminars bieten wir:

- Führung durch die „Erlebnis-Manufaktur“
- Video zur Geschichte des Höchster Porzellans (englisch, deutsch oder japanisch) an Samstagen
- Führung durch die weltweit größte Ausstellung mit Höchster Porzellanen und Fayencen des 18. Jahrhunderts im Porzellanmuseum Kronberger Haus mit Stiftung Kurt Bechtold. Historische Tafelrekonstruktionen, Raritäten und Porzellankunst der Spitzenklasse
- Malkurs in der Manufaktur unter fachlicher Leitung einer Porzellanmalerin/Porzellanmalers der Höchster Porzellan-Manufaktur
- Spezialisierung auf einen Höchster Dekor nach Wunsch
- Malzubehör wie Farben, Pinsel etc. sowie Muster werden kostenlos zur Verfügung gestellt.
- Das Weissporzellan kann individuell ausgesucht werden wird gesondert berechnet
- Wir reichen während des Seminars Erfrischungsgetränke
- Mittagessen in der historischen Höchster Altstadt
- Nachbearbeitung: Brennen der bemalten Porzellane, kompletter Versand an eine von Ihnen angegebene Adresse im Bundesgebiet oder international gegen Nachnahme
- Zertifikat über die erfolgreiche Teilnahme
- Einkaufsgutschein über € 20,- für Einkauf im Manufaktur-Direktverkauf, Pallestr. 32

**Dauer:** 3 Tage, jeweils von 9-16 Uhr (nach Absprache auch am Wochenende buchbar)

**Kosten:** € 500,- pro Person

**Treffpunkt:** Pallestr. 32, D-65929 Frankfurt-Höchst

**Teilnehmer:** min. 6 Personen/max. 12 Personen

### Seminar

#### „Mit Porzellan modellieren“

Dieses Seminar wendet sich an diejenigen, die mit dem Werkstoff Porzellan kreativ umgehen und Exponate nach ihren eigenen Vorstellungen gestalten wollen. Im Rahmen dieses exklusiven Seminar-Workshops bieten wir an:

- Führung durch die „Erlebnis-Manufaktur“
- Video zur Geschichte des Höchster Porzellans (englisch, deutsch oder japanisch) an Wochenenden
- Führung durch die weltweit größte Ausstellung mit Höchster Porzellanen und Fayencen des 18. Jahrhunderts im Porzellanmuseum Kronberger Haus mit Stiftung Kurt Bechtold. Historische Tafelrekonstruktionen, Raritäten und Porzellankunst der Spitzenklasse
- Modellierkurs unter Federführung des Künstlerischen Leiters der Manufaktur und seines Teams
- Vermittlung von spezifischen Modellier-techniken
- Exklusive Herstellung von Porzellanunikaten
- Wir reichen während des Seminars Erfrischungsgetränke
- Mittagessen in der historischen Höchster Altstadt
- Nachbearbeitung: Brennen der Porzellane und kompletter Versand im In- und Ausland per Nachnahme
- Zertifikat über die erfolgreiche Teilnahme am Seminar
- Einkaufsgutschein über € 20,- für Einkauf im Manufaktur-Direktverkauf, Pallestr. 32

**Dauer:** 2 Tage, jeweils von 9-16 Uhr (nach Absprache auch am Wochenende buchbar)

**Kosten:** € 1.250,- pro Person

**Treffpunkt:** Pallestr. 32, D-65929 Frankfurt-Höchst

**Teilnehmer:** min. 4 Personen/max. 6 Personen

Anmeldung und weitere Informationen: Höchster Porzellan-Manufaktur GmbH

Christiane Breitwieser, Pallestr.32, 65929 Frankfurt-Höchst, Tel. 069/300902-0, Fax 069/300902-24, Email: info@hoechster-porzellan.de

Genau vor 60 Jahren, im Oktober 1942, weilte der bekannte Dichter **Georg Britting** einige Tage in Lintorf. **Theo Volmert** hatte ihn zufällig im Urlaub kennen gelernt und war mit ihm ins Gespräch gekommen. Seiner Einladung nach Lintorf war Britting gerne gefolgt, da er durch seine Vermittlung an mehreren Abenden vor Publikum aus seinen Werken lesen konnte. Denn obwohl Georg Britting vor und nach dem Krieg von Kollegen, Literaturwissenschaftlern und Kritikern mit Lob überschüttet wurde, obwohl er mancherlei Ehrung erfuhr - er erhielt 1953 den Immermann-Preis und 1961 den Kunstpreis des Landes Nordrhein-Westfalen - blieb seine Lesergemeinde stets klein. Bis zu seinem Tod im Jahre 1964 war er wirtschaftlich nicht auf Rosen gebettet und musste seinen Lebensunterhalt hauptsächlich durch Kritiken und Reiseberichte verdienen. Bei seinem Verleger Carl Hansen in München beklagte er sich in den 1950-er Jahren einmal über die mangelhafte Resonanz seiner Werke. „Ich sehe es an meinen Honorarabrechnungen“, seufzte er, „nur drei oder vier verkaufte Bücher pro Monat.“



Georg Britting  
1891 – 1964

Geboren wurde Britting am 17. Februar 1891 in Regensburg. Nach seiner Schulzeit schrieb er zunächst Theater- und Buchkritiken für eine Regionalzeitung. Schon bald entstanden seine ersten Gedichte in einer bildhaft-kräftigen Sprache. Neben seinem umfangreichen lyrischen Werk veröffentlichte Britting Novellen und Erzählungen. Sein einziger Roman „Lebenslauf eines dicken Mannes, der Hamlet hieß“

erschien im Jahre 1933. Als 1934 sein hochgelobtes Gedicht- und Prosabändchen „Die kleine Welt am Strom“ verlegt wurde, versuchten die Nationalsozialisten, ihn für sich zu vereinnahmen. Doch Britting blieb standhaft und stets in kühler Distanz zu den Machthabern. Man sucht vergeblich nach Versen zum Geburtstag des „Führers“, nach Lobeshymnen auf die „tapferen Frontsoldaten“ und nach deutschtümelnden Gedichten. Vielleicht konnte er nicht zuletzt deshalb großen Einfluss auf die Generation der deutschen Nachkriegslyriker wie Peter Huchel, Karl Krolow, Heinz Piontek und Günter Eich ausüben.

Theo Volmert hat über den Besuch Georg Brittings in Düsseldorf und im Angerland Tagebuch geführt. Seine Gedanken und Erinnerungen fanden wir in seinem Nachlass. Sie geben nicht nur Auskunft über den Menschen Georg Britting, sondern sind auch ein interessantes Zeitdokument. Deshalb haben wir uns entschlossen, sie zum 60. Jahrestag des Besuchs zu veröffentlichen.

M. B.

## Protokoll eines Besuches

### 23. Oktober

„Ankomme Düsseldorf Samstag 20.07 Uhr. Erkennungszeichen: Weißes Taschentuch am Mantelaufschlag. Britting.“

### 24. Oktober

Der Münchener Zug, mit dem Britting kam, hatte fast 20 Minuten Verspätung. Auch ohne Erkennungszeichen hätte ich den Verfasser des Hamletromans erkannt, so gut hatte ich vorher sein Ge-

sicht studiert. Als wir die Bahnhofshalle verließen, regnete es noch. Es war dunkel, sehr dunkel. Nur schlecht konnte man das ausgebrannte Industriehotel und das zerstörte Postamt erkennen, denn Britting erkundigte sich gleich, in welchem Ausmaße Düsseldorf durch den letzten englischen Fliegerangriff gelitten habe. Mit der Linie 18 fuhren wir zum Breidenbacher Hof, wo ich gestern glücklicherweise für Britting noch

ein Zimmer hatte erstehen können. Als wir ankamen, waren allerdings sämtliche Tische besetzt, so dass wir noch eine Weile in der Halle sitzen mussten, bevor wir zu Abend aßen. Das Essen war nicht schlecht, und die größte Überraschung: wir erhielten eine Flasche Wein, eine Flasche Ockfener Bockstein. Ich bin dann fast noch zwei Stunden mit Britting zusammen gewesen, ehe ich nach Hause fuhr. Erster Eindruck von

20. 3. 44  
 Lieber Herr Volmert, ich freute mich,  
 wieder von Ihnen zu hören: drücken  
 Sie jetzt, und später, was Sie wollen  
 von mir!  
 Hier wirds mir auch wichtig, vor  
 gestern z. B. ...  
 Schöne Grüße an Ihre verehrten Damen!  
 Ihr  
 Georg Britting

Britting: eine gütige, vornehme und dabei höchst unaufdringliche Erscheinung. Ich fühlte mich an das Wort Wilhelm Raabes erinnert: „Unbemerkt kommt alles, was Dauer haben wird in dieser wechselnden, lärmvollen Welt.“ Nichts von dämonischer Attrappe, nichts Eitles und übermäßig Betontes, eher war in seinem Gesicht etwas Bürgerliches und Ludwig Richterhaftes zu bemerken. Kein konventionelles Getue, ruhige, noble und lässige Sicherheit.

## 25. Oktober

Um 14 Uhr nach Düsseldorf. Um drei wollte ich mit Britting wieder zusammenkommen. Wir trafen uns in der Halle und haben dann noch eine Stunde in der Halle gegessen. Ich hatte Dr. X mitgebracht. Italienische Kellner bedienten uns. Wir unterhielten uns über den Krieg, über Stalingrad, englische Bombenangriffe, das Kriegspotential Amerikas, über Italien. Mit Britting dann nach Wittlaer gefahren. Britting las um 19 Uhr in der Aula von Neudüsseltal. Wir blieben nach der Lesung beim gastfreundlichen Herrn K. Außer uns waren da: der Ortsbürgermeister (ein prächtig uniformierter, selbstgefälliger Gockel), ein angenehmer, gut erzogener Flakoffizier, noch ein zweiter Soldat, der mir gleich beim Abendessen durch seine wuchtigen Hängebacken und seinen außergewöhnlich draufgängerischen Appetit aufgefallen war, ferner ein farbloses Ehepaar, ein seltsamer, süß schmunzelnder evangelischer Pfarrer, und zuletzt Herr und Frau

K., die liebenswürdigen Gastgeber. Die Unterhaltung nach dem Abendessen war nicht einmal so grauenerregend, wie ich es mir zuerst vorgestellt hatte. Der Pfarrer zum Beispiel verstand sich darauf, treffliche Anekdoten und Schnurzen zum Besten zu geben, vor allem gelang es ihm gut, die Pointen aufzutischen. Bei recht deftigen Zigarren und vorzüglichem Moseler gab sich jeder so gut und nett, wie er eben konnte. Kurz nach Mitternacht gingen wir zu Bett. Am anderen Morgen fuhr ich über Düsseldorf zurück nach Lintorf, da ich um 9 Uhr in der Schule sein musste.

## 26. Oktober

Um zwei Uhr nachmittags kam Britting in Lintorf an. Ich habe ihn mit Doris am Bahnhof abgeholt. Britting interessierte sich für meine Bücher. Wir unterhielten uns über Stehr, Johst, Bernanos, Rilke (dessen Briefe an seinen Verleger er bei sich hatte), Kolbenheyer, Tschchow. Eine griechische Landschaft von Ulrich Leman, die noch ungerahmt auf meinem Bücherschrank steht, gefiel ihm, gefiel ihm jedenfalls besser als die impressionistisch zarte Niederrheinlandschaft eines mir befreundeten Düsseldorfer Malers. Die geniale und in mancher Beziehung neuartige und kühne Bildhaftigkeit der Brittingschen Sprache, vorzugsweise seiner Lyrik, machen es verständlich, dass er sich in der Malerei gut auskennt. Erinnert der Eingang des Hamletromanes nicht an Vincent van Gogh? Lässt nicht auch Britting alte Dinge gänzlich

neu erstehen in einem wundervollen Sonnenlicht? Wie er uns Dinge, die unseren abgestumpften Augen längst entglitten, zurückgewinnt. Auch hierin Ähnlichkeit mit Vincent, der uns ein Wasserglas mit dem Zweig eines Weidenkätzchens neu sehen gelehrt hat...

Nach dem Kaffeetrinken spielten wir Schach, worauf sich Britting schon gestern gefreut hatte. Bei dieser Gelegenheit stellte ich zum ersten Mal fest, dass man kaum besser das Gesicht eines Menschen beobachten kann, ungenierter beobachten kann als beim Schachspiel. Welche verschmökten Bemerkungen ich vorgestern über Britttings Aussehen niederschrieb! Britttings Gesicht, das ist jetzt meine Meinung, kann nicht so schnell erfasst und erforscht werden. Heute kommt es mir fast vor, als ob er mehrere Gesichter hätte, weiß der Teufel. Wie konnten meine Augen, wenn er auf das Brett sah und überlegte, auf seinem Gesicht verweilen. Dieses Gesicht entziffert man allerdings nicht während einer Schachpartie, es ist so tief und hintergründig wie sein Hamletbuch – wie könnte es auch anders sein!

Ich gewann die erste Partie in ziemlich regelloser Manier. Mein Witz reicht eben aus, um Britting beim Schachspiel zu parieren. Aber diese Art von Witz, verdoppelt und vervierfacht, reicht nicht aus, um auch nur einen Vers von ihm zu beschwören, den „Hahn“, die „Aufziehende Schneewolke“ oder etwas nur vom Glanz seines Mondes, der „uns und unseren Vätern seit tausend Jahren gefällt“...

Um 7 Uhr abends begann die Lesung im Vortragssaal der Johann Peter Melchior-Schule<sup>1)</sup>. Alles verlief zufriedenstellend. Der Zuhörerkreis war groß genug, und Britting las gut. Mir gefiel es besser als in Wittlaer. Nach der Lesung zu Hause. Furchtbares Gedränge dort wie in einem Gasthof. Diese häuslich intime Schaustellung ließ sich aber schlecht vermeiden, und Britting wird sie mit Nachsicht ertra-

1) Es handelt sich um die alte Johann Peter Melchior-Schule an der Speestraße, die im Jahre 1955 wegen Baufälligkeit abgerissen werden musste

gen haben. Eine taktlose Bemerkung von Dr. X, der Britting damit sozusagen als einem Kollegen, wenn auch prächtigen und sogar beachtlichen und arrivierten Kollegen, auf die Schulter klopfte. Na, vielleicht übertreibe ich auch. Dr. X sagte im Laufe des Gesprächs, dass die „umständlichen“ Bücher eines Raabe heute keine Leser mehr fänden. Britting darauf: „Ja, aber das Schöne kann nicht umständlich genug sein.“ Ich erinnerte ihn an den umständlichsten Roman, an „Tristram Shandy“<sup>2)</sup>, den ich noch unlängst, seit Jahren wieder, in den Bergen fernab vom Alltag gelesen hatte. Britting kannte ihn, er kannte ihn so genau, als ob er ihn ebenfalls noch vor kurzem gelesen hätte. Er amüsierte sich damit, einige köstliche Einzelheiten dieses Romanes aufzuzählen. Britting liebt und bewundert dieses unsterbliche Meisterwerk des irisch-englischen Schriftstellers.

Um Mitternacht brachen die Gäste auf. Ich machte mit Britting noch einen kleinen Spaziergang durch den Garten. Der Mond stand am bewölkten Himmel, sein Glanz lag auf den Dächern des Dorfes, und deutlich hoben sich die Türme der beiden Kirchen empor.

## 27. Oktober

Um 12 Uhr tauchte Britting in meiner Klasse auf. Ich zeigte ihm den Johann Peter Melchior-Raum... Nach dem Mittagessen spielten wir wieder Schach. Diesmal verlor ich. Wir unterhielten uns über den Hamletroman, den er in Tirol im Laufe eines Jahres niederschrieb. Bis heute habe er den Roman nicht wieder gelesen. Ohne renommistisch zu sein, meinte er, er selbst halte das Werk für etwas Einmaliges in der deutschen Literatur. Wir kamen auf seine besondere Art der Darstellung zu sprechen. Britting sagte, dass er sehr gewissenhaft gerade von Schriftstellern gelesen und nicht weniger gründlich kopiert werde. Als wir die Figuren für die dritte Partie aufstellten, bemerkte er auf irgendeine Äußerung von mir, dass er mühelos, ohne langweilig zu werden, 20 bis 30 Seiten über das vor ihm liegende Schachbrett schreiben könne. Diese Stifterische „umständliche“ Kunst des Details scheint mir eine der be-



Titelseite des Bändchens „Erzählung und Gedicht“, Ferdinand Schöningh Verlag, Paderborn, 1953

zeichnendsten Eigenschaften des Erzählers Britting zu sein. Die wichtigste Eigenschaft jeden Erzählers überhaupt. Mit dieser Kunst intimster und feinsten Kleinmalerei verbinden sich bei Britting die musikalische Empfindlichkeit eines großen Lyrikers und der unbestechliche, unsentimentale Blick des Psychologen und Menschengestalters und – ich zögere, es auszusprechen – jener Zynismus, ohne den Nietzsche sich einen Philosophen und großen Künstler nicht denken kann. In dieser Verbindung scheinbar ungleichartiger und unverträglicher Eigenschaften liegt für mich das Außerordentliche und Besondere der Erscheinung Britting. Doch genug davon. Die dritte Partie endete remis, es war wohl das interessanteste Spiel. Ich hatte dann noch Gelegenheit, über einige Dinge, die mir sehr am Herzen lagen, mit Britting zu sprechen. Wie glücklich ich bin, dass ich in wesentlichen Punkten, die für mich eine archimedische Bedeutung haben, mit einem Mann wie Britting übereinstimme.

Abends um 18.20 Uhr fuhren wir nach Ratingen, wo Britting in der Städtischen Festhalle las<sup>3)</sup>. S. begleitete uns. Die Ratinger Lesung war schlecht besucht. Während der Lesung gab ich im benachbarten Bürgermeisteramt<sup>4)</sup> telefonisch meinen Bericht über die Lintorfer und Wittlaerer Veranstaltung der „Rheinischen Landeszeitung“ durch. Als ich zurück kam, las Britting bereits die Erzählung „Der Franzose und das Ferkel“, mit der die Lesung beendet wurde. Herr S.

und ich brachten dann Britting noch nach Düsseldorf. Wir fuhren mit der Straßenbahn. Als wir zur Haltestelle gingen, regnete es. Es war sehr dunkel, so dass wir uns nur schwerlich zurechtfinden. Gott sei Dank gab es keinen Alarm. Um 21.45 Uhr fuhr Britting von Düsseldorf nach Braunschweig. Wir konnten ihm glücklicherweise noch einen Sitzplatz im Zug verschaffen. Als Reiselektüre nahm er von mir das so geistvolle Buch „Poesie und Mystik“ des Abbé Bremond mit.

## 28. Oktober

Es gibt heute in Deutschland keinen Menschen, mit dem zusammenzukommen ich mehr gewünscht hätte als mit Britting. Man muss bald anfangen, Gott zu bitten, dass die große Masse der Dummköpfe und Spießbürger ihn auch weiterhin ignoriert und übersieht. Wie traurig zum Beispiel für Stifter, dass heute auch der Banause ihn bedeutungsvoll im Munde führt und mit ihm hausieren geht. Es gibt immer mehr Schelme unter uns, die sich gegenseitig mit hölderlinschen Redensarten traktieren.

2) Laurence Sterne „The Life and Opinions of Tristram Shandy, Gentleman“ (1759 - 1767)

3) Gemeint ist die Aula des früheren Lehrerseminars an der Mülheimer Straße (heute Anne-Frank-Schule)

4) Das Verwaltungsgebäude des Amtes Ratingen-Land befand sich an der Ecke Mülheimer Straße / Hauser Allee

### 29. Oktober

Britting über sich als Lyriker, seine Meinung über Lawrence, Thomas und Heinrich Mann, Eulenberg, Kolbenheyer, Ernst Jünger, Verlainne, Euringer, Ernst Bertram, Rimbaud, Mallarmé, Flaubert, Binding.

Kämpfe um Stalingrad, Schlacht in Ägypten, Niederlage der amerikanischen Flotte.

Habe wieder zu lesen begonnen: „Lebenslauf eines dicken Mannes, der Hamlet hieß“.

### 30. Oktober

Je älter man wird, desto weniger Zeit hat man, sich unterhalten zu lassen. Die kurzweiligste Unterhaltung ist die gefährlichste geworden. Ich lese Goethe oder Gogol nicht, weil sie mich unterhalten. Zwar unterhalten sie mich im ursprünglichen Sinn des Wortes. Sie unterhalten wie das tägliche Brot, um das wir unseren Vater bitten.

### 31. Oktober

„Jeder kann seine eigene Meinung haben, aber manche verdient Prügel“ (Chinesisches Sprichwort).

### 2. November .....

### 5. November .....

### 6. November .....

### 8. November

Die Amerikaner landen in Nordafrika.

### 9. November

Lese wieder im „Lebenslauf eines dicken Mannes, der Hamlet hieß“. Im Winter 1939/40, als Soldat an der luxemburgischen Grenze, las ich den Roman zum ersten Mal, und damals hatte ich das Gefühl, für mich eines der wenigen großen und gültigen Meisterwerke der modernen deutschen, ja, europäischen Literatur entdeckt zu haben. Dieser Eindruck hat sich, obwohl

ich nüchternen Sinnes geworden bin, verstärkt. Ich würde, glaube ich, wenn's darauf ankäme, selbst Hamsuns „Hunger“, „Die Aufzeichnungen eines Landpfarrers“ von Bernanos oder gar die Geschichte des dicken und faulen Oblomow von Gontscharow für den Hamletroman eintauschen. Dieses Buch ist eigenartig und einzig, besonders für deutsche Verhältnisse. Nietzsche hätte den Fall Britting vielleicht als einen Sonderfall betrachtet (wie den Fall Lichtenberg oder Schopenhauer); ich zweifle nicht daran, dass er das Hamletbuch freudig begrüßt und es zu den zehn, ja, vielleicht zu den acht oder neun Büchern gezählt hätte, von denen er wünschte, sie möchten von der deutschen Literatur übrig bleiben. Ich selbst wundere mich, dass ausgerechnet ein Bayer solch ein im höchsten Sinne ironisches, vieldeutiges und dabei doch vollendetes Kunstwerk hat schreiben können. Nichts Bieriges und Trübes entdeckt man, nichts, was unser Gefühl verwirren und betrunken machen könnte; alles ist klar und tief, ganz Natur und Geist, und beglückend auch noch da für unser sonderbares Menschenherz, wo es die Sterne für immerdar versinken lässt.

### 13. November

Britting schickte mir heute die Bücher „Der irdische Tag“, „Das treue Ehepaar“, den „Hamlet“ (den ich nun in zwei Exemplaren besitze) und den „Schneckenweg“ mit der Widmung .... „mit Dank und Gruß und des Schachs gedenkend“.

### 19. November

Gott hat es gut. Seit Anbeginn fallen seine Würfel immer auf die richtige Seite. Ob die Welt untergeht oder nicht. Der Unsichtbare hat immer gewonnen. Welche zynische, trostlose Weisheit dieser Ausspruch für uns sterbliche Würfelspieler enthält.

### 20. November

Dieses Bild verfolgt mich: Gesegnet oder nicht gesegnet von einem Engel – wir werden mit Gott am flüchtigen Herbergstisch des Lebens um unser Schicksal würfeln, würfeln müssen, bis der Becher unserer Hand entfällt.

Theo Volmert

## Georg Britting Lebenslauf eines dicken Mannes, der Hamlet hieß Roman



# Das Blattgesicht

Wie an der zerfallenen Mauer,  
Von wildem Wachstum behängt,  
Unterm Regenschauer  
Blatt plappernd an Blatt sich drängt!

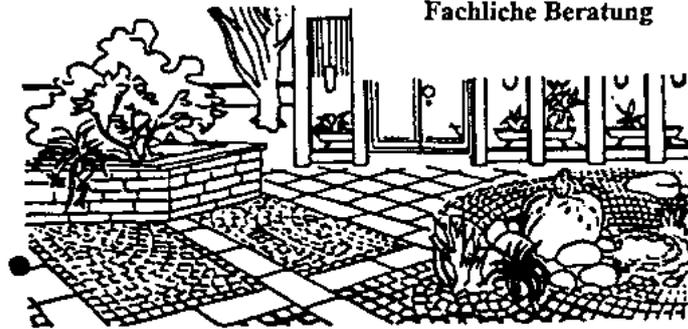
Wie unter den silbernen Güssen  
Das Astwerk sich windet und bäumt,  
Das Wasser in strudelnden Güssen  
Die moosigen Spalten durchschäumt!

Ein großes, schweflig gefärbtes,  
Pockennarbig gegerbtes  
Blatt peitschte der Regen vom Stamm:  
Da liegt es und hebt sein verderbtes  
Gesicht aus dem Straßenschlamm.

Georg Britting

## Alles für Haus und Garten

Fachliche Beratung



Wir liefern Baustoffe für den Hausbau · Außenanlagen · Gartenbau  
Isolierung und Innenausbau  
Naturstein + Beton · Pflaster und Platten

# KÜPPERS BAUSTOFFE

Siemensstraße 33 · 40885 Ratingen-Lintorf · Tel. 93690 · Fax 936925

Internet: [www.kueppers.com](http://www.kueppers.com)

Geöffnet Mo. bis Fr. 7.00 bis 17.00 Uhr, Sa. 8.00 bis 12.00 Uhr

# Lintorf unter dem Hakenkreuz

## Quellen zum Ortsgruppenleiter der Lintorfer NSDAP, Karl Borchmeyer

Die zusammenfassende Darstellung der Zeit des Nationalsozialismus in Lintorf in der letzten Ausgabe der „Quecke“<sup>(1)</sup> bedarf an dieser Stelle einiger nachgesetzter Überlegungen. So hat es durchaus in Lintorf Juden gegeben, die mehrere Jahre unbeschadet während des Krieges hier lebten. Leider erweist sich die amtliche Quellenlage hierzu als unzureichend. Genaueres erfahren wir aus dem schriftlichen Nachlass Karl Borchmeyers (1899 - 1960), der als Staatsförster 1939 zum Ortsgruppenleiter (OGL) der Lintorfer NSDAP ernannt wurde.<sup>(2)</sup> Seinem Wirken als Leiter der Partei und seinem Verhältnis zu anderen Lintorfer Parteimitgliedern sowie Regimegegnern und Verfolgten soll im Folgenden nun vertieft nachgegangen werden. Borchmeyer wurde 1899 in Kirspenich bei Köln geboren. Er arbeitete zunächst als Privatförster und trat bereits im Februar 1930 der NSDAP bei. Als Gründe hierfür gab Borchmeyer später an, er sei zu dieser Zeit erwerbslos gewesen und habe sich wirtschaftliche oder berufliche Vorteile von einer Mitgliedschaft in der Partei versprochen. Von 1933 an war er als Truppführer der SA aktiv, trat später allerdings wieder aus der SA aus.<sup>(3)</sup> Mitte der 1930er Jahre wurde er als Förster im Staatsdienst beamtet und zog nach Lintorf. „Im

Juli 1939 übertrug ihm der Kreisleiter die kommissarische Leitung der Ortsgruppe Lintorf.“<sup>(4)</sup> Zwar habe sich Borchmeyer gegen diese Berufung aus zeitlichen Gründen gewehrt, seine langjährige Parteimitgliedschaft und die Beamten-schaft, so argumentierte die Kreisleitung, ließen jedoch nur ihn für den Posten des OGL in Frage kommen. So leitete er die Lintorfer Partei von 1939 bis 1945. Aufgrund „mangelnder Entschlussfreudigkeit“ wurde Borchmeyer zum 1. März 1945, Lintorf stand schon unter US-amerikanischem Beschuss, aus seinem Amt entlassen. Die Ursachen, die die Kreisleitung hierfür beanstandete, werden nachfolgend dargestellt. Sein Nachfolger in Lintorf wurde ein anderer führender Nationalsozialist.<sup>(5)</sup> Den allgemeinen Umständen der letzten Kriegswochen entsprechend ist auch hierzu die Quellenlage unzureichend. Borchmeyer wurde für kurze Zeit nach Wuppertal versetzt und kam dort schon Ende Mai 1945 in Haft. Im Polizeipräsidium habe er vereinzelt Misshandlungen erleiden müssen.<sup>(6)</sup>

Beim Einmarsch der Amerikaner Mitte April<sup>(7)</sup> befand sich Borchmeyer noch für kurze Zeit wieder in Lintorf und musste sich an der Exhumierung der elf ermordeten Gefangenen, welche als „Fremdarbeiter“ bezeichnet wurden und die im Frühjahr 1945 von der

Gestapo im Kalkumer Wald erschossen worden waren, zusammen mit andern führenden Ratinger Nationalsozialisten beteiligen.<sup>(8)</sup>

- 1) FLEERMANN, Bastian: Lintorf unter dem Hakenkreuz. Fallbeispiele aus einem Dorf im nationalsozialistischen Alltag, in: Die Quecke. Ratinger und Anglerländer Heimatblätter, Bd. 71 (2001), S. 95-103.
- 2) An dieser Stelle möchte sich der Verfasser bei Herrn Karl Rudolf Borchmeyer, Kastellaun/Hunsrück, dem Sohn des Ortsgruppenleiters Borchmeyer, recht herzlich für die Sendung wichtiger schriftlicher Dokumente bedanken. Ohne dieses Entgegenkommen wäre ein historisches Arbeiten zur Person seines Vaters aus Gründen der mangelnden Quellenlage nicht möglich gewesen.
- 3) Vgl. Urteilsbegründung der 3. Spruchkammer des Spruchgerichts Hiddesen, Protokoll der Sitzung vom 22.09.1947. Nachlass der Familie Borchmeyer. Vermutlich steht der Austritt aus der SA im Zusammenhang mit dem „Röhmputsch“ im Sommer 1934. Hiernach hatte die Sturmabteilung (SA) insgesamt nicht nur an politischer Bedeutung, sondern ebenso an allgemeiner Anerkennung verloren.
- 4) Ebd. Damaliger Kreisleiter der NSDAP im Kreis Niederberg war Dr. Berns. Er fiel 1943 an der Ostfront. Sein Nachfolger im Kreis wurde der Parteigenosse Kleinillbeck.
- 5) Laut Aussage von Herrn K. Rudolf Borchmeyer. Der Name des letzten OGL von Lintorf kann hier aufgrund der mangelnden Quellen nicht genannt werden.
- 6) Aussage von Herrn K. Rudolf Borchmeyer.
- 7) Vgl. hierzu die Schulchronik der Johann-Peter-Melchior-Schule, Stadtarchiv Ratingen, zitiert in: VOLMERT, Theo: Lintorf. Berichte, Bilder, Dokumente aus seiner Geschichte von 1815 bis 1974, Ratingen 1987, S. 205f.
- 8) Vgl. hierzu MÜNSTER, Erika: Frühjahr 1945: Exekutionen im Kalkumer Wald und anderswo. Die Ermittlungen der britischen War Crimes Group im Wehrkreis VI - Raum Düsseldorf, in: Ratinger Forum. Beiträge zur Stadt- und Regionalgeschichte, Bd. 6 (1999), S. 145-184. Vermutlich ist Borchmeyer auf dem Film, den die amerikanischen Militärs anfertigten und der 1998 in das Stadtarchiv Ratingen gelangte, zu erkennen. Das Begräbnis der elf Leichen fand am 13. Mai 1945 unter Anteilnahme der Ratinger Bevölkerung und der amerikanischen Soldaten auf dem Kirchplatz von St. Peter und Paul statt. Die Trauerrede hielt Ratingens erster Nachkriegs-Bürgermeister, Dr. Franz-Josef Gemmert.



Das Forsthaus an der Duisburger Straße (heute Duisburger Straße 169), in dem Förster Borchmeyer mit seiner Familie lebte



Die Familie Borchmeyer im Lintorfer Wald um 1950

„Mit der Exekution selbst hatten diese Personen nichts zu tun.“<sup>9)</sup> Sein Lintorfer OGL-Nachfolger galt zu dieser Zeit für mehrere Tage als „untergetaucht.“<sup>10)</sup>

Nach verschiedenen Haftaufenthalten in Düsseldorf-Wersten und Mettmann wurde Borchmeyer im britischen Internierungslager Staumühle bei Paderborn gefangen gehalten.

In dieser Zeit sammelte seine Frau Referenz-Schreiben verschiedener Lintorfer Bürger. Solche „Persils-Scheine“, die in der unmittelbaren Nachkriegszeit durchaus üblich waren, dienten der beglaubigten Rehabilitierung von Parteigängern oder Inhabern parteilicher Ämter. Die im Volksmund gängige Bezeichnung spielt auf eine erzielte politische „Reinwaschung“ der betreffenden Personen an. Die Briefe sollten vor den juristischen Organen der Alliierten Unschuld oder zumindest politische Abgrenzung gegenüber der nationalsozialistischen Ideologie bekunden und als eidesstattliche Erklärungen dies auch unter Beweis stellen. Zugleich galten sie weitestgehend als Ergänzung zu den Entnazifizierungs-Bögen, die in der neu entstehenden Westzone verteilt wurden. „Die Notwendigkeit, ‘einwandfreie Gutachten’ als Leumundszeugnis bei den Entnazifizierungsstellen vorzulegen, führte alsbald zu einer Überflutung der Ausschüsse mit so genannten ‘Persilscheinen’, die unbelastete Deutsche ihren Landsleuten, oft aus Mitleid und Gefälligkeit, ausstellten. Vielfach waren ideelle Beziehungen persönlicher Art [...]“<sup>11)</sup>

die Ursachen. So schrieb der erste Lintorfer Nachkriegs-Bürgermeister Theo Blumberg im April 1946:

„Wunschgemäß bestätige ich Ihnen, dass Ihr Mann, der ehemalige Ortsgruppenleiter der NSDAP, Karl Borchmeyer, sich hier in Lintorf nie aggressiv betätigt hat. Meines Wissens hat Herr Borchmeyer sich stets bemüht, Streitigkeiten gütlich beizulegen. [...] Auch hat er nie dazu beigetragen, dass irgendjemand der Gestapo vorgeführt oder in Haft genommen wurde. Gez. der Bürgermeister Blumberg“<sup>12)</sup>. Blumberg war als „Unbelasteter“ von den amerikanischen Militärbehörden zum Bürgermeister ernannt worden. Entscheidend zu diesem Entschluss hatten Blumbergs Englischkenntnisse beigetragen; er war in dieser Zeit einer der wenigen Lintorfer, die diese Fremdsprache beherrschten.

Auch der Lintorfer Bürger Peter Ehrkamp, der im September 1943 aufgrund des Abhörens feindlicher Radiosender denunziert wurde, schrieb im Frühjahr 1946 eine beglaubigte Erklärung: Borchmeyer habe sich „tatsächlich voll und ganz für mich“ eingesetzt und „dadurch meine Verhaftung verhindert.“<sup>13)</sup>

Zu den Verfassern dieser Referenzen zählte ein halbes Jahr später auch Theo Volmert, der als Nationalsozialist Kulturbeauftragter des Kreises gewesen war. Er betonte, dass sich Borchmeyer Fremdarbeitern<sup>14)</sup> und Kriegsgefangenen gegenüber „nicht nur korrekt, sondern ausgesprochen freundlich,

entgegenkommend, sogar hilfsbereit benommen“ habe. „[...] Diese tolerante Einstellung entsprach seiner ganzen Natur.“<sup>15)</sup> Eine Einstellung, die zu dieser Zeit wohl eher selten gezeigt werden konnte und so gar nicht dem nationalsozialistischen Bild eines Parteifunktionärs entsprach. Schließlich wurde Borchmeyer auch aufgrund seines angeblich immer wiederkehrenden und beinahe auffallenden Einsatzes für Fremdarbeiter, Juden und Regimegegner aus der Position des Ortsgruppenleiters kurz vor Kriegsende entlassen.

Im Spätsommer 1947 kam es für Karl Borchmeyer zum Prozess.

9) MÜNSTER, Exekutionen, S. 164.

10) Laut Aussage von Herrn K. Rudolf Borchmeyer.

11) ESCHENBURG, Theodor: Jahre der Besatzung 1945 - 1949, in: BRACHER, Karl Dietrich u.a. (Hg.): Geschichte der Bundesrepublik Deutschland in fünf Bänden. Bd. 1., Stuttgart, Wiesbaden 1983, S. 337. Vgl. auch Glaser, Hermann: Deutsche Kultur 1945-2000, München, Wien 1997, S. 43.

12) Beglaubigte Abschrift des Briefes vom 02.04.1946. Nachlass der Familie Borchmeyer.

13) Beglaubigte Abschrift des Briefes vom 30.03.1946. Nachlass der Familie Borchmeyer.

14) Vgl. hierzu WISOTZKY, Klaus: Das Fremdarbeiterlager in Lintorf, in: Die Quecke. Ratinger und Angerländer Heimatblätter, Bd. 71 (2001), S. 104-108.

15) Brief von Theo Volmert an den Leiter der Rechtsauskunftsstelle, Postverkehr im Spruchverfahren, Internierungslager Staumühle bei Paderborn vom 15.04.1947.



Theo Blumberg, Besitzer der Firma Blumberg & Co („Graf Bluco“) und von den Amerikanern eingesetzter erster Nachkriegsbürgermeister Lintorfs

Das Spruchgericht Hiddesen sprach in der Sitzung vom 22. September 1947 Borchmeyer mildernde Umstände zu, verurteilte ihn jedoch zu einer Geldstrafe von 500 Reichsmark, die aufgrund der schon vollzogenen Haft für verbüßt erklärt und somit dem Angeklagten letztlich erlassen wurde. „Die Spruchgerichtsverfahren gehörten [...] zur strafrechtlichen Ebene der Entnazifizierung. Sie waren von den Überprüfungs- und Kategorisierungsverfahren streng getrennt. Daher musste sich jeder, der von einem Spruchgericht verurteilt worden war, noch vor einem Entnazifizierungsausschuss verantworten.“<sup>16)</sup> Am 31. Dezember 1946 erließ die Militärregierung die Verordnung Nr. 69, die die Errichtung dieser Spruchgerichte in Deutschland, deren Zusammensetzung sowie das Verfahrensrecht regelte und bestimmte.<sup>17)</sup> Zweckmäßigerweise hatte man die Spruchgerichte in der Nähe der sechs nordrhein-westfälischen Internierungslager, in denen etwa 27 000 Personen auf ihre Verfahren warteten, eingerichtet. Für das Lager Staumühle, in dem Borchmeyer saß, war das Spruchgericht Hiddesen bei Detmold zuständig. Die beiden Anhänge der Verordnung Nr. 69 regelten die Gruppen der Beschuldigten und die Handlungen, die aufgrund des Artikels 6 des Internationalen Militärtribunals als verbrecherisch galten: Darunter waren auch die Ortsgruppenleiter der NSDAP als kleinste Instanz neben Reichs-, Gau- und Kreisebene. Verhandelt wurde wegen Verbrechen gegen den Frieden, Kriegsverbrechen und Verbrechen gegen die Menschlichkeit. Bis zum Frühjahr 1949 wurden 27 369 Fälle von Internierten bearbeitet; es kam zu 16% Freisprüchen und 74% Verurteilungen, der Rest der Verfahren wurde eingestellt.<sup>18)</sup>

Das Gericht sah als einen der Hauptanklagepunkte Borchmeyers langjährige Mitgliedschaft in der NSDAP sowie seine Teilnahme am Korps der Politischen Leiter, einer überregionalen Kaderngemeinschaft der Nationalsozialisten. Dieses Korps wurde durch Artikel VI des Statuts des Internationalen Militärgerichtshofes für verbrecherisch erklärt, was die Belastung der Anklage während

des Prozesses deutlich erschwerte.<sup>19)</sup> Dabei bezogen sich Staatsanwalt Uecker und Amtsgerichtsrat Niesert auch auf die Ergebnisse des Nürnberger Kriegsverbrecherprozesses, nach welchem das Korps der Politischen Leiter als gesamte Organisation verurteilt worden war und festgestellt wurde, dass seine Mitglieder über maßgebliche Praktiken der nationalsozialistischen Rasse- und Vernichtungspolitik informiert gewesen waren. Mitglieder waren auf kommunaler Ebene die Mitarbeiter der Gau- und Kreisleitungen, sowie die Ortsgruppenleiter. „Die Zugehörigkeit zum Korps war in allen Stufen freiwillig.“<sup>20)</sup> Insgesamt umfasste diese Gruppierung etwa 600 000 Menschen. Leiter war der Chef der Parteikanzlei - zunächst Rudolf Heß, ab 1941 Martin Bormann. „Die Hauptaufgabe des Korps der Politischen Leiter war von Anfang an, den Nazis zu helfen, die Kontrolle über den deutschen Staat zu erringen und [...] zu behalten. [...] Durch das Handbuch der Partei wurden die Blockleiter angewiesen, den Ortsgruppenleitern all jene Personen anzuzeigen, die schädliche Gerüchte oder Kritik des Regimes verbreiteten.“<sup>21)</sup> Aufgrund dieser Auskünfte führten die Ortsgruppenleiter eine Kartei über alle Leute innerhalb ihres Ortes, in der alles aufgeführt war, was über die politische Zuverlässigkeit Auskunft geben konnte. Das Korps „nahm teil an der Verfolgung der Juden. Es war an der wirtschaftlichen und politischen Diskriminierung gegen die Juden beteiligt.“<sup>22)</sup> In den von Deutschland nach Kriegsbeginn besetzten Gebieten waren die Mitglieder damit beauftragt, die Germanisierungs-Praktiken voranzutreiben, außerdem beteiligten sie sich an Deportationen und der Verschleppung von „Sklavenarbeitern“.

Während das Ministerium für Propaganda auf der Ebene des Reiches mit der Verbreitung der NS-Ideologie beauftragt war, waren es im lokalen Bereich die Mitglieder des Korps der Politischen Leiter. In der ersten Ausgabe der 1943/44 von der Lintorfer Ortsgruppe herausgegebenen Zeitschrift „E Stöckske Häzz. Ein Heimatgruß an die Lintorfer Kameraden“ schrieb Borchmeyer:

„Wir haben den sinnlosen Vernichtungswillen unserer Gegner aus eigener Anschauung kennen gelernt. Auch wir haben begriffen, worum es in dieser Stunde geht, und wir wollen unser Teil dazu beitragen, diesen entscheidungsvollsten Krieg aller Zeiten zum Segen unseres Vaterlandes und damit unserer Heimat siegreich zu beenden. Heil Hitler! Borchmeyer, Ortsgruppenleiter.“<sup>23)</sup>

Auch ein kämpferisches Zitat des Kreisleiters Dr. Berns, des „idealistischen Förderers unserer heimatischen Bestrebungen“, ein Leitsatz zur „Blut-und-Boden“-Anschauung, wird an dieser offiziellen Stelle von Borchmeyer herangezogen.

Es erweist sich zunächst einmal als komplex, aus diesen Äußerungen in einem Heimatblatt und örtlichen Organ der Partei die wirkliche politische Einstellung des Försters und OGL herauszulesen, obwohl die Interpretation einfach scheint. Es lässt sich vermuten, dass vielleicht auch Borchmeyer als frühes Parteimitglied seine Einstellung zur NS-Politik im Laufe der Kriegsjahre geändert haben mag. Es heißt, er habe schon im Jahre 1940 vom Untergang des „Dritten Reiches“ gewusst<sup>24)</sup>; das vorangegangene Textzitat stammt aber vom Oktober 1943. Seine wirkliche Einstellung gegenüber der Kriegspolitik kann also nicht genau nachvollzogen werden. Im Laufe des Prozesses 1947 wurden

16) KRÜGER, Wolfgang: Entnazifiziert! Zur Praxis der politischen Säuberung in Nordrhein-Westfalen, Wuppertal 1982, S. 72.

17) Vgl. ebd.

18) Vgl. ebd., S. 74-75.

19) Vgl. Protokoll der Urteilsverkündung des Spruchgerichtes Hiddesen vom 22.09.1947. Nachlass der Familie Borchmeyer. Vgl. auch TAYLER, Telford: Die Nürnberger Prozesse. Hintergründe, Analysen und Erkenntnisse aus heutiger Sicht, München 1994.

20) GRUCHMANN, Lothar (Hg.): Das Urteil von Nürnberg 1946, 4. Aufl., München 1979, S. 140.

21) Ebd.

22) Ebd.

23) NSDAP, Ortsgruppe Lintorf (Hg.): E Stöckske Häzz. Ein Heimatgruß an die Lintorfer Kameraden, Nr. 1, Oktober 1943, S.1.

24) Laut Aussage von Herrn K. Rudolf Borchmeyer.

die Referenz-Schreiben, die Borchmeyers Frau während der Haft ihres Mannes in Lintorf gesammelt hatte, eingereicht. Sie flossen in den Gerichtsverlauf mit ein und übten sich zu Gunsten des Angeklagten aus.

Die einzige Zeugin, die vorgeladen wurde, war Kläre Esser. Frau Esser, Düsseldorferin jüdischer Abstammung, lebte seit 1938 in Lintorf. Sie betrieb zusammen mit ihrer Schwester, die noch in Düsseldorf lebte, eine Kunstschlosserei. Kläre Esser überlebte den Krieg mit gefälschten Papieren, außerdem war sie zum Katholizismus übergetreten. Sie überlebte aber auch nicht zuletzt, weil sich Borchmeyer für sie eingesetzt hatte. Im Februar 1947 schrieb sie in Vorbereitung auf den Prozess:

„Ich bescheinige hiermit, dass ich jüdischer Abstammung bin. Im Jahre 1940 wurde ich bei der Partei, Ortsgruppe Lintorf, [...] dieserhalb denunziert. [...] Herr Borchmeyer war mit der Nachprüfung dieser Sache beauftragt und hat mir erklärt, dass er persönlich mit dem Standpunkt der Partei betreffend die Judenfrage keinesfalls einverstanden sei und er mir auch keine Schwierigkeiten machen würde, selbst wenn nachzuweisen wäre, dass ich Jüdin sei. Durch diese Einstellung des Herrn Borchmeyer bin ich vor weiteren Belästigungen in Lintorf bewahrt geblieben.“<sup>25)</sup>

Und sie fügte hinzu, ihr sei auch sonst nichts über Borchmeyer bekannt geworden, „wodurch er Andersdenkende geschädigt hätte. gez. Kläre Esser“<sup>26)</sup> In der späteren Urteilsbegründung heißt es: „Die Zeugin war in keiner Weise feindlich gegen den Angeklagten eingestellt; sie hatte sich ihm im Gegenteil als Entlastungszeugin zur Verfügung gestellt. Dieser Umstand erhöht den Beweiswert ihrer Aussage.“<sup>27)</sup> Borchmeyer habe die Zeugin Esser stetig informiert und geschützt. Dadurch sei sie vor der Deportation bewahrt worden. Zwei ihrer Brüder seien hingegen im KZ ermordet worden. Ein weiterer Bruder Kläre Essers, Johann Kahne aus Düsseldorf, überlebte versteckt in Köln bei seiner Lebensgefährtin. Er war als getaufter Katholik Mitglied und Brudermeister der Lintorfer Schützenbruderschaft.



Kläre Esser im April 1948 vor dem Teich der Helpensteinmühle. Sie war eine Freundin des Hauses Fleermann. Das Foto entstand anlässlich der Hochzeit von Margret und Heinz Fleermann

Die Quellenlage zu anderen Lintorfer Juden ist sehr lückenhaft: Das Schicksal des jüdisch-christlichen Ehepaares Wernewolski, das an der Lintorfer Speestraße ein Lebensmittelgeschäft betrieb, ist nach 1933 unklar geblieben. Der Kaufmann Wernewolski, in Lintorf nur „et Jüd-che“ genannt, zog mit seiner Frau schon 1931 weg. Die Eheleute waren kinderlos.<sup>28)</sup> Der Lebensweg der als „Halbjüdin“ bezeichneten Düsseldorferin Friedel Knüppel (1902-1955), die gemeinsam mit ihrem Mann und drei Kindern 1938 nach Lintorf gezogen war, ist von ihrer Tochter aufgeschrieben worden. Auch diese Familie blieb weitestgehend vor gewalttätigen Zugriffen durch NSDAP-Mitglieder oder Gestapo-Beamte verschont.<sup>29)</sup> Über weitere Juden, die in den Kriegsjahren aus Düsseldorf kommend in Lintorf versteckt oder zurückgezogen lebten, ist weitestgehend nichts bekannt. Kläre Esser ist der einzige aktenkundige Fall.

Karl Borchmeyer, so heißt es in der Urteilsbegründung des Spruchgerichtsverfahrens weiter, habe zwar von der Durchführung und den Folgen der NS-Politik gewusst, habe aber sein Wissen auch dazu eingesetzt, um vereinzelt „gefährdete Personen“ in seinem Einzugsbereich zu schützen

und Deportationen und Verhaftungen zu verhindern. Er habe die „Reichskristallnacht“ 1938 zwar missbilligt, sich aber geäußert, „solche Maßnahmen müssten in anderer Weise durchgeführt werden als durch Gewaltakte.“<sup>30)</sup> Was er damit meinte, ist unklar.

Aufgeführt wurden weitere Fälle, in denen sich Borchmeyer für verhaftete Lintorfer eingesetzt haben soll. 1943/44 wurde der an Epilepsie erkrankte Sohn einer Lintorfer Familie von der Gestapo abgeholt. Auf Bitte des Vaters engagierte sich Karl Borchmeyer für die Freilassung des jungen Mannes - er kam zurück zu seinen Eltern. Eine weitere Intervention Borchmeyers ist im Falle von Misshandlungen von Fremdarbeitern in einer bekannten Lintorfer Firma bekannt.<sup>31)</sup>

Im Frühjahr 1943 wurde der 18jährige Walter B. von der Gestapo verhaftet. Im April schrieb OGL Borchmeyer an die Leitstelle der Geheimen Staatspolizei, Prinz-Georg-Straße in Düsseldorf: „Nach den Erkundigungen, die wir über Walter B. [...] eingezogen haben, kann über die politische Haltung nichts Negatives berichtet werden. [...] Die Information, die wir vom Leiter der Schule 2, die B. besuchte, [haben], lauten zusammenfassend so: [...] waren die charakterlichen Eigenschaften des W. B. als durchaus positiv zu bewerten. Die politische Einstellung des Elternhauses hat bisher ebenfalls keinen Grund zur Beanstandung gegeben. Ich bitte um Freilassung des W. B. Heil Hitler! Borchmeyer, Ortsgruppenlei-

25) Brief von Kläre Esser mit beglaubigter Abschrift durch die Amtsdirektion des Amtes Ratingen-Land vom 07. 02. 1947. Nachlass der Familie Borchmeyer.

26) Ebd.

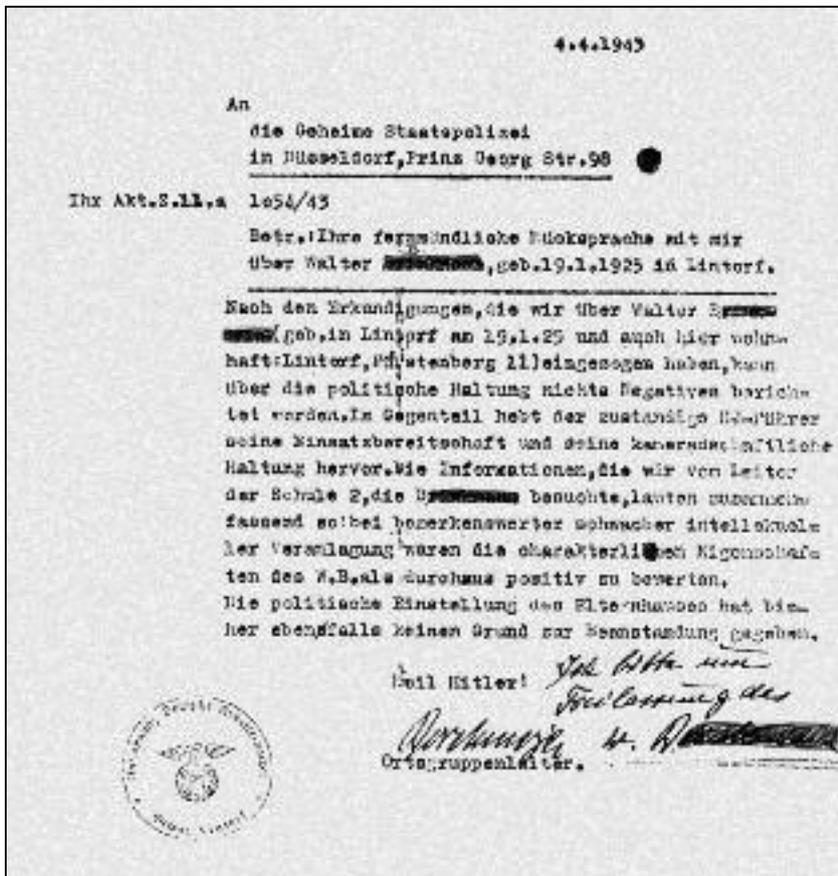
27) Gerichts-Protokoll, a.a.O.

28) Laut Aussagen mehrerer Zeitzeugen, Juni 2002.

29) Vgl. hierzu die Aufzeichnungen von PETERS, Lieselotte: Kindheitserinnerungen an Lintorf, in: Die Quecke. Ratingen und Angerländer Heimatblätter, Bd. 61 (1991), S. 54-56.

30) Ebd.

31) Laut Aussage von Herrn K. Rudolf Borchmeyer.



Brief Karl Borchmeyers an die Gestapo Düsseldorf, in dem er um die Freilassung des Lintorfers Walter B. bittet

ter.<sup>32)</sup> Auch diese Episode wird durch ein Referenz-Schreiben der Eltern B.s bestätigt: „Herr Borchmeyer hat mir wirklich geholfen und sein möglichstes dazu beigetragen, dass mein Sohn wieder von der Gestapo freigekommen ist.“<sup>33)</sup>

Nach über zweijähriger Haft sprach das Spruchgericht Karl Borchmeyer frei. Dazu hatten die „Persil-Scheine“ und die Zeugenaussage Kläre Essers maßgeblich beigetragen. Das Engagement, welches der Staatsförster gegenüber den Regime-Verfolgten gezeigt hatte und das durch die Brief-Scheine nachgewiesen wurde, überzeugte auch Richter und Schöffen. Lediglich die Kosten der Verhandlung wurden dem Angeklagten zur Last gelegt. Nach drei Jahren weiterer juristischer Auseinandersetzungen um eine Wiedereinstellung in den Staatsdienst konnte Borchmeyer im Jahre 1950 die Arbeit als Förster wieder aufnehmen. Dafür hatte sich 1948 sogar der Ortsverein der Lintorfer Sozialdemokraten eingesetzt: „Gemäß Entscheid des Kreis-

ses ist Borchmeyer in die Stufe IV ohne Berufsbeschränkung eingestuft worden, damit kann B. wieder seine frühere Tätigkeit ausführen. Der Partei ist bekannt geworden, dass B. bisher eine Wiedereinstellung nicht erhalten hat, so dass für B. unter Umständen eine wirtschaftliche und soziale Notlage in Erwartung steht.“<sup>34)</sup> Die von der SPD befürchtete soziale Notsituation trat in der Tat ein und traf die Familie Borchmeyer hart. Sein Sohn musste im noch jugendlichen Alter (Jahrgang 1934) die Schule abbrechen, um bei den Hoffmann-Werken zu arbeiten.<sup>35)</sup> Im Leumund-Zeugnis des SPD-Ortsvereins heißt es weiter: „Da Borchmeyer sich in allen Bevölkerungskreisen der Gemeinde Lintorf der allergrößten Beliebtheit und des besten Rufes erfreut, ist natürlich auch der Wunsch, ihn wieder im Forstdienst in seiner früheren Stellung in Lintorf tätig zu sehen, allen zu verständlich. [...] Als Ortsgruppenleiter der NSDAP ließ er sich nie zu fanatischen Ausschreitungen oder heimtückischen Denunzierungen hinreißen. Ganz im Gegenteil, wo es galt, po-

litische Widersacher der NSDAP vor Zugriffen der Gestapo zu bewahren, war es B., der sich entschieden dafür verwandte. [...] Sozialdemokratische Partei, Ortsverein - Lintorf, der Vorstand, I.A.“<sup>36)</sup>

Das Schreiben blieb vorerst ergebnislos. Erst zwei Jahre später wurde Borchmeyer wieder als Förster im Forstamt Wesel eingestellt. Karl Borchmeyer verstarb im September 1960. Sein Sohn schreibt heute: „Wie er mit dem ihm zugefügten Leid und den Diskriminierungen - ohne Hass zu entwickeln - fertig geworden ist, bleibt für mich bewundernswert.“<sup>37)</sup>

Trotz führender politischer Stellung als Nationalsozialist scheint Borchmeyer in einer abschließenden Beurteilung nicht zu den im ersten Teil dieses Aufsatzes beschriebenen Tätern und Denunzianten gehört zu haben, die in Lintorf ihr Unwesen trieben. Die beglaubigten Erklärungen sprechen deutlich für ihn und gegen eine Teilnahme an Gewalttaten oder politisch motivierten Strafdelikten. Auch sein couragierter Einsatz für rassistisch oder politisch Verfolgte ist ihm, sofern die Angaben der Quellen richtig sind, als Mensch hoch anzurechnen. Die Strafen, die ihn selber hätten treffen können, wären hart gewesen. Lediglich seine Teilhabe als Parteifunktionär am nationalsozialistischen Unrechtsstaat und im Korps der Politischen Leiter sowie die über 15jährige freiwillige Parteimitgliedschaft lassen darauf schließen, dass auch Karl Borchmeyer zu der großen Mehrheit der Deutschen gehörte, welche über die nationalsozialistischen Verbrechen informiert gewesen war, sich zwar nicht aktiv an ihnen beteiligte und sie doch im größeren Maße still-

32) Brief an die Gestapo-Leitstelle Düsseldorf vom 04.04.1943. Nachlass der Familie Borchmeyer.

33) Brief von Friedrich B. vom 31.03.1946

34) Brief der SPD, Ortsverein Lintorf, an das Regierungsförstamt Düsseldorf vom 09.06.1948.

35) Brief von K.R. Borchmeyer an den Verfasser vom 09.05.2002

36) Brief der SPD, a.a.O. Erster Vorsitzender der Lintorfer SPD war seit 1947 Fritz Windisch.

37) Brief von K.R. Borchmeyer an den Verfasser vom 09.05.2002.



Förster Karl Borchmeyer in seinem neuen Revier in Wesel im Mai 1959

schweigend geschehen ließ. Die Taten der Lintorfer SA<sup>38)</sup> hatte Borchmeyer nicht verhindert.

Zumindest scheint er in den angeführten Fällen doch seine politischen Möglichkeiten ausgeschöpft zu haben, unschuldige Menschen vor der Ermordung zu bewahren. Es zeigt sich auch hier, was in der neueren Forschung immer deutlicher wird: Man musste nicht „Hitlers williger Vollstrecker“<sup>39)</sup> sein, sondern es gab durchaus Handlungsspielräume, die vor allem im lokal begrenzten Paradigma genutzt werden konnten. Hierbei hat Lintorf exemplarischen Charakter.

Bastian Fleermann

38 Vgl. FLEERMANN, Quecke, Bd. 71, S. 100ff. Bei einer Schilderung der Missetatungen an einem Lintorfer Kommunisten heißt es über die Täter: „Beteiligt: die Lintorfer SA unter Mitwirkung der ganzen Ortsgruppe.“ a.a.O., S. 101, vgl. auch Stadtarchiv Ratingen NK 22 - 137.

39) GOLDHAGEN, Daniel J.: Hitlers willige Vollstrecker. Ganz gewöhnliche Deutsche und der Holocaust, Berlin 1996.

A K G	NOKIA	TELEFUNKEN	ONKYO	PANASONIC	PIONEER	SABA	S H A R P
	<b>Lintorfs Adresse für glückliche Fernseher!</b>						
	<b><i>SP: Baltzer</i></b>						
	<i>Audio, Video, Satellit, TV Telekommunikation...persönlich.</i>						
M E T Z	40885 Ratingen, Speestraße 5 Telefon Verkauf: 02102/35287 Fax 02102/33933						S O N Y
							
T D K	<b>ServicePartner</b>						L O E W E
	TECHNICS	AKAI	JVC	ELAC	CANTON	VIVANCO	

**Lintorfs Adresse für glückliche Fernseher**

# Ein holländischer Zwangsarbeiter im Lager Lintorf

Im Herbst 1998 begann ich, den Internet-Auftritt unseres Vereins TUS 08 Lintorf e.V. zu erstellen. Um die Wirksamkeit der Suchmaschinen auf die Probe zu stellen und um mich zu vergewissern, ob mein neuer Eintrag auch gefunden wurde, setzte ich „Lintorf“ als Suchbegriff ein und ließ mir die gefundenen Einträge anzeigen.

Neben den mir bereits bekannten Adressen weckte mein Interesse u.a. der folgende Eintrag:

*„**October 1966.** Mrs. J. Kraajeveld-Redelijkheid, Nijverheidsstraat 2, 3371 XE Hardinxveld-Giessendam, The Netherlands, is urgently requesting assistance. She wants to get in touch with anyone having known her father. From July 8, 1942 **Arienus Cornelis (Riems) Redelijkheid** was put to work with **Krupp in Essen** and housed in Lager **Lintorf**. Early March 1945 the persons housed in this camp were transported to Oberhausen and subsequently returned to Essen. At the end of March his roommates took Riems to St. Josef Krankenhaus in Essen-Werden. Nothing has been heard of him since. The administration of various hospitals, as well as the German Red Cross, have stated not to have any information about A.C. Redelijkheid. His name does not appear on the deathlists at the Documentation Centre. Anyone having worked with Riems or otherwise able to provide information is asked to contact Mrs. J. Kraajeveld-Redelijkheid at above address.“*

In der Ausgabe der „Quecke“ von 1998, die ein paar Wochen später erschien, elektrisierte mich der Artikel von Frau Dr. Erika Münster über „Zwangsarbeiter aus den Niederlanden“. Mir fiel der oben abgedruckte Aufruf wieder ein. Ich nahm mir ein Herz, machte Kopien dieses Artikels und schrieb nach Holland, um Frau Kraajeveld-Redelijkheid zumindest einige Informationen über das Lager Lintorf zu schicken. Daraufhin bekam ich einen sehr freundlichen Dankes-

brief zurück, indem sie mir weitere Einzelheiten über ihren Vater berichtete.

Ich zitiere aus ihrem Brief: *„Meine Mutter hatte früher 2 Fotos in einem Album - gemacht in Deutschland -, mein Vater mit Arbeitsgenossen vor einer hölzernen Baracke. Diese Fotos wurden leider weggeworfen, „weil sie da so fröhlich draufstanden“. Ich finde es schade, denn ein Aufruf mit Foto hätte vielleicht besser funktioniert. .... Dürften Sie jedoch in den Besitz von Fotos (Kopien) aus dieser Zeit oder Umgebung oder irgendwie andere Informationen bekommen können, dann würde ich dies gerne wissen...“.*

In diesem Brief erzählt sie noch weiter über ihre Mutter, die in der Zwischenzeit wieder verheiratet ist. Wie sie berichtet, hat ihre Mutter ihr über ihren Vater sehr wenig erzählt. Sie selbst, heute 58 Jahre alt, wollte aber mehr über ihren Vater und sein Schicksal erfahren. Besonders die Zeit im Lintorfer Lager und der Verbleib (Tod) ihres Vaters stand im Mittelpunkt ihres Interesses.

Da ich in Erinnerung hatte, dass schon einige Artikel über das Lager Lintorf in der „Quecke“ erschienen waren, machte ich von allen Kopien. Zusätzlich las ich im Dezember 1998 noch einen Artikel in der Wochenzeitung „Die Zeit“, der sich mit der gesamten Zwangsarbeiterproblematik auseinandersetzte. Aus diesem Artikel ging hervor, dass verstärkt auf die Firmen Druck ausgeübt wurde, ihre Archive zu öffnen, um das Thema Zwangsarbeiter, auch historisch, endlich aufarbeiten zu können. Diesen Artikel zusammen mit den Kopien sandte ich erneut nach Holland.

Nachdem ich wiederum freudige Resonanz erfahren hatte, war es für mich Ansporn genug, weiter nachzuforschen.

Über einen Bekannten in Essen-Werden versuchte ich, Informationen über das Krankenhaus in

Essen-Werden zu bekommen. Die ersten Informationen waren jedoch wenig aussichtsreich. Er teilte mir lediglich mit, dass in der Kriegs- und Nachkriegszeit zwei Krankenhäuser zusammengelegt wurden und viele Akten aus dieser Zeit verloren gegangen sind. Zufällig in der gleichen Woche erschien ein Artikel in der WAZ in Essen, auf den er mich aufmerksam machte, der über eine Historiker-Kommission unter der Leitung des Frankfurter Historik-Professors Lothar Gall berichtete, welche das Archiv der Krupp-Werke hinsichtlich der Zwangsarbeiter während des Krieges untersuchte.

Aufgrund dieser Untersuchungen und sicher auch durch den in der Zwischenzeit immer stärker gewordenen politischen Druck wurde im Jahre 2001 das Historische Archiv Krupp (HAK) für historische Recherchen zugänglich gemacht.

Wiederum war es die Verquickung der Ereignisse, die mich weiter recherchieren ließ, denn in unserer „Quecke“ Ausgabe von 2001 erschien erneut ein Artikel über das Lager in Lintorf. Die Kopien des Artikels und Informationen über die Archivöffnung sandte ich natürlich wieder nach Holland.

Mit der ursprünglichen Anfrage aus Holland und dem Hinweis auf meine Mitgliedschaft im Verein Lintorfer Heimatfreunde e.V. wandte ich mich an das Historische Archiv Krupp, welches seinen Sitz in der Villa Hügel in Essen hat.

Im Januar dieses Jahres erhielt ich von der Leiterin des Archivs, Frau Dr. Renate Köhne-Lindenlaub, einen Brief. Ich zitiere hieraus:

*„Hier im Archiv befindet sich die 1942 ausgestellte Arbeiterstammkarte, von der wir Ihnen in der Anlage eine Kopie zusenden. Herr Redelijkheid wurde von der Firma Krupp in Holland angeworben und war in Essen vom 8.7.1942 bis zum 10. 4. 1945 als Elektroschweißer tätig.“*



# „Es waren schlimme Zeiten“

Zeitzeugen erinnern sich an das Lintorfer Lager an der Rehhecke

In den letzten Jahren wurde in der „Quecke“ immer wieder über das ehemalige Zwangsarbeiter- und DP-Lager an der Lintorfer Rehhecke berichtet. Musste sich Ruth Braun in ihrer umfangreichen Arbeit „Das wahre Leben war es nicht. Displaced Persons und das Lager Lintorf“ in der „Quecke“ Nr. 65 (Dezember 1995) noch fast ausschließlich auf die Geschichte des „Ausländerlagers“ nach 1945 beschränken, da ihr der Zugang zum Krupp-Archiv in Essen verwehrt wurde, konnten mittlerweile durch den Beitrag von Dr. Klaus Wisotzky in der vorigen „Quecke“ auch die Baugeschichte des Lagers und seine Nutzung bis zum Kriegsende geklärt werden. Dr. Wisotzky war einer der ersten Historiker – er ist Leiter des Stadtarchivs Essen –, denen es gestattet wurde, das Archiv der Firma Krupp für Studienzwecke zu benutzen. Durch einen Zufall erfuhr Dr. Erika Münster, Leiterin des Stadtarchivs Ratingen, von niederländischen Zwangsarbeitern, die noch Anfang 1945 aus der Provinz Limburg nach Deutschland verschleppt und im Lager Lintorf untergebracht worden waren. Dr. Münster berichtete darüber in der „Quecke“ Nr. 68 (November 1998).

Ein ganz besonderer Glücksfall war dann die Begegnung eines jungen Lintorfers während eines

Urlaubs in Ungarn. Er traf dort einen ehemaligen ungarischen Kriegsgefangenen, der fast zwei Monate (September und Oktober 1945) im Lintorfer Lager verbringen musste. Seitdem wissen wir auch Genaueres über die Nutzung des Krupp-Zwangsarbeiterlagers als Camp für deutsche und ungarische Kriegsgefangene durch die Engländer nach dem 8. Mai 1945. Die Geschichte von Wöller István und seinen beiden Freunden Horváth László und Leitgeb Lajos wurde in der „Quecke“ Nr. 69 (November 1999) veröffentlicht. Seitdem ist der Kontakt nach Ungarn nie abgerissen. **Horst van Lohuizen**, Mitglied des Lintorfer Heimatvereins, verbringt jedes Jahr mit seiner Frau den Urlaub in Ungarn und besucht dabei die drei „ehemaligen Lintorfer“, die mittlerweile begeisterte „Quecke“-Leser geworden sind. Anfang Oktober schrieb Horváth László in einem Brief an Horst van Lohuizen in bewundernswertem Deutsch: „Jetzt habe ich schon drei Quecke. Diese Zeitschrift will ich behüten, oft lese ich die Artikel. Ich konnte viel mehr über Lintorf und Ratingen erfahren. Beneidenswert ist, daß Verein Lintorfer Heimatfreunde so sehr eine schöne inhaltvolle Zeitschrift jährlich herausgeben können.“

Als Ergänzung zum ausführlichen Bericht von 1999 schickte uns Hor-



Titelseite des kleinen, von der Druckerei Perpéet hergestellten Gebetbuchs in ungarischer Sprache.  
 Titel: „Singet dem Herrn ein Lied! Gebete und Gesänge für römisch-katholische Jungmannen und Soldaten“

váth László noch einige zusätzliche Informationen zum Lageraufenthalt „unserer drei Ungarn“ in Lintorf. Ein römisch-katholischer Feldgeistlicher hatte sich gemeldet, um die sechzehn- und siebzehnjährigen Jungen zu betreuen und ihnen Mut zu machen bis zur Heimkehr. Es war Pater **Kovács Mihály** vom Piaristen-Orden. Dieser Lehrvorm war im früheren Österreich-Ungarn stark verbreitet und unterhielt viele Schulen, vor allem Gymnasien. Viele Leser kennen vielleicht die wunderschöne Piaristenkirche in der Wiener Josefstadt mit der früheren Schule und einem malerischen Platz, der Abend für Abend viele Menschen anzieht. Kovács Mihály sorgte auch dafür, dass für seine Jungen ein kleines Gebetbuch gedruckt wurde mit Gebeten und Gesängen in ungarischer Sprache. Es trägt den Titel: „Singet dem Herrn ein Lied! Gebete und Gesänge für römisch-katholische Jungmannen und Soldaten.“ Kovács ließ es in einer Auflage von 5000 Stück für alle ungarischen Soldaten drucken, die in britischen Kriegsgefangenenlagern im heutigen Nordrhein-Westfalen festgehalten wurden, und zwar bei der Druckerei Perpéet in Lintorf.



Benachrichtigungskarte des Internationalen Roten Kreuzes, auf der Horváth László seinen Eltern mitteilen konnte, dass er sich im Kriegsgefangenenlager Lintorf befand



Der frühere Feldgeistliche und spätere Gymnasiallehrer Kovács Mihály, ein Geistlicher des Piaristenordens. Aus dem Text geht hervor, dass er an einem Gymnasium in Budapest unterrichtete und Mikola-Preisträger für Physik war

Als Horváth László mit seinen Freunden im Mai 1946 in seine ungarische Heimat am Plattensee zurückkehren durfte, mussten sie zunächst wieder zur Schule, die sie ja durch ihre Zwangsrekrutierung nicht hatten zu Ende besuchen können. Im Jahre 1948 machte Horváth László mit seiner Schulklasse einen Ausflug nach Budapest. Dort traf er bei dieser Gelegenheit Pater Kovács Mihály (auf Deutsch also eigentlich Michael Schmidt) wieder. Er war mittlerweile ein bekannter Lehrer für Physik und Kybernetik am Piaristen-Gymnasium in Budapest und mit mehreren Preisen geehrt worden. Die Wiedersehensfreude war natürlich groß.

Immer wieder melden sich auch Zeitzeugen aus Lintorf, um uns zusätzliche Informationen aus ihrer Erinnerung zukommen zu lassen. So machte mich **Friedhelm Poppelreuter** auf einen Vorfall in den letzten Kriegsjahren aufmerksam, den er persönlich miterlebt hat. Mit dem Sturz Mussolinis im Juli 1943 waren die mit den Deutschen bis dahin verbündeten Italiener plötzlich Feinde geworden. So kamen auch italienische Kriegsgefangene („Badoglio-Italiener“) ins Lintorfer Lager. Einer dieser Italiener war angeblich beim Stehlen erwischt, und da er auf Anruf nicht stehen blieb, erschossen worden. Friedhelm Poppelreuter erinnert sich an den Beerdigungszug: vorne weg der von Pferden gezogene Leichenwagen von Alois Rosendahl, dahinter einige italienische Kameraden des Toten und ein Wachmann der Organisation Todt mit Gewehr. Auf

welchem Friedhof der arme Kerl beerdigt wurde, hat Friedhelm Poppelreuter nie herausfinden können, wahrscheinlich wurde er als Namenloser verscharrt.

**Gärtnermeister Heinrich Enk** erzählte mir im vorigen Jahr an seinem 92. Geburtstag die Geschichte eines anderen, noch existierenden Grabes auf dem Lintorfer Waldfriedhof. In den 1950-er Jahren kamen im Lager an der Rehhecke zwei polnische Kinder auf schreckliche Weise ums Leben: sie fielen in die zum Lager gehörende Sickergrube und ertranken. Eine der beiden Mütter konnte sich mit dem Tod ihres einhalbjährigen Söhnchens gar nicht abfinden und ließ sich durch niemanden trösten. Wochenlang weinte sie. Später wanderte sie mit ihrer Familie nach Kanada aus. Den Tod ihres Kindes konnte sie auch dort nicht vergessen. Seit mehr als 50 Jahren schickt sie jedes Jahr einen Dollar-Scheck an Heinrich Enk mit der Bitte, sich um die Pflege des Grabes zu kümmern. Die Grabpflege wird er mittlerweile seinem Enkel Thomas Dietz überlassen haben, der in dritter Generation die Friedhofsgärtnerei Enk weiter führt, doch bei seinem täglichen Spaziergang über den Friedhof lässt es Heinrich Enk sich nicht nehmen, das Grab des kleinen polnischen Jungen zu besuchen.

Viele polnische und ukrainische Bewohner des Lintorfer Lagers sind in den 1950-er Jahren nach Kanada oder in die USA ausgewandert. Im Mai dieses Jahres erhielt ich den Telefonanruf eines Ehepaares aus Lohmar mit der



Das von Heinrich Enk betreute Grab auf dem Lintorfer Waldfriedhof. Die Inschrift auf dem Grabstein lautet in deutscher Sprache: „Hier ruht mit Gott unser geliebtes Söhnchen Jozef Pajak“

Bitte, ihre zu Besuch weilenden amerikanischen Verwandten durch Lintorf zu führen. Der 54-jährige Mann, der mit seiner Frau jetzt in Buffalo im Staate New York lebt, hatte als Junge zwei Jahre mit seinen Eltern im Lintorfer Lager verbracht und wollte nun gern auf den Spuren seiner Vergangenheit wandeln. Seine Eltern waren beide als Zwangsarbeiter aus Posen/Posen während der Kriegsjahre nach Deutschland gekommen und hatten sich nach dem Krieg im Lager Augustdorf bei Bielefeld kennen gelernt. Nach der Heirat wurde ihnen 1948 ein Sohn geboren. Mehrmals wurde die junge Familie in den nächsten Jahren in andere DP-Lager verlegt, bis sie schließlich 1956 ins Lager Lintorf kam. Der inzwischen achtjährige Junge besuchte die Johann-Peter-Melchior-Schule im Dorf. Seine Mutter arbeitete in einer Wäscherei – die Steuerkarte, ausgestellt vom Amt Angerland, hatte der jetzige US-Bürger und frühere Lintorfer zum Beweis mitgebracht. Vom Vater redete er gar nicht mehr. Im Jahre 1958 wanderte er mit seiner Mutter in die Vereinigten Staaten aus. Vorher, so konnte er sich gut erinnern, hatte sein Lehrer ihn und seine Mutter zum Kaffee eingeladen, um sich zu verabschieden und ihnen viel Glück für den Neustart in Amerika zu wünschen. Leider konnte er sich an den Namen des Lehrers nicht mehr erinnern.

Die eineinhalbstündige Führung durch Lintorf Anfang Juni wurde für ihn zu einer großen Enttäuschung. Alles hatte sich restlos verändert. Auf dem ehemaligen Lagergelände an der Rehhecke befindet sich jetzt das Datenverarbeitungszentrum der Firma Vodafone, der Weg vom Lager ins Dorf, der damals durch ziemlich freies Gelände führte, war jetzt dicht bebaut, und selbst die Anna-Kirche und die Melchior-Schule, in denen er häufiger Gast war, lösten keinerlei Erinnerungen aus. Auch das Rathaus, 1956 als Neubau in Betrieb genommen, erkannte er nicht wieder. Nach vielen Fotos und Fragen nach dem alten Lintorf von damals gab es einen herzlichen Abschied. Er versprach mir, bald ein Foto zu schicken, das in Amerika all die Jahre aufbewahrt wurde. Es zeigt den freundlichen Lintorfer Lehrer, der ihn und seine Mutter damals zum Abschied eingeladen hatte.

Manfred Buer

# Einmal Pfadfinder - immer Pfadfinder

## 50 Jahre katholische Pfadfinderarbeit in Lintorf

„I like Pfadfinder“, so hieß das Motto zum 40-jährigen Bestehen der Lintorfer St. Georgs-Pfadfinder, dem katholischen Verband der Pfadfinder in Deutschland. Wenn man die heutigen Aktiven des Lintorfer Stammes fragt, so hat dieses Motto und die Pfadfinderarbeit nichts an Reiz verloren. Was macht also die Pfadfinderarbeit aus, dass auch heute noch trotz häufig rapide sinkender Mitgliederzahlen in vielen Kinder- und Jugendgruppen die Pfadfinderarbeit über Jahrzehnte in Lintorf Bestand hat? Weit mehr noch ist man erstaunt, wenn man mit ehemaligen Lintorfer St. Georgs-Pfadfindern spricht, die sich nicht nur sehr gerne an ihre Pfadfinderzeit zurückerinnern, sondern ihr Denken manchmal unter das Motto „Einmal Pfadfinder - immer Pfadfinder“ gestellt haben und auch heute noch danach handeln.

Darum soll hier kurz auf die wichtigsten Ziele, die Schwerpunkte und die Struktur des Pfadfinderverbandes der DPSG (Deutsche Pfadfinderschaft St. Georg) eingegangen und die Geschichte einer erfolgreichen Kinder- und Jugendarbeit in Lintorf aufgezeigt werden, die innerhalb von fünfzig Jahren über tausend Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene ein Stück ihres Lebensweges begleitet und für ihr weiteres Leben mit geprägt hat.

Dabei hat es in der Geschichte der Lintorfer Pfadfinderarbeit nicht immer nur positive Seiten gegeben, und zumindest einmal stand der Stamm Lintorf kurz vor seiner Auf-

lösung. Doch gerade in einer solchen Situation wird bewusst, was Pfadfinderarbeit ausmacht. Darum fanden es einige ehemalige Pfadfinder einfach zu schade, die Idee des Pfadfindertums in Lintorf aufhören zu lassen und boten ihre Hilfe an. Heute hat für den Lintorfer Pfadfinderstamm Hilfe von außen, wenn sie nötig ist und von den jetzt Aktiven gewünscht wird, schon Tradition. Seit nunmehr 20 Jahren besteht der „Förderkreis Lintorfer Pfadfinder“. Unter dem Vorsitz von Reinhard Cechura unterstützen hier meist ehemalige Lintorfer Pfadfinder diese Kinder- und Jugendarbeit.

### 1. Ziele, Schwerpunkte und Struktur des Verbandes

Wenn man einen „richtigen“ Pfadfinder fragt: „Was macht die Pfadfinderei aus?“, so gehören sicherlich die alljährlichen Fahrten, sei es als große Sommerfahrt oder als Wochenendfahrt, mit zu den Höhepunkten der Pfadfinderarbeit. Dies ist heute wie schon vor 50 Jahren der Fall. Doch die Pfadfinderarbeit der St. Georgs-Pfadfinder ist mehr als Fahrten oder „die gute Tat“.

Denn die Deutsche Pfadfinderschaft Sankt Georg (DPSG) ist der katholische Pfadfinderverband in Deutschland. Sie stellt sich somit einmal unter den Auftrag des Evangeliums und baut zum anderen ihre Jugendarbeit auf den Grundlagen des Pfadfindertums nach der Idee seines Gründers Lord Robert Baden-Powell of Gilwell auf. St. Georgs-Pfadfinder-

tum ist ein Weg für Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene, die nicht stecken bleiben wollen im Erreichten und die sich für mehr Freiheit, Menschlichkeit und Frieden engagieren. In diesem Sinne will die DPSG jungen Menschen Hilfen zur Bewältigung ihrer Situation geben. Pfadfinderisches Tun orientiert sich an den Bedürfnissen der Kinder und Jugendlichen. Umwelt, Religion, Familie und Schule fordern Fähigkeiten, die hier in den Gruppen bewusst gemacht, gelernt und geübt werden können.

Dies geschieht durch „Learning by doing“ oder „Lernen durch tun“ oder besser noch: „Lernen durch Erfahrung“. Lernen wird verstanden als ein Prozess des Handelns, des Reflektierens und des Neuorientierens. Dabei bestimmen die Gruppen ihr Programm selbst und verwirklichen es in Zusammenarbeit. Jedes Mitglied übernimmt Aufgaben, entwickelt neue Fähigkeiten und lernt, Verantwortung zu tragen.

Die Ziele orientieren sich an den Grundlinien eines Lebens in Hoffnung, Freiheit, tätiger Solidarität und Wahrheit. Als Handlungsfelder sind die Schwerpunkte der Arbeit aus dem Glauben heraus festgelegt: Kirche gestalten, soziales Engagement, politische Mitverantwortung, Einsatz für die Schöpfung, Einsatz für Gerechtigkeit und Frieden.

Die Mitglieder bei den Lintorfer Pfadfindern lernen pfadfinderisches Leben in vier Altersstufen kennen (Wölflings-, Jungpfadfinder-, Pfadfinder- und Roverstufe). Jungen und Mädchen von 8 bis 11 Jahren sind Wölflinge. Mädchen und Jungen können im 11. Lebensjahr Mitglied eines Jungpfadfindertrupps werden, im Alter zwischen 14 und 16 Jahren bilden sie die Pfadfinderstufe, wobei später bis zum Alter von 20 Jahren die Rover die Organisationsform der Pfadfinderarbeit ist. Neben den Gruppen gibt es die Leiterrunde, die sich einmal im Monat zu einem Erfahrungsaustausch und zur gegenseitigen Information trifft. Hier

DEUTSCHE  
PFADFINDERSCHAFT  
SANKT  
GEORG



finden sich erwachsene Mitarbeiter, die sich ehrenamtlich als Leiter in den Gruppen engagieren.

Die jeweiligen Altersgruppen einer oder mehrerer Pfarrgemeinden bilden den Stamm. Derzeit besteht die DPSG aus ca. 1.400 Stämmen mit über 100.000 Kindern, Jugendlichen und jungen Erwachsenen. Die DPSG ist Mitglied im Bund der Deutschen Katholischen Jugend (BDKJ).

## 2. Die Entstehung und die ersten Jahre der Lintorfer Pfadfinder

Vor 73 Jahren wurde am 7. Oktober 1929 die Deutsche Pfadfinderschaft Sankt Georg (DPSG) als katholischer Pfadfinderverband in Altenberg gegründet. Nach dem Verbot in der NS-Zeit kam es 1945 zum Wiederaufbau von Pfadfindergruppen auf örtlicher Ebene. 1951 hatte die DPSG bereits 32.000 und 1952 schon 39.000 Mitglieder. Einige dieser Pfadfinder waren als Pfadfindergruppe in Rahm (Duisburg) tätig, was für die Lintorfer Gründung von entscheidender Bedeutung war.

Arnold Rettinghausen gehörte damals der Lintorfer Katholischen Jugend an und hatte Ende 1951 an einem Einkehrtag des Dekanates Ratingen teilgenommen. Dort lernte er die beiden Pfadfinder aus Rahm Gerhard Gasseling und Toni Maaßen kennen. Man hatte sich offensichtlich gut verstanden, und so war es nicht verwunderlich, dass Arnold Rettinghausen und Hubert Frohnhoff von da an wöchentlich zur Gruppenstunde nach Rahm fuhren. Bald wollten die beiden auch eine entsprechende Gruppe in Lintorf ins Leben rufen. Dazu suchten sie zunächst einige Interessenten und fanden sie in Bodo Buch, Franz Hüsgen und Willi Haufs, die dann ebenfalls regelmäßig mit nach Rahm fuhren. Die Lintorfer Pfadfinderschar wurde größer und der Wunsch, eine eigene Pfadfindergruppe in Lintorf zu gründen, wuchs.

Diese Gründung in Lintorf fand zunächst einigen Widerstand bei den existierenden Gruppen der Katholischen Jugend. In der Führerrunde vom 09.03.1952 wurde aber die Gründung eines Pfadfinderstammes akzeptiert, und der

Weg war frei für die Pfadfinderarbeit in Lintorf. Somit konnte am 09.03.1952 der Pfadfinderstamm „Wikinger“ ins Leben gerufen werden, und die sechs Gründungsmitglieder Hubert Frohnhoff, Arnold Rettinghausen, Bodo Buch, Werner Engling, Franz Hüsgen und Willi Haufs schlossen sich zur Sippe „Bär“ zusammen. Zum Stammesführer wurde Hubert Frohnhoff gewählt, Sippenführer war Arnold Rettinghausen und dessen Stellvertreter Willi Haufs. Neben dem Stammesnamen „Wikinger“ wurde auch das Lied „Frei ist die See“ zum Stammeslied erkoren.

Nur einige Wochen später, am 25.06.1952, wurde beschlossen, eine Jungsippe unter der Leitung von Willi Haufs zu gründen. Am folgenden Tag schon fand das erste Treffen statt. Es kamen sieben Jungen.

Die erste Fahrt der Lintorfer Pfadfinder war im August 1952, bei der die Sippe Bär eine 12-tägige Fahrradtour durch Westfalen bis zum Steinhuder Meer unternahm. Alles lief gut, und auch das Wetter spielte mit.

Der Pfadfinderstamm in Lintorf wuchs, und so mussten denn am Ende des Jahres 1952 die Jungpfadfinder sogar in zwei Sippen, „Panther“ und „Elch“, eingeteilt werden.

Was wäre ein Pfadfindertropp ohne eigene Fahne? Doch ein solches Banner war teuer, und der neu gegründete Pfadfinderstamm hatte kein Geld. Mit Hilfe von Arnolds Schwester Margret, die eine Schneiderlehre absolvierte, wurde

das Banner aus einem Bettlaken und roten und blauen Stoffresten gefertigt. Gardinenschnur diente zum Umranden der Lilie. Willi Haufs erinnert sich noch gut daran, wie er die Pfadfindertilie von einem kleinen Vorbild abgezeichnet und entsprechend zur Vorlage vergrößert hat.

Am 24. 07. 1953 fand die Weihe des Banners statt, und zwei Tage später, bei der Annaprozession, konnte das neue Banner stolz der Öffentlichkeit vorgestellt werden.

Neben der ersten „Großfahrt“ ins Sauerland im August 1953 mit immerhin 15 Pfadfindern, gab es immer wieder Wochenendfahrten in die näher gelegenen Jugendherbergen, und im Schnitt kamen etwa 16 Jungpfadfinder zur Gruppenstunde.

1953 konnte Hubert Frohnhoff aus beruflichen Gründen nicht mehr das Amt des Stammesfeldmeisters wahrnehmen. Arnold Rettinghausen wurde sein Nachfolger, und 1955 übernahm Willi Haufs diese Position für mehrere Jahre. Anfang der 60er Jahre wurde dann Alfred Zeletzki Stammesfeldmeister der Lintorfer Pfadfinder.

Im Juli 1955 nahmen die Lintorfer Pfadfinder an einem Gaulager an der Wied im Westerwald unter der Leitung von Horst Halbach teil, der zu dieser Zeit Gauelfeldmeister des damals noch bestehenden Gaues Angerland war. Wenig später wurde allerdings der „Gau Angerland“ in den „Gau Niederberg“ eingegliedert. Der Gau, heute Bezirk genannt, war früher meist der Zusammenschluss der Pfadfinderstämme auf Dekanatsebene.



Am 11. Oktober 1961: Die beiden Pfadfindersippen und die Jungschargruppen bei einem bunten Nachmittag auf dem Turnierplatz (heute Kirmesplatz) am Thunesweg

Damals gab es noch in vielen Pfarren des Dekanates Ratingen St. Georgs-Pfadfinder, heute sind sie im Ratinger Stadtgebiet außer in Lintorf nur noch in Ratingen-West vertreten. Der Pfadfinderstamm in Herz-Jesu einigte sich mit den Lintorfern auf eine gemeinsame „Ritterrunde“. So nannten sich früher die älteren Pfadfinder, ab 1961 „Rover“ genannt. Am 29.10.1958 fand die erste gemeinsame Ritterrunde in Ratingen unter Leitung von Helmut Heilmann statt. Sie wurde dann regelmäßig alle zwei Wochen abgehalten.

### 3. Die Fahrten

Die Sommerfahrt der Pfadfinder und Rover im August 1962 nach Mittenwald, Lenggries und mit einem Abstecher nach Südtirol (Brixen) war ein voller Erfolg. Für die Teilnehmer war es schon ein großes Erlebnis, von der Brunsteinhütte aus mit dem Hüttenwirt auf die Spitze des Brunsteins zu steigen, um dort den Sonnenaufgang zu erleben.

Wie diese Lintorfer Pfadfinder unvergessliche Eindrücke von ihrer Sommertour mitgebracht hatten, so konnten auch die nachfolgenden Lintorfer Pfadfindergenerationen bis heute von ihren tollen Erlebnissen und Geschichten, die sie bei ihren Fahrten erlebt haben, berichten. Da aber fast in jedem Jahr mindestens eine Sommerfahrt unternommen wurde, ganz zu schweigen von den vielen hundert Wochenendtouren oder Tagesfahrten, können hier nur einige Unternehmen erwähnt werden. Dabei wurde nicht nur in Deutschland gezeltet (Eifel, Westfalen, Sauerland, Westerwald, Spessart, Bayern, Lüneburger Heide, Norddeutschland), sondern im Laufe der Zeit konnten die meisten Länder Europas bereist werden, sei es Frankreich, Belgien, Luxemburg, Niederlande, England, Schottland, Dänemark, Schweden, Österreich, Italien, Schweiz, Griechenland. Auch die vielen Aktionen auf unseren ehemaligen Stammeslagerplätzen in Oberflandersbach und im Schwarzbachtal oder in der Mühle von Andreas Mendorf bleiben im Einzelnen hier unerwähnt.

Dabei war die Wahl der Fortbewegungsmittel, sei es mit dem Bus zu einem Standlager oder mit dem



„Buben im Feuerkreise..“

Sommerlager mit französischen Pfadfindern in Südfrankreich 1969. Von links nach rechts: Christoph Bollien, Winfried Pieper, Michael Lumer und Klaus Zurlo

Zug zum Wandern oder Zelten, sei es als Tramptour, Fahrt mit einem VW-Bus, mit dem Boot oder Fahrrad sehr unterschiedlich.

1969 fand in Südfrankreich, im Rahmen der Völkerverständigung, ein dreiwöchiges, gemeinsames Sommerlager mit französischen Pfadfindern statt.

Nicht nur bei dieser Fahrt kam es zu Begegnungen mit anderen Pfadfindern, und nicht nur bei diesem Zeltlager wurden gemeinsame Unternehmungen mit anderen Jugendgruppen durchgeführt.

Ein erstes gemeinsames Zeltlager mit der gesamten katholischen Jugend von Lintorf unter der Leitung von Kaplan Köllen führte nach Kopp bei Birresbach. Ein gemeinsames Standlager mit dem Oberbessenbacher Stamm St. Michael wurde 1971 veranstaltet. Die Oberbessenbacher Pfadfinder hatten die Lintorfer ein Jahr früher kennen gelernt, als man in Waldaschaff (Spessart) zeltete. Mit Waldaschaff ist dabei der Ort genannt, den sich die Lintorfer Pfadfinder am häufigsten für eine Sommerfahrt ausgesucht haben und dort oberhalb des Dietzenhofes lagerten.

Die schon erwähnte Fahrt nach Mittenwald war nicht die einzige Fahrt in die Berge, und mit der Besteigung des „Wilden Freigers“ (3419 m) bei einer Stubaiwanderung im Jahre 1975 wurde zumindest ein 3000er erklommen.

Es liegt sicherlich nicht an dem Stammesnamen „Wikinger“, doch erstaunlich oft waren die Lintorfer Pfadfinder mit Booten unterwegs. Anfangen mit einer 14-tägigen Schlauchbootfahrt auf der Lahn von Marburg nach Nassau im Jahre 1970, wurden immer wieder Wochenendfahrten auf der Ruhr oder weitere Sommerfahrten mit Schlauchbooten auf der Lahn oder Mosel unternommen. Aber auch eine Fahrt mit Kanadiern auf der Maas (1991) war dabei.

Mittlerweile Tradition hat aber auch das einmal pro Jahr stattfindende Stammeslager, bei dem die Jüngsten bis hin zu den Ältesten des Lintorfer Stammes ein Wochenende, unter ein bestimmtes Thema gestellt, gemeinsam verbringen.

### 4. Die guten Taten

Das Pfadfinderleben eines St. Georgs-Pfadfinders besteht nicht nur aus Fahrten! Alljährlich werden durch die Aktion „Flinke Hände - Flinke Füße“ notleidende Menschen unterstützt. Die Lintorfer Pfadfinder haben in den meisten Jahren ihres Bestehens diese Aktion nicht nur finanziell unterstützt, sondern sich auch inhaltlich mit den Situationen dieser Menschen auseinander gesetzt. Doch auch andere Aktionen für einen guten Zweck wurden im Laufe der Jahre von den Lintorfer Pfadfindern mal alleine oder mit anderen Gruppierungen vorgenommen. Beispielfhaft seien hier einige erwähnt.



Nach dem Abstieg vom Wilden Freiger (3419 m) vor der Nürnberger Hütte im Jahre 1975.  
 Von links nach rechts: Michael Lumer, Thomas Soumagne, Wolfgang Thielemeyer,  
 Hans-Joachim Radtke, Bernhard Hoffmann, Ralf Spelter, Reinhard Cechura

So erbrachte 1962 eine von der gesamten Katholischen Jugend unter der Leitung von Kaplan Hubert Köllen organisierte Altmaterialsammlung in Lintorf einen Erlös von 1600,- DM, der für einen Tropen-Messkoffer bestimmt war.

Die Jahresaktionen „Flinke Hände – Flinke Füße“ helfen nicht nur Notleidenden in der Dritten Welt, sondern auch der Behindertenarbeit mit Jugendlichen. Im Jahre 1969 wurden Kinderdörfer unterstützt. Im Rahmen dieser Aktion konnte ein Betrag von 30.000,- DM an das Kinderdorf „Maria in der Drucht“, ein Waisenhaus in unmittelbarer Nähe von Lintorf, übergeben werden. Die Lintorfer Pfadfinder hatten an dieser Bundesaktion einen großen Anteil, indem sie nicht nur unter der Schirmherrschaft des damaligen Bundestagsabgeordneten Willi Müser eine große Kirmes auf dem Schulhof der Johann-Peter-Melchior-Schule aufbauten, sondern auch das Theaterstück „Hände hoch, Miss Kitty“ im Haus Anna aufführten.

Auch eine weitere, zwei Jahre später stattfindende Kirmes war für notleidende Kinder bestimmt, und so manch bunter Abend mit Tombola diente ebenfalls dem guten Zweck.

Weniger spektakuläre Aktionen in anderen Aktionsjahren wie Fahrrad putzen, Hunde ausführen, Gartenarbeit oder einfach das Erwandern von Geldern, indem jeder Kilometer der Teilnehmer von

Sponsoren unterstützt wurde, waren hierfür gedacht und meist nicht weniger effektiv.

### 5. Aufschwung in den 60er Jahren

Der 1952 ins Leben gerufene Jungpfadfindertrupp war längst dieser Stufe entwachsen, und eine neue Jungpfadfindergruppe war schon eine längere Zeit nicht mehr geführt worden. Doch ab 1958 konnten neue Jungpfadfindersippen gegründet werden, die sich auch gut entwickelten.

1963/64 gelang dann ein weiterer Ausbau der Jungpfadfinderarbeit, indem auch im oben schon erwähnten Kinderdorf „Maria in der Drucht“ Kinder Jungpfadfinder werden konnten. Damit verbunden waren gemeinsame Pfingst- und Sommerlager der Lintorfer und Druchter Jungpfadfinder, wie z.B. das Sommerzeltlager von 1964 in Kopp bei Birresborn/Eifel. Ein stetiger Aufbau war nun im Kinderdorf „Maria in der Drucht“ zu verzeichnen. Die Aufgaben der Pfadfinderschaft hatten in der „Drucht“ neben Horst-Werner Altena, der hier zuerst die Pfadfinderarbeit aufgebaut hatte, auch der spätere Stammesleiter Hubert Hübner wahrgenommen. Dabei hatten die Lintorfer Pfadfinder mit dem pädagogischen Betreuer für schwer erziehbare Kinder des Kinderdorfes, Otto Wegener, eine hervorragende Unterstützung, der sogar 1965/66 kurzzeitig die Stammesleitung der Lintorfer Pfadfinder übernahm. Gleichzeitig

wurde auch in Zusammenarbeit mit dem TUS 08 Lintorf und dem seinerzeitigen Leiter der Leichtathletik, Theo Momm, eine Leichtathletikgruppe mit großem Erfolg aufgebaut. An den verschiedenen Wettkämpfen im Umkreis nahmen auch diese Jugendlichen teil.

Ab 1964 konnten wir nun auch die Gründung von Wölflingsgruppen – die jüngste Altersstufe – verzeichnen. Diese wurden gegründet von Elfriede Zeitler, einer Erzieherin aus dem Kinderdorf „Maria in der Drucht“, sowie Bärbel Hübner und Anne Jokiel aus Lintorf. Diese Wölflingsarbeit war über Jahre erfolgreich, nahm einen starken Anstieg und hatte zeitweise 30 Kinder.

Im Januar 1966 wurden die älteren Wölflinge in eine neu gegründete Jungpfadfindergruppe überführt, die unter der Leitung von Reinhard Cechura und unter Assistenz von Johannes Warchola sich gut entwickelte. Dies war aber auch der Beginn einer sehr erfolgreichen Jungpfadfinderarbeit, bei der Reinhard Cechura über viele Jahre, meist mit einem Team von Gruppenleitern und manchmal, wegen der hohen Kinderzahl, diese Gruppen mehrmals in der Woche betreut hat.

Die erfolgreiche Wölflings- und Jungpfadfinderarbeit führte zu ständig steigenden Mitgliederzahlen, so dass 1969 der Stamm Lintorf mit über 80 Lintorfer Pfadfindern und den etwa 25 Pfadfindern aus dem Kinderdorf „Maria in der Drucht“ über 100 Mitglieder zählte und diese Zahl auch bis 1971 gehalten werden konnte. Bei stetigem Aufwärtstrend in den achtziger Jahren erreichten die Lintorfer Pfadfinder 1991 noch einmal kurzzeitig eine Mitgliederzahl von rund 90 (ohne das nicht mehr existierende Kinderdorf). Heute hat der Stamm etwa 60 Mitglieder.

### 6. Aufbruch zu einer modernen Kinder- und Jugendarbeit und der Ausblick bis heute

Anlässlich des 40-jährigen Bestehens der DPSG in Deutschland wurde im November 1969 im großen Saal des Hauses Anna eine Ausstellung der Öffentlichkeit vorgestellt, die nicht nur über die Arbeit der Pfadfinder berichten, sondern modernes Pfadfindertum vermitteln sollte. Hier wurde schon



Die heutigen Stammesmitglieder im Sommerlager 2001 in Zellhof (Österreich). Mit dabei waren Iris, Jörg, Nadine, Jenny, Tanja (klein), Tanja (groß), Anne, Manu (klein), Manu (groß), Julia (klein), Julia (groß), Nadine, Jenny, Michael, Moritz, Basti, Olli, Thiemo, Kutscher, Spasel, Katrin, Saskia, Fabian, Kalle, Fabi, Ina

deutlich, dass spätestens Ende der 60er Jahre die Jugendarbeit in einer Pfadfindergruppe der DPSG sich grundlegend gewandelt hatte und moderne, den Problemen der Zeit angepasste Themen aufgegriffen wurden. Dieser Um- und Aufbruch der Deutschen Pfadfinderschaft St. Georg zu einem zeitgemäßen Kinder- und Jugendverband hatte neben der intensiven inhaltlichen Auseinandersetzung auch praktische Auswirkungen auf die Gruppenarbeit und Unternehmungen des Lintorfer Stammes bis weit in die 70er Jahre hinein. So wurde denn, nachdem Anfang der 70er Jahre Norbert Peters den Stammesvorsitz übernommen und nach ihm Reinhard Cechura einige Zeit den Pfadfinderstamm geleitet hatte, 1975 mit Waltraud Brosge erstmalig eine Frau Stammesvorsitzende des Lintorfer Stammes. Ebenso konnten in dem vormals reinen Jungenverband nun Mädchen Mitglied in der DPSG werden.

Pfadfinderarbeit geht auch an die Öffentlichkeit. So konnte 1975 der erste Trimpfad „An den Hanten“ der Öffentlichkeit übergeben werden. In Zusammenarbeit mit dem TUS 08 hatten die Lintorfer Pfadfinder dabei den Bau der Wegstrecke übernommen.

Dem Winterbrauchtum haben sich die Pfadfinder seit den 70er Jahren immer verpflichtet gefühlt. Neben der zahlreichen Teilnahme an

den Lintorfer Carnevalszügen, haben sie sich auch daran beteiligt, wenn es darum ging, eine Kinderkarnevalssitzung mit einem kindgerechten Programm aufzustellen und durchzuführen.

Als katholischer Verband beschäftigen sich die Lintorfer Pfadfinder nicht nur mit Glaubensfragen, sondern zeigen dies auch in der Öffentlichkeit, indem sie Gottesdienste mitgestalten und sich z.B. regelmäßig an der alljährlichen Fronleichnamsprozession beteiligen.

Ende des Jahres 1981 hatte der Stamm das 30-jährige Bestehen gefeiert und dazu auch alle ehemaligen Lintorfer Pfadfinder mit ihren Familien eingeladen. Dies bewirkte einen ungeahnten Austausch und Aufwärtstrend für den Stamm, so dass ebenfalls das 35- und auch das 40-jährige Bestehen der Lintorfer Pfadfinder im Jahre 1991 groß gefeiert wurden.

Ende des Jahres 1991 gab Michael Lumer nach mehr als zehnjähriger Vorstandsarbeit das Amt des Stammesvorsitzenden an Brigitte Wilms weiter. Seit Beginn des Jahres 1998 leitet Tanja Kröll die Geschicke des Lintorfer Stammes, dabei seit Anfang letzten Jahres von Lutz Gendrisch, ihrem Stellvertreter, unterstützt.

Auch wenn an dieser Stelle nicht die vielen Gruppenleiter, Gruppenleiterinnen und Helfer der Lin-

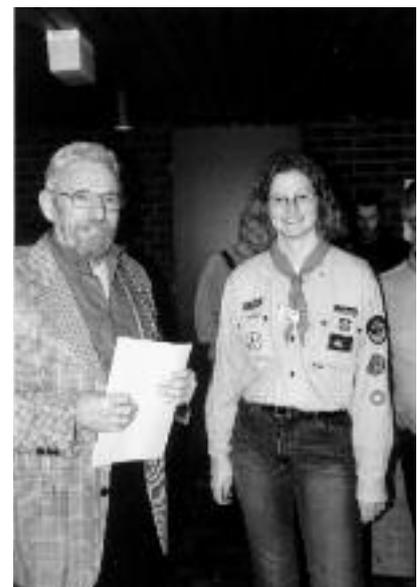
torfer Pfadfinder genannt werden können, so macht aber gerade ihr häufig über viele Jahre ehrenamtliches Engagement die gute Pfadfinderarbeit in Lintorf aus. Nicht nur Gruppenstunden und deren Vorbereitung, sondern Aktionen, Schulungen und Besprechungen nehmen wöchentlich viele Stunden der Freizeit für die Pfadfinderarbeit in Anspruch. Dennoch konnten die Lintorfer Pfadfinder über 50 Jahre hinweg immer wieder junge Erwachsene finden, die die Idee des Pfadfindertums in einem katholischen Jugendverband in den Kinder- und Jugendgruppen bis heute verwirklichen. Diese Arbeit haben auch die Ehemaligen noch in guter Erinnerung.

Darum war in der Stammesversammlung vom 03.02.2001 über den nachfolgenden Antrag einstimmig abgestimmt worden: „Die Stammesversammlung möge beschließen, dass wir zu unserem 50-jährigen Stammesjubiläum am 09.03.2002 ein großes Fest für alle aktiven und alle ehemaligen Mitglieder veranstalten.“

## 7. Das große Jubiläumsfest

So trafen sich denn am 09. 03. 2002 die Lintorfer Pfadfinder unter dem Motto „Einmal Pfadfinder - immer Pfadfinder“ in den Räumen des Pfarrzentrums von St. Johannes, um das 50-jährige Bestehen gebührend zu feiern.

Zum Auftakt mussten besonders die jüngeren Teilnehmer am frühen



Die heutige Stammesvorsitzende Tanja Kröll mit Gründungsmitglied Arnold Rettinghausen

Samstagnachmittag bei einer sogenannten „Agentenjagd durch Lintorf“ ihr Geschick unter Beweis stellen.

Derweil gab es im festlich geschmückten Pfarrsaal und in den Kellerräumen bei Kaffee und Kuchen viele herzliche Wiedersehensszenen und Gespräche von Ehemaligen, die sich teilweise schon über Jahre oder gar Jahrzehnte nicht mehr gesehen hatten. Insgesamt waren weit über 300 Menschen zu diesem Fest gekommen.

Nicht nur die damaligen Gründungsmitglieder Hubert Frohnhoff, Willi Haufs und Arnold Rettinghausen waren da, sondern auch die ehemaligen Lintorfer Kaplanen Werner Koch und Hubert Köllen. Selbst die vierzehn Stammesvorsitzenden, die in den 50 Jahren die Geschicke des Lintorfer Stammes geleitet haben, waren bis auf eine Ausnahme vollständig erschienen.

Die unteren Räume des Pfarrheims waren zu Medienräumen umfunktioniert worden, und Liegebücher nebst Musikinstrumenten lagen bereit. Diashows, alte Super-8-Filme, Videos der letzten Jahrzehnte und viele Zeitungsausschnitte sowie Fotos wurden präsentiert. Einige hatten aber auch ihre alten Fotoalben mitgebracht, so dass sich reichlich Gelegenheit bot, alte Erinnerungen an gemeinsame Zeiten aufzufrischen.

Während noch die alten Erinnerungen ausgetauscht wurden,

kam am späten Nachmittag unerwartet hoher Besuch in den Pfarrsaal. Weihbischof Dr. Hofmann – selbst ehemaliger Pfadfinder –, begleitet von Kreisdechant Werner Oermann und Pfarrer Chris Aarts, gratulierte zum 50-jährigen Bestehen der Lintorfer Pfadfinder und trug sich in das Gästebuch ein.

Als katholischer Pfadfinderverband war es den Lintorfer Pfadfindern wichtig, mit der Pfarrgemeinde gemeinsam anlässlich des 50-jährigen Bestehens der DPSG-Lintorf einen Festgottesdienst zu feiern. Unter dem Thema „Hier bin ich richtig, hier gehöre ich hin“ wurde der von aktiven und ehemaligen Pfadfindern vorbereitete Gottesdienst abgehalten. Unter Konzelebration von Pfarrer Hubert Köllen und Diakon Thomas Wenz feierte Pfarrer Chris Aarts mit den Pfadfindern und der Gemeinde die Heilige Messe.

Bevor es dann nach der Abendmesse zum gemeinsamen Abendessen und gemütlichen Teil überging, wurde es noch einmal offiziell. Nachdem die Stammesvorsitzende Tanja Kröll die Gäste begrüßt hatte, übernahm Bürgermeister Wolfgang Diedrich das Wort, der die Schirmherrschaft für das Jubiläum übernommen hatte.

Er lobte das Engagement der Lintorfer Pfadfinder und bedankte sich für eine erfolgreiche und moderne Jugendarbeit, denn „50 Jahre Pfadfinderschaft bedeutet auch 50 Jahre ehrenamtlicher Einsatz für das Gemeinwohl“.



Weihbischof Dr. Hofmann zu Gast bei den Lintorfer Pfadfindern

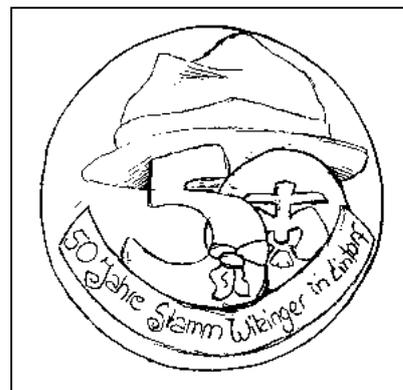
Pfarrer Chris Aarts brachte es in seiner Ansprache auf den Punkt: „Ich freue mich, dass es die Pfadfinder in Lintorf gibt.“

Gefeiert wurde dann noch bis in die frühen Morgenstunden. Ehemalige und Aktive waren sich in ihrem Urteil einig: „Ein schöner Tag“, „ein gelungenes Fest“. Einig war man sich aber ebenso darüber, dass sich in diesen 50 Jahren auch bei den Lintorfer Pfadfindern vieles gewandelt hat und man in der Entwicklung nicht stehen geblieben ist. Nicht nur die Begeisterung für die Pfadfinderarbeit und das Miteinander in einer Gemeinschaft, sondern die bei diesem Fest in vielen Gesprächen deutlich gewordene Entwicklung zu einem modernen Jugendverband hat gezeigt, dass auch heute noch die Lintorfer Pfadfinderarbeit zeitgemäß ist, und vielleicht gerade in unserer heutigen Zeit eine Chance für die Zukunft von Kindern und Jugendlichen bietet.

Michael Lumer



Austausch von alten Erinnerungen: „Weißt du noch?“ oder „Wie war das denn noch mal bei dieser Fahrt?“. Von links nach rechts: Jörg Spelter (sitzend), Norbert Peters, Winfried Pieper, Thomas Lotz und Michael Lumer beim Durchsehen alter Fotoalben



Das eigens zum Jubiläum entworfene Abzeichen

# 50 Jahre Tambourcorps

## Eine Chronik

Es begab sich zu jener Zeit, als Emil Harte Schützenchef und Köbes Zimmermann mit seiner Formation Bruderschaftstambourcorps in der Angerlandgemeinde Lintorf war. Man schrieb das Jahr 1952.

Anfang Mai des Jahres stellte Ludwig Pützer den Antrag an die damalige Stammkompanie, ein Tambourcorps zu gründen. Durch seine Zeit als Kronprinz hatte er genügend Gelegenheit, mit Vorstandsmitgliedern der Bruderschaft Kontakt aufzunehmen und so den einen oder anderen näher kennenzulernen. Eine solche Idee brauchte Befürworter, nicht jeder stand diesem Gedanken damals aufgeschlossen gegenüber.

Im Mai 1952 fand die Gründungsveranstaltung im Lokal Holt-schneider statt.

Zum Vorsitzenden wurde Ludwig Pützer gewählt, der erste Protektor des Corps war Walter Adolphs. Zum ersten Ausbilder konnte man Karl Mentzen, den ehemaligen Bataillonstambourmajor eines kaiserlichen Regimentes, gewinnen.

Karl Mentzen bildete auch den ersten Tambourmajor des Corps, Hubert Wassenberg, aus.

In einem Presseartikel von damals ist nachzulesen: „*Lintorfer rühren nun auch die Trommel, Tambourcorps der Sebastianer – Uniformen fehlen noch.*“

Die ersten Instrumente (Holzflöten und Trommeln) stammten aus dem Nachlass des hiesigen Turnvereins und wurden notdürftig hergerichtet, um dem beginnenden Probenbetrieb standzuhalten.

Neben Heinrich Kaiser, einem Freund des damaligen Protektors, war es vor allem seine Frau Traudchen Kaiser, Organisatorin fast aller Königsfeste und Präsidentin im Damen-Elferrat, die sich intensiv wie ein Protektor für das Corps eingesetzt hat.

Der erste öffentliche Auftritt fand am Titularfest, dem 25. Januar 1953, zusammen mit der Kapelle Mentzen statt. Ein Batailloner, 10 Tamboure und 9 Hornisten (damals noch ausschließlich Flöte), stellten sich den Lintorfern vor. Statt einer Mütze wie heute trug man noch ein Schiffchen, statt weißem Koppelzeug war dieses damals schokoladenbraun.

Im Mai nahm das junge Corps an seinem ersten Schützenfest in Tiefenbroich teil. Ebenfalls im Mai feierte man das einjährige Bestehen.

Zu diesem Anlass schrieb am 16. Mai 1953 die Rheinische Post :

„*Das Corps hatte in der Geburtsstunde gleich doppeltes Glück : einmal stand ihm ein Protektor zur Seite, wie er in Walter Adolphs nicht aufopferungsvoller gefunden werden konnte; zum anderen zeigte sich ihr Ausbilder Karl Mentzen als ein Mann, der trotz seiner Jahre die Herzen der Jungen im Sturm eroberte.*“

Und weiter hieß es im gleichen Artikel :

„*Unterstützt von der Kapelle Mentzen wurden der Fehrbelliner Reitermarsch und der alte Artilleriemarsch geschmettert, dass es jedem, der in seinem Leben jemals Kandare und Trense in der Zügel Faust hatte, in die Glieder fuhr.*“

Köbes Zimmermann, damals Experte auf dem Gebiet der Spielmannsmusik, soll sich mit Worten der ehrlichen Anerkennung für die Lintorfer Spielleute geäußert haben. So etwas spornt an!

Im Rahmen des Lintorfer Schützenfestes, welches das neue Corps als Heimspiel bravurös bestand, wurden am Krönungstag dem Vorsitzenden Ludwig Pützer ein gestifteter neuer Tambourstock, eine Lyra und acht neue Flöten übergeben.

Im Januar 1954 fand die erste Jahreshauptversammlung und die Wahl eines Vorstandes statt. Emil Harte hatte eine Satzung aufgesetzt. Ludwig Pützer wurde als Erster Vorsitzender bestätigt.

In einem Bericht der lokalen Presse hieß es :

„*Im Mai 1954 feierte man Stiftungsfest, und die Lintorfer „Knüppeljungs“, wie sie in der Öffentlichkeit auch genannt wurden, wagten es, mit einem abendfüllenden Programm in den Saal Mentzen einzuladen. Blasmusik, Spielmannsmärsche und Fanfarenchöre verhalfen diesem Abend zu vollem Erfolg.*“

Bedingt durch die Überschwemmung des Dickelsbaches zum Schützenfest im August 1954, musste der Platz für die Parade in diesem Jahr verlegt werden.



25. Januar 1953, Titularfest  
Erster Auftritt mit der Kapelle Mentzen



Parade 1954

In den folgenden Jahren wurde viel gefeiert und viel gespielt. Die Titularfeste waren nach Ablauf des offiziellen Teils meistens mit einer Abendveranstaltung gekoppelt, die sowohl einmal als Familienabend ausgelegt wurde, oder, da der Jahreszeit entsprechend Karneval ins Haus stand, als zünftige Veranstaltung der fünften Jahreszeit gefeiert wurde.

Im näheren und auch etwas weiteren Umkreis sprach es sich herum, dass mit Lintorf, wo man es schon immer verstand, prächtige Schützenfeste auszurichten, nun auch der Name Tambourcorps Lintorf verbunden war. Es wurde quasi zur Tradition, an bestimmten Orten immer wieder zur gleichen Zeit zu spielen.

Das Corps nahm an den Schützenfesten in Düsseldorf-Hamm, Tiefenbroich, Derendorf, Erkrath, Holthausen, Strümp, Angermund, Heiligenhaus, Lank, Duisburg, Flehe, Rheurdt, Eller, Bilk, Osterath und Ratingen teil. Noch konnte keiner ahnen, dass 15 Jahre später dieses Tambourcorps zum Bruderschaftstambourcorps in Ratingen werden würde.

Heinrich Kaiser wurde Protektor des Corps.

Zum Abschluss der Schützenfesttage fand wie immer das schon traditionelle Hahneköppen statt. In einem Jahr hieß es, es gäbe einen ganzen Ochsen am Spieß. Nachdem allerdings die Verhüllung um das „Tier“ entfernt wurde, stellte

sich heraus, dass der Ochse in einer hiesigen Bäckerei die ersten Stunden seines Lebens verbracht zu haben schien. Er schmeckte jedenfalls wie ganz gewöhnliches Weißbrot, was der Stimmung am Abend allerdings keinen Abbruch tat.

In der Jahreshauptversammlung 1957 wurde Ludwig Pützer zum stellvertretenden Tambourmajor gewählt.

In diesem Jahr nahm man erstmalig an einem Bundesschützenfest, und zwar in Duisburg, teil.

1958 verlor das Corps durch den Tod Karl Mentzens, der mittlerweile liebevoll von allen „Papp Mentzen“ genannt wurde, seinen ersten Ausbilder. Er kam bei einem Unfall

ums Leben, unterwegs in der Sache des Tambourcorps.

Neuer Ausbilder des Corps wurde Karl Schuur. Er sollte fortan für 27 Jahre die musikalische Leitung übernehmen.

Am Schützenfestmontag 1959 war dann der große Tag gekommen, zum ersten Mal hatte es das Corps geschafft, wie der Chronist sich ausdrückt, „einen aus unseren Reihen auf den Thron schicken zu dürfen“. Willi Melcher erlangte die Kronprinzenwürde.

Erstmalig schoss man 1962 einen Pokal aus, der den Namen „Karl-Mentzen-Gedächtnis-Pokal“ in Erinnerung an den verstorbenen Ausbilder erhielt. Diesem Pokal sollten später noch weitere folgen, das jährliche Pokalschießen war geboren.

Das Corps beging das 10. Stiftungsfest im November 1962 im großen Saal des Hauses Anna mit einem Konzert zusammen mit der Düsseldorfer Stadtkapelle.

Das 500-jährige Jubiläum der St. Sebastianus-Bruderschaft Lintorf wurde im Sommer 1964 im Rahmen eines prächtigen Schützenfestes begangen.

Über das Jahr 1965 weiß die Chronik folgendes zu berichten : „Es war ein großer Tag in der Geschichte unseres Corps“. Zum ersten Mal stellte die Formation in ihrer 13-jährigen Geschichte mit Willi Melcher den Bruderschaftskönig von Lintorf, und sie sollte dieses bis heute noch drei weitere Male tun.



Lintorf 1961



Tambourcorps 1972

Anfang 1966 wurde Heinz Fettweis anstelle von Ludwig Pützer zum 1. Vorsitzenden gewählt.

Am Schützenfestmontag war der Jubel groß, Hubert Wassenberg löste Willi Melcher als Bruderschaftskönig ab, zum zweiten Mal stellte das Tambourcorps den König.

Seit 1954 spielen die Lintorfer nun schon in Düsseldorf-Hamm jedes Jahr zum Schützenfest, es ist eine Freundschaft zwischen der dortigen Hubertus-Kompanie und den hiesigen Spielleuten entstanden, die sich auch darin äußert, dass man sich zu besonderen Anlässen besucht.

Erwähnung finden sollen hier auch die alljährlich im November stattfindenden Martinszüge für die Lintorfer Schulen und Kindergärten, an denen das Corps ab jetzt immer mit einer Abordnung Musiker teilnimmt.

1968 löste Ludwig Pützer Heinz Fettweis wieder als 1. Vorsitzenden ab.

Im Rahmen des Königsfestes wurde Peter Strauß als neuer Protektor des Corps vorgestellt.

Zusätzlich zum Titularfest in Lintorf spielte das Corps erstmalig im Januar 1969 zum gleichen Anlass auch in Ratingen.

Im Protokoll der Jahreshauptversammlung von März 1969 ist nachzulesen:

*„Ludwig Pützer erklärte, dass die Musikfragen in Ratingen in den Händen von Herrn Keusen liegen. Köbes Zimmermann existierte für die Bruderschaft nicht mehr, und man wünscht uns auch an allen Schützenfesttagen zu sehen. Aus diesem Grunde ist für Mösche-sonntag und Schützenfest schon ein Vertrag gemacht worden.“*

Mit diesem Jahr begann die bis heute anhaltende Zusammenarbeit und Freundschaft mit der Ratinger Bruderschaft.

Im September 1971 stand die Teilnahme am Bundesschützenfest in Monheim an. Mit an der Spitze des Festzuges marschierte das Lintorfer Tambourcorps, es erhielt Beifall von tausenden Zuschauern.

Am Schützenfestmontag 1972 konnte man sich erneut einen Platz auf dem Thron sichern. Josef Pützer errang nach einem Schuss auf die Scheibe den Titel. Nach der Krönung am Montagabend marschierte das Tambourcorps in der sogenannten Nato-Parade im Festzelt auf. Für die, welche dies nicht kennen, sei kurz erklärt: Die tambourcorpseigene Nato-Parade besteht aus zwei langen Reihen von Musikern, die für den Betrachter scheinbar planlos musizierend durch das Festzelt rennen. Der Aussenstehende wundert sich immer wieder, wie scheinbar präzise sich diese „Musikschlangen“ treffen und zu einer Formation zusammenfinden.

Im September 1973 nahm man am Bundeskönigsfest in Koblenz teil.

Das Jahr 1974 brachte einen Wechsel in der Corpsführung: Karl Heinz Kipp löste Ludwig Pützer als 1. Vorsitzenden ab. Dieser sollte die Geschicke des Corps nun die nächsten 19 Jahre lang lenken.

Man entschied sich, das Vereinslokal von Haus Anna zu „Meck“ zu verlegen.



Lintorf 1976.  
Im Vordergrund das Jugendtambourcorps

Als Ausbilder der Jugend fungierten Hubert Wassenberg, Karl Schuur, Klaus Bartsch, Dieter Soumagne. Auch zu nennen sind Wilfried Hellings und Ludwig Pützer, Karl Heinz Kipp und Helmut Kaufmann.

Zum Titularfest der Bruderschaft 1976 spielte das Jugendtambourcorps zum ersten Male in der Öffentlichkeit. 18 Jungspielleute im Alter von 12-14 Jahren stellten hier das Ergebnis von siebenmonatiger Probenarbeit vor. Corpsführer der jungen Leute war Helmut Kaufmann. Bereits kurz danach, im Rahmen des Kinderkarnevalszuges und bei der Kinderkarnevalssitzung, sollten die Jungen ihre Fähigkeiten wieder unter Beweis stellen können.

Im Februar bot sich die Möglichkeit, in einer vom WDR aufgenommenen karnevalistischen Hitparade in der nagelneuen Ratinger Stadthalle mitzuwirken. Diese Veranstaltung mit namhaften Künstlern wurde von der Karnevalsgesellschaft Blau Weiß organisiert. Hier konnten die Spielleute ihr eigenes akustisches Ergebnis dann selber im Radio bewundern.

Man war sich sicher, auf diese Art und Weise vorerst keine Nachwuchsprobleme mehr zu haben.

Es wurde der erste von insgesamt zwei Besuchen in der Partnerstadt Maubeuge gemacht, wohin man im September 1978 aufbrach. Bei einem großen Festzug durch die Partnerstadt anlässlich der 300-jährigen Rückkehr zu Frankreich

nahm das Corps teil. Seitens der Stadt Ratingen wurde es vom Bürgermeister und dessen Stellvertreter begleitet.

Auch im Jahr 1979 sollte sich wieder ein Platz auf dem Lintorfer Thron auf tun. Arno Schnitzer wurde Kronprinz der Bruderschaft.

Im Mai 1980 nahm das Corps die Gelegenheit wahr, wieder mal eine Auslandstour zu machen. Auf Einladung des Majorettenclubs in Amiens nahm man dort an einem Festzug teil, der karnevalistischen Charakter hatte.

Da Ludwig Pützer aus Gesundheitsgründen als 2. Corpsführer nicht mehr zur Verfügung stand, wurde der Gemeinschaft in der Jahreshauptversammlung im Februar 1981 der Vorschlag gemacht, Herbert Fadum, der bis dahin bei der Führung des Jugendcorps eine gute Figur gemacht hatte, als Nachfolger von Hubert Wassenberg auszubilden. Er sollte mit sofortiger Wirkung auch beim Seniorencorps eingesetzt werden.

Die Vollendung des 25. Jahres als Ausbilder feierte Karl Schuur mit dem Corps zusammen am 1. Mai 1983 im Reitercasino zu Lintorf. Neben der Ehrenmitgliedschaft in der Bruderschaft wurde Karl Schuur nun auch Ehrenmitglied des Tambourcorps.

Heinz Kohlen wird 1985 Ausbilder des Corps und springt so für den erkrankten Karl Schuur ein. Neuer Protektor wird Karl Oster.

Zum 50. Geburtstag des 1. Vorsitzenden Karl Heinz Kipp trat im Reitercasino erstmalig die sogenannte Playbackshow-Gruppe auf, welche später, zu diesem Zeitpunkt wusste dies natürlich noch keiner, ein ganzes Festzelt begeistern sollte.

Zum bunten Abend 1985 trat übrigens Anke Engelke, damals noch unbekannt, als Mitglied der Gruppe Euro Cats in der Stadthalle auf.

Am 11. Dezember 1987 verstarb Karl Schuur, der in Nachfolge von „Papp“ Mentzen dem Corps über 25 Jahre als Ausbilder gedient hatte.

Im gleichen Jahr löste Herbert Fadum Hubert Wassenberg als Corpsführer ab.

Der Herbst 1989 stand ganz im Zeichen der Amerika-Tour des Vereins.

53 Personen traten die Reise an, wovon 32 Musiker und 21 Freunde des Corps aus den Schützenkreisen Lintorf und Ratingen waren.

Der Gedanke eines solchen Unternehmens ging vom langjährigen Mitglied Wolfgang Umbeck aus, welcher auch die ersten Kontakte und Korrespondenzen übernahm.

Das Corps war offiziell zur Teilnahme an der 32. Steubenparade eingeladen.

Zusammen mit dem Blasorchester Wedau nahm man im August 1991 eine Einladung aus Maubeuge an. Dies war der zweite Besuch seit 1979.

Das Corps feierte im Jahr 1992 sein 40-jähriges Jubiläum und konnte die bisher größte Anzahl an aktiven Spielleuten im Seniorencorps in seiner Geschichte aufbieten. An den großen Schützenfesten zu Ratingen und Lintorf marschierten über 45 Spielleute durch die Straßen.

In vielen Veranstaltungen wurde des Jubiläums gedacht, zu nennen seien hier der Gottesdienst und die Matinee im Mai 1992 sowie eine Veranstaltung mit der Stadt Ratingen anlässlich der Einweihung des neu gestalteten Lintorfer Ortskernes im Juni.

Schützenfestmontag in Lintorf: Ein schöneres Geschenk hätte sich das Corps zum Jubiläumsgar nicht machen können. Sein Tambourmajor Herbert Fadum schoss



Bei einer Parade Ende der 1970er Jahre



40 Jahre Tambourcorps Lintorf

die Platte herunter und wurde neuer Bruderschaftskönig, Karsten Umbeck Schülerprinz.

Hubert Wassenberg erklärte sich selbstverständlich bereit, im Königsjahr des Batailloners als Vertretung einzuspringen.

Das Jahresende 1992 wird zum traurigen Abschluss des Jubiläums. Peter Strauß, Protektor bis 1985 und Karl Oster, unser derzeitiger Protektor, sterben im Abstand von sechs Tagen kurz vor Weihnachten. Karl Oster war der erste Protektor, der nicht aus dem Stadtteil Lintorf kam, sondern aus Ratingen.

Im April 1993 wurde als neuer Protektor Karl Heinz Oster vorgestellt. Ebenfalls im April fand das Königsfest der Bruderschaft statt, welches das Corps zusammen mit der Hubertus-Kompanie, die den Kronprinzen stellte, ausrichtete. Der Abend stand ganz im Zeichen „Bayrisches Bierzelt“, und so mancher erkannte nach dem Schmücken den Saal von Haus Anna nicht mehr wieder.

In der Jahreshauptversammlung der Bruderschaft 1994 stellte sich unser 1. Vorsitzender Karl Heinz Kipp der Wahl zum Schützenchef in Lintorf und wurde gewählt. Er wurde Nachfolger von Hans Lu-

mer. Damit stand er nicht mehr für das Amt des Vorsitzenden unseres Tambourcorps zur Verfügung. Im März, auf der JHV des Corps, wurde Norbert Kaltwasser zum neuen Ersten Vorsitzenden gewählt.

Kurz danach, im Oktober 1994, wurde Herbert Stefes zum 1. Vorsitzenden des Corps gewählt.

Im Herbst 1996 trat das Corps eine Fahrt zum Patenschiff der Stadt Ratingen, dem Schnellboot „Wiesel“ in Rostock, an.

In der im März 1998 stattfindenden Jahreshauptversammlung des Corps wurde Herbert Fadum zum 1. Vorsitzenden gewählt.

Markus Kesselheim wurde Kronprinz und löste damit Matthias Haack ab.

Im September 1998 fanden das Königsschießen und das Königsfest in Bödefeld statt.

In diesem Jahr verstarb Ausbilder Heinz Kohnen, langjähriges Mitglied des Corps.

Das Jahr 1999 startete mit dem neuen Ausbilder Frank Düppenbecker, der den Hornisten im Hinblick auf Technik viel Neues vermitteln konnte.

Zum letzten Mal konnte das Königfest der Bruderschaft im festlich hergerichteten Haus Anna gefeiert werden. Auch daran, wie mühevoll das Herrichten für die Königskompanien war, ist zu sehen, dass die Ära der Feste in dieser Lintorfer Lokalität endgültig zu Ende ist.

Im Jahr 1999 geht das Tambourcorps Lintorf Online. Unter der Adresse [www.tambourcorps-lintorf.de](http://www.tambourcorps-lintorf.de) ist eine eigene Seite ab Dezember weltweit zu erreichen.

Im Sommer 2000 wurde Bernd Ringel offiziell 2. Corpsführer, die Aufgabe hatte er gelegentlich auch schon vorher wahrgenommen. Herbert Fadum wurde Traditionskönig.

Das Jubiläumsjahr 2002 begann mit den Karnevalsauftreten des Corps, und im Rahmen eines ökumenischen Gottesdienstes und anschließender Matinee wurde im März 2002 dieser Anlass offiziell gewürdigt.

Ludwig Pützer  
Hubert Wassenberg  
Horst Jung



50 Jahre Tambourcorps Lintorf

# De Kaffeemühl

*Nöhlich han ech Motters aule Kaffemühl vom Schrank jehohme,  
do sind mech allerhand Jedanke jekome.*

*Die Kaffeemühl es üvver hongert Johr,  
e Hochzietsjeschenk et wor.*

*Motter hätt se en Lehre jehaule,  
su woher dat bei den Aule.*

*Die wu-ed nit vertuscht met een, die schöner wor,  
Die wu-ed jebruckt, Johr för Johr.*

*„Die hätt us min Schwester Jetta jeschenkt,  
hätt ech die fott jedonn, et hätt sech jekränk.“*

*Et wu-ed Buhnekafee jemahle, dat es klor,  
doch meistens et Malzkafee wor.*

*Ech senn se sette enne Köch,  
e bettche völich, aver söns ganz frisch,  
immer tefriede on ju-ede Mu-et,  
manchmol seid se: „Jeht et dech och ju-et?“*

*De Fammilich, dat woher öhr Leve,  
do hätt se alles för jejeve.*

*Die kann kenne Hummer on Kaviar,  
die oet Buhne met Speck, on richtig jaar.*

*Die oet Schwattbruet met Klätschkies drup  
on Samsdeis en ju-ede Eezezupp.*

*Die Hoore woren witt, on de Zopp  
druch se wie e Krünche op em Kopp.*

*Se hätt allerhand metjemackt, sieve Kenger jebore,  
aver de ju-ede Mu-et nit verlore.*

*On als se tweion-nüngzich wor, do bliev et Häzz stonn,  
do moßt se von us jonn.*

*Ne schüene Du-et hätt se jehatt,  
alle Kenger stongen öm de Bettstatt,  
janz heusch miek se de Ouge tou,  
Jott jeef öhr de ewige Rouh.*

Maria Molitor

Das gibts nur zum  
Jubiläum!

Aus 2 mach 3, aus 3 mach 2-1/2.  
Bei "Divanetta", dem Jubiläums-Sofa,  
rechnen sich nicht nur die variationsreichen  
Sitzmöglichkeiten, sondern auch der Preis.



www.molitor.de

molitors  
Haus für Einrichtungen  
Kornau-Werraue-Platz 17  
40885 Ratingen-Lintorf  
Tel.: 02102.33265 Fax: 02102.37163  
E-Mail: molitors@molitor.de  
Mo-Fr 10-14, 15-19 Uhr Sa 10-15 Uhr



Möbel, die bewegen: 10 Jahre Divanetta von Brühl.



**molitors'** Haus für Einrichtungen

www.molitor.de  
02102.33265  
02102.37163  
molitors@molitor.de  
Mo-Fr 10-14, 15-19 Uhr  
Sa 10-15 Uhr

# Lengtörper Kall

Adelsfaad	Jauchefaß
Aff dreh Könige längen de Dach öm ehne Hahneschrei	ab „Heilige drei Könige“ ist es jeden Tag um einen Hahnenschrei länger hell
Affjänke/om Affjänke sette	zurückgezogen, auf dem letzten Platz sitzend
Bessem	Besen
Blötsch	Beule
Daaghas	Katze
Danze em Februar de Mögge, fröst dat janze Johr Mensch on Schoop	tanzen im Februar die Mücken, frieren Mensch und Schaf das ganze Jahr
Dat Metz schnitt, wie ne dude Honk bitt	das Messer schneidet, wie ein toter Hund beißt, ein total stumpfes Messer
de „Mam“ an de Schlepp hange	Kinder halten sich am Rock- oder Schürzenzipfel der Mutter fest
Driesch	schlechter Boden mit saurem Gras
driewe	antreiben
Ene Mann jaht ene Wech	Ein Mann geht einen Weg, man kann nicht zwei oder mehrere Sachen gleichzeitig durchführen
Ferkesledder	Eine Holzleiter, auf der die geschlachteten Schweine zum Kühlen aushängen
Freud jeht föhr e reh Hemd	Freude ist wichtiger als ein reines Hemd
Fü-erspönsdöske	Streichholzschachtel
Hammerasch	Umstände
Hawer	Hafer
Härk	Eisenharke
Hetzbrenner	Einer, der stark gewürztes Essen bevorzugt
hoddelich	nachlässig
höltere Härk	Holz- oder Heuharke
Holtledder	Holzleiter
Holtpohl	Holzpfehl
jestiewelt on jespoort	komplett angezogen (Stiefel mit Sporen)
Jel-Güsch	Goldammer
Jesch	Gerste
Jierhonger	Esssucht
Kass	Schrank
Kellerkamer-Kuhke	Kekskuchen (kalte Schnauze)
Kiep	Korb, der auf dem Rücken getragen wird
Klefploster	jemand, der immer wieder einen Grund findet, nicht nach Hause zu gehen
Kohn	Korn
Krupasch	Presse zur Herstellung von Sirup
Möpkesbude	Süßigkeiten- und Gebäckwagen auf der Kirmes

ne Bär am Sehl	ein Angetrunkener mit schwerem Gang
Ölkspipe	Zwiebel / Lauch
plack-salwere	kleine Wunden mit Hausmitteln selbst behandeln
Plagge	ausgestochene Grasnarbe
Plagge-Jaffel	eine breit gezahnte Gabel
Posseling	Porzellan
Pött	Brunnen
Pottbank	Topfschrank
Potthook	Eisenhaken, an dem die Eimer hängen, um aus dem Brunnen Wasser zu schöpfen
prötschele	fertig gekochte Gerichte warmhalten
Prume	Pflaumen
rapp	ausgetrocknet, brüchig
Remmel	kurzer, starker Holzstock
Saftläppkes	Hemdmanschetten
Schemmisetsche	gestärktes Vorhemd
Schlopp	Schleife
Schwatzdrop	Lakritz
Soot	Samen
Spies	Speis
Spiesküwe	Speisbottig
Stakebuhne	Stangenbohnen
Stoufebessem	Küchenbesen
Struckbuhne	Strauchbohnen
Truffel	Speiskelle
unüselich	ungezogen
Vügel die fröh flöte, kritt de Katz	Wer am frühen Morgen lustig und gut gelaunt ist, kann im Laufe des Tages nichts Gutes erwarten
Wäscheling	Wäscheleine
Wäschkomp	Waschschüssel aus Porzellan
Wäschnapp	Waschschüssel aus Blech
Wat mer nit em Kop hät, mott mer en de Behn hann	Was man nicht im Kopf hat, muss man in den Beinen haben. Wer vergesslich ist, muss öfter die gleiche Strecke laufen
Weet	Mädchen, junge Frau
Weht	Weizen
Wenn dor Dachs Lichtmess sinne Schatte süht, krüpt he noch ens för ses Weke en sin Höhl	Wenn der Dachs an Maria Lichtmess seinen Schatten sieht, geht er nochmal für sechs Wochen in seine Höhle zurück
Wenn die Fliege on de Blare doll wede, jüwt et schleid Weder	Wenn die Fliegen schwirren und die Kinder ungezogen sind, gibt es schlechtes Wetter

Lorenz Herdt

# Auch ein Lintorfer – Professor Dr. Karl Bender

„Herr Professor Dr. Bender hat sich weit über seine unternehmerischen Pflichten hinaus große Verdienste um die Bundesrepublik Deutschland erworben.“ Mit diesem knappen Satz leitete der damalige Staatssekretär im NRW-Wirtschaftsministerium, Hartmut Krebs, am 14. April 1993 die Würdigung eines neuen Bundesverdienstkreuzträgers ein. Professor Dr. jur. Karl Bender, zu jenem Zeitpunkt bereits 86 Jahre alt und seit 37 Jahren Lintorfer Bürger, erhielt das „Verdienstkreuz 1. Klasse des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland“ – eine Auszeichnung mit Seltenheitswert.

Die Besonderheit der Ehrung war seinen Leistungen angemessen. Denn so allgemein der einleitende Satz des Staatssekretärs gehalten war, so gut fasste er Benders Wirken zusammen. Er nennt das Haupttätigkeitsfeld des Ordens-trägers: Karl Bender war (und ist bis heute) Unternehmer als Inhaber einer mittelständischen Maschinenfabrik, die er in eine Immobilienverwaltungsgesellschaft überführte. Bedeutender für unser Gemeinwesen waren aber die Aufgaben, die Bender in mehreren großen Konzernen der Nachkriegszeit erfüllte. Heute würde man sagen: Er war ein Top-Manager. Auf der anderen Seite gehörte er aber auch zu den Männern, die mit Hans Böckler die deutschen Gewerkschaften nach dem Zweiten Weltkrieg aufbauten. Dieser Spagat klingt ungläublich, und die Aufgabe war noch wichtiger, als sie heute klingt. Denn gleich nach dem Krieg, als politische Parteien von den Alliierten noch nicht geduldet waren, waren die Gewerkschaften die Keimzelle eines neuen demokratischen Staatswesens. Genau deshalb hat er dabei mitgemacht.

In diesem Jahr, am 3. Februar, ist Professor Dr. jur. Karl Bender 95 Jahre alt geworden. Immer noch lebt er in seinem Haus in der Waldseesiedlung. Den Besucher verblüfft er mit wohlgeordneten, präzisen Erinnerungen an sein bewegtes Leben. Und mit durchdachten Ansiedlungsplänen, die er



Professor Dr. Karl Bender

gerade für das ihm gehörende Gewerbegebiet in Hamburg-Harburg verfolgt. Wie er die geistige Fitness behält, ist schnell erklärt. „Fleiß und Neugier“ lautet das gar nicht so wundersame Mittel. „Man darf nicht aufhören zu arbeiten“, sagt Professor Bender. Der Kopf brauche Anregungen, und zwar Herausforderungen ernsthafter, möglichst wissenschaftlicher Natur.

So hat er es sein Leben lang gehalten. Er hat immer mehr getan, als er „musste“. Warum, wird zunächst nicht recht klar. Karl Bender vermeidet Pathos, große Worte von Verantwortungsbewusstsein und Pflichtgefühl bekommt man nicht zu hören. Stattdessen blitzt immer wieder eine gewisse Verschmitztheit auf, wenn er von seinem Leben erzählt. Eindeutig stolz ist er darauf, wie er es in noch so schwierigen Situationen geschafft hat, Dinge zu regeln. Offensichtlich hat es ihm immer großen Spaß gemacht, sich von Obrigkeiten nicht einschüchtern zu lassen. Er sei in seiner Jugend „ein frecher Kerl“ gewesen, sagt er. Diese Lust, sich in einem gewissen Rahmen mit den Institutionen anzulegen, gepaart mit einem ausgeprägten sozialen Bewusst-

sein, war es vielleicht, die ihn dazu trieb, „weit über seine unternehmerischen Pflichten hinaus“ Verdienste anzuhäufen. Seine soziale Ader führte ihn in die SPD und wieder hinaus, als er fand, dass die Partei ihren solidarischen Auftrag für die Gesellschaft zu vernachlässigen begann.

Das bewegte Leben Karl Benders in wenigen Sätzen nachzuzeichnen, ist natürlich unmöglich. Als markanteste Leistungen wären zu nennen: Er ist einer der Väter der betrieblichen und außerbetrieblichen Mitbestimmung in den Unternehmen; sein „Bender-Plan“ ebnete in den 60er Jahren den Weg zur Neuordnung des Ruhrbergbaus; Anfang der 50er Jahre war er entscheidend an der Neuordnung der deutschen Stahl- und Eisenindustrie beteiligt; als Vorstandsmitglied der Phönix Rhein-Rohr AG, Vereinigte Röhren- und Hüttenwerke Düsseldorf, war er einer der Initiatoren eines Düsseldorfer Wahrzeichens, des Dreischeiben-Hochhauses am Jan-Wellem-Platz.

Doch der Reihe nach: Karl Bender wurde 1907 in Düsseldorf-Flingern geboren. Erst nach dem Ende des Ersten Weltkrieges studierte sein Vater Rechtswissenschaften. Da war Karl Bender bereits Gymnasiast. Für seinen Vater empfindet er bis heute großen Respekt. „Er hatte Hutnummer 63, und da war auch wirklich was drin“, scherzt er.

Bei Karl Bender verlief die Ausbildung glatter. Von 1925 bis 1928 studierte er Rechtswissenschaften, bereits 1929 – mit 22 Jahren – promovierte er. 1932 wurde er beim Landgericht Düsseldorf als Rechtsanwalt zugelassen, eine Zulassung übrigens, die heute noch weiter besteht. Er ist damit natürlich der dienstälteste Rechtsanwalt im Bezirk.

Nach seiner Zulassung trat er in die Anwaltspraxis des Vaters auf der Kö ein. Die Kunden kamen hauptsächlich aus der Industrie. So sehr waren die Benders mit Wirtschaftssachen befasst, dass sie schon in den 30er Jahren wichtige Positionen in Unternehmen einnahmen. Karl Bender sagt: „Ich

hätte zwar gern den Beruf des Volljuristen ergriffen, hatte aber für kaufmännische Geschäfte eine starke Vorliebe.“

Das erwies sich nach der Macht-ergreifung der Nazis als großer Vorteil. Schon sein Vater habe die Nazis nicht leiden können, erinnert sich Karl Bender, „was von der anderen Seite heftig erwidert wurde“. So wurde sein Vater als Geschäftsführer des Innungsausschusses Düsseldorf „schleunigst abberufen“, was aber aufgrund der guten Kontakte zur Industrie wirtschaftlich unproblematisch war. Karl Bender selbst machte sich unter den braunen Machthabern keine Freunde, indem er jüdische Bürger anwaltlich vertrat – auf Bitten eines jüdischen Kommilitonen, dem das verwehrt wurde. Er sei damals bedroht worden, ein „Riesenfleischberg von einem Gegenanwalt“ habe sich darüber mokiert, was es für eine Schande sei, dass ein deutscher Anwalt Juden vertrete. Bis vor den Kreisleiter sei er zitiert worden, der ihm den Entzug der Zulassung androhte. Die Sache sei aber glücklicherweise im Sande verlaufen, weil der zuständige „Kreisjuristenführer“ wegen Unterschlagungen abgezogen worden sei.

1940 fand er einen wirkungsvollen Weg, um der Einberufung in einen Krieg, der ihm widerstrebte, zu entgehen: Er machte sich unentbehrlich. Er ließ sich zum Geschäftsführer der Firma Elektro-Schweiß-Industrie, Neuss, berufen und machte aus einem defizitären ein hochrentables Unternehmen, baute sogar ein zweites Werk in Siegen auf.

Während der Bombenangriffe der Alliierten wurden beide Werke völlig zerstört. Doch gleich nach dem Zusammenbruch machte sich Karl Bender mit den verbliebenen Arbeitern an den Wiederaufbau. 1948 stellte das Werk schon wieder gebrauchsfähige Elektroden her. Gleichzeitig widmete er sich der Verbandsarbeit, war am Wiederaufbau der „Fachvereinigung Draht“ und der „Schweißelektrodenvereinigung“ entscheidend beteiligt. Als er Anfang der 50er Jahre in die Stahlindustrie wechselte, wurde er zum Ehrenvorsitzenden der Vereinigung gewählt. Er ist es bis heute geblieben.

Karl Bender war jedoch auch in anderer Hinsicht am Wiederaufbau beteiligt. So war er einer der ersten Anwälte, die von den Amerikanern die Wiederzulassung erhielten. Und er sah die Notwendigkeit, ein stabiles demokratisches Staatswesen zu schaffen. Bender hörte, dass bei Hans Böckler in Köln die Fäden zum Aufbau einer Gewerkschaft zusammenliefen. Also fuhr der Unternehmenslenker nach Köln, um Böckler seine Mitarbeit anzubieten. Sehr lebendig erinnert sich Karl Bender an das kleine Siedlungshäuschen des legendären Gewerkschafters, „in dem man sich kaum umdrehen konnte, wenn drei Leute in einem Raum waren“. Auch in den Folgejahren, als er längst Vorstandsposten in der deutschen Stahlindustrie bekleidete, schlug sich Bender häufig auf die Seite der Gewerkschaften. Er erstellte 1950 für den Deutschen Gewerkschaftsbund die erste Gesamtkonzeption zur Mitbestimmung in den Unternehmen. Im Unternehmerlager war er als „das rote Karlchen“ bekannt, und als solcher nicht nur beliebt.

1950 wurde er einer von fünf Abteilungsdirektoren (unter anderem neben dem späteren Bundesminister Gerhard Schröder, nicht zu verwechseln mit dem heutigen Bundeskanzler) bei der Stahltrühhänder-Vereinigung. Karl Bender war zuständig für Personal und damit eine Schlüsselfigur bei der Neuordnung der Deutschen Stahl- und Eisenindustrie. Als diese Arbeit vollendet war, wurde er Vorstandsmitglied der Rheinischen Röhrenwerke AG, die mit den Hüttenwerken Phönix AG zur Phönix Rhein-Rohr AG Vereinigte Hütten- und Röhrenwerke fusionierten.

Fünf Jahre lang erfüllte Karl Bender seine Aufgaben als Vorstandsmitglied und als Mitglied verschiedener Aufsichtsräte – insgesamt 15 während und nach seiner Zeit bei den Röhrenwerken. Unter anderem regelte er die erste größere Investition eines deutschen Unternehmens im Ausland nach dem Krieg: die Gründung der Canadian Western Pipe Mills in Westkanada. In diese Zeit fiel auch die Vorbereitung zum Bau des Thyssen-Hochhauses. „Sechs Wochen war ich mit dem Düsseldorfer Stadtplaner Professor Tamms und dem

Architekten Professor Hentrich in den USA unterwegs, um Wolkenkratzer zu studieren“, erzählt Bender. Schließlich kaufte Bender den Bauplatz am Jan-Wellem-Platz von der Stadt Düsseldorf. Karl Bender und der damalige Oberstadtdirektor Hensel einigten sich über den Immobilienkauf im Restaurant Schnellenburg.

Der Bau des Dreischeibenhochhauses, den Karl Bender noch einleitete, war für ihn eine faszinierende Erfahrung. Denn dieses Gebäude war in mehrfacher Hinsicht innovativ. Die Bauweise – eine Glashülle um ein Stahlskelett – war in Deutschland noch kaum bekannt, und bei der Klimatisierung musste man auch ganz neue Wege gehen. Große Probleme ergaben sich mit den Aufzügen. In den USA waren Bender in allen besichtigten Hochhäusern die Aufzüge des einsamen Weltmarktführers Otis begegnet. In Deutschland gab es keinen geeigneten Lieferanten, doch der MAN-Konzern, der Lastenaufzüge herstellte, versuchte mit rustikalen Methoden, den Auftrag zu bekommen. Er drohte damit, keine Grobbleche mehr von Rhein-Rohr zu beziehen. Karl Bender gelang es, durch einen Besuch beim Aufsichtsratsvorsitzenden von MAN, Generaldirektor Reusch von der Gutehoffnungshütte in Oberhausen, das Problem zu lösen.

Besonders wichtig war Bender die Kostenkontrolle, für die er zu Beginn der Bauarbeiten direkt zuständig war. Das akribisch geführte Budget habe entscheidend dazu beigetragen, dass die Baukosten für das Dreischeibenhäuser mit 36 Millionen Mark „geradezu unglaublich niedrig waren“. In den 60er Jahren, lange nach Benders Ausscheiden, habe das Nachfolgeunternehmen, die Vereinigte Thyssen AG, ein schweres Verlustjahr zu verkraften gehabt. Das Minus von 200 Millionen Mark habe durch den Verkauf des Hochhauses vollständig ausgeglichen werden können.

Ende 1957 hatte „das rote Karlchen“ jedoch den Bogen überspannt. Während einer Auseinandersetzung um die Montanmitbestimmung habe er sich in einem Zeitungsartikel wieder auf die Seite der Gewerkschaften geschla-

gen. „Ich habe das Unternehmerlager scharf angegriffen, was für mich insofern ungünstig war, als mein Vorstandsvertrag gerade abließ“, berichtet er augenzwinkernd. Nun, der Vertrag wurde nicht verlängert, Karl Bender musste sich ein neues Tätigkeitsfeld suchen.

Er kaufte die marode Maschinenfabrik Christiansen & Meyer in Hamburg-Harburg. „Ein Himmelfahrtskommando“, sagt er, doch er hielt die Fabrik elf Jahre lang am Leben. Dann war die Produktion nicht mehr zu halten, Bender wandelte das Grundstück in einen Gewerbepark um, dessen Eigentümer er immer noch ist.

Doch mit seiner Unternehmertätigkeit war Professor Karl Bender offenbar nicht ausgelastet. Wie schon erwähnt, bereitete er in den 60er Jahren die Neuorganisation des Kohlebergbaus vor. Erst verfasste er seine Denkschrift „Neue Formen der Konzernbildung und daraus entwickelte Vorschläge für eine Neuorganisation des Kohlebergbaus“. In seiner Würdigung anlässlich der Verleihung des Bundesverdienstkreuzes hob Staatssekretär Hartmut Krebs hervor: „Die Denkschrift war zukunftsweisend für den gesamten deutschen Kohlebergbau zur Erhaltung und Schaffung von Ar-

beitsplätzen.“ Und 1967, im Vorfeld der Gründung der Ruhrkohle AG, erarbeitete Karl Bender einen Plan zur Neustrukturierung des Bergbaus. Der „Bender-Plan“ war die Grundlage für die Reform der Kohlepolitik des Landes Nordrhein-Westfalen.

Und „eher aus Spaß“ kandidierte er bei der Landtagswahl 1966 – damals eigentlich schon längst in Lintorf wohnhaft – für die SPD in Neuss/Grevenbroich, holte in der CDU-Hochburg ein respektables Ergebnis von 42 Prozent, verlor jedoch knapp. In Neuss war er nach dem Krieg kommunalpolitisch aktiv, unter anderem SPD-Unterbezirksvorsitzender.

Professor Karl Benders liebstes „Hobby“ war jedoch die Lehre. Er war Dozent an der Verwaltungsschule Mecklenbeck und an der Gewerkschaftsschule in Dortmund. Und seit 1950 bis zu seinem 81. Lebensjahr gab er als Lehrbeauftragter Vorlesungen an der Uni Münster zum gesellschaftsrechtlichen Thema Konzernorganisation. In Anerkennung seiner Verdienste als Hochschullehrer wurde ihm, der sich nie habilitiert hat, 1982 der Titel Honorarprofessor verliehen.

Und wie kam Karl Bender nach Lintorf? In den 50er Jahren gaben

die Vereinigten Stahlwerke ein Panzertestgebiet in einem abgelegenen Waldstück im Nordosten Lintorfs auf – ein Gebiet, in dem außerdem die Firma Muscheid Jahre lang Sand abgebaut hatte. Angehörige des Unternehmens erhielten die Möglichkeit, dort eine Parzelle zu erwerben und zu bauen. So entstand die vornehme Waldseesiedlung, die aber seinerzeit noch keinen See hatte. „Die Anlage des Sees mussten wir gerichtlich erstreiten“, sagt Bender. „Wir“ ist in dem Fall der Verein Waldseesiedlung, dessen Vorsitzender Professor Dr. Karl Bender viele Jahre lang war. Der Verein sorgte Jahrzehnte lang schon durch seine Satzung dafür, dass das noble Wohngebiet nicht zersiedelt wurde. Doch die Grundsätze von einst bröckeln, auch in der Waldseesiedlung wird immer mehr gebaut, die Grundstücke werden immer kleiner.

Bei Benders hat sich jedoch nichts geändert. Wie vor 40 Jahren eröffnet sich aus dem Wohnzimmer ein wunderbarer Blick auf den Waldsee. Hier genießen Karl Bender und seine Frau ihren Lebensabend und freuen sich über den engen Familienzusammenhalt mit ihren vier Kindern, zehn Enkeln und vier Urenkeln.

Egon Schuster

# Ratingen und der Verdienstorden des Landes Nordrhein-Westfalen

## 1. Definition staatlicher Auszeichnungen

Verdiente Persönlichkeiten durch staatliche Auszeichnungen zu ehren, entspricht alter Tradition.

Die Auszeichnungen beziehen sich in der Regel auf Leistungen im politischen, wirtschaftlich-sozialen und geistigen Bereich. Gewürdigt werden auch besondere Verdienste im sozialen, karitativen und mitmenschlichen Feld. Bei der Auszeichnung wird darauf geachtet, dass die zu würdigenden Leistungen unter Zurückstellung

der eigenen Interessen über einen längeren Zeitraum mit erheblichem Einsatz erbracht wurden. Eine einzelne Leistung genügt im allgemeinen nicht.

Durch die Verleihung eines Ordens und das Tragen desselben werden die Geehrten aufgrund ihrer gewürdigten Leistung besonders herausgehoben. Das Verdienst wird durch den Orden für die Allgemeinheit sichtbar gemacht. Dadurch wird einerseits der Staat sichtbar als die Einrichtung, die besondere Verdienste ehrt, andererseits demonstrieren die Geehr-

ten ihre Verbundenheit mit dem Staat.

## 2. Bund

Mit Erlass vom 7. September 1951 stiftete Bundespräsident Theodor Heuss den „Verdienstorden der Bundesrepublik Deutschland“. Als Begründung nannte der Bundespräsident seinen Wunsch, verdienten Männern und Frauen des deutschen Volkes und des Auslandes Anerkennung und Dank sichtbar zum Ausdruck zu bringen.

Die oberste Entscheidungsbefugnis über das Ordenswesen in

Deutschland ist beim Bundespräsidenten angesiedelt. In seinem diesbezüglichen Wirken wird er unterstützt von der Ordenskanzlei im Bundespräsidialamt.

Das Statut des „Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland“ vom 8. Dezember 1955 regelt die einzelnen Ordensstufen, deren Gestaltung und das Verleihungsverfahren.

Der Verdienstorden wird in acht verschiedenen Stufen verliehen: Verdienstmedaille; Verdienstkreuz am Bande; Verdienstkreuz 1. Klasse; Großes Verdienstkreuz; Großes Verdienstkreuz mit Stern; Großes Verdienstkreuz mit Stern und Schulterband; Großkreuz; Sonderstufe des Großkreuzes.

Im Einklang mit internationaler Praxis ist die Sonderstufe des Großkreuzes den Staatsoberhäuptern vorbehalten. Unsere ehemaligen Bundespräsidenten tragen die Sonderstufe nach dem Ausscheiden aus dem Amt weiter.

Gesetzliche Grundlage für das Ordenswesen in der Bundesrepublik Deutschland ist das „Gesetz über Titel, Orden und Ehrenzeichen“ vom 26. Juli 1957.

Der Verdienstorden der Bundesrepublik Deutschland wurde seit seiner Stiftung im Jahre 1951 etwa 200.000 Mal verliehen. In den letzten Jahren erhielten den Orden durchschnittlich 3.500 Personen jährlich. Die gewürdigten Bereiche waren hauptsächlich soziales Engagement, Sport, Kultur und Kommunalpolitik.

### 3. Land NRW

In Nordrhein-Westfalen hatten schon die Ministerpräsidenten Meyers und Kühn die Absicht gehabt, auch auf Ebene des Landes eine Anerkennung für besondere Verdienste um das Land aussprechen zu können.

Frauen und Männer sollten ohne Ansehen ihrer Staatsangehörigkeit gewürdigt werden.

### 4. Ordensgesetz NRW

Mit dem „Gesetz über den Verdienstorden des Landes Nordrhein-Westfalen“ vom 11. März 1986 schuf der Landtag die gesetzliche Grundlage dafür, beson-

dere Verdienste um das Land zu würdigen.

Das Gesetz regelt in

§ 1: Als Zeichen der Anerkennung für besondere Verdienste um das Land Nordrhein-Westfalen und seine Bevölkerung wird der Verdienstorden des Landes NRW gestiftet.

§ 2: Die Zahl der Ordensinhaber soll nicht höher als 2.500 sein.

§ 3: Das Ordenszeichen hat die Form des Malteserkreuzes. Das Mittelstück ist ein rundes, silbern umrandetes Medaillon, das auf der Vorderseite das Landeswappen aufweist.

Die erste Verleihung des Verdienstordens des Landes NRW fand bereits im Jahre 1986 aus Anlass des 40jährigen Bestehens des Landes statt.

**5. Wegen der Limitierung** auf die Zahl 2.500 ist der Verdienstorden des Landes sehr begehrt und hoch angesehen. Die Ranghöhe des Ordens kann verglichen werden mit dem Bundesverdienstkreuz 1. Klasse. Wie beim Ver-

dienstorden des Bundes kann niemand sich selber vorschlagen. Für den Landtag liegt das Vorschlagsrecht beim Präsidenten des Landtags. Im Übrigen sind die Mitglieder der Landesregierung im Lichte ihrer jeweiligen Geschäftsbereiche vorschlagsberechtigt.

Zur Prüfung der Ordenswürdigkeit einer vorgeschlagenen Person können personenbezogene Daten erhoben werden. Ein derartiges Prüfverfahren nimmt Zeit in Anspruch, weil es über mehrere Ebenen läuft. Im Regelfall werden beteiligt: die Staatskanzlei mit dem Ordensreferat, das zuständige Ministerium, die Bezirksregierung, der Landrat bzw. Oberbürgermeister, der Bürgermeister; von dort wieder zurück über alle Stufen bis zur Staatskanzlei. Wenn das Prüfverfahren positiv endet, kommt es zur Ausstellung einer Urkunde mit dem großen Landessiegel. Urkunde und Verdienstorden, die sogenannten „Ordensinsignien“, wurden von Ministerpräsident Johannes Rau in jeweils würdigem Rahmen den neuen Ordensträgern überreicht. Ministerpräsident Wolfgang Clement hat den würdigen Rahmen beibehalten, die Überreichung der Ordensinsignien jedoch



nach Ressorts auf seine Ministerinnen und Minister delegiert. Er als Ministerpräsident selber hat bisher nach bestimmten Themenschwerpunkten ausgewählt und überreicht: zum Beispiel für Kultur und für Sport.

**6. Seit Stiftung des Landesordens NRW** im Jahre 1986 sind bisher knapp über 1.000 Verdienstorden verliehen worden.

Für den Bereich Ratingen, damit ist gemeint: Personen, die am Tage der Ordensverleihung ihren Wohnsitz in Ratingen hatten, wurden seit 1986 bislang zwölf Verdienstorden des Landes NRW verliehen.

Die Ordensträger sind:

Droste, Wilhelm

Evers, Wilhelm

Ginko, Helmut

Grimberg, Helga; Schwester

Jung, Elfriede

Kraft, Peter

Ostermeier, Erika

Pensky, Heinz

Pütter, Irmtraut

Schlenckenbrock, Walter

Weingärtner, Erika

Wende, Wolfgang

Aus datenschutzrechtlichen Gründen kann Näheres zu den Personen im Prinzip nicht ausgeführt werden. Bei den Herren Droste, Evers, Kraft und Pensky handelt es sich allerdings um Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens, auf die kurz eingegangen werden kann. Wilhelm Evers wirkt noch heute im Rat der Stadt Ratingen und gilt als ungemein sozial engagierter SPD-Politiker und Gewerkschafter. Wilhelm Droste war von 1970 bis 1985 Landtagsabgeordneter der CDU im nordrhein-westfälischen Parlament. Über Jahrzehnte bekleidete er politische Funktionen im kommunalen Raum bis hinauf zum 1. stellvertretenden Bürgermeister der Stadt Ratingen. Peter Kraft war eine Periode lang, von 1966 bis 1970, SPD-Landtagsabgeordneter. Er wirkte als Landrat des Kreises Mettmann und bekleidet derzeit die Funktion des stellvertretenden Bürgermeis-

ters der Stadt Ratingen. Über lange Jahre war er Landesschlichter in NRW. Heinz Pensky ist der Senior der politischen Klasse. Vor seiner Zeit als Landrat des Kreises Mettmann schaffte er es, viermal in Folge direkt in den Bundestag gewählt zu werden. Der gestandene Sozialdemokrat gehört zu den Mitgründern der Gewerkschaft der Polizei in NRW, deren Geschäftsführer er auch war.

### **7. Relation der verliehenen Orden zur Bevölkerungszahl NRW**

Seit Verabschiedung des Gesetzes im Jahre 1986 sind rund 1.000 Orden verliehen worden. Hochgerechnet auf die 18 Millionen Einwohner des Landes bedeutet dies, dass nach heutigem Stand auf 20.000 Einwohner ein Landesorden kommt. Auf die Stadt Ratingen mit einer Einwohnerzahl von rund 90.000 Personen müssten also etwa fünf Orden entfallen.

### **8. Stellenwert der Stadt Ratingen innerhalb NRW**

Tatsächlich weist Ratingen jedoch zwölf Ordensträger auf, also mehr als 100 Prozent über der statistischen Wahrscheinlichkeit. Die Ursachen für diese ungewöhnlich hohe Quote sind nicht erforscht. Ist in Ratingen das Engagement für das Wohl der Allgemeinheit und des Landes besonders hoch? Wohnen in Ratingen die „Macher“ und „Entscheider“, deren Arbeitsplätze sich in den Großstädten be-

finden, die sich selber aber auch daheim in Vereinen, Verbänden, Kirchen etc. in den wichtigen Funktionen einbringen? Mit Wilhelm Droste, Wilhelm Evers, Peter Kraft und Heinz Pensky gehören vier „Vollblut“-Politiker zu den Ordensträgern, die alle über Jahrzehnte im Licht der Öffentlichkeit standen und zum Teil heute noch stehen.

### **Landesorden/Bundesorden**

In seltenen Fällen werden Personen für ihr Engagement im Lauf der Zeit sowohl mit einem Bundesverdienstorden als auch mit dem Landesorden ausgezeichnet. Aus Ratingen sind im Laufe langer Jahre Wilhelm Droste und Heinz Pensky dergestalt geehrt worden. Beide tragen: Bundesverdienstkreuz am Bande; Bundesverdienstkreuz 1. Klasse; Verdienstorden des Landes NRW. Eigentümlich mutet an, dass beide im Ortsteil Hösel wohnen und von dort aus über ihr kommunalpolitisches Engagement den Weg begannen. In Hösel wohnen aus der politischen Klasse weiterhin: Bundestagsabgeordneter Detlef Parr (FDP) und die Landtagsabgeordneten Dr. Wilhelm Droste (CDU) und Dr. Hans Kraft (SPD).

Das eingangs herausgestellte Anliegen, mit der Würdigung durch einen Landesorden verdiente Personen öffentlich besonders herauszustellen, ist in Ratingen auf fruchtbaren Boden gefallen. Wenn auch das rein statistische Ergebnis mit zwölf Landesorden seit 1986 auf tiefere Gründe hin befragt werden muss, so bleibt doch festzuhalten, dass die Zahl der Orden vergleichsweise erfreulich hoch ist. Das in der alten „Dumeklemmer“-Gemeinde erbrachte Engagement für das Gemeinwohl kann sich landesweit sehen lassen.

Für die freundliche Unterstützung danke ich Frau Dr. Erika Münster, Leiterin des Stadtarchivs Ratingen, und der Staatskanzlei NRW. Wertvolle Anregungen fand ich in: Vogt, Ludgera: Zur Logik der Ehre in der Gegenwartsgesellschaft, 1. Aufl. Frankfurt am Main 1997, ISBN 3-518-28906-3.

Dr. Hans Kraft





## Rater Hospizbewegung e.V.

Wir begleiten Sie  
und Ihre Familie im Sterben und  
in der Trauer

Telefon 2 38 47 Grütstraße 10 40878 Ratingen  
Bürozeiten: Mo. – Mi. – Fr. 9 -11.00 Uhr

Tee besitzt in geradezu verschwenderischer Fülle jene Frei- und Großzügigkeit, für die die Franzosen das schöne Wort Laisser-faire kennen und Heinrich Heine in einem geträumten Rendezvous mit Hamburgs Schutzgöttin Hammonia diese vergnüglichen Worte dichtete:

**Die Göttin hat mir Tee gekocht / und Rum hineingegossen:/  
Sie selber aber hat den Rum / ganz ohne Tee genossen.**

**Neu:** Tee aus Bangladesh, Java, Kenia, Malaysia, Sumatra und essbarer Früchtetee in 3 verschiedenen Geschmacksrichtungen.

Schnuppern Sie mal rein und entdecken  
Ihren ganz besonderen Lieblingstee.

**Lintorfer Tee- und Gewürzhaus  
Speestraße 35 · 40885 Ratingen**

## Lust auf Frisur?!

Dann besuchen Sie uns!

Friseursalon

**A. Waterkamp**

Am Potekamp 49 · Ratingen-Lintorf

Telefon 02102/35520

*Raumausstattung*

## Engelmann

Bodenlegen · Wandbekleiden · Dekorieren · Polstern

Konrad-Adenauer-Platz 18  
40885 Ratingen-Lintorf

Geschäftszeiten:  
Mo.-Fr. 10:00 - 13:00 Uhr

Telefon: (02102) 37191  
Telefax: (02102) 37195

15:00 - 18:00 Uhr  
Mi. 10:00 - 13:00 Uhr  
Sa. 10:00 - 13:00 Uhr



# Buchhandlung : an der Speestraße

Romane : Taschenbücher : Kunst  
Kinderbücher : Reise : Sachbücher : Hobby : Geschenkbücher  
Sprachen : Schulbücher : Buchbestellservice

Speestraße 35 40885 Ratingen-Lintorf  
Telefon 02102 732181 Fax 732182  
lintorfer-buchhandlung@t-online.de

## Qualität und Leistung - Unsere Referenz

Kunststoff- und Aluminiumfenster - Kunststoff- und Aluminium-Rolläden - Kunststoff-Klappläden - Alu-Haustüren - Hebeschiebeanlagen - Haustürüberdachungen - Garagentore - Markisen - Jalousetten - E-Antriebe für Rolläden und Markisen

**Profilbau H. Wendeler GmbH**

40885 Ratingen - Lintorf, Am Schließkothfen 9

☎ 33943 - 35046  
Fax 36095

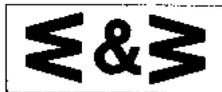


Ihr **MEISTERBETRIEB** für Bad und Heizung



**Alfons Weber GmbH**  
**HEIZUNG · SANITÄR**

Angermunder Straße 9  
40489 Düsseldorf-Angermund  
**Telefon: (0203) 742100**  
Telefax: (0203) 7421021



**Wagner GmbH · Schreinerei**

Wohn-Schlaf-Badezimmer · Türen · Schrankwände ·  
Wand- und Deckenverkleidungen · Kassettendecken ·  
Trennwände · Büroeinrichtungen · Verspiegelungen ·  
Schrankergänzungen  
Instandsetzung und Restauration antiker Möbel

Zechenweg 29 · 40885 Ratingen-Lintorf  
Telefon 021 02 / 36032  
Telefax 021 02 / 34749

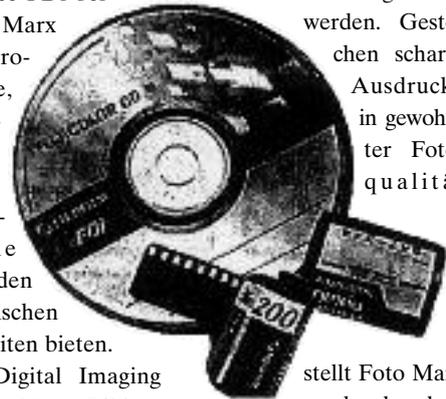
## Fotografie

### Foto Marx mit Digitaltechnik

Lintorf. Digitaler Bildtechnik gehört in der Fotografie die Zukunft. Mit Fuji Vision und dem Digital Imaging Service FDi bei Foto Marx professionelle, leistungsstarke Partner zur Verfügung, die dem Kunden alle technischen Möglichkeiten bieten.

Fujifilm Digital Imaging macht aus schönen Bildern mehr. Ob mit Kleinbild-, APS- oder digitaler Kamera aufgenommen - FDi hat das passende Kompletprogramm mit einer Vielzahl innovativer Lösungen. So können herkömmliche Aufnahmen beim Entwickeln gleichzeitig digitalisiert werden und stehen dem Kunden als CD-ROM für die weitere Verwendung zur Verfügung.

Jetzt können die Bilder auf dem heimischen PC vielfältig bearbeitet, ins Internet gestellt und individuell ausgestaltet werden. Gestochen scharfe Ausdrücke in gewohnter Fotoqualität



stellt Foto Marx von den bearbeiteten Bilddateien, aber auch selbst digital aufgenommenen Fotos selbstverständlich ebenfalls her. Foto Marx steht als kompetentes Fotofachgeschäft in allen Fragen rund um die Fotografie für den Kunden zur Verfügung. Außerdem bietet Foto Marx eine große Auswahl an Foto-Alben und Bilderrahmen.

### Foto Marx

Speestraße 33 · 40885 Ratingen  
Tel. 0 21 02 - 39 91 02 · Fax 0 21 02 - 39 91 05

## D. LIERE

### Hausgeräte · Ersatzteile

Speestr. 26  
40885 Ratingen-Lintorf  
Tel. 021 02-35 655  
Fax 021 02-35 653





Bei uns dreht sich alles um Sie.

Im Bereich Abfall und Recycling sind wir auf Zukunftskurs. Wir bieten Ihnen starke Leistungen, einen umfassenden Service und ein kompetentes Team.

REC & Recycling GmbH & Co. KG  
Gründelweg 15/17, 40885 Ratingen  
T +49 (0) 21 02 38 03-0 F +49 (0) 21 02 38 03-411




**Blumberg**  
SYSTEMPAPIERE

Blumberg GmbH & Co KG  
Gegründet 1885  
Kalkumer Str. 46  
40885 Ratingen - Lintorf  
Telefon: 0 21 02 - 38 03-0  
Telefax: 0 21 02 - 380 380  
e-mail: info@blumberg.de  
Internet: www.blumberg.de

Diagramm-Papiere  
für Medizin und Industrie  
Meßtechnisches Zubehör  
Thermo-Papiere  
EG-Tachographenscheiben  
Fax- und Telexrollen  
Tabellier-Papiere  
Additions- und Kassensrollen  
Etiketten  
Parkschein- und Ticketpapiere  
Fahrscheinpapiere  
als Rollen oder Faltlagen

**Schuh-Orthopädie in Ratingen**

**Lebensqualität**  
**Laufen Sie gesünder und fühlen Sie sich wohler!**

Körpergerechtes Gehen –  
Ein wichtiger Bestandteil Ihres Wohlbefindens:

- Schuhszurichtungen
- superdünne Einlagen für alle Schuhe
- Schuhe von Finn-Comfort
- Sportschuhe von adidas
- Schuhe von Think!

**Wir fertigen selbstverständlich orthopädische Maßanfertigungen in Handarbeit!**



**klaus h. schmitz**  
Lintorfer Straße 23, Tel. 0 21 02 / 2 63 95  
Geöffnet: Mo-Fr 8.00-13.00 Uhr + 15.00-18.30, Sa geschlossen

**Post Apotheke**

Henning Kienast, Apotheker für Offizin-Pharmazie  
Speestraße 33, 40885 Lintorf, Tel. 021 02 / 37383

**Unser Service für Sie, auch Mittwoch nachmittags**

- Diabetikerberatung
- Reise-Impfberatung
- Kompressionsstrümpfe nach Maß
- Krankenpflegeprodukte
- Meßgeräte für Cholesterin, Blutdruck und Diabetes
- Großes Kosmetiksortiment

... und vieles mehr

**Beratung ist unsere Stärke  
Wir freuen uns auf Ihren Besuch**

GARTENGERÄTE-SERVICE **STRACK GMBH**  
*Inh. Roman Gibbels*  
 Verkauf, Verleih und Service von Gartengeräten  
 Mühlenstraße 3 · 40885 Ratingen-Lintorf  
 Telefon (021 02) 931 40 · Fax (021 02) 931 51

**Frank Nitsche** Thunesweg 14  
**Malermmeister** 40885 Ratingen  
 Telefon  
 0 21 02 / 39 91 77  
 Telefax  
 0 21 02 / 89 35 21



**Norbert Vogt**  
 Komplette Bäder  
 Gas-Öl-Brennwerttechnik  
 Kundendienst

Duisburger Straße 84  
 40885 Ratingen/Lintorf  
 Tel. 0 21 02 - 3 63 69  
 Fax 0 21 02 - 3 76 22



## Rat und Hilfe

bei einem Sterbefall finden Sie bei

**BESTATTUNGEN KLEINRAHM**

Erledigung aller Formalitäten



Meisterbetrieb

## Möbel und Einbauschränke Innenausbau

**SCHREINEREI KLEINRAHM**

Wir beraten Sie gerne

Ratingen-Lintorf · Am Heck 2 · Telefon 021 02 / 364 62 · Fax 021 02 / 344 22



REISEBÜRO COOPERATION

**REISEBÜRO  
 WENNEMANN**

*der ideale Partner,  
 wenn es um Ihre Reisen geht!*

Speestraße 58 · 40885 Ratingen-Lintorf  
 Telefon (021 02) 3 10 58 · Telefax (021 02) 3 29 33



Zum 13. Mal wurde im vorigen Jahr durch die Verleihung der Dumeklemmer-Plakette eine Persönlichkeit geehrt, die sich um das Wohl der Stadt Ratingen und ihrer Bürger verdient gemacht hat. Nach Edith Bohnen, der langjährigen Vorsitzenden des Sozialdienstes Katholischer Frauen in Ratingen, die im Jahre 1992 ausgezeichnet wurde, war **Hildegard Weidenfeld** die zweite Frau, der vom Heimatverein „Ratinger Jonges“ die Dumeklemmer-Plakette verliehen wurde. Frau Weidenfeld ist seit über zehn Jahren Vorsitzende des Ratinger Ortsvereins der Lebenshilfe für Menschen mit geistiger Behinderung, Kreisvereinigung Mettmann e.V. Ihren jahrelangen Einsatz für die auf besondere Hilfe angewiesenen Mitbürger unserer Stadt sieht sie als geistiges Vermächtnis ihres mehrfach schwerstbehinderten Sohnes Ulli, der mit 21 Jahren verstarb. Ihre Arbeit wurde gekrönt durch Planung und Bau einer Wohn- und Betreuungsstätte für Behinderte an der Werdener Straße, die im Herbst dieses Jahres eingeweiht werden konnte.

Musikalisch umrahmt wurde die Feierstunde am 1. Dezember 2001 im Museum der Stadt Ratingen durch Solisten der Städtischen Musikschule Ratingen. Die Laudatio hielt der am 20. Juli 2002 so plötzlich verstorbene Pfarrer von St. Peter und Paul, **Werner Oermann**:

Herr Bürgermeister, Herr Dr. Kraft, Herr Traumann, mit Ihrer namentlichen Erwähnung darf ich alle geehrten Festgäste ansprechen,

lieber Baas und liebe Ratinger Jonges,

liebe Frau Weidenfeld, – und bei ihr darf ich sagen – „nebst Anhang“!

Ein Gemeinwesen ist nur dann gut zu nennen, wenn in ihm auch für die Schwachen ein Zuhause erfahrbar werden kann. Dies ergibt sich nicht von alleine, sondern bedarf immer wieder einzelner Persönlichkeiten, die sich zum Anwalt der Benachteiligten machen. Unsere Stadt Ratingen kann sich sehr glücklich schätzen, daß sie gerade auch im ehrenamtlichen Bereich einige solcher Persönlichkeiten vorzuweisen hat. Diese Art Menschen sind für Politiker und eine Stadtverwaltung nicht immer leicht, streuen sie schon mal Sand in das Getriebe der lieb gewordenen Abläufe in einem Rathaus. Und bei dem einen oder anderen unserer Beamten werden sich schon mal die Nackenhaare kräuseln, wenn eine dieser Persönlichkeiten wieder auf der Matte steht. Dann weiß er: das wird heute kein ruhiger Tag werden! Aber genau diese Beunruhigungen und Verunsicherungen, die Bereitschaft, sich ihnen auszusetzen, hat dazu geführt, daß wir in unserer Stadt ein soziales Netz haben, das sich sehen lassen kann, und auf das wir stolz sein dürfen. Zu diesen Unruhestiftern in unserer Stadt gehört auch Frau Weidenfeld, der im

„Jahre des Ehrenamtes“ die Ehre zuteil wird, die Dumeklemmerplakette von Ihnen, den Ratinger Jonges, zu empfangen. Eine Person vorzustellen gelingt am besten, wenn sie auch selbst zu Wort kommt. Wenn ich im Folgenden häufiger den Begriff „wörtliches Zitat“ einbringe, dann erleben Sie Frau Weidenfeld sozusagen „pur“.

Wörtliches Zitat: „Eigentlich hätte Ulli diese Plakette bekommen müssen.“ Ulli war der Sohn des Ehepaares Weidenfeld, der 1978 als mehrfach schwerstbehindertes Kind auf die Welt kam und das Leben der Familie von grundauf verändern sollte. Durch eine außergewöhnliche Bejahung dieses Kindes und eine unendliche Fürsorge wurde Ulli Mittelpunkt der ganzen Familie. Sie alle haben ihn als einen Segen erfahren. Welche Welten liegen zwischen dem Erleben der Familie Weidenfeld und dem aktuellen Richterspruch in Frankreich, der einem mongoloiden Kind finanzielle Unterstützung zusprach. Begründung: die Ärzte hätten die Behinderung nicht festgestellt und damit dem Kind die Chance genommen, abgetrieben zu werden. (RP-Bericht vom vergangenen Donnerstag). Nicht nur im Binnenraum seiner Familie, sondern auch durch ein ganz bewußtes Einbringen in die Öffentlichkeit hat Frau Weidenfeld allen dokumentiert: dieses so schwer behinderte Wesen ist ein liebenswerter und lebenswerter Mensch. Auch in den Gottesdiensten der Gemeinde St. Peter und Paul hatte Ulli seinen festen Platz und

gehörte – von vielen geliebt – einfach mit dazu. Er war einer der Unsrigen. Ich gestehe allerdings, daß Frau Weidenfeld ihn schon mal während des Gottesdienstes herausfahren mußte, weil er Unmutsbezeugungen von sich gab, das vor allem, wenn ich anfang zu singen. Es war dieses geliebte Kind, das Frau Weidenfeld bewog, sich intensiv in die Problematik behinderter Kinder und ihrer Angehörigen einzuarbeiten, zumal es damals noch keine Angebote für solch mehrfach schwerstbehinderte gab. In den Behindertenzeitschriften informierte sie sich, aber sie schrieb auch Artikel für sie, in denen sie von ihren Erfahrungen mit Ulli berichtete. Es verwundert nicht, daß sie bald der Lebenshilfe beitrug, in der sie das Engagement der Eltern schätzte, aber auch mitbekam, wie diese sich bis an die Grenze der physischen und psychischen Möglichkeiten ihren behinderten Kindern widmeten. Kein Wunder, daß diese Eltern sie bald ansprachen, sie möge doch den Vorsitz in der Ratinger Ortsgruppe übernehmen. Geködert wurde sie mit der Antwort auf die Frage, was denn alles zu tun sei, – wörtliches Zitat: „Da is ne Nikolausfeier und ein Ausflug im Jahr.“ Diese Verschleierungstaktik, mit der Leute in recht arbeitsintensive Aufgaben geködert werden, ist mir aus der Gemeinde her sehr vertraut. Vor zehn Jahren übernahm sie diese Aufgabe, und sehr bald widmete sie sich in ganz regem Kontakt zu den Eltern zwei wichtigen Zielen: das eine große Anlie-

gen war die Frühförderung Behinderter, die bis dahin noch recht unterentwickelt war und in der sie manche Chance für die kleinen Kinder entdeckte. Als zweites galt ihre große Sorge den Eltern, die sie zu entlasten bemüht war und die sie aus der Isolierung heraus-holen wollte. Der Entlastung dien-ten die Elterntreffen, die sie initi-ierte, oder der Ehemaligenkreis, die ein Heimatrecht am Schwimm-becken der Familie Weidenfeld er-hielten. Dort tummelt sich z. B. Sa-brina stundenlang im Schwimm-becken, – wörtliches Zitat: „bis sie Schwimmhäute bekommt“, wäh-rend ihre Mutter im Liegestuhl am Schwimmbecken sitzt und einem TUI-Slogan folgend sagt – wörtli-ches Zitat: „Wir haben’s uns verd-ient“.

Diese Sorge um die Eltern hat da-zu geführt, daß Frau Weidenfeld ihre Truppe heute als „liebe Orts-gemeinschaft“ bezeichnet. Um die Eltern zu entlasten und den Kin-dern frohe Tage zu ermöglichen, hat sie die integrative Stadtrander-holung für die bis Zwölfjährigen ini-tiiert, deren Vorbereitung jedes Jahr ein neues Abenteuer bedeu-tet – wörtliches Zitat: „Das ist je-des Jahr neu ein Hitchcock!“ Ob-wohl sich hier schon genügend Schwierigkeiten auftun, brütet sie im Moment über den Plänen, so etwas auch für noch ältere zu er-möglichen nach dem Motto: diese Kinder sollen solange im Nest blei-ben können, bis sie gefestigt ge-nug sind. Bei ersten Vorge-

sprächen im Amt wurde ihr von der zuständigen Dame mit Blick auf Richtlinien etc. abwehrend ge-sagt: „Sie denken zu lösungsori-entiert!“ Kommentar von Frau Weidenfeld: „Da hab ich das Was-ser in den Schuhen stehen ge-habt!“ Auch ansonsten hat sich das Repertoire der Aktivitäten für die Behinderten erweitert. So mancher unter uns kennt die tolle Karnevalsveranstaltung im Pfarr-heim an der Turmstraße, gedacht für die Älteren, daneben eine für die Jüngeren. Es gibt das Frühför-derfest im Garten der Weiden-felds, die monatliche Märchen-stunde, das wöchentliche Tanzen u.a.m.

Es ist kein Wunder, daß man bald auch im Kreisverband der Lebens-hilfe auf Frau Weidenfeld aufmerk-sam wurde und sie vor sechs Jah-ren in dieses Gremium berief. Wenn die Arbeit dort auch nicht immer voll zufriedenstellend war, beschreibt sie ihren Lernprozeß folgendermaßen: „Ich habe ge-lernt über den Tellerrand zu schauen ... und, wie man an Zu-schüsse kommt.“ Seit September dieses Jahres wurde sie dort zur Kreisvorsitzenden gewählt und ist schon tüchtig dabei, die Struktu-ren zu verändern. Bei den Vor-standssitzungen wurde der Ta-gesordnungspunkt „Bericht der Vorsitzenden“ zugunsten von „Be-richt über unsere Kummerkästen“ gestrichen. Denn inzwischen hän-gen in allen Häusern der Lebens-hilfe diese Kummerkästen, die hel-

fen sollen, den Behinderten noch besser gerecht werden zu können. Für die neue Aufgabe im Kreis konnte sie ihren Mann als Finanz-minister gewinnen, den sie nun endgültig mit dem „Lebenshilfevi-rus“ infizierte. Wörtliches Zitat: „Ich lob ihn auch von morgens bis abends!“ Und von Herrn Weiden-feld wird sein Bekenntnis berich-tet: „Bisher galten all meine Ge-danken, auch die ersten beim Auf-wachen, der Tenax. Jetzt habe ich mich zum ersten Mal ertappen müssen, daß beim Aufwachen mein erster Gedanke zur Lebens-hilfe ging!“

Aber bei allem Einsatz für die Le-benshilfe im Kreis blieb Frau Wei-denfeld immer auch noch ent-scheidend bei uns in Ratingen ver-ortet. „Die Lebenshilfe ist auch für mich Lebenshilfe!“ – wörtliches Zi-tat, dieser Satz wurde für Frau Weidenfeld besonders lebendig, nachdem vor zwei Jahren ihr Sohn Ulli verstarb. Sie sah es wie ein Vermächtnis von Ulli an, der Früh-förderung und den schwerst Mehrfachbehinderten wortwört-lich ein Zuhause zu geben, ein Ge-danke, der sie nicht mehr losließ. Immer wenn sie auf dem Spazier-gang an dem von Brombeer-hecken überrankten Grundstück an der Werdener Straße schräg gegenüber dem Krankenhaus vor-beiging, hörte sie sich – ganz selbstlos – sagen – wörtliches Zi-tat: „Meins! Meins!“ Und sie schaffte es. Der Kirchenvorstand unserer Gemeinde übergab sein letztes freies Grundstück in Erb-pacht an die Lebenshilfe. Das be-flügelte ihre Phantasie von einem Haus mit Schwimmbad und Ke-gelbahn und anderen Räumlich-keiten und Angeboten, die den Behinderten ein gutes Leben hät-ten ermöglichen können. Als sie mit den ersten Plänen beim Land-schaftsverband erschien, da – wörtliches Zitat: „lachten die sich kaputt“ und machten der Bauher-rin klar, daß sich die Bezuschus-sung nach den Kriterien des so-zialen Wohnungsbaues zu richten habe. Mit ihrem unvergleichlichen Charme und mit Überzeugungs-kraft konnte sie schließlich eine halbe Unterkellerung herauschind-en. Wörtliches Zitat: „Was soll ich mit einem halben Keller?“ und schon stand für sie fest: den an-deren Teil werde ich mir über



Verleihung der Dumeklemmerplakette 2001 an Hildegard Weidenfeld.  
Links der neue Baas der Ratinger Jonges, Karl-Heinz Dahmen

Spenden erbetteln. Inzwischen braucht sie „nur noch“ 164000 DM für die Lichtgräben. Schade, daß der Dumeklemmerpreis nicht mit einem höheren Geldbetrag verbunden ist. Aber vielleicht ist einer unter uns, der vor der Umstellung auf den Euro noch Schwarzgeld unterbringen muß. Hier ist es gut angelegt! Inzwischen sind die Kellerräume gegossen, aber die Sorgen nehmen kein Ende. Allzu-vieles gibt es, was nicht bezuschußt, aber sinnvollerweise in dieses Haus gehört. Die Sorgen begleiten Frau Weidenfeld bis in die Träume hinein. In einem von ihnen sah sie sich hinter Ulli in seinem Rollstuhl stehen. Dieser stand vor der Baugrube an der Werdener Straße. Ganz gelockert und gelöst hingen seine Ärmchen an der Seite herunter. Im Traum fragte sie sich: Wo guckt der nur hin? Und dann folgte sie seiner Blickrichtung, schaute in die Baugrube und sah den ganzen Boden mit Rosen bedeckt. Du lieber Gott, hörte sie sich sagen! Was machst Du nur mit den ganzen Rosen, wo Du schon solche Probleme mit der Hecke hast?!

Alle Probleme löst Frau Weidenfeld auf die ihr eigene Art. Wenn's mal nicht so richtig weitergeht, dann sieht man sie am Grab von Ulli auf unserem Friedhof stehen und sagen – wörtliches Zitat: „Ulli mach wat! Das mußt du von oben regeln!“ Ich bin überzeugt, die beiden werden es mit der Hilfe vieler, vieler Menschen fertigbringen, daß im kommenden Sommer das Haus eröffnet werden wird.

Ich denke, daß in den bisherigen Ausführungen das phantasievolle Engagement von Frau Weidenfeld für die Behinderten deutlich geworden ist. Auch ihr befreiender Humor ist beispielhaft. Mit ihm hat sie das Leben der ganzen Familie bestimmt, auch und besonders als Ulli noch dabei war. Heute ist der Raum der Familie immer noch ein Ort, an dem sie sich von den Anstrengungen ihrer vielfältigen Einsätze erholt. Sie lebt auf, wenn die fünf Enkel in den Weidenfeldschen Gefilden auftauchen, auch wenn sie das Getümmel – wörtliches Zitat – folgendermaßen beschreibt: „Das kann man nur wie eine Naturkatastrophe bewältigen!“

Es gibt selbst hier an diesem Ort noch etwas zu erwähnen, woraus Frau Weidenfeld lebt und alle Widrigkeiten zu bewältigen vermag: es ist ihr vertrauensvoller Glaube. Er gibt ihr Kraft, sich so für andere zu engagieren und persönliche Schicksalsschläge zu tragen, vor denen sie und ihre Familie gerade auch in diesen Tagen wieder nicht bewahrt bleibt. Immer wenn nicht vorhersehbar etwas Gutes eintritt, wenn sich ein Problem löst, hört man sie dankbar sagen: „Jott tut nichts als fügen!“ Diese Worte sind wie eine Beschreibung ihrer persönlichen Glaubenserfahrung, daß Gott es gut mit ihr und den Ihrigen meint. Und sie hat es weitergereicht an jene, die ihr nahestanden und ihr diesen Satz so manches Mal nachsagen.

Unsere Stadt kann stolz auf diese Frau sein. Sie gehört mit zu jenen, die unser Gemeinwesen zum Besseren hin mitprägen. Die heutige Auszeichnung wird ihrem außergewöhnlichen Engagement gerecht. Frau Hilde Weidenfeld hat sich um unsere Heimatstadt verdient gemacht.

# Wir sind da, wenn Sie uns brauchen.



**René Schmitz**  
Krummenweger Str. 50c  
40885 Ratingen-Lintorf

Telefon 02102/703132  
Telefax 02102/703232



# Jeder war ihm wichtig Vieles hat er in 10 Jahren erreicht

Zum Tode von Pfarrer Werner Oermann

Als am Samstag, dem 20. Juli 2002, zu einer ungewohnten Zeit eine Glocke im Turm von St. Peter und Paul läutete, wussten viele aus der Gemeinde, dass ihr Pastor nicht mehr zurückkommen würde. Denn einige Tage vorher hatte er mitten im Urlaub einen Schlaganfall erlitten, an dessen Folgen er in der Nacht auf den 20. Juli verstarb. Die Trauer war groß und schon bald versammelten sich die Menschen in der Pfarrkirche. Die Menschen, die man befragte, sagten: „Er war mein Freund.“ „Er war wie mein Bruder.“ „Er war wie ein Vater zu mir.“ „Er war unser guter Pastor.“ Das war es, was die Menschen betroffen und traurig machte. In zehn Jahren waren Pfarrer Werner Oermann Ratingen und vor allem die Menschen in der Stadt ans Herz gewachsen.

Werner Oermann wurde 1940 in Berlin geboren. Die Familie zog 1951 nach Düsseldorf. 1960 machte er am Aloisiuskolleg bei den Jesuiten in Bad Godesberg sein Abitur. Anschließend studierte er in Bonn, Innsbruck und Köln Theologie und Philosophie. Kardinal Frings weihte ihn am 2. Februar 1966 im Dom zu Köln zum Priester. Zunächst wurde er dann Kaplan in Horrem und in Köln-Porz. 1976 ernannte ihn der Bischof zum Pfarrer an Hl. Geist in Porz-Gremberghoven. Einige Zeit danach wurde ihm auch die Pfarrei St. Michael in Porz-Eil übertragen. Viele gute Kontakte zu den bisherigen Wirkungsstätten blieben über die Jahre bestehen. 1992 erfolgte dann der Umzug nach Ratingen. Kardinal Meisner hatte Werner Oermann zum Pfarrer von St. Peter und Paul ernannt. Seit 1998 war er Kreisdechant des Kreises Mettmann. Vor zwei Jahren übernahm er zusätzlich zu seinen bisherigen Aufgaben noch die Pfarrei St. Jacobus der Ältere in Homberg.

Wenn man die Frage stellt, was Pfarrer Oermann für seine Tätig-

keit als Priester besonders motiviert hat, kommt man zu einer einfachen Antwort, die er selbst oftmals als Frage formuliert hat: „Was hätte Jesus gesagt oder getan?“ Das Zweite Vatikanische Konzil (1961 – 1966) mit dem Versuch, neue Antworten in einer veränderten Weltsituation zu geben, erlebte der Theologiestudent „hautnah“ in Innsbruck bei Professoren, die die Veränderungen im Kirchenbewusstsein wesentlich mit vorbereitet hatten. Das, was er als Student gelernt hatte, setzte er um, indem er als Theologe und Seelsorger in Predigten, Vorträgen oder in Beiträgen für die Pfarrmitteilungen Stellung nahm und sich



Pfarrer Werner Oermann in der Pfarrkirche St. Peter und Paul anlässlich der Visitation durch Weihbischof Dr. Friedrich Hofmann im Jahre 2002

dabei öffnete für die Probleme der Zeit. Es zeigte sich, dass er bereit war, sich dem Menschen zuzuwenden.

Schwerpunkte seiner Arbeit herauszustellen, die für Pfarrer Oermann besonders wichtig waren, ist fast unmöglich. Als Pfarrer war er „Chef“ der kirchlichen Angestellten. Er war „Ausbilder“ für junge Theologen, wobei er auch immer wieder betonte, selbst von den Praktikanten, Diakonen und Kaplänen lernen zu wollen. Wichtig war für Werner Oermann das soziale Gleichgewicht in der Gemeinde und in der Stadt. Dafür sprechen zahlreiche Beispiele. Zu erwähnen sind das „Haus für Mütter in Not“, die Sorge um das St. Marienkrankenhaus, das Altenkrankenhaus, der Marienhof, der während seiner Zeit geplant und gebaut wurde, die Hilfe für die, die Arbeit und Beschäftigung suchen, die „Lebenshilfe“ mit ihrem neuen Projekt an der Werdener Straße, die Nichtsesshaftenhilfe, die Kindergärten, die Schulen. Es sind einige Beispiele aus einer Vielzahl von Projekten, Einrichtungen und Initiativen, die Pfarrer Oermann begleitet hat, weil hier nach seinem Verständnis Kirche und christliche Botschaft vor Ort sichtbar werden. In seine Zeit fiel auch die Renovierung der Pfarrkirche St. Peter und Paul. Und nachdem er Pfarrer von Homberg wurde, ging es auch in dieser schönen alten Kirche an das Erneuern und Erhalten der uralten Bausubstanz.

Sein Herz schlug für die Ökumene. Mit den Amtsbrüdern und -schwestern aus der evangelischen Kirche in Ratingen verband ihn eine enge Freundschaft. Ausdruck dieser Gemeinsamkeit waren u. a. der Ökumenische Kirchentag während des Stadtjubiläums oder die „Nachbarschaftshilfe“ der evangelischen Gemeinde, als die katholische Pfarrkirche wegen der Bauarbeiten geschlossen wurde. Die Nähe zu den Bürgern in Ratingen

gen pflegte er auch als „Schützenpfarrer“ der St. Sebastiani-Bruderschaft. Damit zeigte er, was für ihn Tradition bedeutete. Er hielt sie für wichtig im Leben der Gemeinde. Er vergaß dabei aber nicht, einen zeitgemäßen Ausdruck zu fordern und Tradition als Verpflichtung zu empfinden. Ihm war nämlich sehr bewusst, dass vor ihm schon viele Pfarrer Dienst an St. Peter und Paul getan hatten und dass er selbst diese Aufgabe, nämlich die Frohe Botschaft zu verkünden, nur für einige Zeit übernehmen würde. Dieses Wissen, in einer langen Ortsgeschichte zu leben, ließ ihn manchmal staunen und über die Absichten Gottes nachdenken.

„Eigentlich wollte ich immer nur einfacher Pfarrer bleiben und kein weiteres Amt übernehmen“, sagte er beim Festakt zur Einführung als

Kreisdechant. Trotz seiner vermehrten Verantwortung für über 40 Pfarreien im Kreisgebiet blieb er für viele der Pastor, der den Menschen nahe war. Bei der Auferstehungsmesse in der überfüllten Pfarrkirche am 27. Juli zitierte Weihbischof Dr. Friedhelm Hofmann u. a. die Ansprache, die Werner Oermann 1992 anlässlich seiner Einführung als neuer Pfarrer von St. Peter und Paul gehalten hatte: „Tod und Auferstehung des Herrn sind die Kraftquellen, die uns angesichts der Probleme unserer Zeit nicht resignieren lassen, sondern mit Hoffnung das Unsrige für eine menschenwürdige Welt tun lassen.“ Diesen Satz hat Pfarrer Werner Oermann in den zehn Jahren in Ratingen entfaltet, was die Menschen froh machte, wenn sie ihn erlebten: ob im Gottesdienst, im Gespräch, bei der Arbeit in den Gremien und Vereinen, aber

auch bei zufälligen Begegnungen auf der Straße oder beim Einkaufen auf dem Markt.

In zahlreichen Nachrufen und Beileidsschreiben kam das zum Ausdruck, was den Menschen und Priester Werner Oermann ausgemacht hat: Im Nachruf der beiden Pfarrgemeinden St. Jacobus der Ältere und St. Peter und Paul heißt es: „Er war für uns ein fürsorglicher und fröhlicher, den Menschen zugewandter Seelsorger, der auf unvergleichliche Weise Gottes Liebe spürbar machte. Sein Vertrauen auf Gottes Fügung war unermesslich groß. Jegliches Machtgehabe war ihm zuwider. Sein gelebter Glaube verschaffte ihm Respekt, Zuneigung und höchste Anerkennung bei der ganzen Ratinger Bevölkerung.“

Hans Müskens

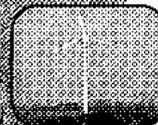
# Energie- Versorgung

Strom  
Erdgas  
Wasser  
Fernwärme  
Windkraft

**525.600 Minuten im Jahr**

Service und Beratung sind wichtige Bestandteile unseres Dienstleistungsprogramms.

Im Energie-Treffpunkt reagieren wir auf alle Fragen und Anregungen und helfen Ihnen gerne weiter. Leistung an 525.600 Minuten im Jahr.



Sandstraße 36 · 40878 Ratingen  
Telefon 0 21 02/4 85 -0 · Telefax 0 21 02/4 85 -111 Verkauf

Energie-Treffpunkt · Lintorfer Straße 27 - 29 · 40878 Ratingen  
Telefon 0 21 02/4 85 -207/-213/-241 · Telefax 0 21 02/4 85 -210  
[www.stadtwerke-ratingen.de](http://www.stadtwerke-ratingen.de)

**Stadtwerke  
Ratingen**

die Energiedienstleister

# „Ich bin in meinem Leben keinem Ärger aus dem Weg gegangen“

Ernst Dietrich (31. 10. 1916 – 30. 4. 2002)

An mein erstes persönliches Gespräch mit Ernst Dietrich erinnere ich mich sehr gut. Als es um meine Festanstellung im Stadtarchiv ging und dazu eine Mehrheit im Stadtrat benötigt wurde, rief er mich eines Tages im Frühjahr 1991 unvermittelt an und sagte, er wolle sich einmal mit mir unterhalten. Das Gespräch sollte wenige Tage später stattfinden, und ich machte mich mit ein wenig Herzklopfen auf zu dem Zimmer der SUR (Soziale Union Ratingen) im Rathaus. Nachdem er mich begrüßt hatte, war die erste Frage, die er mir stellte: „Was halten Sie denn vom Kommunismus und Sozialismus?“ Ich war gerade erst ein paar Tage zuvor aus Ostdeutschland, und zwar aus Thüringen, zurückgekehrt, das ich bis zur Wende nicht gekannt hatte. Dort hatte ich Städte vorgefunden, die teilweise auch im Jahr 1991 aussahen, als sei der Zweite Weltkrieg noch nicht sehr lange vorbei, wie es mir schien, und ich antwortete spontan: „Soll das eine ernsthafte Frage sein angesichts eines so maroden und heruntergewirtschafteten Landes, wie es Ostdeutschland heute ist?“ Und ich berichtete ihm von den Eindrücken meiner Reise, was wiederum ihn zum Erzählen anregte. Dass er dort her stamme und in Schmalkalden in Thüringen geboren sei, dass er lange in Halle gelebt habe, dass er 1950 wegen seines Engagements in der Ost-CDU in der DDR inhaftiert gewesen sei. Im Anschluss daran versuchten wir uns mit einer Analyse, warum es zum Scheitern der DDR gekommen sei, und hatten zwei sehr gegensätzliche Meinungen: Während ich der Ansicht war, ein Kommunismus, wie ihn Marx in seinen theoretischen Schriften niedergelegt habe, sei noch nirgendwo auf der Welt ernsthaft ausprobiert worden und schon gar nicht in der DDR, deswegen könne man deren Scheitern auch nicht ihm anlasten, war er gegen-

teiliger Meinung. Marx, der Sozialismus und der Kommunismus, Lenin und auch Stalin gehörten für ihn in den gleichen Topf. Dies alles hänge zusammen, sei vom Übel, und daraus könne nur Menschenverachtung und Unrecht erwachsen, so Ernst Dietrich. Nach diesem Gespräch, das etwa eine Dreiviertelstunde gedauert hatte, entließ er mich und sagte, er werde mit seiner Fraktion, der SUR, für meine Einstellung bei der Stadt stimmen – er hoffe aber, dass ich nicht in den nächsten Jahren wegen familiärer Umstände, z. B. einer Schwangerschaft, gleich wie-

der ausfallen werde. – Und er hielt Wort.

Ich selbst ging nach diesem Gespräch nicht etwa beruhigt nach Hause, sondern war eher von Gefühlen getragen, die sich zwischen Faszination und Empörung einordnen ließen.

Später, als Ernst Dietrich kein Ratsherr mehr war, trafen wir uns manchmal kurz beim Mittagessen in der städtischen Kantine.

Erst im Jahr 1996 führten wir wieder mehrere längere Gespräche,



Ernst Dietrich (1916 - 2002)

die als Vorbereitung auf ein öffentliches Zeitzeugengespräch im Medienzentrum dienen sollten. Dabei hatte ich die Gelegenheit, mehr über die Zeit vor 1957, bevor er nach Ratingen kam, zu erfahren.

1916 in Schmalkalden in Thüringen geboren, wuchs er in einem deutschnational gesinnten Elternhaus auf. Sein Vater war ein „kleiner Reichsbankbeamter“, wie er sagte, und in den 1920er Jahren hatte die Familie, inzwischen in Halle a. d. Saale, eine Wohnung in dem gleichen Gebäude, in dem sich auch die Bank befand. Hier erlebte er am Ende der 1920er Jahre, wie die Weimarer Republik im Zuge von Weltwirtschaftskrise und politischer Radikalisierung zerfiel. Aus der elterlichen Wohnung konnte er als Jugendlicher beobachten, wie die Bank, in welcher der Vater tätig war, zum Ziel kommunistischer Demonstrationen wurde. Dies, so sagte er, sei eine der Grundlagen für seine ausgeprägt antikommunistische Haltung geworden. Aber auch die aufkommenden nationalsozialistischen Kundgebungen wurden durch die konservative Familie mit Abscheu und Furcht beobachtet.

Sehr früh, schon mit 17 Jahren, wurde er freiwillig Soldat in der Wehrmacht. 1938 kam er das erste Mal nach Ratingen, wo er Verwandte hatte. Der Anlass war ein Wehrmachtssportfest in Düsseldorf gewesen, an welchem er teilgenommen hatte.

Während des Krieges war er bei der Luftwaffe eingesetzt. Als Hauptfeldwebel tat er Dienst als Bordmechaniker bei einem Nachtjagdgeschwader, das in Bayern stationiert war. So geriet er 1945 für kurze Zeit in amerikanische Kriegsgefangenschaft. Zwischenzeitlich hatte er Charlotte Kohl geheiratet, und 1940 und 1943 wurden seine beiden Söhne Rainer und Uwe in Halle geboren.

Noch im Jahr 1945 begründete er mit anderen die CDU Sachsen-Anhalt, da er der festen Überzeugung war, dass nur aus einer christlichen Position heraus der Kommunismus bekämpft werden könne – und dies war auch der einzig mögliche Weg, in der Sowjetischen Besatzungszone (SBZ) überhaupt einen annähernd oppositionellen

Kurs zu versuchen, ohne sofort ausgeschaltet zu werden. Sein evangelischer Glaube sei ebenfalls für diese Haltung wichtig gewesen, wobei er sich einen Hinweis auf seinen Geburtstag am Reformationstag nicht verkneifen konnte.

Wie auch in Westdeutschland, so entstanden in der SBZ zunächst wieder die Länder. Ernst Dietrich wurde noch 1945 persönlicher Referent des Ministers für Arbeit und Sozialfürsorge Dr. Leo Herwegen, der ebenfalls zum Mitbegründerkreis der CDU gehörte. Schwerpunkte der Tätigkeit Ernst Dietrichs in diesem Aufgabenbereich, den er bis zu seiner Verhaftung 1950 ausübte, waren der Arbeitsschutz und das Gesundheitswesen.

Wie kam es zu seiner Verhaftung? Nachdem die CDU wegen starker Kritik an der Bodenreform aus der antifaschistischen Einheitsfront ausgeschert war, der sie sich – neben KPD, SPD und LDPD – 1945 angeschlossen hatte, wurde sie durch die Sowjetische Militäradministration und die SED immer stärkeren Repressalien ausgesetzt. Leo Herwegen sowie Professor Willi Brunert, ein überzeugter Sozialdemokrat, wurden neben weiteren acht Personen im April 1950 vor dem Obersten Gericht der DDR angeklagt. Im Landestheater Dessau wurde dieses Verfahren als erster großer Schauprozess in Ostdeutschland inszeniert. Verbliebener sozialdemokratischer Widerstand und bürgerlich-christliche Opposition sollten damit weiter eingeschüchtert werden. Die Angeklagten hatten sich wegen vermeintlicher „Sabotage“ an der Enteignung der Deutschen Continental-Gas-Gesellschaft zu verantworten. Die beiden Hauptangeklagten Herwegen und Brunert wurden zu 15 Jahren Zuchthaus verurteilt.

Vor dem Hintergrund dieses Schauprozesses wurde Ernst Dietrich 1950 in einem anderen Verfahren wegen „Sabotage“, dies meinte in seinem Fall die Nicht-Erfüllung des Fünf-Jahres-Plans, zu einer Zuchthausstrafe verurteilt, die er bis 1956 in den Strafanstalten von Luckau, Torgau und Waldheim absitzen musste. Während dieser Zeit war auch seine Familie

großen Drangsalierungen ausgesetzt: Seinen beiden Söhnen wurde der Besuch der höheren Schule verwehrt, die Familie verlor die Wohnung, und seine Frau war gezwungen, eine Arbeitsstelle anzunehmen. Herwegen wurde, ebenso wie Dietrich, 1956 aus dem Zuchthaus entlassen.

Sie übersiedelten in den Westen, und so kam er mit seiner Familie in diesem Jahr nach Ratingen.

Erste Eindrücke waren – trotz der bitteren Erfahrungen im Osten: „Die westdeutsche Gesellschaft ist eine Ellenbogengesellschaft“. Für ihn sei der Anfang schlimm, für seine Frau noch wesentlich schlimmer gewesen. Sie seien sehr fremd hier gewesen, und ihnen habe die „Solidarität der ersten Stunde“ gefehlt.

Geholfen hat Ernst Dietrich der Sport, seine große Leidenschaft. Er verfügte über die Ostzonen-trainerlizenz für Handballer und begann bald, in Ratingen und im Angerland verschiedene Vereine zu trainieren. Auf diese Weise wurde er recht schnell bekannt, was auch seinen politischen Aktivitäten zugute kam. So wurde er 1961 Kreistagsabgeordneter und 1962 erstmalig für zwei Jahre Ratscherr in Ratingen. Beruflich war er beim Landesamt für Besoldung und Versorgung als Sachbearbeiter tätig.

Am 28. November 1969 wurde Ernst Dietrich zum Bürgermeister der Stadt Ratingen gewählt, ein Amt, das er bis Herbst 1989, 20 Jahre lang, ausübte. Danach war er noch bis 1994 als Ratsmitglied aktiv.

Welche Ziele hat er als Bürgermeister verfolgt? Auch danach habe ich ihn gefragt, und er nannte mir drei, die neben der Pflege des Sportes für ihn zentral waren:

Die Pflege der Städtepartnerschaften, die Ansiedlung von Industrien und die Pflege der Kultur.

Die Städtepartnerschaften sah er als wichtig an, weil er „gegen das Kleinkarierte war“. Einen „Blick über den Tellerrand“ hielt er für unersetzlich, und so pflegte er die Kontakte zu Maubeuge in Frankreich, zu Blyth Valley in England, zuletzt nach Kokkola in Finnland und vor allem nach Vermillion in

Süd-Dakota, USA. Er konnte voller Freude im Beisein zahlreicher amerikanischer Gäste, unter ihnen Prof. Dr. Benno Wymar, der auf amerikanischer Seite maßgeblich am Zustandekommen der Partnerschaft beteiligt gewesen war, am 22. Mai 1987 die neue Süd-Dakota-Brücke über die Westbahn in Ratingen einweihen. Der regelmäßige Jugendaustausch aber war für ihn der wichtigste Brückenschlag von Kontinent zu Kontinent, und so verwundert es nicht, dass er 1985 als besondere Auszeichnung die Ehrendoktorwürde der Universität von Süd-Dakota verliehen bekommen hatte.

Die Ansiedlung neuer Unternehmen lag ihm genauso am Herzen wie dem damaligen Stadtdirektor Dr. Alfred Dahmann, mit dem er hervorragend zusammengearbeitet habe. So gelang es, nach der Entstehung des Stadtteils Ratingen West, besonders dort und in Tiefenbroich international agierende Firmen zu gewinnen, so dass die Stadt zu einem bedeutenden Wirtschaftsstandort der Region

ausgebaut werden konnte. Weitere große Entscheidungen mussten in den Jahren seiner Amtszeit für Ratingen getroffen werden, so die kommunale Neugliederung, der Bau eines neuen Rathauses, der Stadthalle und der Eissporthalle. Die Kultur, insbesondere der Ausbau des Stadtmuseums, das er weiten Bevölkerungskreisen geöffnet wissen wollte, war ihm, dessen Name sich für viele primär mit dem Sport verbindet, ebenso ein ehrliches Anliegen. Nicht selten musste er sich in dieser Hinsicht gegen seine eigene Partei durchsetzen, wie er sagte.

Neben seinen persönlichen Neigungen zum Sport war er ein Musikliebhaber: Operetten, aber besonders auch die italienische Oper waren für ihn ein Ohrschmaus. Den Karneval genoss er, und er war bei unzähligen Veranstaltungen gern zu Gast und machte mit. Er war im Schützenwesen aktiv und gehörte viele Jahre der St. Sebastiani-Bruderschaft an. Lange Zeit war er Vorsitzender des Ratinger Stadtsportbundes.

1991 erhielt er die Dumeklemmerplakette der Ratinger Jonges. Für seine Verdienste in den Gremien der Sparkasse erhielt er die Johann-Christian-Eberle-Medaille. Im Oktober 1994 wurde ihm, als erstem überhaupt, der Titel des Ehrenbürgermeisters der Stadt Ratingen verliehen, nachdem er bereits 1991 den Ehrenring der Stadt bekommen hatte. Er war Träger des Bundesverdienstkreuzes am Bande.

Ich habe Ernst Dietrich erst kennen gelernt, als er am Ende seiner politischen Laufbahn stand. Er war eine Persönlichkeit, die sich über Partikularinteressen hinwegsetzte und das Wohl der Stadt im Vordergrund seines Handelns sah. Er kannte den Sieg und die Niederlage, konnte streiten und sich versöhnen.

„Ich bin in meinem Leben keinem Ärger aus dem Weg gegangen“, sagte er mir damals am Ende unseres letzten Gesprächs.

Dr. Erika Münster

**Allen Inserenten möchten wir herzlich danken.**

**Sie helfen uns, die Heimatzeitschrift „Die Quecke“  
weiterhin zu veröffentlichen.**

**Den treuen Lesern wünschen wir zum Jahresausklang  
ein gesundes und erfolgreiches Jahr 2003.**

**Verein Lintorfer Heimatfreunde e.V.**

*In den letzten Jahren wurden in der „Quecke“ mehrere Partnerstädte der Stadt Ratingen in Wort und Bild vorgestellt. Le Quesnoy und Maubeuge in Nordfrankreich, Vermillion in den USA und Kokkola in Finnland fanden bereits Berücksichtigung, in diesem Jahr soll nun über Beelitz in der Mark Brandenburg berichtet werden. Die Mittelstadt südlich von Potsdam ist zwar erst seit zwölf Jahren Partnerstadt Ratingens – der Rat der Stadt Ratingen stimmte am 12. Juni 1990 dem Abschluss einer Partnerschaft mit Beelitz zu –, doch gab es schon vorher jahrzehntelang Beziehungen zwischen den evangelischen Kirchengemeinden beider Städte. Im September 1991 besuchten die Kantorei Lintorf-Angermund und der Bläserchor der evangelischen Kirchengemeinde Lintorf-Angermund die Stadt Beelitz und die umliegenden Gemeinden des Kirchenkreises Treuenbrietzen. Die 70 Gäste wohnten bei Familien, die sie zum Teil durch lange Jahre der Partnerschaft bereits gut kannten.*

*Stand am Anfang der offiziellen Partnerstadt noch die Hilfe für den Aufbau der kommunalen Selbstverwaltung im Vordergrund, wurden doch während der Partnerschaft viele freundschaftliche Beziehungen zwischen Ratingen und Beelitzern geknüpft.*

*Zahlreiche Besuche von Ratingern in Beelitz und Beelitzern in Ratingen weckten das Verständnis und Bewusstsein füreinander.*

*So pflegen auch die Vereine der Städte ihre Freundschaft, beispielsweise sind die Schützenvereine, die Sportvereine und Karnevalsclubs zu nennen.*

**Frau Antje Lempke**, die Leiterin des Amtes für Kultur und Sport, verfasste für uns den folgenden Artikel über ihre Heimatstadt:



Sängerinnen und Sänger der Kantorei Lintorf-Angermund und Bläser des Bläserchores Lintorf bei einer Kahnpartie im Spreewald bei Lübbenau im Jahre 1991

## Beelitz – eine Stadt mit einer über tausendjährigen Geschichte

Beelitz ist eine der ältesten Städte in der Mark Brandenburg, gelegen am Rande der Hochflächen der Zauche in der Nuthe-Nieplitz-Niederung.

Am 8. Juni 997 ließ Kaiser Otto III. in einer auf der Arneburg (bei Stendal) ausgestellten Urkunde erklären, dass er an den Erzbischof von Magdeburg auf dessen Bitte hin einen Burgbezirk „belizi“ im Gau „bloni“ vertauscht habe. Mit großer Wahrscheinlichkeit war damit ein slawischer Burg-Dorf-Komplex auf der Archeninsel (südwestlich der heutigen Stadt) als

Vorgängersiedlung des späteren Beelitz gemeint.

Um 1200 wurde Beelitz offenbar ein vorgeschobener Grenzort der Grafen von Belzig, die mit dem Kirchplatz als Mittelpunkt hier eine von Westen nach Osten ausgerichtete, stadtartig befestigte Siedlung anlegten. Im Jahre 1216 wurde dann das deutsche Beelitz urkundlich genannt.

Am 22. August des Jahres 1247 unterzeichnete Bischof Rutger von Brandenburg in Beelitz eine Urkunde, die erstmals den städti-

schen Charakter des Ortes erkennen lässt. Der Bischof sprach vom „oppidum“ (Kleinstadt).

Mit dieser Urkunde verbindet sich auch die Legende des „Wunderbluts zu Beelitz“. Es ging um ein Abendmahlsbrot, das angeblich zu bluten begann, nachdem Juden es einer Magd abgekauft und hineingestoßen hatten. Die Stadt wurde nach der bischöflichen Verkündung ein weithin bekannter Wallfahrtsort, der erste im heutigen Land Brandenburg.

Im 14. Jahrhundert entwickelte sich Beelitz allmählich zu einem



Beelitz mit der evangelischen Stadtpfarrkirche

regionalen Verwaltungs- und Handelszentrum. Im Jahr 1321 wird der Ort als Mitglied eines Bundes märkischer Städte erwähnt.

Um 1375 hatte die wohlhabende Beelitzer Oberschicht nach Berlin, Cölln und Brandenburg bereits den größten Lehnbesitz unter den kleineren Städten der Mittelmark. Allerdings bedrohten die feudalen Rivalitäten und bewaffneten Kämpfe immer wieder die gedeihliche Entwicklung der Mark.

1393 schlossen sich deshalb 21 brandenburgische Städte zu einem wehrhaften Bündnis zusammen, um den Handel und Ordnung gefährdenden Auseinandersetzungen zwischen einzelnen Rittern, der Geistlichkeit und dem Adel, zwischen den Städten und den Feudalherren entgegenzuwirken und so vor allem die Sicherheit der Verkehrswege zu gewährleisten.

Zu Pfingsten 1478 gelang es allerdings dem Söldnerhaufen des im Dienste des Herzogs von Sagan stehenden Hauptmanns Jan Kuk, in einem Handstreich in die Stadt einzudringen. Die Landsknechte mordeten und plünderten. Brandenburgische und Treuenbrietzer Truppen besiegten die Marodeure schließlich, jedoch wurde die Stadt bei der Belagerung in Brand geschossen.

Auch im 16. Jahrhundert wurde die Stadt mehrfach ein Raub der Flammen. Großes Leid kam über die Beelitzer Bevölkerung wäh-

rend des Dreißigjährigen Krieges: Truppendurchmärsche, Einquartierungen und Kontributionszahlungen ließen Stadt und Einwohner verarmen. Als Folge der Kriegshandlungen brachen mehrmals Pestepidemien aus, die nur wenige Einwohner überlebten. Nur langsam erholte sich Beelitz von den Folgen des Krieges.

Im Jahre 1731 wurde die Stadt Garnisonsstandort. Der „Soldatenkönig“ Friedrich Wilhelm I. von Preußen quartierte seine neu aufgestellte Husarenabteilung in der Stadt ein. An der Spitze stand der Rittmeister und spätere legendäre Husarengeneral Hans-Joachim von Zieten.

Am 6. März 1813 lieferten sich vor und in der Stadt russische Kosaken und französische Infanterie ein Gefecht, das mit der Vertreibung der Franzosen endete.

Im Jahre 1898 begann die Landesversicherungsanstalt Berlin mit dem Bau der Beelitzer Heilstätten. Der große Sanatoriumskomplex und die umfangreichen technischen Anlagen dienten vornehmlich der Behandlung Lungenkranke.

In den Jahren zwischen 1905 und 1930 wurde die Stadt zum dritten Mal erweitert, in dieser Zeit wurden Gebäude erbaut, die heute noch das Stadtbild prägen und zum größten Teil nach altem Vorbild restauriert sind.

Nationalsozialismus und Zweiter Weltkrieg unterbrachen die Ent-

wicklung der Stadt. In den letzten verlustreichen Kämpfen im April/Mai 1945 starben in und um Beelitz mehr als 2000 Menschen.

### Die Spargelstadt Beelitz, ein Spargelmuseum und das jährliche Spargelfest

Ein bedeutsames Kapitel der Beelitzer Geschichte fand seinen Anfang im Jahre 1861, als der Ackerbürger Karl Friedrich Wilhelm Herrmann mit dem feldmäßigen Anbau von Spargel begann. Durch den idealen Standort begünstigt, erlangte der Spargel eine ausgezeichnete Qualität und einen guten Ruf bis über die Landesgrenzen hinaus.

Selbst Johann Wolfgang von Goethe, der sich auf der Durchreise in Beelitz aufhielt, bezeichnete den Spargel als „König aller Gemüse“, und die Einheimischen dichteten: „Willst du Beelitz nicht vergessen, musst du Spargel bei uns essen“.

Heute gibt es in Beelitz 14 Spargelhöfe, die das Edelgemüse anbauen und in der Zeit von Mitte April bis zum 24. Juni erntefrisch anbieten.

Das eigens eingerichtete Beelitzer Spargelmuseum in Schlunkendorf soll dem Gast die Botanik und Geschichte des Spargels sowie Anbautechniken von Anbeginn bis zur Gegenwart näher bringen.

Der öffentliche und offizielle Höhepunkt der Spargelsaison ist das Beelitzer Spargelfest Anfang Juni



Die alte Posthalterei mit dem Heimatmuseum der Stadt



Festumzug zum Beelitzer Spargelfest 2002.  
Auf dem Wagen die diesjährige Spargelkönigin Bettina Janas

eines jeden Jahres. In der historischen Altstadt wird rund um die Stadtpfarrkirche und auf den Straßen gefeiert. Natürlich gibt es erntefrischen Spargel, viele Informationen und ein buntes Unterhaltungsprogramm für Groß und Klein. Die Beelitzer öffnen ihre Höfe in der Altstadt, und hier können Gäste bei einem netten Plausch mehr über die Stadt erfahren.

### Die Beelitzer Heilstätten

Die zwischen 1898 und 1930 von der Landesversicherungsanstalt Berlin errichteten „Arbeiterheilstätten“ bildeten einen der größten Krankenhauskomplexe im Berliner Umland. Die Gesamtanlage war für ihre Zeit mustergültig und zeigt, mit welchem sozialen Engage-

ment und medizinischem Aufwand gegen die Tuberkulose als die verheerende Volkskrankheit zu Ende des 19. Jahrhunderts vorgegangen wurde.

Ab 1894 beabsichtigte die Landesversicherungsanstalt Berlin den Bau von vier Heilstätten nahe der Stadt Beelitz: zwei Lungenheilstätten und zwei Sanatorien jeweils für Männer und Frauen. Die LVA war Rentenversicherungsträger und wurde zur Hauptstütze der Tuberkulosebekämpfung, um der drohenden Rentenlast bei weiter steigender Erwerbsunfähigkeit der versicherten Arbeiterschaft vorzubeugen.

Beelitz war durch die Wetzlaer Eisenbahn und den bereits vorhan-

denen Bahnhof sowie durch die Kreischausee zwischen Lehnin und Luckenwalde begünstigt. Neben der sehr guten Anbindung an Berlin und an das Potsdamer Umland bot seine Lage in einem ausgedehnten Waldgebiet die notwendigen klimatischen Voraussetzungen für die Versorgung der Patienten.

Mit der Planung des ersten Bauabschnitts - realisiert zwischen 1898 und 1902 - wurden die seinerzeit führenden deutschen Krankenhausarchitekten Heino Schmieden und Julius Boethke beauftragt.

Die Anlage war auf die strikte Trennung der Geschlechter bedacht. Nicht nur die Patienten- und Krankenpavillons, sondern auch die Gebäude, in denen hauptsächlich Frauen beschäftigt waren, wie die Waschhäuser und die Küchegebäude, waren den westlichen Bereichen mit Frauen-Lungenheilstätte und Frauen-Sanatorium zugeordnet, die Gebäude mit überwiegend männlichen Beschäftigten, wie z.B. die Werkstätten, der Fuhrpark oder das Heizhaus, lagen in den Bereichen der Männerstationen östlich der Landesstraße. Einzige Ausnahmen bildeten die (nicht mehr vorhandene) Kirche und das zentrale Badehaus. In der zweiten Bauphase von 1905 bis 1908 wurde die Anlage erweitert.

Mit dem Ersten Weltkrieg bezog erstmals das Militär die Beelitzer Heilstätten. Die Sanatorien wurden als Verwundetenlazarett durch das Rote Kreuz genutzt, der übrige Teil fungierte als Militärlungenheilstätte. Bis 1919 wurden mehr als 12.500 Soldaten in Beelitz gepflegt. Die Folgezeit begann mit raschem Wiederanstieg der Patientenzahlen auf die Vorkriegsbelegung.

Bedingt durch Wirtschaftskrise und Inflation musste im Laufe der Jahre 1923/24 der Betrieb stark eingeschränkt werden. Im Oktober 1923 wurden die nördlich der Bahn gelegenen Lungenheilstätten sogar vorübergehend geschlossen, in den Sanatorien ging die Patientenzahl auf etwa 400 zurück. Erst ab Mitte 1925 war die ursprüngliche Belegungsstärke mit über 1.200 Patienten wieder erreicht. Die wirtschaftliche Situa-



Die Beelitzer Heilstätten

tion verbesserte sich zunehmend, so dass der weitere Ausbau der Beelitzer Heilstätten begonnen werden konnte.

Die dritte Bauperiode von 1926 bis 1930 umfasste vor allem den Neubau der Zentralwäscherei (1926) und des Chirurgie-Pavillons (1928 - 1930) auf dem Gebiet der Lungenheilstätte für Frauen.

Während des Zweiten Weltkrieges dienten die Heilstätten erneut dem Militär als Lazarett. Auf der Sanatoriumsseite wurde durch die „Organisation Todt“ mit Hilfe von Kriegsgefangenen eine zusätzliche Krankenhaus-Sonderanlage errichtet (Architekt Egon Eiermann). Durch Kriegseinwirkungen wurden viele Gebäude beschädigt. Die Kirche der Heilstätten wurde stark zerstört und in späteren Jahren abgerissen.

Die Heilstätten blieben nach 1945 militärisches Sperrgebiet und beherbergten das zentrale Militärhospital der Westgruppe der sowjetischen Armee, das größte Hospital außerhalb des eigenen Territoriums. Die Bauten blieben damit in ihrem Gesamtbestand erhalten und von umfangreichen Totalmodernisierungen oder Abrissen verschont. Die Krankenhaus-Sonderanlage beherbergte bis 1998 die (sog. deutsche) Fachklinik für Lungenkrankheiten und Tuberkulose.

Die neue Epoche der Beelitzer Heilstätten begann mit der Rückübertragung des Geländes. Da die



Landesversicherungsanstalt Berlin das 1995 unter Denkmalschutz gestellte Gesamtensemble nicht erhalten bzw. sanieren konnte, wurde das rund 200 ha große Gelände von einem privaten Investor erworben. Die Planungen der Stadt Beelitz und der Projektentwickler sehen für einen Teilbereich die Renaissance des Standortes für medizinische und gesundheitsvorsorgende Einrichtungen vor. 1997 wurde das Gebäude der ehemaligen Lungenheilstätte für Männer behutsam rekonstruiert und mit dem Betrieb des Gesundheitsparks Beelitz, bestehend u.a. aus neurologischer Rehabilitationsklinik und einer Klinik für angewandte Immunologie, mit neuem Leben erfüllt.

Das Heizkraftwerk ist heute ein technisches Denkmal und kann nach vorheriger Anmeldung (033204/34703) sowie am Tag des offenen Denkmals besichtigt werden.

#### Quellen:

Assing, Helmut, Beelitz im Mittelalter, in: Festschrift. 1000 Jahre Beelitz. 997-1997, Mering 1997;

ders., 750 Jahre Stadt Beelitz. Zur Bedeutung der mittelalterlichen Stadtgründung, in: Beelitzer Nachrichten, 24.09.1997;

Partenheimer, Lutz, Geschichte der Stadt Beelitz, in: Beelitz. Informationsbroschüre für Bürger, 1997;

ders., Artikel „Beelitz“ des Brandenburgischen Städtebuches (Manuskript 1997)

#### Informatives

Stadtverwaltung Beelitz  
Berliner Straße 202  
14547 Beelitz

Telefon: 033204/39153  
Fax: 033204/39135  
e-mail: info@beelitz.de  
Internet: www.beelitz.de

Heimatmuseum in Beelitz  
Telefon: 033204/39194

Spargelmuseum in Schlunkendorf  
Telefon: 033204/42112

Antje Lempke

## Lebenswege

*Fünzig Jahre werden es ehstens sein,  
Da trat ich in meinen ersten »Verein«.  
Natürlich Dichter. Blutjunge Ware:  
Studenten, Leutnants, Refrendare.  
Rang gab's nicht, den verlieh das »Gedicht«,  
Und ich war ein kleines Kirchenlicht.*

*So stand es, als Anno 40 wir schrieben;  
Aber ach, wo bist du Sonne geblieben?  
Ich bin noch immer, was damals ich war,  
Ein Lichtlein auf demselben Altar,*

*Aus den Leutnants aber und Studenten  
Wurden Gen'räle und Chefpräsidenten.  
Und mitunter, auf stillem Tiergartenpfade,  
Bei »Kön'gin Luise« trifft man sich grade.  
»Nun, lieber F., noch immer bei Wege?«  
»Gott sei Dank, Exzellenz ...*

*Trotz Nackenschläge ...«*

*»Kenn' ich, kenn' ich. Das Leben ist flau ...  
Grüßen Sie Ihre liebe Frau.«*

*Theodor Fontane*

# Wie „sozial“ war die nationalsozialistische Sozialpolitik? Das Beispiel der Fürsorge für die Familien in Ratingen

Die Wirtschafts- und Sozialpolitik der Nationalsozialisten galt Zeitgenossen als besonders erfolgreich und bildete eine wesentliche Stütze des Regimes. Vor allem die Beseitigung der Arbeitslosigkeit prägte sich dem allgemeinen Bewußtsein tief ein. Dies galt auch für Ratingen, wo sich die Arbeitslosenzahl vom 1. Januar 1933 bis zum 1. April 1937 von 2.453 auf 140 verringerte und danach Vollbeschäftigung herrschte. Gleichzeitig sanken die Ausgaben der städtischen Fürsorge von 1,25 Millionen im Jahre 1932 auf 230.000 RM im Jahre 1937.

Die nationalsozialistische Familienpolitik soll hier nicht in ihren weltanschaulichen und rassenpolitischen Aspekten und in ihrer Ausrichtung auf die Erhöhung der Kinderzahl, der Rückführung der Frau zu „Heim und Herd“ usw., sondern vor allem unter der Frage untersucht werden: Was tat der Staat für die Besserstellung der Familie, welche materiellen Mittel stellte er bereit und wie sind diese Maßnahmen zu beurteilen? Vorangestellt wird eine kurze Darstellung der allgemeinen wirtschaftlichen und sozialen Situation, vor deren Hintergrund die Familienpolitik erst ihre spezifischen Konturen gewann.

Diese Situation wurde entscheidend durch das Lohnniveau geprägt. Unter dem Druck der Weltwirtschaftskrise und dem Schwinden der Märkte waren die Löhne rapide gesunken, und dies hatte auch die noch Erwerbstätigen vielfach in Armut gestürzt. Unser erstes Interesse gilt darum der Entwicklung der Einkommen und damit der Lebensmöglichkeiten in der Phase der wirtschaftlichen Erholung.

Für Ratingen liegen hier bei einer sonst dürtigen örtlichen Quellenlage Angaben der Eisenhütte und der Dürrwerke vor, die eher im oberen Einkommensbereich anzusiedeln sind. 1932/33 erhielten die

Arbeiter der Eisenhütte im Durchschnitt einen Wochenlohn von 29,82 RM, Angestellte von 58,30 RM. Für 1935 lauteten die entsprechenden Zahlen auf 30,43 und 64,54 RM.

Die Dürrwerke zahlten 1934 durchschnittlich 32,68 RM Wochenlohn und 52,07 RM Gehalt, 1935 38,24 bzw. 62,90 RM. Aber die große Mehrheit der (1939) 7.335 Ratinger Arbeiter, darunter 1260 Frauen, mußte sich mit erheblich niedrigeren Löhnen bescheiden. Für die Rheinprovinz insgesamt betragen die entsprechenden Wochenlöhne 1933 im Durchschnitt 24,48 und 1935 26,60 RM. Zur Arbeiterschaft zählten in Ratingen über 60 Prozent aller Beschäftigten, so daß deren Lage für die allgemeine Situation weitgehend bestimmend war.

Für die Relation der Löhne zu den Preisen, also für die Kaufkraft, ergeben die auf dem Höhepunkt der Weltwirtschaftskrise im April 1932 von der Stadt Düsseldorf erstellten Preisstatistiken folgendes Bild (Durchschnittspreise je Kilogramm):

- Butter	2,70 RM
- Margarine	1,60“
- Edamer Käse	1,85“
- Vollmilch	0,23“
- Graubrot	0,45“
- Schwarzbrot	0,32“
- Rindfleisch	1,50“
- Schweinefleisch	1,58“
- Kartoffeln	0,12“
- Braunkohlenbrikett (50 kg)	1,29 “
- Steinkohle (50 kg)	1,70“
- 1 kWh Licht	0,42“
- 1 cbm Gas	0,17“

Dem durchschnittlichen Wochenlohn von 30 RM entsprach, mochten die Preise in Ratingen vielleicht auch ein wenig unter denen in Düsseldorf liegen, nach dieser Preisliste eine nur geringe Menge

von Gütern wie z.B. etwa 20 Kilo Rindfleisch oder 11 Kilo Butter. Die Relation der damaligen Reichsmark zur Deutschen Mark (2001) von 1 zu etwa 6 oder 7 bietet zwar einige Vergleichsmöglichkeiten, ist aber zugleich irreführend, da sich die Bedürfnisse und der allgemeine Lebenszchnitt inzwischen völlig verändert haben. Nach einer Mitteilung des Bauamtes fehlten zudem in Ratingen bei einer Bevölkerung von gut 20.000 Einwohnern 1938 mit stark steigender Tendenz 700 Wohnungen, so daß auch für sehr bescheidene Ein- oder Zweizimmerwohnungen mindestens 15 bis 20 Mark aufzubringen waren, was eine weitere erhebliche Belastung bedeutete. Als objektiver Maßstab für die Bewertung der Lebensmöglichkeiten kann gelten, daß fast das gesamte Einkommen für die Grundbedürfnisse von Wohnung und Ernährung aufgewendet werden mußte und ein frei verfügbarer Rest kaum oder nicht mehr übrig blieb.

Die Tiefpreise der Weltwirtschaftskrise blieben bis etwa 1934 bestehen. Danach stiegen sie bis zum Krieg um insgesamt gut 7 Prozent, die Wochenlöhne – vor allem durch die Verlängerung der Arbeitszeit – um 17 Prozent. Das niedrige Ausgangsniveau der Löhne 1932/33 bedeutete trotz dieses Anstieges für viele weiterhin ein Leben in Armut, sofern nicht in einer Familie mehrere Personen erwerbstätig waren. Erst 1941 wurden die realen Stundenlöhne von 1929, dem letzten Normaljahr vor der Weltwirtschaftskrise, wieder erreicht.

Die Hauptursache für die niedrigen Einkommen trotz Vollbeschäftigung und oft überlanger Arbeitszeiten war eine Folge der nationalsozialistischen Politik der militärischen Aufrüstung. Diese setzte schon 1935 voll ein, als das Reich bei einem Gesamthaushalt von 9,04 Mrd. RM 5,15 Mrd. für den Aufbau der Wehrmacht aufwen-

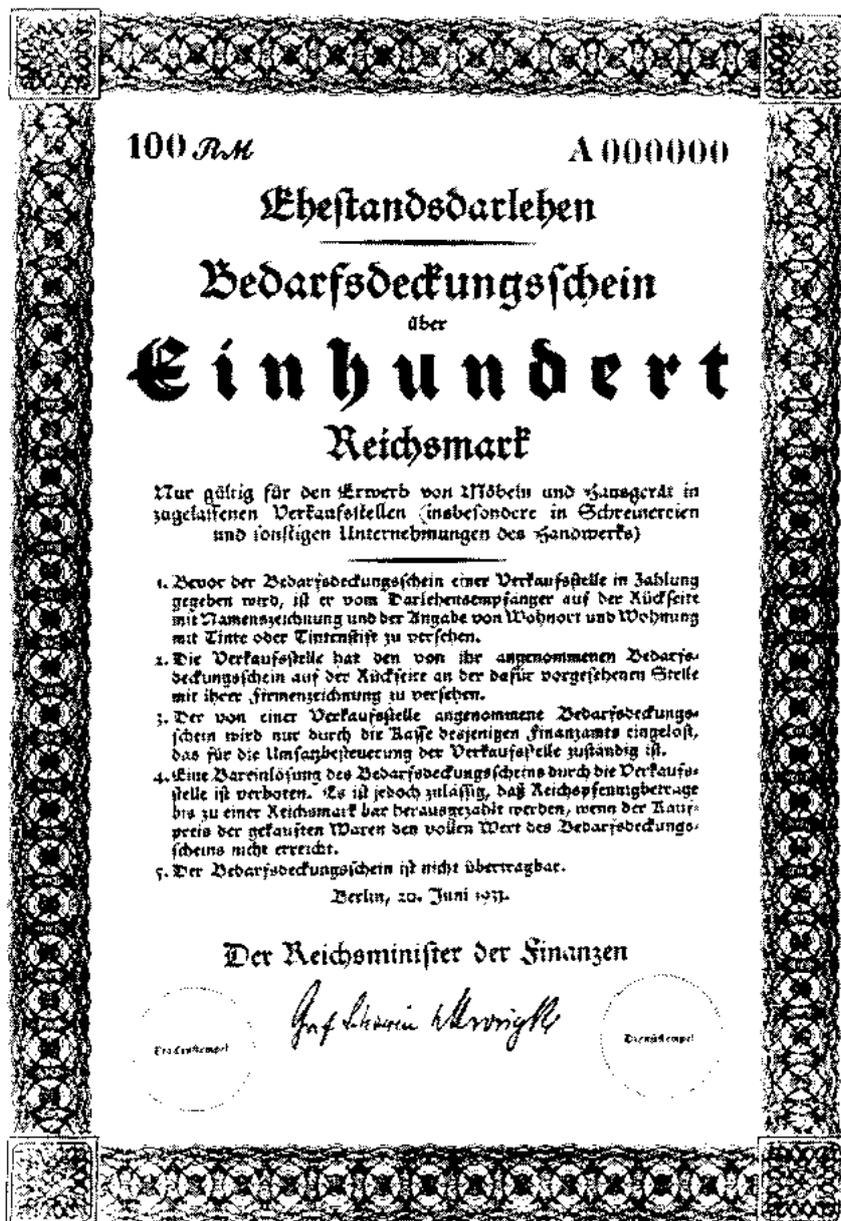
dete. Für 1938 waren dies sogar 15,5 Mrd. RM bei 21,03 Mrd. RM Ausgaben insgesamt, also 72 Prozent. Produziert wurden vor allem Waffen, also Güter, die nicht über entsprechend wachsende Löhne an Konsumenten weiter gegeben werden konnten. Parallel zur Aufrüstung vollzog sich eine enorme Staatsverschuldung. Die sozialen Bedürfnisse der Bevölkerung spielten eine untergeordnete Rolle.

Vor diesen wirtschaftlichen, sozialen und militärpolitischen Hintergründen spielte sich die Familienpolitik ab. Ihr wesentliches Charakteristikum war ihre Orientierung an der nationalsozialistischen Rassen- und Bevölkerungspolitik. – Im Mittelpunkt der Untersuchung steht hier jedoch die Frage, welche materiellen und sozialen Vorteile diese Politik den Familien brachte.

Den ersten Schritt bildete das „Gesetz zur Verminderung der Arbeitslosigkeit“ vom 1. Juni 1933, bekannt durch die u.a. darin beschlossene Vergabe von sogenannten Ehestandsdarlehen. Brautleute erhielten auf Antrag bis zu 1000 Mark in Form von Bedarfsdeckungsgutscheinen für den Kauf von Möbeln und Hausrat. Voraussetzung war, daß die Ehefrau aus dem Berufsleben ausschied und somit ihren Arbeitsplatz frei machte. Die Rückzahlung erfolgte in monatlichen Raten von lediglich einem Prozent. Bei der Geburt eines Kindes verringerte sich die Schuld um ein Viertel der ursprünglichen Summe. – Übrigens dienten die Darlehen, die bis 1935 eine Höhe von 300 Millionen Mark erreichten, auch der Wiederbelebung der Wirtschaft.

Die Beschaffung der Mittel erfolgte durch die sogenannte Ehestandshilfe, eine Sondersteuer von, je nach Einkommen, zwei bis fünf Prozent für alle im Erwerbsleben stehenden Ledigen bis zu 55 Jahren. Der Höchstsatz von fünf Prozent galt für Monatseinkommen über 500 Mark.

Bedenklich war neben den von den Brautleuten geforderten erbbiologischen und politischen Gutachten der Verzicht der Ehefrau auf Erwerbsarbeit, so lange das Darlehen nicht vollständig zurückgezahlt war. Ohne den Schulden-erlaß bei Geburten dauerte die



Bedarfsdeckungsgutschein für den Kauf von Möbeln und Hausrat in Höhe von 100 RM. Diese Scheine wurden im Rahmen eines Ehestandsdarlehens vergeben

Rückzahlung jedoch 100 Monate, also über acht Jahre. Der zunehmende Mangel an weiblichen Arbeitskräften führte ab Ende 1937 zu einer Lockerung dieser Auflage. Dennoch wurde die Möglichkeit, das in der Regel sehr niedrige Familieneinkommen durch einen zweiten Verdienner aufzubessern, eine Reihe von Jahren blockiert.

Dieser Kehrseite des auf den ersten Blick großzügigen staatlichen Angebotes wurde sich die Öffentlichkeit schon recht bald bewußt. Hatten 1933 über 50 Prozent aller Brautleute ein Ehestandsdarlehen in Anspruch genommen, so sank diese Zahl bis 1935 auf 24 Prozent, was freilich nicht für Ratingen galt. Hier ging, offenbar we-

gen des unzureichenden Angebotes an attraktiven weiblichen Arbeitsplätzen, die Zahl der Interessenten nachhaltig erst 1939 zurück. Eine weitere Rolle spielte hierbei die in Ratingen traditionell geringere weibliche Berufstätigkeit als im Durchschnitt des Reiches (1939 23,8 zu 36,1 Prozent). Bis zum Sommer 1937 wurden 408 Darlehen im Gesamtbetrag von 285.000 RM, also jeweils fast exakt 700 RM, vergeben. Von 1933 bis Ende 1941 belief sich die Gesamtzahl auf etwa 840, die der Eheschließungen auf 1821. Der Anteil der Ehestandsdarlehen lag also etwas über 45 Prozent.

Die Vergabe wurde von der NSDAP bewußt als parteipolitisches Instrument benutzt. Zu je-

dem Antrag mußten der zuständige Zellen- bzw. Blockleiter und die Kreisleitung der NSDAP in Mettmann Stellung nehmen. Wenigstens 55 Anträge – für 1933 bis 1935 fehlen z.T. genaue Angaben – wurden abgelehnt, wiederholt aus politischen Gründen. Die Ablehnung traf besonders frühere Kommunisten und Sozialdemokraten, denen man ihre politische Bekehrung nicht abnahm, z.T. auch deren Kinder. Hinzu kamen einige wenige, die den „erbbiologischen“ Anforderungen des Sippenamtes angeblich nicht genügten. Weitere Ablehnungsgründe waren persönliche Unzuverlässigkeit, fehlende Sparsamkeit und der Hang zum Alkohol. Ähnliche Bewertungen traten später bei der Vergabe von Kindergeld hervor. Politische Abstinenz allein bildete keinen ausreichenden Ablehnungsgrund.

Dem Gesetz über die Ehestandsdarlehen folgte im Herbst 1934 ein umfangreiches Steuergesetz, das bei der Einkommens-, der Bürger-, Vermögens- und Erbschaftssteuer bestimmte Freibeträge für Kinder erhöhte oder neu einführte. Angesichts der allgemein niedrigen Einkommen blieben diese Bestimmungen für die große Mehrheit der Kinderreichen ohne Belang.

Sonderzuwendungen für Kinder bzw. kinderreiche Familien gab es erst Ende 1935. Für die rassenideologische Orientierung der nationalsozialistischen Familienpolitik insgesamt bezeichnend war, daß dieser erste Schritt ausgerechnet auf dem berüchtigten Nürnberger Parteitag vom September 1935 erfolgte, der mit dem „Reichsbürgergesetz“ und dem „Gesetz zum Schutze des deutschen Blutes und der deutschen

Ehre“ die Entrechtung und Ächtung der Juden nun auch auf eine gesetzliche, aber die Rechtsstaatlichkeit mißachtende Grundlage stellte. Vom gleichen Tage (15. September) datierte eine „Verordnung über die Gewährung von Kinderbeihilfen an kinderreiche Familien,“ die in pauschaler Form einmalige Hilfen in Aussicht stellte.

In Ratingen erhielten auf dieser Grundlage 70 Familien Hilfen im Gesamtbetrag von 26.720 Mark, pro Familie also etwa 380 Mark. Die Auszahlung erfolgte wie bei den Ehestandsdarlehen in Form von Bedarfsdeckungsgutscheinen, für die man neben Möbeln und Hausrat nun auch Wäsche kaufen konnte. Offenbar vermied die Regierung die Aushändigung von Geld, um eine zweckfremde Verwendung zu verhindern.

Zum 1. Juli 1936 erfolgte der Übergang zu laufenden Unterstützungen, ein Meilenstein auf dem Weg zur Einführung eines regelmäßig gezahlten Kindergeldes. Gefördert wurden im ersten Jahr auf Antrag 104 Kinder aus 56 Familien mit monatlich 10 Mark für das fünfte und jedes weitere Kind. Daneben gingen in einem bescheidenen Umfang die einmaligen Unterstützungen weiter.

Gegenüber diesen Leistungen des Reiches nahmen sich die der Stadt naturgemäß bescheiden aus. Ein wesentlicher Teil bestand in der täglichen Ausgabe von einem halben Liter Trinkmilch an Säuglinge und Kleinkinder und von einem viertel Liter an Schüler. Betreut wurden insgesamt bis zu 300 Kinder, deren Eltern die Kosten selbst nicht tragen konnten. Außerdem richtete die Stadt im Sommer jeweils zwei Kursgruppen für die Erholung von Kleinkindern und zwei weitere für Schüler im sogenannten Licht- und Luftbad<sup>1)</sup> mit insgesamt etwa 90 Teilnehmern ein, die etwa drei Monate dauerten.

Von 1938 erfolgte bei der Geburt des fünften und jedes weiteren

**Anlage 1**  
(Zur § 1 nachzulesenbet  
Berurteilung)

**Gesundheitsamt\*)**

Tab. Nr. \_\_\_\_\_, den \_\_\_\_\_ 193\_\_  
(Waldschrift und Fern)schrift)

**Ehetauglichkeitszeugnis**

Bei dem \_\_\_\_\_  
geb. am \_\_\_\_\_ in \_\_\_\_\_  
wohnhaft in \_\_\_\_\_  
und bei \_\_\_\_\_  
geb. am \_\_\_\_\_ in \_\_\_\_\_  
wohnhaft in \_\_\_\_\_

liegen Ehehindernisse im Sinne des Gesetzes zum Schutze der Ehegelmäßigkeit des deutschen Volkes (Ehegesundheitsgesetz) vom 15. Oktober 1935 (Reichsgesetzbl. I S. 1246) und des § 6 der Ehenverordnung vom 14. November 1935 zur Ausführung des Gesetzes zum Schutze des deutschen Blutes und der deutschen Ehre (Reichsgesetzbl. I S. 1834) nicht vor

(Stempel) \_\_\_\_\_  
(Unterschrift) \_\_\_\_\_

Nach dem Inkrafttreten des „Nürnberger Rassegesetzes“ im Jahre 1935 benötigte man zur Eheschließung ein Ehetauglichkeitszeugnis des Gesundheitsamtes

1) Das Licht- und Luftbad befand sich nach Aussage von Lore Schmidt und Maja Tacke auf den Angerviesen vor Haus zum Haus (siehe Quecke Nr. 69 vom November 1999, S. 111 und S. 115)



Ehrenkarte der NSV (Nationalsozialistische Volksfürsorge) für kinderreiche Mütter



Kindes die Vergabe eines sogenannten Ehrengeschenkes in Höhe von 100 RM. Die Hälfte hiervon wurde jedoch nach dem Votum des Rates und der Entscheidung des Bürgermeisters „bis zur Eingliederung des Kindes in die Hitlerjugend zur Anschaffung der ersten Uniform bzw. Ausstattung“ gesperrt. Fortan überreichte man im Jahr etwa 20 Ehrengeschenke.

Die anlässlich des 50. Geburtstages Hitlers im April 1939 auf Anregung des Kreisleiters in allen 14 Gemeinden und Städten errichteten Stipendienfonds (in Ratingen jährlich mit 4.000 RM gespeist) galten der beruflichen Förderung junger Handwerker und Landwirte, also der von jungen Erwachsenen.

Für die Jahre von 1937 bis 1940 ist die Zahl der Empfänger von staatlichem Kindergeld nicht exakt zu ermitteln, da in den städtischen Verwaltungsberichten nur ungenau zwischen einmaligen und laufenden Hilfen unterschieden wird und von immer neuen Anträgen, nicht aber dementsprechend von Bewilligungen oder Ablehnungen die Rede ist. Sicherlich handelte es sich nach und nach um zweibis dreihundert Kinder, die nun in den Genuß einbezogen wurden. Die Reduzierung der Voraussetzungen zum 1. April 1938 von fünf auf drei Kinder löste unvermittelt eine Flut von 475 weiteren Anträgen aus, mit deren Bearbeitung die Verwaltung nur schwer nachkam. Den endgültigen Durchbruch brachte die Kinderbeihilfenverordnung vom 9. Dezember 1940, die

vom folgenden Januar an ohne Nachweis der Bedürftigkeit vom dritten Kind an monatlich 10 RM vorsah.

Aufschlußreich für die Frage, wie viele Kinder bzw. Familien in den Genuß der neuen staatlichen Wohltaten kamen, ist eine im Verwaltungsbericht der Stadt von 1940 veröffentlichte Übersicht:

„... Die Zahl der Haushalte betrug 6118, darunter 443 Einzelhaushaltungen. Es waren vorhanden:

- 3084 Haushaltungen ohne Kinder unter 14 Jahren,
- 1538 Haushaltungen mit 1 Kind unter 14 Jahren,
- 697 Haushaltungen mit 2 Kindern unter 14 Jahren,
- 243 Haushaltungen mit 3 Kindern unter 14 Jahren,
- 78 Haushaltungen mit 4 Kindern unter 14 Jahren,
- 25 Haushaltungen mit 5 Kindern unter 14 Jahren,
- 4 Haushaltungen mit 6 Kindern unter 14 Jahren,
- 3 Haushaltungen mit 7 Kindern unter 14 Jahren,
- 3 Haushaltungen mit 8 Kindern und mehr unter 14 Jahren“.

Diese Tabelle enthält mancherlei wichtige Informationen. So wird eindrucksvoll das Überwiegen der Familien mit einem oder zwei Kindern sichtbar, in denen insgesamt etwa 87 Prozent aufwuchsen. Nur der Rest von 523 kam für ein Kindergeld vom dritten Kind an in Frage. Freilich muß hier ungeklärt

bleiben, inwieweit sich diese Zahlen durch die Hinzurechnung der nicht überlieferten Zahl der Fünfzehn- und Sechzehnjährigen, die beim Kindergeld berücksichtigt wurden, veränderte. Im Wesentlichen bleibt das oben gezeichnete Bild aber bestehen. Auch in Ratingen hatte sich das Zweikindersystem, das schon im 19. Jahrhundert zuerst in Frankreich Verbreitung gefunden hatte, inzwischen durchgesetzt. Gegenüber diesem komplexen Phänomen, das auf vielerlei als bekannt voraussetzenden Ursachen beruhte, mußte sich die neue nationalsozialistische Bevölkerungspolitik als wirkungslos erweisen, zumal das Kindergeld von monatlich 10 Mark für die Familien zwar ein willkommenes Zubrot bedeutete, an der materiellen Not der Kinderreichen aber im Grunde wenig änderte.

Die naheliegende Frage, ob die nationalsozialistische Familienförderung, gemessen an ihren Zielen, d.h. vor allem an der Zahl der Geburten, erfolgreich war, läßt sich anhand der Statistik auch für Ratingen konkret verneinen. Nach einer Untersuchung Wisotzkys (s.u.) sank diese Zahl trotz eines nach 1933 vorübergehend ausgelösten Heiratsbooms im Vergleich zu 1900 von 47,9 Geburten je 1000 Einwohner weiter auf 1940 20,4, was mehr als eine Halbierung bedeutete. Diese fallende Tendenz ging auch nach 1933 weiter. Im Reich schrumpfte die sogenannte Statistik-Familie von 1933 bis 1939 von 3,9 auf 3,3 Köpfe. Nur 21,4 Prozent der Eltern hatten 1939 vier und mehr Kinder gegenüber 1933 noch 24,9 Prozent, 22,6 Prozent aller Ehen blieben kinderlos. Reichlich skurril wirkt darum eine offizielle Mahnung des Ratinger Bürgermeisters vom September 1935 an die städtischen Bediensteten, die „bevölkerungspolitischen Ziele des nationalsozialistischen Staates“ ernst zu nehmen, ein Aufruf, der auch in der Ratinger Zeitung abgedruckt wurde. Der Bürgermeister, zugleich Obersturmführer der SA und Alter Kämpfer, beherzigte bald persönlich seine Mahnung mit der Vaterschaft über ein drittes Kind. Im übrigen gab es in Ratingen bis auf den Leiter der Ruwa-Fleischwerke keinen prominenten Parteigenossen mit einer Großfamilie. Traten Kinderreiche nach

der „Machtergreifung“ der Partei bei, so leitete sie oft die Hoffnung, auf diesem Wege eine besser bezahlte Arbeitsstelle zu finden. Die Familiengröße der auf Kindersegen offiziell besonders eingeschworenen SS-Führer lag im Reiche 1940 gerade 0,10 Punkte über der statistischen Durchschnittsfamilie (3,4 zu 3,3).

Großfamilien waren in den dreißiger Jahren in Ratingen eher eine Seltenheit, ein Relikt aus der vorindustriellen Gesellschaft, in der die Familie nicht nur eine Konsum-, sondern noch eine Erwerbsgemeinschaft gebildet hatte. Eigenartigerweise wollten die Nationalsozialisten zur Erhöhung der Kinderzahl zu einer geminderten Form der Großfamilie, der Vier-Kinder-Familie, zurückkehren. Aber auch dieses Minimalziel sollte sich sogleich als illusorisch erweisen.

In Ratingen gab es nach obiger Statistik 1940 u.a. vier Familien mit sechs, drei mit sieben und ebenfalls drei mit acht und mehr Kindern unter 14 Jahren. Diese hinterließen z.T. als sogenannte Problemfamilien in den städtischen Akten ihre Spuren, denen nun nachgegangen werden soll.

Das Hauptproblem dieser Familien bestand, wie in vertraulichen Ratssitzungen wiederholt ausgesprochen wurde, in dem Mißverhältnis von niedrigem Einkommen und großer Kinderzahl. Die Folgen waren vielfach permanente Mietschulden, Zwangsräumungen, häufiger Wohnungswechsel und Einweisungen in städtische Obdachlosenwohnungen.

Auch in Ratingen waren die Obdachlosenheime, in den Akten oft schamhaft als „polizeiliche Unterkünfte“ bezeichnet, gewissermaßen die Sammelstellen sozialer Not. In den dreißiger Jahren unterhielt die Stadt dafür u.a. zwei Häuser an der Düsseldorfer Straße und ein weiteres an der Hauser Allee, wo auch jeweils etliche Großfamilien untergebracht waren.

An der Düsseldorfer Straße wohnten z.B. der Arbeiter Heinrich K., dem von 1927 bis 1944 neun Kinder geboren wurden, der Reichsbahn-Betriebsarbeiter Ludwig F. mit sechs Kindern und der Kranführer Johann G. mit ebenfalls neun Kindern. Heinrich K., gebür-



Behelfsheim für Obdachlose an der Kaiserswerther Straße im Jahre 1938, kurz vor dem Abriss

tiger Rater, hatte schon viele Male die Wohnung und einige Male auch den Wohnort gewechselt. Ähnliches galt für die beiden anderen Familien.

Im Sommer 1938 mußten Heinrich K. und Ludwig F. wegen hoher Mietrückstände die Düsseldorfer Straße verlassen. K. wurde in eine städtische Obdachlosenbaracke an der Oststraße, F. in das Barackenviertel an der Kaiserswerther Straße eingewiesen, wo insgesamt 140 bis 150 Personen (1935 71 „Parteien“, also größtenteils wohl Familien) untergebracht waren. Übrigens hatte Johann G. um 1930 ebenfalls hier wohnen müssen. Obwohl die Verwaltungsberichte regelmäßig von „Holzhäusern“ sprechen, waren die Wohnverhältnisse, wie zeitgenössische Berichte zeigen, mit ihrer Enge, der leichten Bauweise der Baracken und allen negativen Begleiterscheinungen, bedrückend. Als diese Quartiere später abgerissen wurden, feierte die nationalsozialistische Propaganda dies als soziale Großtat. 1935 gab es bei 19.000 Einwohnern 366 von der Stadt betreute Obdachlose.

Ein ähnliches Schicksal, geprägt von Mietschulden und Armut, bestimmte das Leben weiterer Familien. So mußte der Rat in einer Sitzung im Februar 1938 dem in einer städtischen Unterkunft an der Düsseldorfer Straße untergebrachten Heizer Karl S., Vater von sechs Kindern, 207 Mark alte

Mietschulden erlassen, damit er einen weiteren Rückstand von 300 Mark aus seinem neuen Mietverhältnis in monatlichen Raten von sechs Mark abbezahlen konnte. – Ebenso bedrückt lebten mit vier kleinen Kindern der Schreiner Johann I. und der Tiefenbroicher Arbeiter Otto W., der eine achtköpfige Familie zu unterhalten hatte. Bei der Besprechung der inzwischen neu aufgelaufenen Mietschulden in städtischen Unterkünften stellte der Rat im März 1939 fest, daß die Schulden von zwei der soeben erwähnten drei Kinderreichen sich in gut einem Jahr mehr als verdoppelt hatten. Ein Ausweg aus dieser schwierigen Lage war nirgends in Sicht.

Da die städtischen Akten sich vor allem mit den Problemfällen beschäftigen, ist die Zahl der in gesicherten wirtschaftlichen Verhältnissen lebenden kinderreichen Familien nicht bekannt. Die Statistik von 1940, die nur zehn Familien mit sechs und mehr Kindern anführt, legt aber die Vermutung nahe, daß vor allem Arbeiter und wenig Bemittelte in Großfamilien lebten.

Kinderreichtum wurde von den Nationalsozialisten zwar vielfach öffentlich gelobt, Kinderreiche oft aber lediglich mit moralischen Auszeichnungen abgespeist. So begann man, in der lokalen Presse ausführlich dargestellt, 1938 mit der feierlichen Verleihung des Mutterkreuzes, je nach Kinderzahl



in Bronze, Silber und Gold (für das 4., 6. und 8. Kind). An den materiellen Bedingungen änderte sich jedoch nichts Entscheidendes.

Eine weitere Auszeichnung bestand in der Übernahme einer Ehrenpatenschaft durch den „Führer“ bzw. den „Reichsmarschall“ Göring in seiner Eigenschaft als ehemaliger preußischer Ministerpräsident. Die Nationalsozialisten schufen hier keine neue Auszeichnung, sondern knüpften an die Tradition früherer politischer Repräsentanten, des Reichspräsidenten von Hindenburg und des preußischen Ministerpräsidenten Braun, an.

Überliefert sind in Ratingen mit den zugehörigen Begleitschreiben, Rückfragen, Stellungnahmen usw. sechs Anträge aus den Jahren 1934 bis 1943. Ob dies die Gesamtzahl war, ist ungewiß. Offenbar waren Ehrenpatenschaften aber nicht sonderlich populär.

Die Anträge kamen, obwohl zwei Väter ihren Sprößlingen den Vornamen Adolf gaben, nicht von glühenden Nationalsozialisten, sondern von Vätern, Arbeitern, die dringend auf die finanzielle Dotierung in Höhe von 50 Mark, mit der die Patenschaft ausgestattet war, angewiesen waren. Auf allen Anträgen wurde die Frage, ob die Hilfe dringend benötigt werde, von der Stadt bejaht. Fast alle Antragsteller waren, jedenfalls zeitweise, Empfänger öffentlicher Fürsorgeunterstützungen. Angesichts dieser Klientel achtete die Stadt sorgfältig darauf, daß nur Kinder aus gut beleumundeten Familien vorgeschlagen wurden. Einen Antrag lehnte die Stadt schon im Vorfeld ab, da der Vater, ein Invalide, „zeit-

weise trinkt“ und ein erwachsener Bruder des potentiellen Patenkindes mehrfach mit den Gesetzen in Konflikt gekommen war. Vorausgesetzt für die Übernahme der Patenschaft wurden acht lebende Söhne oder insgesamt neun Kinder. Die finanziell Bedürftigen waren hier gewissermaßen unter sich.

Nur sehr selten gab es einen Ausbruch aus der sozialen Not, indem ein kinderreicher Obdachloser z.B. für den Erwerb eines Siedlungshauses vorgesehen wurde. Dem eingangs erwähnten Kranführer Johann G., dessen Kinder z.T. schon erwachsen waren, wurde 1939 ein entsprechendes Angebot gemacht, obwohl er zu diesem Zeitpunkt noch erheblich bei der Stadt verschuldet war. Das fehlende Eigenkapital sollte wie bei manchen anderen durch Eigenleistungen, also durch tätige Mithilfe erbracht werden. Hypotheken vom Arbeitgeber und aus der von der Stadt erhobenen Hauszinssteuer standen schon bereit. Leider verhinderten der Krieg und ein bald erlassener Baustopp die Ausführung.

In der offiziellen Darstellung des Regimes, das sich selbst in einer stetig fortschreitenden wirtschaftlichen und sozialen Aufwärtsentwicklung sah, verringerte sich die Zahl der Obdachlosen kontinuierlich von 366 im Jahre 1935 auf 58 Personen im Jahre 1939. Gewissermaßen als Beweis des Fortschritts wurden die Baracken an der Kaiserswerther Straße Ende 1938 als sichtbares Zentrum der Not abgerissen. So sehr dieses zu begrüßen war, muß dennoch bezweifelt werden, ob sich inzwi-

schen grundlegend etwas geändert hatte, da die Einkommensverhältnisse insgesamt gleich geblieben waren. Zwei Jahre später wohnten z.B. noch 49 Personen in dem „Holzhaus“ an der Oststraße.

Die Not war bis zum Kriege nicht beseitigt. Im Januar 1940 wandte sich der Leiter der Schule an der Graf-Adolf-Straße, Rektor Piegeler, hilfesuchend an den NS-Ortsgruppenleiter, da 11 Schüler wegen fehlender Schuhe den Unterricht nicht besuchen könnten. Noch bis weit in den Krieg hinein wurden die in der Weltwirtschaftskrise 1933 eingeführten „Reichsverbilligungsscheine für Speisefette für die minderbemittelte Bevölkerung“ vierteljährlich in einer Stückzahl von über 3.000 ausgegeben. Obwohl diese Scheine den Konsumenten nur eine geringe Einsparung brachten, war die Nachfrage offenbar weiterhin hoch. Noch immer herrschte ein großer Mangel an Wohnungen. In einer internen Notiz des Bauamtes vom Juni 1943 hieß es, daß die Unterbringung der Kinderreichen, „die zu einem großen Teil bei vier oder fünf Personen nur ein oder zwei Zimmer haben“, weiterhin besonders große Schwierigkeiten mache.

Finanziell gut gestellt waren Familien mit mehreren Verdienern, die in der relativ gut entlohnenden Rüstungsindustrie oder bei deren Zulieferern beschäftigt waren und zudem viele Überstunden ableisteten. Alleinverdiener hatten nach wie vor einen schweren Stand.

Dennoch milderte der Krieg mit seiner Umstellung der Versorgung auf Lebensmittelkarten und Warenbezugsscheine etliche alte Probleme. Das Geld verlor an Bedeutung, so daß die insgesamt gut versorgten Soldatenfrauen kaum für die Arbeit in der Rüstungsindustrie zu gewinnen waren. Ein freikäufliches Warenangebot bestand als Anreiz ohnehin bald nicht mehr.

Für Obdachlose entspannte sich auch die Wohnungssituation, da, wie der Verwaltungsbericht 1941/42 vermerkte, „während des Krieges weniger Räumungsurteile ausgesprochen werden und die Ortspolizeibehörde stets einige Räume in dem Holzhaus Oststraße 4 zur Verfügung hält“. Bis zum großen Luftangriff vom März

(Nur zum amtlichen Gebrauch.)

# Antrag

000-12A/2

auf Übernahme der Ehrenpatenschaft durch den Herrn Reichskanzler.

Bei der Ausfüllung des Vordrucks sind die auf der Rückseite abgedruckten Grundzüge genau zu beachten.

1.	a) Rufname und Familienname des Vaters. b) Ruf-, Familien- und Nachnamen der Mutter. <small>(Mutter-Nachname, als der Vaters, sind mit anzugeben.)</small>	a) Johann G. [redacted] b) Margarete geb. [redacted]																									
2.	Stand oder Beruf des Vaters.	Kranführer																									
3.	a) Wohnort und Verwaltungsbezirk (Kreis usw.). b) Postamt (nur bei einem anderen Wohnort). c) Straße und Hausnummer.	a) Ratingen b. Düsseldorf b) Post-Ratingen c) Hindenburgstr. 47																									
4.	Staatsangehörigkeit des Vaters.	Deutsches Reich																									
5.	Religionsbekenntnis der Eltern und des Kindes.	kath.																									
6.	Geben die Eltern erklärt, daß sie zeitliche Unterstützung suchen? <small>(Nur bei Unterstützung durch andere; Nachweis ist in No. 7 Regel zu beibringen.)</small>	ja																									
7.	Geburtsort des Patenkindes.	5. Mai 1933																									
8.	Das neugeborene, vom Taufpaten stammende, lebende Kind ist das Patenkind?	9. lebendes Kind.																									
9.	Der neugeborene lebende Sohn oder die neugeborene lebende Tochter ist das Patenkind? <small>(Nur wenn Mutter oder Vater die Eltern sind.)</small>	5. lebendes Sohn, 4. Tochter.																									
10.	Vorname des Patenkindes in der Nebenfolge und in der Reihenfolge der Geburtsurkunde. <small>(Nur wenn vorhanden.)</small>	Adolf																									
11.	a) Wann soll die Taufe stattfinden? oder b) Wann hat sie bereits stattgefunden?	a) /. b) ja																									
12.	a) Ruf und Verhalten b) Politische Auffassungsfähigkeit } der Familie.	a) einwandfrei b) ja																									
13.	Ist die Familie zahlungslos? <small>(Der Staat kann ersetzt werden, wenn die lebenden Kinder im allgemeinen arm sind.)</small>	ja																									
14.	Wer hat in der Familie schon eine Ehrenpatenschaft übernommen?	/.																									
15.	Ist festgestellt, daß außer dem vorliegenden Antrag nicht noch ein Antrag an einen anderen Ehrenpaten gerichtet worden ist?	ja																									
16.	Besteht eine dringende Veranlassung?	ja																									
17.	<table border="1"> <thead> <tr> <th colspan="2">Ruf- und Familienname sämtlicher lebender, ehelicher oder als eigen anerkannter</th> <th rowspan="2">Dieser Raum ist frei zu lassen.</th> </tr> <tr> <th>Söhne des Taufpaters.</th> <th>Töchter des Taufpaters.</th> </tr> </thead> <tbody> <tr> <td>1. Johann</td> <td>1. Sophia</td> <td rowspan="5"></td> </tr> <tr> <td>2. Wilhelm</td> <td>2. Anna</td> </tr> <tr> <td>3. Karl</td> <td>3. Magdalene</td> </tr> <tr> <td>4. Heinrich</td> <td>4. Wilhelmine</td> </tr> <tr> <td>5. Adolf</td> <td>5. [redacted]</td> </tr> <tr> <td>6. [redacted]</td> <td>6. [redacted]</td> <td></td> </tr> <tr> <td>7. [redacted]</td> <td>7. [redacted]</td> <td></td> </tr> <tr> <td>8. [redacted]</td> <td>8. [redacted]</td> <td></td> </tr> </tbody> </table>		Ruf- und Familienname sämtlicher lebender, ehelicher oder als eigen anerkannter		Dieser Raum ist frei zu lassen.	Söhne des Taufpaters.	Töchter des Taufpaters.	1. Johann	1. Sophia		2. Wilhelm	2. Anna	3. Karl	3. Magdalene	4. Heinrich	4. Wilhelmine	5. Adolf	5. [redacted]	6. [redacted]	6. [redacted]		7. [redacted]	7. [redacted]		8. [redacted]	8. [redacted]	
Ruf- und Familienname sämtlicher lebender, ehelicher oder als eigen anerkannter		Dieser Raum ist frei zu lassen.																									
Söhne des Taufpaters.	Töchter des Taufpaters.																										
1. Johann	1. Sophia																										
2. Wilhelm	2. Anna																										
3. Karl	3. Magdalene																										
4. Heinrich	4. Wilhelmine																										
5. Adolf	5. [redacted]																										
6. [redacted]	6. [redacted]																										
7. [redacted]	7. [redacted]																										
8. [redacted]	8. [redacted]																										
<p>Der Antrag ist in amtlicher Ausfertigung ohne Begleitreiben unentgeltlich vorzulegen, sofern die Ehrenpatenschaft unbedenklich empfohlen werden kann.</p> <p>Die Ausfüllung des Vordrucks in Maschinenstärke ist gewünscht.</p> <p>Für weitere Aufträge, Prüfungen oder Befragungen zwecke ist die Rückseite zu benutzen und hierauf keine Angabe des Wortes „Adressat“ in der unteren rechten Ecke anzubringen.</p> <p>Zu: (Ort) Ratingen den 14/6 33</p> <p>Die Reichskanzlei (Unterschrift) (Stempel) (Unterschrift)</p> <p><b>Bertin W 8, Wilhelmstraße 78.</b></p> <p><small>Bitte beachten: Eltern des Patenkindes sind bei der Ausfüllung des Vordrucks zu benennen. (11) und die Eltern des Kindes (12) sind bei der Ausfüllung des Vordrucks zu benennen. (13) und die Eltern des Kindes (14) sind bei der Ausfüllung des Vordrucks zu benennen. (15) und die Eltern des Kindes (16) sind bei der Ausfüllung des Vordrucks zu benennen. (17) und die Eltern des Kindes (18) sind bei der Ausfüllung des Vordrucks zu benennen. (19) und die Eltern des Kindes (20) sind bei der Ausfüllung des Vordrucks zu benennen. (21) und die Eltern des Kindes (22) sind bei der Ausfüllung des Vordrucks zu benennen. (23) und die Eltern des Kindes (24) sind bei der Ausfüllung des Vordrucks zu benennen. (25) und die Eltern des Kindes (26) sind bei der Ausfüllung des Vordrucks zu benennen. (27) und die Eltern des Kindes (28) sind bei der Ausfüllung des Vordrucks zu benennen. (29) und die Eltern des Kindes (30) sind bei der Ausfüllung des Vordrucks zu benennen. (31) und die Eltern des Kindes (32) sind bei der Ausfüllung des Vordrucks zu benennen. (33) und die Eltern des Kindes (34) sind bei der Ausfüllung des Vordrucks zu benennen. (35) und die Eltern des Kindes (36) sind bei der Ausfüllung des Vordrucks zu benennen. (37) und die Eltern des Kindes (38) sind bei der Ausfüllung des Vordrucks zu benennen. (39) und die Eltern des Kindes (40) sind bei der Ausfüllung des Vordrucks zu benennen. (41) und die Eltern des Kindes (42) sind bei der Ausfüllung des Vordrucks zu benennen. (43) und die Eltern des Kindes (44) sind bei der Ausfüllung des Vordrucks zu benennen. (45) und die Eltern des Kindes (46) sind bei der Ausfüllung des Vordrucks zu benennen. (47) und die Eltern des Kindes (48) sind bei der Ausfüllung des Vordrucks zu benennen. (49) und die Eltern des Kindes (50) sind bei der Ausfüllung des Vordrucks zu benennen. (51) und die Eltern des Kindes (52) sind bei der Ausfüllung des Vordrucks zu benennen. (53) und die Eltern des Kindes (54) sind bei der Ausfüllung des Vordrucks zu benennen. (55) und die Eltern des Kindes (56) sind bei der Ausfüllung des Vordrucks zu benennen. (57) und die Eltern des Kindes (58) sind bei der Ausfüllung des Vordrucks zu benennen. (59) und die Eltern des Kindes (60) sind bei der Ausfüllung des Vordrucks zu benennen. (61) und die Eltern des Kindes (62) sind bei der Ausfüllung des Vordrucks zu benennen. (63) und die Eltern des Kindes (64) sind bei der Ausfüllung des Vordrucks zu benennen. (65) und die Eltern des Kindes (66) sind bei der Ausfüllung des Vordrucks zu benennen. (67) und die Eltern des Kindes (68) sind bei der Ausfüllung des Vordrucks zu benennen. (69) und die Eltern des Kindes (70) sind bei der Ausfüllung des Vordrucks zu benennen. (71) und die Eltern des Kindes (72) sind bei der Ausfüllung des Vordrucks zu benennen. (73) und die Eltern des Kindes (74) sind bei der Ausfüllung des Vordrucks zu benennen. (75) und die Eltern des Kindes (76) sind bei der Ausfüllung des Vordrucks zu benennen. (77) und die Eltern des Kindes (78) sind bei der Ausfüllung des Vordrucks zu benennen. (79) und die Eltern des Kindes (80) sind bei der Ausfüllung des Vordrucks zu benennen. (81) und die Eltern des Kindes (82) sind bei der Ausfüllung des Vordrucks zu benennen. (83) und die Eltern des Kindes (84) sind bei der Ausfüllung des Vordrucks zu benennen. (85) und die Eltern des Kindes (86) sind bei der Ausfüllung des Vordrucks zu benennen. (87) und die Eltern des Kindes (88) sind bei der Ausfüllung des Vordrucks zu benennen. (89) und die Eltern des Kindes (90) sind bei der Ausfüllung des Vordrucks zu benennen. (91) und die Eltern des Kindes (92) sind bei der Ausfüllung des Vordrucks zu benennen. (93) und die Eltern des Kindes (94) sind bei der Ausfüllung des Vordrucks zu benennen. (95) und die Eltern des Kindes (96) sind bei der Ausfüllung des Vordrucks zu benennen. (97) und die Eltern des Kindes (98) sind bei der Ausfüllung des Vordrucks zu benennen. (99) und die Eltern des Kindes (100) sind bei der Ausfüllung des Vordrucks zu benennen.</small></p>																											

Antrag auf Übernahme der Ehrenpatenschaft für ein neuntes Kind einer Familie durch den Reichskanzler im Jahre 1938

Zu Frage 12 a: Stellungnahme des Bürgermeisters zum Antrag auf der Rückseite:  
 Der Ruf der Familie G. ist nicht der allerbeste, seit 1933 sind aber besondere Klagen nicht mehr laut geworden. G. war längere Zeit arbeitslos, sodaß die Familie in Schulden geriet. In letzter Zeit hat G. sich aber ernsthaft bemüht, seine Schulden abzudecken. Ich will nicht verkennen, daß die vorgekommenen Klagen auf die große Kinderzahl mit zurückzuführen sind und infolge des geringen Einkommens auch die Verschuldung nicht ganz zu vermeiden war. Da der Antragsteller sowie auch die ganze Familie bisher noch nicht bestraft wurde und sowohl von der NSV wie auch von der Partei keine besonderen Bedenken geltend gemacht werden, kann ich den Antrag auf Übernahme der Ehrenpatenschaft unbedenklich empfehlen. Die Familie ist der Übernahme der Ehrenpatenschaft auch in jeder Hinsicht würdig. Die Befürwortung erfolgt weiter auch angesichts der Tatsache, daß die Familie vollkommen erbesund ist. Da keine besonderen Bedenken vorliegen, ist ebenfalls die Beihilfe für Kinderreiche ohne weiteres bewilligt worden. . .

1945 gab es in Ratingen nur relativ geringe Zerstörungen.

In der Bilanz bleibt festzuhalten, daß neben den Ehestandsdarlehen ab Ende 1935 an einen stetig sich erweiternden Kreis von Bedürftigen Kinderunterstützungen gezahlt wurden. 1941 wandelte

der Staat diese Hilfen um in ein allgemeines Kindergeld von monatlich 10 Mark vom dritten Kind an. Hinzu kamen bescheidene Beiträge der Stadt wie die Ausgabe von Milch an eine begrenzte Zahl von hilfsbedürftigen Kleinkindern und Schülern.

All diese Maßnahmen schufen jedoch keinen hinreichenden Ausgleich für viel zu niedrige Löhne und blieben insgesamt ohne nachhaltige Auswirkungen. So konnten sie das Abgleiten mancher Familien in Verschuldung und Obdachlosigkeit nicht verhindern. Die nationalsozialistische Propaganda für Kinderreichtum war - bei dem Fehlen ausreichender Hilfen - überdies in der Konsequenz darauf angelegt, diese Not noch zu vergrößern. Auch nach 1933 galt, wie an etlichen Beispielen sichtbar wurde, die Erfahrung, daß Kinderreichtum oft in die Armut führte.

Das Hauptproblem, an dem die Lohn- und Sozialpolitik krankte, war die Fixierung des NS-Staates auf die Vorbereitung des für die frühen vierziger Jahre fest geplanten großen Eroberungskrieges. Die Kriegsvorbereitung beanspruchte bald alle verfügbaren Mittel, z.B. auch die im Wirtschaftsboom inzwischen angesammelten Milliarden der Sozialkassen. Für größere Sozialleistungen oder Lohnerhöhungen blieb kein Raum. Die Familienpolitik durfte sich nur so weit entfalten, wie man von ihr einen Beitrag zur Kriegsvorbereitung z.B. durch die Erhöhung der Geburtenzahl erwartete. Eine Sozial- und Familienpolitik allein zur Verbesserung und Erleichterung der Lebensmöglichkeiten stand unter dem Nationalsozialismus niemals zur Debatte.

### Benutztes Material:

- Adreßbücher der Stadt Ratingen 1931 und 1936.
- Reichsgesetzblatt 1933 - 1941.
- Verwaltungsberichte der Stadt Ratingen 1935 - 1941.
- Akten des Stadtarchivs: Nk 4-7, 4-14/16; 2-746, 2-1176/2, 2-1679.
- Ratinger Zeitung 24.6.1933, 4.12.1934, 25.9.1935, 3.3.1936, 14.7.1936, 8.7.1937, 2.11.1937, 2.1.1941.
- Gutt, Jürgen, Die soziale Lage der arbeitenden Bevölkerung in Ratingen vor und während des Zweiten Weltkrieges, unveröff. Staatsarbeit an der Univers. Bochum, 1981.
- Winkler, Dörte, Frauenarbeit im „Dritten Reich“, Hamburg 1977.
- Wisotzky, Klaus, Frauen im „Dritten Reich“ - für Ratingen grundlegend in: Erika Münster - Klaus Wisotzky, „Der Wirkungskreis der Frau...“, Frauengeschichte in Ratingen, Ratingen 1991, S. 173 - 213.

Hermann Tapken

# Erinnerungen an die Jüdin Charlotte Müller, geb. Hirsch

## Warum erst jetzt?

Vor einigen Jahren lernte ich durch kleine nachbarschaftliche Hilfen Frau Maria Friedrich kennen. Wir besuchen uns, tauschen Gedanken und Erfahrungen aus. Steht aber die Erstellung neuer Texte und Proben für die Erzählerinnen der Ratinger Frauengeschichte an, muss manchmal ein Treffen verschoben oder abgesagt werden. Frau Friedrich kann an unseren Aufführungen nicht teilnehmen, möchte aber genau wissen, an was ich arbeite. So habe ich ihr aus meinen Arbeiten eine Szene – aus dem Leben der Jüdin Liesel Waller – vorgetragen. Anschließend war es sehr still. Mit leiser Stimme sagte sie dann: „Genauso war es! Ich war doch mit der Lotte Müller befreundet, sie war auch Jüdin. Wissen Sie, wie es ihr ergangen ist?“

In den zurückliegenden beiden Jahren hat Frau Friedrich mir, wenn die Erinnerung präsent und die Belastung nicht so groß war, in Liebe, Traurigkeit, Verzweiflung und stillem Gedenken an Lotte Müller erzählt:

„Am 6. August 1905 wurde Charlotte (genannt Lotte) Hirsch in Ratingen geboren. Ihre Eltern

waren Max und Rosa Hirsch. Lotte hatte vier Geschwister: Else, Irmgard, Erich und Kurt. In der Oberstraße 21 war das Wohn- und Geschäftshaus der Familie Hirsch. Später wohnte die Familie Hirsch auf dem heutigen Freiligrathring.

Bei Tanzveranstaltungen in der Gaststätte „Grüne Ecke“ an der Bechemer Straße lernte sie Ludwig (genannt Lutz) Müller näher kennen. Herr Müller wurde am 10.08.1904 in Obrighoven/Wesel geboren. Er war der Sohn der Besitzer der „Grünen Ecke“. Die Gaststätte befand sich im Erdgeschoss. In der 1. Etage war der Tanzsaal. Lutz spielte dort mit zwei weiteren Freizeitmusikern Tanzmusik. Die Eltern von Lutz waren streng katholisch. Für sie kam eine Verbindung mit einer Andersgläubigen nicht in Frage (die vorherige Freundin von Lutz war evangelischen Glaubens, und die Verbindung war an der Glaubensfrage gescheitert). Lutz liebte seine Lotte, und so kam es zum Zerwürfnis mit seinen Eltern. Der Rauschmiss aus dem Elternhaus erfolgte unmittelbar. Lutz zog zur Familie Hirsch an den Freiligrathring, die damalige Hohenzollernstraße. Die Verbindung der beiden wurde sehr schnell durch Heirat besiegelt. Ihre erste eigene Wohnung fanden sie in der Poststraße 22.<sup>1)</sup>

Lutz Müller hatte seinen Betrieb für Elektro-Maschinenbau und Ankerwickerei (Wickeln von Motoren für Flugzeuge) in der Bahnstraße (auf dem Gelände war später für einige Jahre das Postamt).

Von den Familienmitgliedern Lotte Müllers, geb. Hirsch, ist bekannt, dass ihr Bruder Kurt 1934 nach Palästina, Erich 1937 und die ältere Schwester Irmgard (genannt Irma) 1939 nach London emigrierten. Die jüngste Schwester Else war verheiratet (der Familienname ist uns nicht bekannt). Else soll nach Amerika emigriert sein. Über den Vater, Max Hirsch, ist nur innerlich, dass er sehr alt war. Frau Rosa Hirsch, die Mutter der fünf Kinder, kam 1939 zusammen mit Schwägerin und Schwager in ein Konzentrationslager. Sie wurden alle ermordet.

## Lotte und Lutz Müller lebten weiter in Ratingen in der heutigen Poststraße 22

Frau Maria Friedrich, geb. Brink, eine Freundin der Eheleute Müller, wurde in der Industriestraße geboren, wo sie nach dem Tod ihres

1) Die heutige Poststraße hieß Anfang des 20. Jahrhunderts Kronprinzenstraße, später dann Admiral-Graf-Spee-Straße und von 1945 bis zur Neugliederung 1975 Speestraße.



Das Wohn- und Geschäftshaus der jüdischen Familie Hirsch auf der Oberstraße im heutigen Zustand. Das Haus liegt neben der Gaststätte „Suintbertus-Stuben“



Lotte und Lutz Müller lebten nach ihrer Heirat im Haus Admiral-Graf-Spee-Straße 22 (heute Poststraße 22)

Vaters mit ihrer Mutter Rosa (genannt Rösken) lebte. 1941 heiratete sie Eduard Friedrich aus Düsseldorf. Er war zu der Zeit Soldat. Frau Friedrich übte ihren Beruf als Hutmacherin in Düsseldorf aus. Anfang 1944 war das Geschäft durch Bombenangriffe zerstört worden. Maria Friedrich bekam durch Vermittlung ihrer Chefin eine Anstellung mit Familienanschluss in Bad Hönningen. An einem Sonntag im Sommer 1944 kam Frau Friedrich, begleitet von ihrer Gastfamilie/Arbeitgeber, aus dem Gottesdienst. Von weitem sah sie eine Frau an der Mauer entlang schleichen. Einige Schritte weiter erkannte sie Lotte Müller. Lotte rannte in ihre Arme, flüsterte: ‚Maria, Du musst mir helfen. Die Gestapo ist mir auf den Fersen.‘ Frau Friedrich nahm Lotte mit auf ihr Zimmer. Hier verbrachten sie die Nacht, und Lotte erzählte ihr, sie habe einen Tipp erhalten, die Gestapo wolle sie verhaften. Ohne ihrem Mann eine Nachricht zu hinterlassen, habe sie sich in Ratingen auf den Weg zum Bahnhof gemacht. Sie habe einige Zeit gebraucht, um von der Poststraße zum Bahnhof zu kommen, da sie sich immer wieder vergewissert habe, dass ihr niemand folgte.

Frau Friedrich entschied: ‚Lotte, Du bleibst erstmal bei mir!‘ Am folgenden Tag wurde sie von ihrem Chef und seiner Frau auf ihren Besuch angesprochen: Ob das eine Jüdin sei. ‚Wir bekommen Schwierigkeiten. Sie muss hier weg!‘ Was tun? Lotte hatte noch eine Adresse, wo sie versuchen wollte, Unterschlupf zu finden. Sie fuhr nach Waldbreitbach/Westerwald zur Firma Reuschenbach. Herr Reuschenbach war der Geschäftsfreund ihres Mannes. Hier fand sie Aufnahme.

In dem Ort Fernthal/Westerwald, Einwohnerzahl etwa 300, hatte die Familie Hecking<sup>2)</sup> eine Metzgerei. Herr Hecking war 1936 gestorben. Frau Maria Hecking leitete die Metzgerei und versorgte ihre fünf Kinder. Das jüngste Kind, Aloys, war 1934 geboren worden. Im Sommer 1944 ging die Kühlmaschine in der Metzgerei kaputt. Frau Hecking rief bei der Firma Reuschenbach in Waldbreitbach an, fragte nach Ersatz. Dieser wurde in Aussicht gestellt. Man müsse dazu mit einem Freund aus der

Branche Kontakt aufnehmen, da in ihrem Betrieb kein Ersatz vorhanden sei. Es könne dauern, da der Freund in Ratingen lebe. So kam der Rückruf, dass Herr Reuschenbach bei seinem Freund fündig geworden sei. Der Preis wäre nicht Barzahlung, sondern die Aufnahme einer jungen Frau für eine 14-tägige Erholung. Frau Hecking war einverstanden, und so kam Lotte Müller nach Fernthal – im „Gepäck“ die Kühlmaschine. Am darauf folgenden Tag suchte die Gestapo in Waldbreitbach bei der Firma Reuschenbach nach Lotte Müller. Keiner hat sie verraten. In der Zwischenzeit war die Gestapo auch bei Lutz Müller in Ratingen eingedrungen und hatte nach seiner Frau gesucht. Herr Müller versicherte, er wisse nicht, wo seine Frau sei, da sich sämtliche Papiere samt Lebensmittelkarten in der Wohnung befänden und ein Überleben ohne diese wichtigen Lebensmittelkarten ja wohl undenkbar sei. Wo sonst noch gesucht wurde, wissen wir nicht. Frau Hecking wusste nicht, dass Lotte Jüdin war. Sie hatte Frau Müller freundlich aufgenommen. Für die Kinder war sie Tante Lotte. Sie weinte viel. Besonders schlimm wurde es, als die Heimreise näher rückte. Frau Müller vertraute sich Frau Hecking an. Ohne Wenn und Aber entschied Frau Hecking: ‚Du bleibst als meine Verwandte hier und kein Wort zu niemandem.‘ So haben die beiden Frauen bis Kriegsende in Fernthal gelebt. Frau Maria Hecking in Verantwortung für ihre fünf Kinder, die Sorge um Lotte

Müller, die Aufrechterhaltung der Metzgerei. Lotte Müller voller Angst vor Entdeckung und die Sorge um ihren Mann.

Lutz Müller führte seinen Betrieb in Ratingen weiter. Versorgt wurde er von Frau Rosa Brink. Beide bangten um ihre Lieben. Frau Brink um ihre Tochter Maria (Friedrich), Herr Müller um seine Frau.

Im Sommer 1945 kam Frau Friedrich mit einem geliehenen Fahrrad von Hönningen nach Ratingen zurück. Ihre Mutter teilte ihr mit, dass Lutz Müller am nächsten Tag in den Westerwald fahre und Lotte abholen werde. So fuhren Herr Müller und Frau Friedrich am nächsten Tag nach Fernthal und brachten Lotte wieder nach Ratingen. Mitgenommen hatten sie den damals 12-jährigen Aloys Hecking. Die Verbindung zwischen Frau Hecking, ihren fünf Kindern und dem Ehepaar Müller war sehr eng geworden. Die Besuche Ratingen-Fernthal und umgekehrt fanden regelmäßig statt. Der Wunsch von Müllers war, dass Aloys in ihrem Betrieb 1948 eine Lehre beginnen und später der Nachfolger in der Firma werden sollte.

2) Der Name Hecking ist Frau Friedrich kurz vor Ostern 2002 eingefallen. Im Telefonverzeichnis fand ich einen Eintrag unter Arno Hecking. Er erteilte mir die Auskunft, dass sein Vater Aloys wieder in Fernthal lebt und ermunterte mich, dort anzurufen. Die Gespräche mit Herrn Hecking waren sehr freundlich und informativ. Alle Angaben in diesem Artikel wurden von ihm bestätigt bzw. um wesentliche Punkte ergänzt.



Aloys Hecking, Lotte und Lutz Müller im Sommer 1945

Aloys hatte am Erlernen dieses Berufszweiges keinen Spaß, viel lieber wollte er Metzger werden. Er begann eine Lehre in der Metzgerei seiner Mutter. Im Jahre 1951 verstarb Frau Maria Hecking. Familie Müller holte Aloys nach Ratingen. Eine Adoption lehnte der Jugendliche im Andenken an seine Eltern ab. Herr Müller vermittelte, so bekam der junge Herr Hecking eine Anstellung als Geselle bei der Metzgerei Oetzbach in Ratingen, wo er auch wohnte. Müllers waren einige Zeit vorher in das Haus Poststraße 46 gezogen. 1955 wurde mit dem Bau des Wohn- und Geschäftshauses plus Werkstatt an der Schwarzbachstraße 39 (heute Europaring 8) begonnen. Die Eigentümer – Lutz und Lotte Müller – zogen 1957 dort ein. Im Erdgeschoß war die „Drogerie Kloster“, später „Drogerie Schellenberg“, heute Elektro-Büro. Neben an die Werkstatt für Maschinenbau und die Ankerwicklei.

Familie Müller hat Aloys Hecking 1962 bei der Einrichtung einer eigenen Metzgerei in Tiefenbroich hilfreich zur Seite gestanden.

Zu Lotte Müller kam sehr häufig und für lange Zeitabschnitte die



Das Grab von Lotte und Lutz Müller auf dem katholischen Friedhof in Ratingen-Mitte

Malerin Clara Behrensen aus Frankfurt am Main zu Besuch. Diese wurde von allen liebevoll Tante Clärchen genannt und war die einzige Verwandte von Lotte Müller in Deutschland.

Drei Gemälde von ihr befinden sich im Besitz der Zeitzeugen. Frau Clara Behrensen ist in Ratingen

gestorben und wurde auf dem Waldfriedhof beerdigt.

Charlotte Müller, geb. Hirsch, ist am 12. August 1984 gestorben. Sie wurde auf dem katholischen Friedhof von einem evangelischen Pfarrer beerdigt. Ludwig Müller verstarb am 13.02.1986.”

Rita-Maria Habermann

## Zwischentöne – Jüdisches (er)leben

Klezmer, Landjudentum und Literatur waren die Themen der Jüdischen Kulturtag 2002 in Ratingen

### Eröffnungsveranstaltung in der Tonhalle Düsseldorf

An den Jüdischen Kulturtagen, die im April und Mai 2002 stattfanden, beteiligten sich 14 Kommunen aus dem Rheinland, deren jüdische Bürger überwiegend im Landesverband der Jüdischen Gemeinden von Nordrhein oder in der jüdischen Gemeinde Köln vertreten sind. 1998 hatte es diese Veranstaltungsreihe erstmalig unter Beteiligung von vier Städten gegeben, und so konnte, angesichts der erfreulichen Resonanz, in der Tonhalle Düsseldorf am 30. April eine fröhliche Eröffnungsfeier mit über 1000 geladenen Gästen aus allen Bevölkerungskreisen stattfinden. Nicht die Zeit des Holocaust sollte dabei im Vordergrund

stehen, wie Paul Spiegel, Präsident des Zentralrats der Juden in Deutschland und, ebenso wie Ministerpräsident Wolfgang Clement, Schirmherr der Veranstaltung, herausstrich. So wichtig es sei, aus der Geschichte zu lernen, damit sie sich niemals wiederholen könne, müsse man sich vor allem gegenseitig kennen lernen, denn: Nur was man nicht kennt, droht, ausgegrenzt zu werden. Deshalb zog sich durch die über 200 Veranstaltungen ein gemeinsamer „roter Faden“: Begegnung und Dialog, um den Reichtum und die Schönheit jüdischer Kultur kennen zu lernen. Dazu bot der Eröffnungsabend schon die beste Gelegenheit: Nach dem offiziellen Teil trat die Zürcher Gruppe „Kol

Simcha“ auf und faszinierte die Zuhörer mit Symphonic Klezmer, der wirklich unter die Haut ging. Ein koscheres Buffet, das sich weit in die Nacht zum ersten Mai hineinzog, überzeugte auch Skeptiker von dieser Art zu kochen. Viele der Anwesenden hörte man Russisch sprechen an diesem Abend – in den letzten 10 Jahren hat sich die Zahl der Mitglieder der jüdischen Gemeinde Düsseldorfs, nach Berlin und Frankfurt der drittgrößten in Deutschland, verfünffacht. Ihr gehören heute etwa 6000 Mitglieder an. Die zahlreichen Zuwanderer aus den Staaten der ehemaligen Sowjetunion suchten eine neue Heimat, weil sie dort wegen ihrer jüdischen Herkunft diskriminiert und verfolgt wurden.

## Klezmer-Konzert - Auftakt in Ratingen

Der Auftakt der Kulturtag in Ratingen war wenige Tage später im Medienzentrum ebenfalls musikalischer Art: Das Wuppertaler Klezmer-Trio „Die wilde Katschke“ begeisterte vor vollem Haus mit Musikstücken, die typisch jiddische Elemente in Text und Ausdruck aufwiesen, wie sie vor allem im galizischen und polnischen „Stetl“ ihren Ursprung haben. Dazu gesellten sich auch Einflüsse aus damals populären Musikstücken wie Boogie, Swing oder Chanson- und Schlagerformen, nicht selten in Amerika ausgeprägt, wohin schon um 1900 viele Juden auswanderten. Es braucht nicht viel im Leben, war die Erkenntnis eines Songs: einen Platz zum Schlafen, etwas zu essen, Geld und liebe Freunde. Alle Lieder wurden von Ursula Maria Krahn mit ausdrucksvoller Stimme in Jiddisch gesungen, und nach ihren jeweils kurzen Anmoderationen hatte niemand Probleme, dies zu verstehen. Im Gegenteil kamen Charme, Witz und Ironie bestens „herüber“, so dass dieser Abend nicht nur sehr vergnüglich, sondern auch ein tiefer Einblick in die jüdische Kultur war. Natasa Novosel, langjährig erfahrene Kabarett pianistin, überzeugte durch Ruhe und Präzision, und Ruth-Maria Kosow, Geige, bewies Temperament und Spielreue.

## Landjudentum - Die Friedhöfe am Blomericher und Görtscheider Weg

„Auf den Spuren des Landjudentums“ hieß die Fahrradexkursion des Stadtarchivs mit freundlicher Unterstützung des ADFC Ratingen. 25 Personen hatten sich samstagnachmittags zusammengefunden, um zunächst an einer kleinen Stadtführung zu Orten teilzunehmen, die mit der Geschichte der Ratinger Juden verbunden sind, denn seit 1592 ist die Existenz von Juden in der Stadt belegt. Als Viehhändler, Metzger und Kaufleute übten sie wichtige Funktionen für die Versorgung der kleinstädtischen Bevölkerung aus. Ihr Leben spielte sich ab im Spannungsfeld von Koexistenz und Fremdheit. Anschließend ging es per Fahrrad Richtung Breitscheid und Hösel. Erster Haltepunkt war das Haus Schneeweiß an der gleichnamigen Straße. Hier hatten in der Zeit von 1921 bis 1930 zwei Juden aus Essen mit Namen Kalbfleisch eine Hühnerzucht in großem Stil begonnen, damals eine sehr innovative Angelegenheit. Erst nach dem Ende des Ersten Weltkriegs war dieses Verfahren in Deutschland, aus den USA kommend, bekannter geworden, denn die Landwirtschaft musste nach neuen Wegen suchen, um ihre Existenz als Erzeuger zu sichern und den Bedürfnissen der Konsumenten nachzukommen. Die Weltwirtschaftskrise

hinterließ auch in dieser Hinsicht ihre Spuren - viele Betriebe wurden in den Ruin getrieben. So blieb von dem ganzen Unternehmen nur der Name der Hühnerrasse übrig, die damals von den Kalbfleischs gezüchtet wurde: Schneeweiß.

Die beiden nächsten Ziele waren der jüdische Friedhof am Blomericher sowie derjenige am Görtscheider Weg (Friedhöfe der Laupendahler Synagogengemeinde). Beide Begräbnisplätze haben durch die Gebietsreform von 1975 eine kommunale Zugehörigkeit erhalten, die mit ihrem Entstehungszusammenhang nur noch wenig zu tun hat. Der eine Friedhof gehört heute zu Ratingen, der andere zu Heiligenhaus. Beide gehören aber zusammen, sie waren die Begräbnisplätze der jüdischen Gemeinde Kettwig vor der Brücke. Bis 1888 wurde der Friedhof am Blomericher Weg belegt, nach dem Gedenkstein, der dort steht, soll er im Jahr 1790 angelegt worden sein. Der älteste erhaltene Grabstein für Samuel ben Benjamin stammt jedoch bereits aus dem Jahr 1786. Das Grundstück war stets - bis heute hin - Eigentum der Herrschaft Hugenpoet. Ab 1888 untersagte diese, dort weiter Tote zu bestatten, und wies der jüdischen Gemeinde das Grundstück am Görtscheider Weg zu, der zwar am Ortsrand von Hösel liegt, aber 1975 nach Heiligenhaus eingemeindet wurde. Dieser Friedhof wurde bis 1945 belegt. Heiligenhauser Juden sind hier nicht bestattet, allerdings befindet sich hier ein Gedenkstein für das am 23. November 1938 aus der nahen Ruhr tot geborgene Ehepaar Rosa und Karl Aron, das ein Klempner- und Installationsgeschäft in Heiligenhaus gehabt hatte. Es hieß damals, sie seien durch „Freitod“ ums Leben gekommen, doch waren sie, mit Draht zusammengeschnürt, von drei Männern aus Kettwig aus dem Fluss herausgeholt worden. Die Umstände dieses Mordes wurden niemals aufgeklärt. Auf dem Friedhof am Görtscheider Weg sind auch Juden aus dem heutigen Ratingen bestattet: Bernhard Cahn, 1849 in Ratingen geboren, nach Kettwig gezogen und 1920 dort bestattet, und Theodor Mandelbrod, vermutlich aus Hösel, geb. 1908 und



Das Wuppertaler Klezmer-Trio „Die wilde Katschke“  
(von links: Natasa Novosel, Ursula Maria Krahn und Ruth-Maria Kosow)  
bei seinem Auftritt im Medienzentrum Ratingen am 3. Mai 2002.  
Foto: Achim Blazy/Stadtarchiv



Fahrradexkursion „Auf den Spuren des Landjudentums“:  
Vor dem Haus „Schneeweiß“ auf der gleichnamigen Straße in Breitscheid

dort 1925 beerdigt. Zu dieser Zeit war er Lehrling in der Drogerie Hempelmann an der Kettwiger Hauptstraße gewesen.

Beide Begräbnisplätze lagen recht weit von der Ortschaft Kettwig vor der Brücke entfernt, die eine auf einer Anhöhe, die in alten Flurkarten als Ödland bezeichnet wurde, der andere in einem Tal, das ebenfalls für landwirtschaftliche Zwecke ungeeignet war. Nicht überall waren die jüdischen Friedhöfe gern in den Dörfern und Städten selbst gesehen, im Unterschied zu dem jüdischen Friedhof in Ratingen, der direkt in der Stadt, an der Werdener Straße, gelegen ist.

Auf beiden Friedhöfen sind noch heute sehr schöne Grabsteine als kulturgeschichtliche Zeugnisse einer längst vergangenen Zeit erhalten, auf welchen Symbole wie die Menora (der siebenarmige Leuchter), die segnenden Hände als Symbol der Kohanim (einst Priester im Tempel), die Levitenkanne (ebenfalls ein Priestersymbol) oder der Davidstern zu sehen sind. Jüdische Grabstätten werden im Gegensatz zu christlichen nicht nach Ablauf einer bestimmten Frist aufgelassen. Das Grab wird als „Haus des Lebens“ begriffen, und so heißt es jeweils am Schluss der Grabinschriften: „Ihre/seine Seele sei eingebunden in das Bündel des Lebens“. Die bei-

den Friedhöfe sind heute in die Denkmallisten der Städte Ratingen bzw. Heiligenhaus eingetragen.<sup>1)</sup>

### Literatur

Zwei Veranstaltungen wurden im Rahmen der Kulturtage in Ratingen von Seiten der Stadtbibliothek geplant: zunächst eine Lesung mit Leon de Winter, der als Sohn jüdischer Eltern im Jahr 1954 in den Niederlanden geboren wurde. De Winter befasst sich in seinem Werk mit philosophischen Fragen, mit dem Leid, aber auch mit Alltäglichkeiten vieler Menschen der heutigen Zeit wie z. B. der „midlife crisis“. Die Frage der Identität spielt eine große Rolle, und die Fragen kreisen häufig um die Punkte: „Was bin ich eigentlich? Ein Jude? Ein Goi? Worum dreht sich mein Leben?“ De Winters Bücher sind nicht nur ernsthaft, sondern zugleich witzig und unterhaltsam geschrieben, daher sehr amüsant zu lesen. Seinem Roman „Supertex“, 1993 erschienen, stellte er ein jiddisches Sprichwort voran, das auf viele seiner Romanfiguren zutrifft: „A scho in ganéjdn is ojch gut“ - Auch eine Stunde im Paradies ist der Mühe wert. Vor ausverkauftem Haus las er in Ratingen aus seinem älteren, aber erst kürzlich ins Deutsche übersetzten Roman „Leo Kaplan“.

Die zweite Lesung wurde von Raymond Federman, geb. 1928 in



Grabstein auf dem ehemaligen Friedhof der jüdischen Gemeinde Kettwig vor der Brücke am Blomericher Weg



Gedenkstein auf dem ehemaligen Friedhof der Ratinger Synagogengemeinde an der Angerstraße.

Foto: Anke Jensen-Giehler

Paris und heute in den USA lebend, geboten: „Schreiben nach dem Holocaust“. Federman, nicht nur Professor für Literaturwissenschaft, sondern auch noch ein ausgezeichnete Jazz-Saxophonist, gehört zu den führenden Vertretern der literarischen Avantgarde Amerikas. Sein experimentelles Schreiben begreift er als Suche nach Ausdrucks- und Lebensformen, die es nach der Vernichtung der europäischen Juden durch die Nationalsozialisten geben kann.

### Jüdische Kultur - was ist das?

Damit wurde eine Frage aufgeworfen, die auch schon von Paul Spiegel während der Eingangsveranstaltung angerissen worden war: Jüdische Kultur - was ist das überhaupt? Spiegel verwies darauf, dass es mindestens drei Meinungen darüber gebe, wenn auch nur zwei Juden danach gefragt würden. In diesem Zusammenhang äußerte sich Edna Brocke, die Leiterin der Gedenkstätte „Alte Synagoge“ in Essen. Auf die Frage „Was ist überhaupt jüdische Kultur in Deutschland heute?“ antwortete sie in einem Interview:

„Viele Leute meinen, dass es so etwas wie jüdische Kunst und Kultur gar nicht gebe. Trotzdem werden Jüdische Kulturtage ausgerichtet. Daran erkennt man schon das ambivalente Problem, deshalb können die Antworten es auch nur sein. Bis zur Emanzipation der Juden im 18. und 19. Jahrhundert war Jude-Sein zweierlei: Man gehörte zum jüdischen Volk und gleichzeitig zur Religionsgemeinschaft. Seither gibt es viele Varianten. Aus der Zeit vor der Emanzipation stammt aber der tragende Teil jüdischer Kultur: Weil Juden genötigt waren, wiederholt zu fliehen, konnten sie in der Regel nicht die Kulturgegenstände und -sparten sesshafter Völker entwickeln - es gibt etwa keine jüdische Gartenbaukunst. Das einzige, was das Judentum durchgehend fruchtbar entwickelte, sind Texte, die als *Mikdash Me ad*, das heißt „ein bisschen Tempel“ dienten. Also das, was man im Herzen trägt, was man bewahrt, indem man es auswendig lernt, studiert, disku-

tiert... Gerade weil unsere Mittel so lange auf das Wort begrenzt waren, hat sich in dem Moment, wo dies historisch erlaubt war, Kreativität sprunghaft auf alle anderen Bereiche ausgedehnt: Theater, Film, Musik, Literatur. Liest man eine Seite im Talmud, dann versteht man, wie jede Geschichte dazu verlockt, sie weiter oder anders zu erzählen.“<sup>2)</sup>

Die jüdischen Kulturtage haben gezeigt, dass jüdisches Leben, jüdische Kultur und jüdische Religion nach dem Abgrund des Holocaust wieder beginnen, unsere Gesellschaft zu bereichern.

Aber auch zwei Schatten, verursacht zum einen durch den Nahostkonflikt, zum anderen durch innerdeutsche Auseinandersetzungen, fielen auf die Kulturtage und zeigten, wie fragil das Zusammenleben von Nicht-Juden und Juden in Deutschland, in Europa und in der Welt ist: Paul Spiegel hatte in seiner Eröffnungsrede der Kulturtage betont, dass es selbstverständlich erlaubt sei, Israel wegen seiner Haltung gegenüber den Palästinensern zu kritisieren - die schärfsten Kritiker des Vorgehens Ariel Scharons seien schließlich viele Israelis selbst - entgegen einer bei zahlreichen Bürgern hierzulande vorherrschenden Meinung, man dürfe „nichts gegen Israel sagen“. Unsere Medien sparen aber an der Kritik mit Israel in dieser Hinsicht keinesfalls, und so kann es sich nur um „gestörte Wahrnehmungen“ handeln, über deren Gründe hier nicht spekuliert werden soll.

Weiter hat eine Partei, von der zumindest ich es nicht geglaubt hätte, gegen Ende der Kulturtage, im Juni 2002, während ich diesen Bericht schreibe, den Nahostkonflikt zu innenpolitischen Zwecken des Wahlkampfs umfunktioniert. Man konnte soeben aus dem Mund eines deutschen Politikers hören, dass bestimmte Juden selbst daran schuld seien, wenn es in der Bevölkerung Antisemitismus gebe.

War gerade von Seiten der Initiatoren der jüdischen Kulturtage während der dreijährigen Vorbereitung immer wieder geäußert worden, dass die Geschichte des

Holocausts nicht in den Mittelpunkt gestellt werden solle, sondern „der Reichtum jüdischer Kultur, aber auch jüdischer Geschichte in Deutschland“, so stimmt die gegenwärtige Diskussion nachdenklich.

In diesem Zusammenhang fällt mir eine Geschichte Saul Bellows ein: Er erzählt in seinem Roman „Mr. Sammler's Planet“ (1975) die Geschichte des polnischen Juden Artur Sammler, der ein Überlebender des Holocaust ist. Er hatte schon vor einem deutschen Erschießungskommando gestanden, sich dann aus einem Massengrab retten können. Später, in New York, als er bereits wieder ein bürgerliches Leben führt, fragt ihn ein Mann aus seiner Verwandtschaft: „Man sagt, du bist schon einmal im Grab gewesen.“ „So, sagt man das?“ „Wie war das?“ „Wie war das. Laß uns das Thema wechseln.“<sup>3)</sup> Saul Bellow wollte dies als Groteske verstanden wissen, nicht als ein Plädoyer für das Vergessen.

Müssen wir uns in Zukunft der Vergangenheit und Gegenwart auf eine ganz neue Art und Weise stellen? Künstlerische Auseinandersetzung, wie sie die Grundlagen für die jüdischen Kulturtage waren, scheinen mir dabei nicht der schlechteste Weg zu sein. Sensibilität, Differenzierung, Begegnung sollten die Richtung angeben.

Dr. Erika Münster

1) Vgl. zu der Laupendahler Gemeinde: Hans Gerd Engelhardt, Chronik der jüdischen Gemeinde Kettwig/Kettwig vor der Brücke. Synagogengemeinde Laupendahl im Bergischen Land, Essen-Kettwig 1999 (hgg. im Selbstverlag der Kettwiger Museums- und Geschichtsfreunde e. V.; zu den Friedhöfen: Erika Münster, Juden in Ratingen seit 1592. Eine Dokumentation, Ratingen 1996; Elfie Pracht-Jörns, Jüdisches Kulturerbe in Nordrhein-Westfalen, Teil III: Regierungsbezirk Düsseldorf, Köln 2000, S. 398-426

2) Süddeutsche Zeitung v. 30.4./1.5.2002: „Ich weiß nicht, ob es eine jüdische Kultur überhaupt gibt.“

3) Hier zitiert nach: Harald Weinrich, Lethe. Kunst und Kritik des Vergessens, München 1997, S. 244 ff.

# Ein Praktikum mit Folgen - meine Arbeit im Ratinger Stadtarchiv

## Die Spuren der Familie Landsberg führen bis nach Südafrika

Vier Wochen sollte das Praktikum für mein Studium dauern. Dass daraus eine bewegende und spannende Suche über viele Monate hinweg werden sollte, war mir im September 2000 noch nicht bewusst. Ich wollte mein Praktikum bei Frau Dr. Erika Münster im Ratinger Stadtarchiv absolvieren. Das Archiv war mir vertraut - ich hatte bereits mein Schülerpraktikum in der zehnten Klasse dort gemacht und kannte mich einigermaßen aus. Den letzten Monat der Semesterferien sollte ich also im Keller des alten Lehrerseminars an der Mülheimer Straße verbringen. Bei der kurzen Einführung durch Frau Münster wurde mir in diesem Keller ein wahrer Schatz offenbart. Und mit diesem Schatz sollte und durfte ich mich nun beschäftigen.

Vielleicht fünf Zentner Papier lagen dort ungeordnet herum, Zeitungen, Heftchen, Bilder, Fotos, Bücher, Mappen in Tüten, Koffern, Kartons, lose und zusammengebunden, Hefter und Akten. Es handelte sich um den riesigen und kompletten Nachlass der Familie Landsberg aus dem Remscheider Stadtteil Lennep. Eine Gelehrtenfamilie großbürgerlich-jüdischer Herkunft mit einer einmaligen Briefkultur. Grob geschätzt waren es 20.000 Briefe, vielleicht aber auch noch mehr, die da im Archivkeller sehnlichst auf ihr zweites Gelesenwerden warteten. Der Nachlass ist eine einzigartige Gesamtquelle. Aus sozial- und familiengeschichtlicher Sicht ist er ebenso wertvoll wie für Volkskundler, Orientologen und Ägyptologen, Forscher der Frauengeschichte, Rechts- und Wirtschaftsgeschichte. Alleine die Fotografien bis zur Anfangsphase der Fotografie um 1860 sind wichtige historische Quellen. Über einen Zeitraum von über zweihundert Jahren verfolgen die zahlreichen Dokumente die unterschiedlichen Biografien der Familienmitglieder, zeichnen ihren Lebens-



Ein Teil der etwa 20.000 Briefe, die es zu sichten, registrieren und archivieren galt

weg nach und bieten einen tiefen Einblick in persönliche Wahrnehmung der Geschichte an sich. Denn die Briefeschreiber und Tagebuchführer kommentierten das Weltgeschehen ihrer Zeit immer wieder; Mentalitäten und Geistesströmungen lassen sich hierbei relativ leicht kombinieren.

Aber von Anfang an: Im Jahre 1995 verstarb in Lennep das letzte in Deutschland lebende Familienmitglied der Landsbergs - die 91jährige Bibliothekarsrätin Dr. Erika Landsberg. Sie hatte im elterlichen Haus gewohnt und ein ganzes Zimmer mit dem Nachlass ihrer Familie gefüllt. Nun gelangte das Material in das NS-Dokumentationszentrum in Köln. Mitarbeiterin Dr. Barbara Becker-Jäckli nahm sich der Sammlung an. Wie irrsinnig ist der Gedanke, dass damals der höchst interessante Nachlass von verschiedenen Archiven in Remscheid und Wuppertal strikt abgelehnt worden ist! Hätte das Kölner Zentrum die Sachen nicht genommen, sie wären früher oder später dem Reißwolf zum Opfer gefallen - aus Sicht der historischen Wissenschaft ein echter

Skandal. Dann lagerten die vielen Kartons und Koffer zwei Jahre im Büro von Frau Becker-Jäckli. Problematisch wurde das Material der Landsbergs insofern, als es die Stadt Köln, dessen Vergangenheit das NS-Dokumentationszentrum erforscht, nicht wirklich betraf. Man wußte aber, dass es in Ratingen ein Archiv gibt, welches für solche Dinge durchaus offen ist. So kam der Kontakt zu Frau Dr. Münster zustande, und kurze Zeit später wurde mit einem städtischen Laster der Nachlass nach Ratingen geholt - und somit gerettet.

Nun könnte man sich durchaus fragen, warum gerade das Ratinger Archiv sich für Dinge aus Remscheid interessieren sollte, gleichzeitig scheint das Thema der Landsbergs auch nicht den Leserkreis der „Quecke“ zu betreffen. Die Antwort ist leicht und überzeugend zu geben. Die vielen Verstrickungen der Familie Landsberg in die Regionalgeschichte des Bergischen Landes und in die Abläufe der gesamtdeutschen Geschichte sind für jeden historisch Interessierten von hohem Wert. Die zum Teil verquer verlaufenden Lebenswege der einzelnen Familienmitglieder und die Verwandtschaft zu manchen berühmten Persönlichkeiten sind eine wahre Fundgrube für jeden, der sich mit diesem Nachlass auseinandersetzt. Und so ging es auch mir.

Ich machte mich also daran, den Nachlass zu sortieren und zu archivieren. Lange Findlisten mussten erstellt werden, leere Papiere, Gummibänder und Heftklammern, Plastiktüten und anderes wertloses Material wurde „kassiert“ (so heißt es in der Sprache der Archivarer vornehm, wenn etwas im Mülleimer landet). Aber auch der Inhalt der Schriften sollte erforscht werden. Mit akribischer Genauigkeit und detektivischem Spürsinn mussten zunächst die verwandtschaftlichen Beziehungen der Fa-

milienmitglieder rekonstruiert werden. Stammbäume, Ahnentafeln und Ahnenpässe waren dabei natürlich besonders hilfreich. Schließlich sollte die „Flachware“ (Papiere) von den Gegenständen getrennt aufbewahrt werden. Immerhin beinhaltet der Nachlass auch Dinge wie Ölbilder und Lederkoffer, kleinere Habseligkeiten, Schmuckkästchen mit Inhalt, wertvolle Haarspangen aus Elfenbein, Holzdöschen aus Tropenholz, zahlreiche Orden, gerahmte Bilder und vieles mehr.

Nach dieser ersten Vorarbeit entschloss ich mich dazu, die wohl bekannteste Persönlichkeit der Familie zu erforschen und meine Ergebnisse in Form eines Dossiers schriftlich festzuhalten. Die ganze Familie mit allen Personen zu untersuchen wäre wohl zu umfangreich und im schlimmsten Falle unübersichtlich geworden. So ha-



Dr. Ernst Adolf Landsberg (1903–1976) um 1960

be ich angefangen, das Leben von Dr. Ernst Adolf Landsberg (1903–1976) nachzuzeichnen - so, wie ich es aus den schriftlichen Quellen kombinieren konnte. Sehr schnell wurde mir dabei klar, dass ich es mit einem wirklich außergewöhnlichen Mann zu tun hatte. Eine Persönlichkeit, die mich so faszinierte und bisweilen auch fesselte, dass meine Freundin mich hin und wieder entnervt aufforderte, ich solle mir doch ein Bett in den Archivkeller stellen, damit ich auch



Erinnerungsstücke und Orden aus dem Besitz von Marie Landsberg, geb. Hoff, der Mutter Ernst Landsbergs

die Nacht bei „meinem“ Ernst Landsberg verbringen könne.

Die gesamte Titelseite des Lennep-er Kreisblattes berichtete im Jahre 1915 vom Tode des bekannten Remscheider Amtsrichters Julius Ferdinand Landsberg, dem Vater von Ernst Landsberg, der damals zwölf Jahre alt war. Seltenheitswert hat beispielsweise die Ernennungsurkunde des Richters aus dem Jahre 1901 - das Dokument trägt die Originalunterschrift Kaiser Wilhelms II. Julius Landsberg gilt als Begründer der deutschen Jugendschutzbewegung. Auch seine Frau, Marie Hoff, entstammte einer großbürgerlichen und durch und durch intellektuellen Familie. Die Vorfahren der Landsbergs stammten aus Mainz und der Pfalz. Elias und Lazarus Landsberg waren Rabbiner und Getreidehändler. Adolf Landsberg, der Großvater Ernst Landsbergs, war Direktor der Stollberger Eisenhütte. Zur Familie gehörten auch noch der Bonner Rechtswissenschaftler Ernst Landsberg, der mit seinen Forschungen zum römischen Recht in ganz Deutschland als Rechtshistoriker bekannt geworden war; er verstarb 1927. Otto Landsberg entstammte dem Familienzweig, der in Schlesien beheimatet war. Er war SPD-Politiker und ebenfalls Jurist und war im November 1918 Mitglied des Rates der Volksbeauftragten an der Seite des späteren Reichspräsidenten Friedrich Ebert. Die meisten Familienmit-

glieder, darunter auch Adolf Landsberg, sind Ende des 19. Jahrhunderts zum Protestantismus konvertiert.

Ernst Landsberg wurde 1903 in Lennep als ältestes Kind geboren. Schon früh stellten sich seine besonderen Begabungen heraus. Lange vor dem ersten Schultag konnte er lesen und schreiben, schon während der Volksschulzeit beherrschte er die ersten Fremdsprachen. Später wird er 16 Sprachen erlernen - darunter Persisch und Hebräisch, Türkisch und Arabisch. Mit 21 Jahren promoviert Ernst Landsberg in Frankfurt als Volkswirtschaftler und Jurist. Darauf geht er nach Berlin, um als Wirtschaftsjournalist beim Berliner Tageblatt zu schreiben. Chefredakteur zu dieser Zeit ist der bekannte Theodor Wolff, der Neffe des Verlagsgründers Rudolf Mosse. Das Jahr 1933 bringt für die zahlreichen jüdischen Redakteure des Blattes eine schwere Zeit. Landsberg, der nach den Rassegesetzen der Nazis als „Judenmischling“ gilt, flieht schon im Dezember 1933 mit seiner jüdischen Frau Dora Hendel-Flesch nach Kapstadt, Südafrika. Sein Chef Theodor Wolff und viele seiner Kollegen bleiben in Berlin - sie überleben den Holocaust nicht. Der Mosse-Verlag wurde „arisiert“, also zwangsenteignet, und das liberal-demokratische Berliner Tageblatt erschien nicht mehr. Ein angeheirateter Onkel Ernst Lands-

bergs, der berühmte Professor Ernst Bresslau, war Zoologe in Köln, und dessen Schwester war die Ehefrau des weltbekannten Dschungelarztes Albert Schweitzer. Der jüdische Gelehrte Bresslau wurde umgehend von den Nationalsozialisten entlassen. Im Jahre 1934 vertrieb man die Familie aus Köln, sie ging nach Brasilien.

Die Überfahrt der Landsbergs nach Afrika per Schiff ist mit vielen Fotos dokumentiert; an Bord: das junge Ehepaar Landsberg mit dem einjährigen Söhnchen Henry und der Tochter aus Doras erster Ehe, Sabine, genannt „Bine“. Dora Landsbergs erster Mann, Julius Flesch aus Berlin, wird nach



Gedenkplatte für Ernst Landsberg am Familiengrab auf dem evangelischen Friedhof in Lennep



Das Wohnhaus der Landsbergs an der Rotdornallee 24 in Lennep

Auschwitz deportiert und dort ermordet. Mitte der dreißiger Jahre folgen Ernsts Schwester Margret und Doras Eltern nach Kapstadt. Die „Achteljüdin“ Margret, geboren 1909, durfte nicht ihr Lehramts-Examen ablegen, also zog sie ihrem Bruder zum „Kap der guten Hoffnung“ nach. Zurück in Lennep bleiben nur die Witwe Marie Landsberg mit Tochter Erika und dem kranken Bruder Reinhart. So sind die vier Geschwister vorerst getrennt. Reinhart, der jüngste Sohn der Landsbergs, hegt den Wunsch, evangelische Theologie zu studieren, aber der „nicht-arische Christ“ muss stattdessen in einem winzigen Ort bei Stettin bei Bekannten vor den Nazis versteckt werden. Was während des Krieges mit ihm geschah, kam nicht ans Licht. Zumindest schrieb Margret Landsberg, die heute in England lebt, er habe „an der Nazizeit mehr als bei uns Geschwistern schweren seelischen Schaden genommen.“

In Kapstadt arbeitet Ernst Landsberg als Redakteur für die Cape Times und als Korrespondent der London Financial Times, er publiziert Wirtschaftsjahrbücher und Enzyklopädien. In den Nachkriegsjahren beschäftigt sich das Sprachgenie mit der Übersetzung alter Schriften. Er transkribiert Sanskrit und Mahayana, schlüsselt Hieroglyphen und Keilschriften auf und betreibt Koran- und Talmudstudien. In seiner gesam-

ten Freizeit beschäftigt sich Landsberg mit vergleichenden Religionswissenschaften und Orientalistik, Quantenphysik und Philosophie, jüdischer Mystik und mittelalterlicher Scholastik. Seine Beschäftigung mit diesen Themen geht aus den Quellen hervor; zu allen möglichen Wissensgebieten hat er zu dieser Zeit Essays und Aufsätze verfasst. Sein Lebenswerk jedoch ist die Übersetzung der altägyptischen Totenschrift „Amduat“. Tausende Schriftzeichen hat er entschlüsselt, und damit zählt er zu den ersten Übersetzern dieser Bücher. Das ägyptologische Institut der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn hat bereits großes Interesse an Kopien dieser Unterlagen angemeldet. Das „Amduat“, Schrift des verborgenen Raumes, beschreibt die zwölfstündige Nachtfahrt der Sonne durch das Reich des Totengottes Osiris, der in der Unterwelt herrscht.

Viele Informationen über das Leben Ernst Landsbergs haben wir aus den lieben Briefen, die Mrs. Margret Lupton, geborene Landsberg, im vorigen Jahr an das Stadtarchiv Ratingen geschrieben hat. Die alte Dame, die seit über sechzig Jahren in englischsprachigen Ländern gewohnt hat, beherrscht immer noch ein vorzügliches Deutsch. Auch die kleine Bine, die damals mit nach Kapstadt geflohen war und mittlerweile natürlich auch eine ältere Frau

ist, hat dem Stadtarchiv einen interessanten Brief über ihr Leben geschrieben.

Als die vier Wochen um waren und mein Praktikum beendet war, wusste ich, dass die Nachforschungen noch nicht abgeschlossen waren. Zwar war der Nachlass größtenteils geordnet und sortiert und damit der Öffentlichkeit zu Forschungszwecken zugänglich gemacht worden. Aber über vielen Dingen des Inhalts schwebte noch manch geheimnisvolles Fragezeichen. Das Manuskript über Ernst Landsberg habe ich immer wieder ergänzt, weil ich immer mehr Informationen sammeln konnte. Im Januar 2001 bin ich nach Remscheid-Lennep gefahren, um mir das Haus der Landsbergs anzusehen. Die alte bergische Villa mit Schiefervertäfelung war seit der Jahrhundertwende in Besitz der Familie. Seit 1986 wohnt in der unteren Wohnung die Familie Hohmann, die mir durch viele Hinweise sehr weitergeholfen hat. Frau Hohmann führte mich durch die leerstehende Wohnung oben. Alles fand ich so vor, wie ich es von den vielen Fotos her kannte. Staubig und vergessen standen dort die alten Möbelstücke als stumme Zeugen der Vergangenheit herum. An der Wand ein einzelnes Bild von Marie, der Mutter Ernst Landsbergs. Und obwohl Dr. Erika Landsberg, das letzte Familienmitglied in Deutschland, bereits 1995 verstorben war,

hatte bis jetzt keiner das Telefon abgemeldet, keine Nachmieter wurden gesucht - die Wohnung mutete gespenstisch verlassen an. Der Nachbar, Georg Hohmann, führte mich auch zum Familiengrab der Landsbergs auf dem evangelischen Friedhof Lennep. Dort waren die Gräber der Eltern, Julius und Marie, der Kinder Erika und Reinhart und auch eine Gedenkplatte für Ernst Landsberg. Er war 1976 in Kapstadt verstorben und seine Urne dort beigesetzt worden. Das, was er und seine Familie der interessierten Nachwelt hinterlassen haben, wird mich noch lange beschäftigen.

Wen dieser Bericht ein wenig neugierig gemacht hat und wer sich genauer mit den Landsbergs beschäftigen möchte, dem sei an dieser Stelle ein wichtiger Buchhinweis gegeben. Meine Arbeit erschien als Aufsatz Ende des Jahres 2001 im „Ratinger Forum - Beiträge zur Stadt- und Regionalgeschichte“ (Band 7). Die Publikation des Stadtarchivs ist in allen Ratinger Buchhandlungen erhältlich. An dieser Stelle möchte ich auch noch einmal meinen Dank an Erika Münster richten, die sich dem Nachlass der Landsbergs angenommen und mir dadurch ein wirklich interessantes und folgenreicheres Praktikum ermöglicht hat.

Bastian Fleermann

## Gasthof Gut Porz



### Unsere Öffnungszeiten:

Mo. – Sa. 17.00 – 1.00 Uhr  
Küche von 18.00 – 22.30 Uhr

An Sonn- und Feiertagen  
sind wir ab 11.00 Uhr  
durchgehend für Sie da.

Dienstag Ruhetag

### Besuchen Sie unseren Wintergarten!

– Gesellschaften bis 60 Personen –

40885 Ratingen-Lintorf · Hülsenbergweg 10  
Telefon 02102/934080

# Der Verlust des Schularchivs des alten Städtischen Gymnasiums

Entdeckt wurde das Schularchiv, das nach der Aufteilung der Schule in ein Jungen- und ein Mädchengymnasium 1958 und nach dem Umzug in das neue Gebäude 1968 in der Theodor-Heuss-Schule aufbewahrt wurde, von Hans Kappes, als dieser sich Ende 1980 mit seinem Leistungskurs Geschichte am „Schülerwettbewerb Deutsche Geschichte um den Preis des Bundespräsidenten“ mit dem Thema „Schul-Alltag im Nationalsozialismus, dargestellt am Beispiel der Oberschule für Jungen (und Mädchen) in Ratingen“ beteiligte und einen vierten Preis gewann. Bis dahin hatte man intern von der Existenz eines Archivs zwar gewußt, sich aber nicht weiter darum gekümmert. Die Schülerarbeit wurde im Auftrage des Stadtarchivs gedruckt und der Öffentlichkeit zugänglich gemacht.

Bei der Aufzählung der benutzten Quellen hieß es darin u.a.: „...Dieser Beitrag wurde unter Anleitung unseres Kurslehrers verfasst. Durch seine Vermittlung konnte mit der Erlaubnis des Schulleiters zum ersten Male unser Schularchiv aus der nationalsozialistischen Zeit ausgewertet werden. Die Fülle des Materials, mehr als 50 Ordner und Hefter und noch einmal mehr als 10 Geschäftsbücher, Klassenlisten etc., erwies sich zunächst als erdrückend. Sie bot aber den Vorteil, dass überhaupt nicht auf Sekundärmaterial zurück gegriffen werden musste, sondern echte, forschende Quellenarbeit mit ausgewerteten Dokumenten geleistet werden konnte. Die Auswertung der Akten des Schularchivs wurde ergänzt durch Quellenarbeit im Stadtarchiv ...“

Angestoßen von dieser Schülerarbeit sichtete auch der Verfasser die Bestände und bearbeitete im Auftrag der Fachgruppe Geschichte des Theodor-Heuss-Gymnasiums zusammen mit dem Kollegen Detlef Wörner mit Blick

auf den 40. Jahrestag des Kriegsendes am 8. Mai 1985 die frühe Nachkriegszeit. („Ratingen von 1945 bis 1949, Zusammenbruch, Not und Wiederaufbau in zeitgenössischen Zeugnissen“). Die 190 Seiten umfassende Dokumentation, vom Ratinger Heimatverein in 1000 Exemplaren veröffentlicht, basierte in den entsprechenden Kapiteln weithin auf dem Material des Schularchivs.

Zu dessen Beständen insgesamt sei ergänzt, dass diese, die ersten drei Jahrzehnte bis 1929, dem Zeitpunkt der Pensionierung des langjährigen Schulleiters Dr. Petry, aussparend, mit der Berufung von dessen Nachfolger, Dr. Klostermann, das Leben an der Schule bis etwa zur Aufteilung 1958 in großer Dichte dokumentierten. So bezogen sich die soeben in der Schülerarbeit erwähnten über 50 Ordner usw. allein auf die nationalsozialistische Zeit.

Erhalten geblieben war von 1929 an z.B. ein großer Teil des Schriftgutes aus dem laufenden Geschäftsverkehr mit der Stadt, der vorgesetzten Schulbehörde und den Eltern, die Mitteilungsbücher für den Umlauf in den Klassen – eine Sprechanlage gab es erst nach dem Umzug von der Poststraße in das heutige Gebäude an der Talstraße – Protokolle verschiedenartiger Sitzungen und Konferenzen, das jeweils im Lehrerzimmer ausliegende Heft über Unterrichtsvertretungen und besondere Veranstaltungen. Weitgehend vorhanden waren auch die Klassenbücher aus der Zeit des Zweiten Weltkrieges, der im Schularchiv in all seinen schulischen Problemen, z.B. den nächtlichen Brandwachen und der Unterrichtung der nach Düsseldorf abkommandierten Flakhelfer, dokumentiert war. – Ähnliches galt für die Notsituation der frühen Nachkriegszeit, für die enorme Vergrößerung der Schule und die Auseinandersetzungen mit der Schulbehörde um die Einrichtung

und Beibehaltung gemischter Klassen, die schließlich 1958 zur schon erwähnten Schulteilung führten. Das Schularchiv hätte so einen reichen Fundus z.B. für Veröffentlichungen im Jahrbuch geboten. Man beachte hier etwa den Beitrag Dr. Erlachs in der ersten Ausgabe des Jahrbuchs 1983 über im Archiv erhaltene deutsche Abituraufsätze 1932 – 1952 und deren sehr interessante Bewertung.

In den Osterferien 1988 oder 1989 beauftragte der damalige Schulleiter der THS, Oberstudiendirektor Arps, das Sekretariat, das Schularchiv aus dem Erdgeschoß im Bereich der heutigen Cafeteria in den Verwaltungstrakt zu überführen und bei dieser Gelegenheit von „wertlosem“ Material zu säubern. Mehr als die Hälfte des Bestandes wanderte so als Altpapier in den Container, darunter z.B. der größte Teil der Akten des alltäglichen Geschäftsverkehrs, die Klassenbücher aus der Kriegszeit, die Umlaufbücher usw. Die Fachgruppe Geschichte war über die geplante Aufräumaktion nicht verständigt worden.

Ähnliches wiederholte sich vor einigen Jahren in Verbindung mit der Zusammenlegung der beiden Schulen unter dem heutigen Schulleiter Römmler. Mehr als 90 Prozent des Bestandes wurden so in zwei Etappen inzwischen vernichtet.

Der verbliebene Rest lässt sich in wenigen kläglich kleinen Kartons unterbringen. Erhalten geblieben ist das, was an Unterlagen von der Verwaltung z.B. für die Ausstellung von Bescheinigungen und Zeugnissen benötigt wird. Ein Schularchiv mit historisch relevantem Material existiert nicht mehr.

Mit dem Archiv ist zugleich ein wichtiges Stück der Identität des traditionsreichsten Ratinger Gymnasiums verloren gegangen.

Hermann Tapken



**Juwelier Steingen**  
Uhrmachermeister Jürgen Steingen

Uhren-Schmuck-Geschenke



Ihr Spezialist für alte und neue Uhren  
Wir holen und bringen ihre Heimuhr  
Tel.: 02102 / 31578 Fax: 02102 / 31764



Das NÜRNBERGER  
SICHERHEITSPAKET  
für alles was Sie sind, haben, tun und wollen

**NÜRNBERGER**  
VERSICHERUNGEN

**Peter Coenen GmbH**

40885 Ratingen-Lintorf  
Telefon 3 19 24, Telefax 3 29 24

FENSTER + ROLLADENBAU  
**BECKER GMBH**

40885 RATINGEN-LINTORF  
BREITSCHIEDER WEG 17  
TELEFON 02102/35327  
TELEFAX 02102/35881

Fachbetrieb für Rolladen in Kunststoff, Aluminium,  
Holz · Nachträgliche Einbauten · Markisen · Jalou-  
sien · Roll- und Scherengitter · Fenster und Türen  
in Kunststoff, Aluminium, Holz · Elektroantriebe,  
Sicherungen, Reparaturdienst



**METZGEREI**  
**Frank Bensberg**

vorm. F. Reinartz

**40885 Ratingen-Lintorf**

Duisburger Straße 25 - Telefon 3 21 48

*Wer Preis und Qualität vergleicht,  
dem fällt der Kauf bei Bensberg leicht!*

**UFERKAMP**

Meisterbetrieb seit 1945

INHABER THORSTEN LIS

**Sanitär - Heizung - Lüftung**

Heizungstechnik

Tel. 0 21 02 / 96 34 40

Badgestaltung

Fax: 0 21 02 / 96 34 60

Wartung

Tiefenbroicher Straße 55

Notdienst

40885 Ratingen

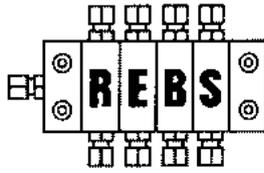
**KEBAP HAUS**  
**ISTANBUL**  
**ITAL. PIZZERIA**

UNSERE GERICHTE WERDEN  
TÄGLICH FRISCH ZUBEREITET.

Alle Gerichte auch  
zum Mitnehmen!

Telefonische Bestellungen  
sind in 10 Minuten  
abholbereit!

**Speestraße 15 · 40885 Ratingen-Lintorf**  
Telefon 0 21 02 / 89 31 88



Zentralschmiertechnik GmbH

Duisburger Straße 115  
40885 Ratingen-Lintorf

Telefon 0 21 02 / 93 06-0  
Telefax 0 21 02 / 93 06-40

### Lieferprogramm:

Zentralschmierung  
mit Progressiv-Verteiler

Spurkransschmierung  
für Schienenfahrzeuge

Öl-Luft Schmierung  
Turbolub System

Automatische  
Kettenschmierung

Rolltreppen-  
Schmierung

**Wir beraten, projektieren, liefern und montieren.**

Besuchen Sie uns im Internet: [www.rebs.de](http://www.rebs.de)



Reparaturen aller Fabrikate  
Beseitigung von Unfallschäden  
Reifendienst • Achsvermessung



## PFEIF KFZ-SERVICE GMBH

Zechenweg 33  
40885 Ratingen

Telefon (02102) 3 42 35  
Telefax (02102) 3 15 13



Orthopädische  
Werkstatt

**Über  
50 Jahre in  
Ratingen**

Miederwaren-  
Fachgeschäft  
Eigene  
Miedernäherei

## Sanitätshaus

# Heck

Nachf. Franz Emser

**Bahnstraße 8a · 40878 Ratingen**  
**Telefon 02102/22120**  
**Telefax 02102/25972**

Wir informieren – beraten – helfen!

● Lieferant aller Krankenkassen und Behörden



**Michael  
Brüster**  
**Elektromeister**

Licht-, Kraft- und Industrie-Anlagen  
Reparaturen aller Art

40880 Ratingen · Am Söttgen 9a  
Tel. + Fax: 02102/475762

# Kellermann

Bürobedarf · Schreibwaren

Büromöbel · Büropapiere · Hygienepapiere

## 40878 Ratingen

Düsseldorfer Straße 24  
Telefon (02102) 23081  
Telefax (02102) 913869

## Filiale Lintorf

Konrad-Adenauer-Platz 35  
Telefon (02102) 34338  
Telefax (02102) 893813

Paass  
Spedition GmbH

**Paass**  
ZEITSCHRIFTEN-FACHSPEDITION

**Logistik ● Einlagerung ● Kommissionierung ● Auslieferung**

Breitscheider Weg 115 ● 40885 Ratingen-Lintorf

Telefon 0 21 02 / 93 43 - 0 ● Fax 0 21 02 / 93 43 19

**Tischlerei  
Manfred Frey**

Möbel und  
Innenausbau



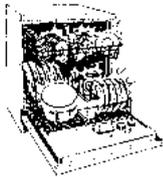
Neuanfertigung · Ergänzung  
Reparatur

Breitscheider Weg 115 · 40885 Ratingen-Lintorf  
Telefon + Fax 0 21 02 / 39 96 72

**HEIZUNG · SANITÄR  
H. BALSTER  
HAUSTECHNISCHE SANIERUNG**

Breitscheider Weg 115  
40885 Ratingen-Lintorf  
Telefon 0 21 02 / 70 31 28  
Fax 0 21 02 / 70 31 34

**KUNDENDIENST**



für Waschmaschine,  
Trockner, Kühlgeräte,  
Herde + Geschirrspüler

Elektro  
**Mannteufel+pooth**  
Meisterbetrieb

**Breitscheider Weg 115  
Lintorf · Tel. 3 43 55**

Elektro  
**Mannteufel+pooth**

Hochleistungs-Luftreinigungsgeräte

gegen Schwebstoffe, Gase und Gerüche  
im Wohn- und Arbeitsbereich  
speziell für Asthmatiker und Allergiker

Breitscheider Weg 115  
40885 Ratingen

Telefon 0 21 02 / 12 78 62  
Fax 0 21 02 / 12 78 82

*Bau- und Kunstschlosserei Kolbe*

Inh. Dieter Linke · Schlossermeister

Gegr. 1949

Fenstergitter · Geländer  
Türen · Tore

Wir fertigen nach Ihren und  
unseren Vorlagen

Siemensstraße 13 · 40885 Ratingen  
Telefon 0 21 02 - 3 58 78 · Fax 3 91 78



Aus Liebe zum Auto besser gleich zum Fachmann

**KAROSSERIEBETRIEB  
G. KRAUSE**

Unfallreparaturen  
und Lackierungen  
für alle Pkw



Breitscheider Weg 136 · ☎ 0 21 02 / 89 32 89 - 40885 R.-Lintorf

# MUNK



GmbH gegr. 1920

Dachdeckermeister für Dach- Wand- und Abdichtungstechnik  
Duisburger Straße 169, 40885 Ratingen-Lintorf, Telefon 7 31 10, Fax 3 65 68

# *hilgenstock* *bauelemente* *GmbH*

Lieber gleich  
zum  
Fachmann!

**Fenster - Türen - Haustüren -**

Wir beraten - Wir montieren

Kalkumer Straße 36 · 40885 Ratingen-Lintorf · ☎ (02102) 93420

Fax: 02102 / 934242 · Internet: [www.hilgenstock.de](http://www.hilgenstock.de) · [www.fenstersicherheit.de](http://www.fenstersicherheit.de)

**Reiseträume**  
*Das bunte Urlaubsangebot für Aktive*

The advertisement features a large black and white portrait of a smiling woman with short hair. To her left, there are three smaller inset images: a tropical beach with palm trees, a coastal town, and the Colosseum in Rome.

**REISEBÜRO  
STOFFEL+KRAUSS GmbH**

Speestraße 25

40885 Ratingen-Lintorf

Telefon 021 02 / 93 490

Telefax 021 02 / 93 49 15

Internet: <http://www.sk-reisewelt.de>

E-mail: [info@sk-reisewelt.de](mailto:info@sk-reisewelt.de)



Mitte Juli 2002 erreichte Ratingens Bürger die Meldung, dass der Fahrkartenschalter im Bahnhof Ratingen-Ost zum Jahresende geschlossen werden soll. Besorgte Leserbriefe an die Zeitungen folgten. Es wurde befürchtet, die Deutsche Bahn AG plane über kurz oder lang eine Schließung des gesamten Bahnhofsgebäudes. Vor einigen Jahren erst wurde der Ostbahnhof aufwändig restauriert und sogar unter Denkmalschutz gestellt. Das traurige Schicksal des Bahnhofs Hösel stand allen Ratingern vor Augen. Im folgenden Gedicht erfahren wir, was viele Bürger über die Deutsche Bahn AG, das „Unternehmen Zukunft“, denken:

## Unternehmen Zukunft?

*Und lebst du etwa in dem Wahn,  
es gibt nur eine Geisterbahn  
auf Rummelplätzen und dergleichen,  
so kannst du das als Irrtum streichen.*

*Glaub' mir, die Bahn-AG, mein Lieber,  
die ist den Rummelplätzen über.  
Denn sie vermag auf weiten Strecken  
ganzjährig Grauen zu erwecken.*

*Auch gibt's manchmal - quasi als Clou -  
den Geisterbahnhof noch dazu.  
Besonders in den Abendstunden  
wird dies von vielen so empfunden.*



Karl Heinz Krauskopf: „Ostbahnhof“,  
Tempera, März 1947, 42 x 56 cm  
Museum der Stadt Ratingen

*Da gähnt dich an ein öder Stall.  
Wände verschmiert, Schmutz überall.  
Die Uhr defekt, die Lichter aus;  
der Automat gibt nichts heraus.*

*Die Sicherheit ist längst vertan.  
Der Zug fährt nur noch selten Plan,  
'nen Anschluß kann man meist vergessen.  
Schon der Gedanke scheint vermessen.*

*Nur Schlamperei, die macht sich breit.  
Was wirklich oft zum Himmel schreit.  
Und hierbei steht auf alle Fälle  
die „S-Bahn“ wohl an erster Stelle.*

*Gäb's Schaffner, so wie's früher war,  
wär' vieles besser, das ist klar.  
Es würden sich dann viele Frauen  
auch abends wieder „S-Bahn trauen.“*

*Ich selbst gab dieses längst schon auf.  
Nehm' lieber Umwege in Kauf.  
Wie war es bei der Bahn vordem  
mit Aufsicht doch so angenehm!*

*Das Rationalisieren ist  
geht es zu weit, ein großer Mist,  
bleibt kundenfeindlich und ein Schrecken.  
Gespart wird oft an falschen Ecken.*

*Auch soll man „oben“ unterdessen  
sich selbst dabei nicht ganz vergessen.  
Wenn schon, dann sei auch hier gespart.  
Ich wünsche trotzdem: Gute Fahrt!*

Lore Schmidt

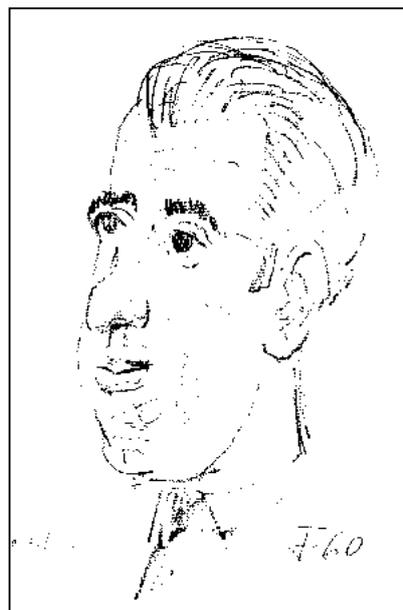
# Vor 50 Jahren: Die Geschichte von St. Peter und Paul musste neu geschrieben werden

Vor 50 Jahren, im September 1952, wurde unvermittelt alles über den Haufen geworfen, was bis dahin seit Jahrhunderten Ratinger Überlieferung und Heimatforschung über das markanteste und am stärksten auch emotional beladene Baudenkmal der Stadt, die Pfarrkirche St. Peter und Paul, gesagt hatten. Die Geschichte von St. Peter und Paul musste neu geschrieben werden. Der damalige Kustos der Kunstsammlungen der Stadt Düsseldorf, Dr. Heinz Peters, gab am Mittwoch, 17. September 1952, in einem Artikel der Rheinischen Post „St. Peter und Paul - Tradition und Aufgabe“ seine ersten Hinweise zu einer neuen Betrachtungsweise für die „Baugeschichte einer alten Kirche“. Und als er kurz darauf in einem Vortrag vor dem Ratinger Heimatverein über seine neuesten Forschungsergebnisse zur Baugeschichte der Pfarrkirche St. Peter und Paul sprach, war der Saal des Ferdinand-Cremer-Hauses bis auf den letzten Stehplatz besetzt. Fast atemlos hörten sich die Ratinger zwei Stunden lang die geradezu zwingende Beweisführung des Referenten an, und zum Abschluss gestand Studienrat Heinz Büter als Vorsitzender des Heimatvereins freimütig und anerkennend ein: „Wir müssen umlernen!“. Die Neuforschungen über St. Peter und Paul blieben aber nicht die einzige und letzte Aktion des Düsseldorfer Kustos in Ratingen. Er belebte die allmählich wieder auflebende Ratinger Kulturszene durch zahllose Vorträge vor allen möglichen Gremien, veranstaltete Kunstausstellungen und übernahm - mittlerweile in Ratingen ansässig geworden - von Rektor Winterheim das Heimatmuseum, das er innerhalb eines Jahrzehnts zu einer bemerkenswerten Einrichtung ausbaute. Bevor er dann zu Beginn der 60-er Jahre nach Berlin ging und an der Freien Universität eine Professur für Kunstgeschichte übernahm, gab er den Ratingern noch einen kräftigen Anstoß: In einem Vortrag vor dem



Prof. Dr. Heinz Peters in seiner Bücherwelt

Heimatverein über „Aufgaben vernünftiger Denkmalpflege“ sagte er, es sei nutzlos, vergangenen Fehlern, wie etwa dem Abbruch des Lintorfer Tores, nachzutruern, sondern man müsse sich um heutige Fehler kümmern. Um das zu erreichen, empfahl er dem Kulturausschuss der Stadt, ein bindendes Ortsstatut aufzustellen, in dem alles katalogisiert werden müsse, was wert sei, nachkommenden Generationen erhalten zu werden.



... und so sah ihn sein Freund Otto Dix als Charakterkopf

An die Ratinger Pfarrkirche St. Peter und Paul war der aus Stolberg stammende junge Kunsthistoriker nach Krieg, Verwundung und Gefangenschaft und dann Studien in Wien und Köln während seiner dreijährigen Tätigkeit in der Abteilung „Denkmalschutz“ des Provinzialkonservators der Rheinprovinz, Graf Wolf-Metternich, gekommen. Es ging dabei um eine Bestandsaufnahme über Zustand und mögliche Kriegsschäden der Baudenkmal, die ihren Niederschlag in einem dicken Band fanden. Schon bei der ersten Besichtigung der Türme der Ratinger Pfarrkirche fiel ihm auf, dass die von Dehio in seinem Band gemachten Angaben ganz offensichtlich nicht mit der Wirklichkeit übereinstimmten. Dr. Peters unternahm deshalb weitere Nachprüfungen und vor allem sorgfältige Vermessungen, wobei ihm - wie er später anerkennend betonte - die Mithilfe von Pfarrer Ferdinand Cremer und Küster Robert Samans und nicht zuletzt die Unterstützung durch das Kultusministerium sehr zustatten kamen. Zusätzliche Einblicke gewährten die von Gerhard Buschhausen stammenden Fotos der durch eine Luftmine zerstörten Kirche. Auf Grund dieser Erkenntnisse räumte Dr. Heinz Peters in seinem Vortrag vor dem Heimatverein an Hand zahlreicher Darstellungen und Bilder mit den seit Jahrzehnten in der Heimatforschung ohne weitere Nachprüfung als „gesicherter Bestand“ übernommen und gerade 25 Jahre vorher in der „Geschichte der Stadt Ratingen“ festgeschriebenen Annahmen auf.

Im Gegensatz zu der bis dahin geltenden Annahme, der starke Westturm sei erst nach der Stadterhebung errichtet worden, stellte Dr. Peters fest, dass der Turm zu diesem Zeitpunkt bereits vorhanden war, und überdies schon der Plan für den Neubau eines Gotteshauses bestand, das größer und schöner werden sollte als die bescheidene zweitürmige romanische Basilika aus der Mitte des 12.



Die Zeichnung von H. Pützer zeigt die Kirche St. Peter und Paul vor der Erweiterung von 1894

Jahrhunderts. Entsprechend wurde die Kirche dann im letzten Drittel des 13. Jahrhunderts nach Abbruch der romanischen Basilika als Hallenkirche neu gebaut, weshalb die beiden kleineren Türme nicht die erhaltenen Westtürme der ersten romanischen Kirche sind, sondern die östlichen Chor-türme des Neubaus. Zur Beweisführung legte der Referent u. a. auch Detailformen von Kapitellen, Pfeilern, Basen und Gewölben vor. Bei aller Betroffenheit, von lieb gewordenen Annahmen und Vorstellungen abrücken zu müssen, hörten die Ratinger mit Genugtuung die Einschätzung, dass sich ihre Vorfahren mit dieser Kirche für die jüngst zur Stadt erhobenen Gemeinde ein Gotteshaus schufen, das zum modernsten seiner Zeit gehörte; denn zusammen mit dem Essener Münster handelt es sich bei St. Peter und Paul um die früheste rheinische Hallenkirche. Und das sei es, so Dr. Heinz Peters, was St. Peter und Paul in Ratingen über alle Schwesternkirchen des Bergischen Landes hinaus hebt.

In den folgenden Jahren bewiesen die Ratinger, dass die vom Vorsitzenden des Heimatvereins, Studienrat Heinz Büter, erklärte Bereitschaft zum Umlernen nicht nur ein Lippenbekenntnis war. Es wurden weitere Untersuchungen und bei Bodenarbeiten Ausgrabungen vorgenommen. Und 1957 ermöglichte der Heimatverein im 1. Band seiner „Beiträge zur Geschichte

Ratingens“ den Abdruck der gesamten Untersuchungsergebnisse. Dr. Heinz Peters' Buch „St. Peter und Paul Ratingen“ fand nicht nur in Ratingen, sondern auch in der breiten Fachwelt großes Interesse und war in nicht einmal fünf Jahren vergriffen. Der Kritiker der Rheinischen Post schrieb am 19. März 1957 dazu: „Kennzeichnend für die gesamte Untersuchung ist die sachlich-kritische Stellungnahme des Kunsthistorikers, der keine sensationellen oder völlig neuen Ergebnisse bringen will, sondern das Ziel seiner Arbeit darin sah: ein Bauwerk von allgemein unterschätzter Bedeutung monographisch zu untersuchen und der rheinischen Architekturgeschichte neues Material zu liefern.“ Dr. Heinz Peters beschäftigte sich aber noch weiterhin mit der Pfarrkirche St. Peter und Paul, vor allem in der Zeit, nachdem er wieder nach Ratingen zurück gekehrt war. Als er sich 1994 in einem öffentlichen Vortrag mit den nicht ganz unproblematischen Grabungsergebnissen, dem Erweiterungsbau von 1894 und dem bemerkenswerten Kirchenschatz von St. Peter und Paul beschäftigt hatte, kam die Anregung, diese Erkenntnisse in einer zweiten erweiterten Auflage zu veröffentlichen. Der Autor fand zahlreiche Unterstützung, und so konnte das wesentlich erweiterte und ergänzte

Buch wiederum unter dem schlichten Titel „St. Peter und Paul Ratingen“ im März 1998 zur Eröffnung der von Dr. Heinz Peters initiierten und vorbereiteten Ausstellung des Kirchenschatzes „Der Schmuck des Himmels“ erscheinen. Und zwar wiederum in der Buchreihe des Vereins für Heimatkunde und Heimatpflege Ratingen e. V. Dass damit das Thema St. Peter und Paul für Dr. Heinz Peters jetzt tatsächlich ganz abgeschlossen sein sollte, kann man sich eigentlich kaum vorstellen. Man wird sehen!

Dabei war sein Kontakt zu Ratingen und der damals noch recht spärlichen Ratinger Kulturszene 1951 auf eigentlich recht nebensächliche Weise zustande gekommen. Mehr aus Gefälligkeit übernahm der Kustos der Kunstsammlungen der Stadt Düsseldorf zum bevorstehenden 675. Stadtjubiläum die Auswahl und den Aufbau einer Ausstellung der Kunstsammlung Gustav Esser, die in der eben errichteten neuen Minoritenschule gezeigt wurde. Dr. Peters hielt nicht nur den Einführungsvortrag, sondern machte auch Führungen mit interessierten Kreisen. Als in einem Gespräch mit dem damaligen Kulturamtsleiter Adolf Mingers auch die neuen Erkenntnisse über St. Peter und Paul angerührt wurden, wollte ihn die-



Tiefe Einblicke in Aufbau und Konstruktion des Mauerwerkes von St. Peter und Paul boten die von Gerhard Buschhausen kurz nach der Kriegszerstörung (22. März 1945) aufgenommenen Fotos

ser sogleich zu einem Vortrag vor der Volkshochschule verpflichtet. Aus Termingründen kam der Vortrag dann aber erst nach Jahresfrist in Zusammenarbeit mit dem Heimatverein zustande und löste in Ratingen die oben angeführte Umwälzung zum Thema St. Peter und Paul aus. Nachdem Dr. Peters in jener Zeit drückender Wohnungsnot mit seiner Familie in Ratingen sogar noch eine Wohnung gefunden hatte, war er in seiner neuen Heimat bald sehr gefragt. In zahllosen Vortrags- und Diskussionsabenden vermittelte er in Jugendgruppen und Erwachsenenkreisen, in Vereinen und Gemeinschaften seinen Zuhörern neben aktuellen örtlichen Themen den ihnen über mehr als ein Jahrzehnt verweherten Überblick über die Kunstentwicklung in der Welt und wusste bei den Zuhörern aller Generationen auch das Verständnis für moderne Kunst zu wecken.

Und bald wartete auf ihn noch eine weitere Aufgabe, die ihn noch ein ganzes Jahrzehnt beschäftigen sollte: das Heimatmuseum. Seine ersten Anfänge gehen auf die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg zurück. Damals begann der Seminaroberlehrer Kreuzberg alles zu sammeln, was ihm als Zeugnis der Vergangenheit erhaltenswert erschien und stellte es in den Schulen und zuweilen auch in städtischen Räumen aus. In den beginnenden 20-er Jahren übernahm Rektor Ernst Wilhelm Winterheim das Museum und richtete 1926 zum 650. Stadtjubiläum im Bürgerhaus am Markt das erste Ratinger Heimatmuseum ein, das in den folgenden Jahrzehnten immer wieder ergänzt und erweitert wurde, aber bei Kriegsende einen schweren Rückschlag erlitt. Nachdem die Stadt die bei Kriegsende zerstörte Heizungsanlage herrichten ließ, konnte das Museum am 7. Dezember 1952 nach Jahren wieder eröffnet werden. Und zwar in Verbindung mit einer Ausstellung des Höselers Malers C. G. Krause, die - wie die Ratinger Zeitung berichtete - „im Obergeschoss in der nördlichen Hälfte des Hauptsalles ca. 30 farbenfreudige Werke mit Motiven von seiner Reise nach Süditalien und bes. Capri“ bot. Der früher Wech-



Das Bürgerhaus als Heimatmuseum nach der Mitte der 50-er Jahre erfolgten Restaurierung und der Beseitigung der von außen begehbaren Toilette an der Giebelseite. Prof. Peters hatte öfters über den Markt-Dreiklang „Kirche-Bürgerhaus-Toilette“ gespottet

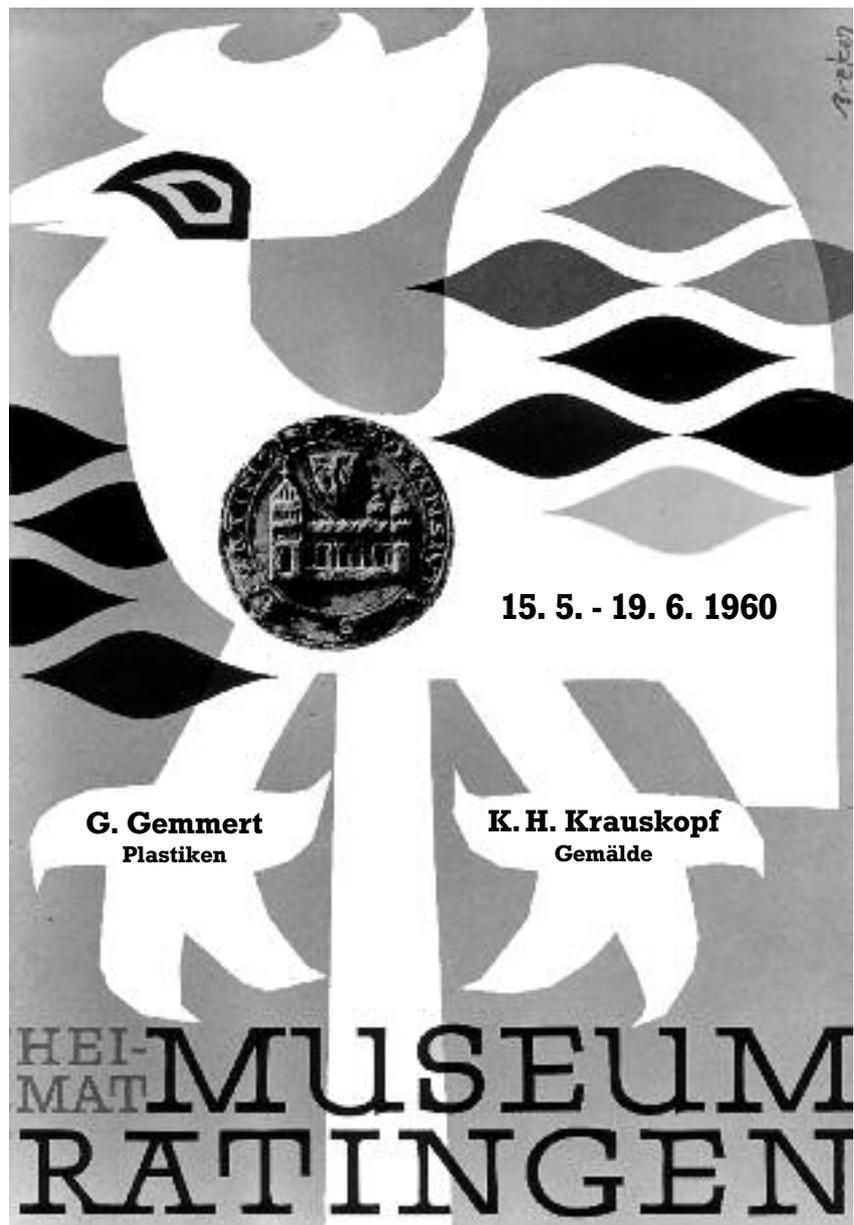
selausstellungen dienende Erdgeschossraum bot nun neben den von der Stadtverwaltung belegten Räumen den Hauptteil der keramischen Sammlung, die - so die Ratinger Zeitung - „alle aus tonigen Erdarten unserer Heimat geformten Gegenstände, nur getrocknete, aber auch gebrannte, glasierte und bemalte Irdenware, wie in Steingut, Steinzeug, Fayence, Majolika und Porzellan“ bot. Der Überblick reiche von der vorgeschichtlichen Zeit bis in das 19. Jahrhundert und schließe auch die „Werke des großen Meisters, unseres Landsmannes Johann Peter Melchior aus dem benachbarten Lintorf“ ein.

Hier setzte, nachdem sich der langjährige Museumsleiter Rektor Winterheim zurückziehen wollte, schon ab 1953 die Einflussnahme von Dr. Heinz Peters ein. Er machte dem Kulturausschuss deutlich, dass man auch Mittel einsetzen müsse, wenn man aus dem Heimatmuseum mehr machen wolle. Tatsächlich wurde das Heimatmuseum Ende 1953 geschlossen und eine grundlegende Reno-

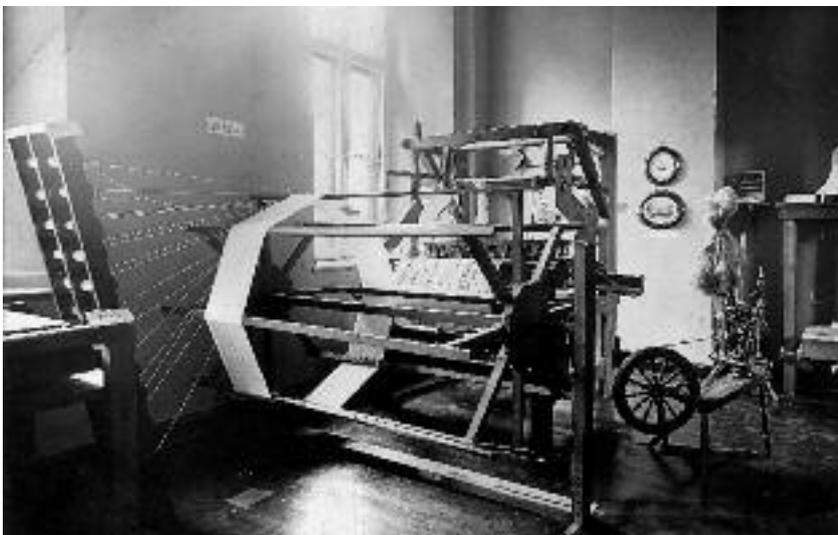
vierung des Bürgerhauses vorgesehen. Die Wiedereröffnung erfolgte am 27. Februar 1955 zusammen mit der Verabschiedung von Rektor Ernst Wilhelm Winterheim und der Einführung von Dr. Heinz Peters als neuer Museumsleiter. Und der sagte bei der Begrüßung, das Heimatmuseum solle kein Friedhof, sondern ein lebendiges Buch aus der stolzen Vergangenheit einer alten Stadt werden. Tatsächlich bot sich den Besuchern ein völlig neues Museum. Die Ratinger Zeitung hob lobend hervor, Dr. Peters habe es mit viel Geschick und gutem Geschmack verstanden, die Ausstellungsstücke wirkungsvoll ins Bild zu setzen und wolle überdies den gesamten Bestand in Wechselausstellungen darbieten. In den beiden von der Verwaltung im Erdgeschoss freigegebenen Räumen richtete der neue Museumsleiter zwei bergische Stuben ein, und in einem dritten Raum wurde eine Webstube gezeigt, die - wie die Zeitung meinte - „ein treffliches Bild der Brügelmannschen Spinnerei und Weberei von den Anfängen im Jahr 1783 bis heute bietet“.

Nach dem anschaulichen Bericht der Rheinischen Post wurde im großen Raum des Obergeschosses „in geschickter Auswahl in Vitrinen und auf Tischen und an den Wänden alles in das Blickfeld gerückt, was irgendwie mit der Heimatgeschichte unserer Stadt in Beziehung steht, u. a. auch die Geschichte der Ratinger Kirchen“. Natürlich hatten auch die Plastiken des Lintorfer Porzellanplastikers Johann Peter Melchior ihren besonderen Platz gefunden. Erwähnt wird in dem Zeitungsbericht die „ansprechende Ausstattung des Flures und der Wände im Treppenhaus mit Bildern und Karten“, und dass die Museumseröffnung zusätzlich mit einer Sonderausstellung des Düsseldorfer Malers Walter Ritzenhofen verbunden war. Der Heimatverein steuerte zur Museumseröffnung die Mittel für eine große Vitrine bei und kaufte einen Ratinger Sterling, eine Münze, die - wie die Zeitung schrieb - „im 13. oder 14. Jahrhundert geprägt wurde, als Ratingen eine eigene Münzstätte besaß, und von der überhaupt nur noch vier Stück vorhanden sind“.

Mit Wechselausstellungen belebte der neue Museumsleiter auch in den folgenden Jahren immer wieder das Programm des Ratinger Heimatmuseums. Es waren vor allem Künstler aus der näheren oder weiteren Umgebung, aber auch renommierte Namen waren darunter, wie etwa Marc Chagall mit 96 Radierungen aus dem Buch „Die



Mit diesem Plakat nach einem Entwurf des Künstlers Breker und einem nach dem Thema wechselnden Aufdruck warb das Heimatmuseum bis in die 1960er Jahre



Seit 1953 gab es im Heimatmuseum die erste Darstellung von Ratingens industrieller Vergangenheit: ein Webstuhl mit Haspel und Kettenrahmen

toten Seelen“. Immer wieder wusste er dem Heimatmuseum bemerkenswerte Neuerwerbungen zu verschaffen, um den Bestand zu vervollständigen. U. a. ist ihm zu verdanken, dass das „Bürgerbuch“, das die Bürgeraufnahmen aus den Jahren 1615 bis 1804 enthält, wieder nach Ratingen kam, nachdem es vor langer Zeit aus unerfindlichen Gründen im Historischen Museum der Stadt Düsseldorf gelandet war. In Anerkennung seiner Verdienste überreichte ihm der Heimatverein im Herbst 1959 die silberne Ehrennadel des Vereins. Besondere Aufmerksamkeit in der breiten Öffentlichkeit fand im Winter 1960 die Ausstellung „Das Dritte Reich in

Wort und Bild“, die mit einem einwöchigen VHS-Seminar „Hitler und das Dritte Reich“ verbunden war. Nicht minder großen Zuspruch fand eine im Herbst 1961 durchgeführte Ausstellung „Berlin 1961“, der noch weitere Dokumentationen von Berliner Künstlern folgten, womit der Museumsleiter zeigte, dass das Heimatmuseum auch für die Aktualität offen stand.

Neben seiner Museums- und Vortragstätigkeit in Ratingen führte Dr. Heinz Peters zu dieser Zeit immer noch sein Amt als Kustos der Kunstsammlungen der Stadt Düsseldorf aus und betrieb seine Habilitation an der Berliner Universität. Für Ratingen zumindest war es ein kleiner Schock, als er zu Beginn des Jahres 1963 seine Absicht erklärte, zum 31. März die Leitung des Museums niederzulegen, um seine Professur in Berlin anzutreten. Ende Februar 1963 benutzte er noch einmal die Gelegenheit, vor dem Kulturausschuss der Stadt über seine Arbeit zu berichten und zugleich Anregungen für die Zukunft zu geben. Seine Absicht sei es gewesen, so sagte er, Ortsgeschichte mit Hilfe der vorhandenen Dinge erkennbar und verständlich zu machen. Aber Ortsgeschichte sei nur im Rahmen der Landesgeschichte darzustel-

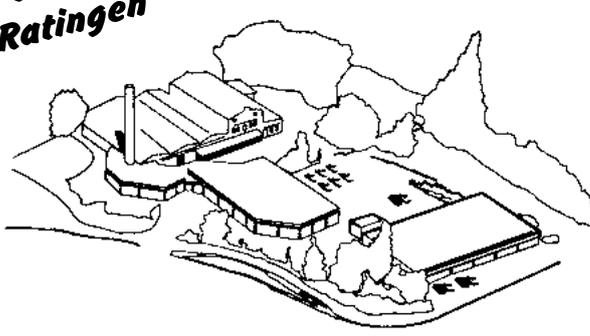
len, deshalb sei er bemüht gewesen, durch Neuerwerbungen den Bestand zu vervollständigen. Er ließ aber auch anklingen, dass es nicht immer leicht gewesen sei, sich auf das Wesentliche zu beschränken und dabei zu verhindern, dass das Heimatmuseum zur Kitsch- und Plundersammlung wurde. Zur Zukunft des Museums sagte er, wenn es weitergeführt werden solle, dann müssten die Zuwendungen der Stadt noch wesentlich erhöht werden und verwies auf die für ein Heimatmuseum „tödliche Nähe“ Düsseldorfs. Wenn aber das Museum aufgegeben werde, dann sollten wenigstens die wesentlichen Bestände u. a. in Vitrinen im neu geplanten Rathaus ausgestellt werden. Das Museumsgebäude aber könnte nach einer radikalen Änderung in besserer Form wieder seinem alten Zweck als wirkliches Bürgerhaus zugeführt werden, nämlich mit einer Halle für Empfänge der Stadt im Erdgeschoss und einem würdigen Ratsaal im Obergeschoss. Bürgermeister und 1. Beigeordneter dankten Dr. Peters für die fruchtbare und nicht immer leichte Arbeit, die er in Ratingen leistete, „zumal die Verhältnisse so waren, dass diese Arbeit nach außen kaum Anklang und nach innen kaum Würdigung fand“.

Im Augenblick tat sich der Kulturausschuss offenbar schwer, die vorgegebenen Nüsse zu knacken, doch im Laufe der Jahrzehnte wurden dann doch noch viele der von Dr. Heinz Peters vorgegebenen Anregungen übernommen und umgesetzt. So geschah es auch mit dem im Sommer 1960 in einem Vortrag über „Aufgaben vernünftiger Denkmalpflege“ an den Kulturausschuss gegebenen Anstoß, ein Ortsstatut zu erlassen, in dem alles aufgeführt und katalogisiert werden müsste, was in Ratingen wert sei, erhalten zu werden. Es nütze nichts, sagte Dr. Peters, den Fehlern der Vergangenheit nachzujammern, etwa dem unverzeihlichen Abriss der Ratinger Stadttore, sondern man müsse sich um die heutigen Fehler kümmern, denn auch heute noch werde tagtäglich an der Substanz des alten Ratingen geknabbert. Und Dr. Peters führte auch gleich die größten Sünden an von der zerfallenden Stadtmauer und dem stinkenden Stadtgraben an der Grabenstraße bis zum verkommenen Marktplatz.

Wie sehr ihm das alles am Herzen lag, brachte Dr. Heinz Peters damals in seinen Abschiedsworten vor dem Kulturausschuss zum Ausdruck: Es habe ihn immer gefreut, „ein bisschen Ratinger sein zu können“. Dass es aber wirklich nicht nur ein „bisschen“ war, wurde darin deutlich, dass er auch in den 25 Jahren seiner Universitäts-tätigkeit in Berlin immer noch den Kontakt zu seinem alten Freundeskreis und zu Ratingen pflegte, und dass es für ihn überhaupt keine Frage war, im Jahre 1988 nach seiner Emeritierung wieder nach Ratingen zurückzukehren. Von hier aus ist Professor Dr. Heinz Peters als Verleger auch heute noch für den Kunstverlag Philipp von Zabern GmbH Mainz tätig und steht in seiner subtilen Art - wenn es gewünscht ist - mit seinem großen Fachwissen und seiner Erfahrung dem Ratinger Kunst- und Kulturleben mit Rat und Tat zur Seite. Der von ihm mitbegründete „Verein der Freunde und Förderer des Museums der Stadt Ratingen“ ernannte ihn folgerichtig zu seinem „Ehrevorsitzenden“.

Dr. Richard Baumann

**über 40 Jahre  
in Ratingen**





**Ford-Haupthändler**  
 40878 Ratingen · Hauser Ring 70-74  
 Telefon 02102/3000-0 · Telefax 02102/3000-32

# Vor 50 Jahren



50 Jahre Mitglied in der Marinekameradschaft Graf Spee Ratingen:  
Karlheinz Gundlach (links) und Karl Schmidt (zweiter von rechts) mit ihren Kameraden Hans Kessel (zweiter von links)  
und Günther Koch (ganz rechts)

Als der Krieg zu Ende war und die Besatzungsmacht das Sagen hatte, wurden die meisten Vereine verboten. Besonders die Traditionsvereine, die irgend etwas mit Militär zu tun hatten. Darunter fiel auch die Marinekameradschaft Ratingen. Doch die Bindungen untereinander waren trotz allem sehr stark. War auch das Vereinslokal, die „Kaiserburg“, beim Bombenangriff auf Ratingen im März 1945 zerstört worden, so fand man beim Kameraden Schreiner in seinem Lokal „Zum Hirsch“ eine neue Bleibe. An die Stelle des Namens „Marinekameradschaft“ setzte man den Namen „Stammtisch“. Die Altgedienten der ehemaligen Kaiserlichen Marine, die 1939 wieder einberufen wurden,

kehrten so nach und nach zurück. Von den 23 Mitgliedern, die damals einberufen worden waren, sind fünf gefallen.

Inzwischen trafen sich am Stammtisch auch die Ehemaligen der Reichs- und Kriegsmarine. Hilfe war angesagt, und hier bewährte sich die Kameradschaft wieder. Wo immer es möglich war, wurde in Notfällen geholfen. So war es denn auch ein Leichtes – als die Traditionsvereine wieder zugelassen waren – den am 30. April 1952 am Stammtisch gefaßten Beschluß in die Tat umzusetzen und die Marinekameradschaft in alter Tradition wieder aufleben zu lassen. Der 2. Mai 1952 war der Tag, an dem die Marinekameradschaft wie Phönix aus der Asche wieder

auferstanden ist. Dies war aber nur möglich, weil die alten Mitglieder in echter Kameradschaft trotz des Verbotes irgendwie zusammengehalten haben. 1. Vorsitzender wurde damals der kaiserliche U-Bootfahrer Franz Lenzen, und 2. Vorsitzender wurde Georg Vogel. Er hatte der Kriegsmarine angehört. Die Mitgliederzahl nahm sehr schnell zu. Man verzeichnete im Mai 1953 bereits 108 eingetragene Mitglieder.

Aus der Stammtischzeit sind noch Karlheinz Gundlach und Karl Schmidt Mitglied in der MK. Beide konnten damit am 2. Mai 2002 auf 50 Jahre Mitgliedschaft zurückblicken.

Karl Schmidt

# Motorsport in Ratingen und Umgebung

(Fortsetzung)

## Langstreckenfahrer erfolgreich

So erfreulich die Sporterfolge des Vorjahres für die Mitglieder der Düsseldorfer Motorrennfahrer-Vereinigung, den MSC Lintorf und die Hoffmann-Werke waren, auch im Winter 1951/1952 konnte sich niemand auf den errungenen Lorbeeren ausruhen, wenn man weiterhin vorne dabei sein wollte. Allerdings zeigte die vergangene Saison auch, daß die Trauben für Privatfahrer, und das waren alle aus dem Ratinger Raum, immer höher hingen. Gegen Werksfahrer und werksunterstützte Fahrer namhafter Kraftfahrzeughersteller war kaum noch anzukommen, egal ob auf 2, 3 oder 4 Rädern. Das betraf auch die Lintorfer Hoffmann-Werke, deren kleine Versuchs- und Rennabteilung einfach nicht die gleichen finanziellen und technologischen Voraussetzungen besaß wie ihr schärfster Konkurrent in der Rollerklasse, die Neckarsulmer NSU-Werke.

Etwas anders sah es auf der Ebene der Motorsportadministration aus. Der neugewählte Vorstand der Obersten Nationalen Sportkommission (für Automobilsport) mit Sitz in Frankfurt/Main setzte sich folgendermaßen zusammen:

Präsident: Paul de Bruyn,  
Düsseldorf, AvD  
Vizepräsident: Jules Köther,  
Düsseldorf, ADAC  
Delegierte: Teddy Vorster,  
Rheydt, DMV  
Hans Bretz,  
Köln, ADAC  
Karl von Guillaume,  
Düsseldorf, ADAC.

Es wurde ernsthaft erwogen, die Geschäftsstelle der ONS nach Düsseldorf zu verlegen.

Die Zuverlässigkeitsfahrer eröffneten die Saison 1952 im Januar mit der Wintersternfahrt nach Garmisch-Partenkirchen. Eine Fahrtstrecke von 1650 Kilometern war innerhalb von 30 Stunden unter schwierigsten Wetterbedingungen zu bewältigen. Der Hösel Werner Kocks konnte mit seinem Beifahrer Horst Briel aus Mülheim/Ruhr in der Gespannklasse strafpunktfrei eine Goldmedaille erringen. Horst Briel machte sich später einen Namen als Sportredakteur bei der Zeitschrift „Das Motorrad“, als Mitbegründer und Veranstalter des unter Motorradfahrern weltbekannten „Elefantentreffens“ am Nürburgring und als Begründer des Bundesverbandes Deutscher Motorradfahrer. Selbst heute ist er noch als Streckensprecher bei Oldtimerveranstaltungen aktiv.

Für eine Riesenüberraschung sorgten die Rallyefahrer Helmut Polensky (ehemals Hoffmann-Vespa-Deutschlandfahrer) aus Frankfurt und sein Beifahrer Walter Schlüter aus Velbert. Bei der zur Europameisterschaft zählenden Rallye Lüttich-Rom-Lüttich siegten sie auf einem geliehenen 1500er Porsche überlegen in der Gesamtwertung. Die 5168 Kilometer lange Strecke mußte mit einem Schnitt von 60 Stundenkilometern durchfahren werden, wobei sich den Fahrern in den französischen Seealpen und den Dolomiten 33 Bergpässe, davon 16 mit über 2000 Metern Meereshöhe, in den Weg stellten. Nebel während der Nachtetappen in den Bergen, glühende Hitze in der italienischen Po-Ebene und strömender Regen

bei der letzten Sonderprüfung am Nürburgring vereinfachten die Fahrt sicherlich nicht. Von 106 gestarteten Equipen erreichten nur 24 das Ziel.

Unsere verbliebenen Spitzenfahrer bei den Motorrädern kamen zu unterschiedlichen Erfolgen. Hein Thorn-Prikker zeigte mit seiner 250er Moto-Guzzi das ganze Jahr über eine bestechende Form, errang zahlreiche vordere Plätze bei Rennen im benachbarten Ausland und profitierte auf nationaler Ebene davon, daß sich die DKW-Werksfahrer gegenseitig die Meisterschaftspunkte abnahmen. So konnte er seinen Deutschen Meistertitel erfolgreich verteidigen. Ganz anders erging es Werner Mazanec bei den Straßenrennen. Im Gegensatz zu den Zementbahnrennen, bei denen er zu den Topstars zählte, fuhr er auf der Straße ja nie ganz vorne mit. In dieser Saison aber hatte seine 350er AJS gänzlich ihre Form verloren. Tiefpunkt war der WM-Lauf im Bremgartenpark im schweizerischen Bern. Nach dem Rennen mußte er in der Zeitschrift „Das Motorrad“ unter der Überschrift „Glühend heißer Schnellstahl in Bern“ folgendes über sich selbst lesen: „Mazanec, Düsseldorf, sehr langsam, seine AJS hat überhaupt nichts mehr drin. Selbst die Werks-Engländer schüttelten mit den Köpfen....“ Ein paar PS hat er dann aber doch noch wiedergefunden. Beim internationalen Berliner Avus-Rennen, bei dem es nur auf Motorleistung ankam, belegte er den vierten Platz und am Grenzlandring den fünften Platz. Hier lagen die Fahrer der 350er Klasse wieder in so dichtem Pulk zusammen, daß die Zeitnehmer kapitulierten und es in ihrem Bericht lakonisch hieß: „Zeiten und präzise Platzierung ab Heiß und Mazanec nicht zu ermitteln.“

In der Gespannklasse siegten die Deutschen Meister Wiggerl Kraus/Alfred Huser aus München auf ihrer BMW vor dem französischen Meistergespann Jacques Drion/Inge Stoll (die ja bei den ersten Rennen nach dem Krieg auf Geheiß der Sportbehörde als Frau



Der Hösel Werner Kocks und sein Beifahrer Horst Briel aus Mülheim/Ruhr bei der Westfälischen Zuverlässigkeitsfahrt 1952



Das französisch-deutsche Meistergespann Jacques Drion/Inge Stoll errang bei der Weltmeisterschaft 1952 den 3. Platz bei den Gespannen

im Beiwagen ihres Vaters Kurt Stoll nicht mitfahren durfte) und den Belgischen Meistern Julien Deronne/Ad van de Stichele. Nach weiteren Spitzenplätzen bei den Weltmeisterschaftsläufen in Monza (Italien), Barcelona (Spanien), Assen (Niederlande), Spa-Francorchamps (Belgien) und am Nürburgring konnte die französisch-deutsche Gespannkombination den dritten Platz in der Weltmeisterschaft erringen. Damit war Inge Stoll der bis dato erfolgreichste rheinische Motorsportler überhaupt.

Bei den Zementbahnspezialisten war das Bild gegenüber der letzten Saison kaum verändert. Die Fahrer Mazanec und Aldinger bestimmten über weite Strecken das Geschehen. Siege und Rekordrunden auf den Bahnen in Bamberg, Bocholt, Duisburg-Grünwald, Hamborn, Nürnberg, Stuttgart und Wuppertal waren an der Tagesordnung. Jeder Erfolg wurde dem „Teamchef“ August Wurring per Telegramm mitgeteilt. Mit dem Sieg im Meisterschaftsendlauf im Wuppertaler Zoostadion wurde Erwin Aldinger Deutscher Zementbahnmeister 1952 auf seiner AWD. Nicht vergessen werden darf Altmeister Toni Schlotterbach aus Mörsenbroich. Der gebürtige Österreicher ist heute noch als ausgewiesener Zweitaktspezialist bekannt. Er hatte sich eine

250ccm-Doppelkolben-Drehchieber-Maschine der Nürnberger Triumph-Werke frisiert und konnte mit diesem technischen Wunderwerk die Spitzenfahrer manchmal heftig ärgern. Beim Bahnrennen in Solingen hatte er jedoch einmal Pech, als er zu spät zum Vorstart erschien. In der Eile hatte er vergessen, den Putzlappen, der als Schutz vor Verschmutzung im Ansaugtrichter des Vergasers steckte, zu entfernen. Als er nun schnell das Motorrad mit seinen Helfern anschieben wollte, saugte der Motor statt des zündfähigen Alkohol-Luftgemisches den Putzlappen an. Damit war die Teilnahme am Rennen erledigt und Schlotterbach hatte einen neuen Spitznamen weg. Bei den nächsten Rennen hieß es nun immer: „Herr Schlotterhaft, bitte vorziehen!“.

Die Hoffmann-Werke schickten wieder zwei Vespa-Mannschaften auf die lange Reise der Deutschlandfahrt. Es galt, sich für die Vorjahresniederlage gegen die NSU-Werke zu revanchieren. Zu diesem Zweck wurden sechs bei Piaggio in Italien vorbereitete Vespen eingesetzt. Der Aufwand lohnte sich, die zweite Mannschaft gewann den Großen ADAC-Mannschaftspreis mit goldenem Schild.

Anfang August konnte der MSC Lintorf einen Doppelsieg beim Moto Cross im Aaper Wald durch

seine Mitglieder Albert Nass und Erich Nier verbuchen. Die beiden starteten mit ihren Vespen in der Rollerklasse. War die Bewältigung der schweren Geländestrecke mit hubraumschwachen Motorrädern schon eine Quälerei, so ist heute kaum zu ermessen, wie sich das Fahren mit nur 8 Zoll kleinen Rädern gestaltete.

Bei AWD in Breitscheid gab es Ende des Jahres einen weiteren Grund zum Feiern. Die englische Triumph-Tiger 100-Rennmaschine des Wittener Ausweissfahrers Horst Reschop wurde in der kleinen „Rennküche“ minutiös vorbereitet. Siege u.a. beim Krefelder Glockenspitzenrennen, in Battenberg, am Riedring in Lorsch, beim Grugapreis in Essen, beim Bayerkreuz-Rennen in Leverkusen und auf dem Odenwaldring in Buchen besicherten den Titel des Deutschen Juniorenmeisters der 500er-Klasse. Schärfste Gegner waren der Düsseldorfer Radiospezialist Karl-Julius Holthaus und der Röslauer Ernst Riedelbauch. Zufall oder Schicksal: Während Reschop aus familiären Gründen Ende 1953 seine Rennmontur an den berühmten Nagel hängte, wurde Riedelbauch Werksfahrer bei BMW!

Zum fünften Mal veranstaltete die Düsseldorfer Motorrennfahrer-Vereinigung ihr Rennen in Monschau. Die ausländischen Gaststarter bedankten sich für die internationale Ausschreibung, die hohen Startgelder, die noch höheren Preisgelder und die prima Stimmung unter den 40.000 Zuschauern. Bei diesem Rennen war Karl-Julius Holthaus nicht nur in der 500er-Klasse aktiv, er sorgte auch für die Beschallung und fungierte als Streckensprecher. Später hieß es, wenn man ihm nicht nach dem Rennen den Strom abgestellt hätte, würde er noch heute das Publikum amüsant unterhalten.

Bei den Autofahrern der Düsseldorfer Motorrennfahrer-Vereinigung zeichnete sich langsam ein Wechsel ab. Formel 3 – Fahrer Friedel Vollmer erreichte beim internationalen Maipokalrennen in Hockenheim noch einmal den dritten Rang und beim internationalen Rennen im schweizerischen Puntrut den zweiten Platz. Am Saison-

ende zog er sich nach 23 Jahren vom aktiven Motorsport zurück.

Toni Ulmen zog auch 1952 noch einmal alle Register seines Könnens. Nach zahlreichen zweiten Plätzen im Verlauf der Saison gab er beim Avusrennen in Berlin seine Abschiedsvorstellung. Ein Dreher in der Schlußkurve versagte ihm leider einen letzten Sieg zum Karriereende. Trotzdem war er mit vier Deutschen Meistertiteln der erfolgreichste Autorenfahrer im Nachkriegsdeutschland.

### **Motor-Club Homberg**

Ende des Jahres 1952 fand im Lokal „Zur Krone“ die Gründungsversammlung des Motor-Club Homberg statt. Gründungsmitglieder waren unter anderen die Familie Eickenberg, die Gebrüder Lücker und Siegfried Ebel. Zum Vorsitzenden wurde Bäckermeister Willi Klöckner gewählt. Zielsetzung des Vereins war die Teilnahme an Orientierungs- und Zuverlässigkeitsfahrten.

Das aufstrebende Wirtschaftswunder ging auch am MSC Lintorf nicht spurlos vorüber. Bei der dritten Nachtorientierungsfahrt am 11. April 1953 wurden neben den Rollern und Motorrädern erstmals auch Autos bis 1500 ccm Hubraum zum Start zugelassen.

Die größten Sporterfolge des Jahres 1953 konnten die Langstreckenfahrer aus unserer Heimat für sich verbuchen. Bei den Motorradfahrern war es erneut der Höseler Werner Kocks mit seinem „Spannmann“ Horst Briel, die unter anderem bei der ADAC-Wintersternfahrt Garmisch die Goldme-

daille in der Gespannklasse gegen das Ehepaar Kritter aus Nürnberg auf einer Werks-Zündapp gewinnen konnten.

Der Velberter Walter Schlüter als Copilot des Frankfurters Helmut Polensky errang den Titel des Automobil-Rallye-Europameisters. Sie gewannen u.a. die Rallye des Alpes über 3000 Kilometer und 31 Alpenpässe, die Skandinavienrallye und die Rallye Travemünde auf Porsche, hatten aber ausgerechnet auf „ihrer“ Rallye Lüttich-Rom-Lüttich mit dem 2,5 Liter-Werks-Lancia einen Ausfall zu verzeichnen.

### **Motorsport in der Krise**

Der Straßenrennsport jedoch steckte nach dem vorjährigen schweren Unfall am Grenzlandring, bei dem ein verunglückter Rennwagen in die Zuschauerränge katapultiert wurde und 13 Menschen ihr Leben verloren, in einer tiefen Krise. Rennveranstaltungen auf öffentlichen Straßen wurden seitens der Bundesregierung verboten. Die in unserer Region beliebten Veranstaltungen Grugapreis Essen, Glockenspitz Krefeld, Bayerkreuz Leverkusen, Aachener Waldrennen, Grenzlandring und Burgring Monschau fielen diesem Verbot zum Opfer.

Für unsere Ausweisfahrer reduzierten sich die Startmöglichkeiten auf wenige Veranstaltungen am Nürburgring und in Hockenheim. Lediglich der Bahnrennsport profitierte für kurze Zeit von dieser Entwicklung. Über 12.000 Zuschauer ließen die Heeper Radrennbahn in Bielefeld am 28. Juni aus allen Nähten platzen. Werner Mazanec

ließ seine 250er AWD mit dem flammneuen englischen JAP-Motor zum Sieg laufen. Das Motorrad war erst am frühen Morgen fertiggestellt und in aller Eile nach Bielefeld transportiert worden, weil der per Luftfracht aus London erwartete Motor wegen eines fehlenden Formulars den Zollbereich am Düsseldorfer Flughafen über eine Woche lang nicht verlassen konnte. Erst das Einschreiten von Wurrings Nachbarn Dr. Herzog, Geschäftsführer der Düsseldorfer Stahlhandels-Union, führte letztendlich zum Erfolg. Im Gegenzug durfte der Sohn von Dr. Herzog, Robert, später bei einigen Ausweisrennen auf einer 125er AWD starten. Zum Leidwesen meines Großvaters August Wurring schrieb die Bielefelder Presse, die natürlich mehr der heimischen Motorradindustrie zugetan war: „Grandioser Sieg von Mazanec auf seiner englischen AWD“. Zweifelsohne gehörte dieses Rennen zu den spannendsten im Leben meines Großvaters, denn davon erzählte er bis ins hohe Alter fast täglich. Die Zeitschrift Oldtimer-Markt zitierte Ende der 80er Jahre: „In Bielefeld gab's auch 'ne tolle Rennfahrer: Junker – Junker, Bielefeld. Der fuhr eine Werks- Adler. Der war am Start immer vor, ein Zweitakter. Im Rennen fuhr der immer hoch. Da ist ja ein schwarzer Strich und ein roter Strich. Also bis Rot und dann zudrehen. Drüber war verboten. Und dann ist der Junker immer über de' rote Strich jefahren. Und der Mazanec konnte nich' vorbei, so ab der sechsten Runde. Da ist der Mazanec bis oben an de' Palisad, am Zaun vorbei. In dem Stadion war'n so 12- bis 14.000 Leute, mehr ging da nicht rein. Das war dann wie der Schatten. So eine Ruhe! Und eene von die Bosse, dessen Frau war auch da, und der kam zu mir hin. Sagt der: Min Frau hat de Bux naßjemaht!“

Aber die Rennfahrer waren nur auf der Rennstrecke erbitterte Konkurrenten. Abseits der Piste wurde die Sportkameradschaft gehegt und gepflegt. Der Rennleiter Wilhelm Petermann vom Dieburger Dreiecksrennen kannte seine Pappenheimer und patrouillierte am Samstagabend durch die Dieburger Gaststätten. In der „Schwarzen Katz“ frönten die Herren Zeller (BMW-Werksfahrer), Hobl (DKW-



Beim Grenzlandring-Rennen 1952 siegte Toni Ulmen mit seinem plexiglasverkleideten Veritas im Rennen der Formel 2-Wagen

Werksfahrer), Riedelbauch, Mazanec, Kauert und Clauß dem edlen Tropfen, als sie plötzlich vom Rennleiter den Zapfenstreich im Marschtempo geblasen bekamen. Und das war beileibe kein Einzelfall.

### **Motorsportclub „Dumeklemmer“**

Im Oktober fand mit „Rönk um de platte Dume“ die erste Veranstaltung des frisch gegründeten MSC Dumeklemmer im ADAC statt. Unter der Leitung seines ersten Vorsitzenden, Fahrlehrer Stefan Franzsander von der Röntgenstraße, hatte der Verein eine Strecke von 150 Kilometern rund um Ratingen festgelegt, deren Kontrollpunkte in einer bestimmten Reihenfolge von den teilnehmenden Motorrädern, Gespannen und Rollern anzufahren waren, mit einer Sonderprüfung in den Sandbergen. Start und Ziel befanden sich an der Verladestraße des Ostbahnhofs. Fast 80 Teilnehmer entrichteten jeweils DM 2,50 Startgeld. Die Siegerehrung fand im Lokal Küppers statt. Gesamtsieger wurde der Breitscheider Hoffmann-Mitarbeiter Hermann Lammer auf einer flammneuen Hoffmann-Gouverneur aus der Nullserie des Werkes. Die Maschine gab es noch gar nicht zu kaufen!

Einen besonderen Erfolg bei den Autofahrern errang der junge Düsseldorf Wolfgang Seidel mit seinem Veritas. Beim 1000 Kilometer-Rennen auf dem Nürburgring (44 Runden Nordschleife mit 7645 Kurven und insgesamt 17.000 Metern Höhenunterschied) wurde er Sieger in der Klasse der 2 Liter-Rennsportwagen. International bleibt zu vermelden, daß völlig überraschend der junge Augsburger Werner Haas auf seinen NSU-Rennmaschinen Weltmeister der 125er und 250er Klasse wurde.

Das Sportjahr 1954 wurde mit der Wintersternfahrt Garmisch eröffnet. Der Augsburger Hermann Husel gewann auf einer Hoffmann-Vespa die Roller-Klasse.

Am 15. Februar veranstaltete der MSC Lintorf eine Fuchsjagd, bei der der Fuchs Paul Joch durch Hans Holtenberg vom MSC Lintorf gestellt wurde. Ihm dicht auf den Fersen war Josef Stephan vom MSC Dumeklemmer.



Zementbahnrennen Frankfurt/Main 1953: Mit der Nr. 1 Erwin Aldinger, Stuttgart, und mit der Nr. 3 Werner Mazanec, Düsseldorf, beide auf AWD

Bei der Nachtorientierungsfahrt des MSC Tönisheide am 13. März gingen Goldmedaillen an die Ratinger Gespannfahrer Kemperdick/Hougardy und Kleiner/Wegener. Daß die drei Ratinger Motorsportvereine ihre Mitglieder ordentlich trainierten, zeigte sich am 6. April bei der Nordwestfälischen Zuverlässigkeitsfahrt des ADAC-Gaues Westfalen-West, die bei schlechtem Wetter über 510 Kilometer durchs Münsterland führte. Gold für Ernst Kleiner/Manfred Wegener auf BMW, Paul Kemperdick/Heinz Schneeberger auf Zündapp, Robert Poensgen (Großvater der heute bekannten Motorradrennfahrerin Katja Poensgen) aus Hösel auf NSU und Hans Rindfleisch, Lintorf, auf Tornax.

Robert Poensgen war Herausgeber und Chefredakteur der Zeitschrift „Auto Post“, die zweimal monatlich erschien und für 75 Pfennig 20 Seiten Lesestoff bot. Verlag und Redaktion befanden sich in Hösel, Preußenstraße 3.

Am 3. Oktober gewann der MSC Lintorf vor dem MC Homberg die Mannschaftswertung der Neuaufgabe von „Rönk um de platte Dume“. Mit allem hatte der Veranstalter gerechnet, nur nicht mit dem gewaltigen Andrang der Starter. Schwierigster Aufgabenteil war die Trialprüfung in den Sandbergen am Scheemannshof, bei der die Zweiradfahrer in schwierigem Gelände den Boden nicht mit den Füßen berühren durften. Tagessieger wurde der Düsseldorfer Friedhelm Berndt mit nur zwei Strafpunkten.

Von den Motorrad-Straßenrennfahrern gab es in diesem Jahr nicht viel zu berichten. Hein Thornprikker hatte seinen Helm an den berühmten Nagel gehängt, Mazanecs privater AJS-Rennmaschine fehlten gegenüber den Werksmaschinen etwa 8-10 PS und in der Spitze etwa 35 Stundenkilometer. Größter Saisonenerfolg war der zweite Platz auf dem Sachsenring bei Hohenstein-Ernstthal.

Anders das Bild auf der Zementbahn. Mazanec und sein AWD-Stallgefährte Aldinger bestimmten das Geschehen. Wer gewinnen wollte, mußte diese beiden alten Haudegen schlagen. Die Landesgruppe „Rheinisch-Westfälisches Industriegebiet“ des Deutschen Motorsport-Verbandes plante eine umfassende Zementbahnnachwuchsförderung. Nicht weniger als 14 Rennen sollten in Duisburg, Bochum, Dortmund, Solingen, Bielefeld und Bocholt stattfinden. Federführend war der Langenberger Otto Hermann, ihm zur Seite standen Willi Jäger und August Wurring. Leider mußte das Programm doch aufgrund fehlender finanzieller Mittel erheblich gekürzt werden. Meister der Nachwuchsfahrer wurde der Essener Jäger-Schützling Wolfgang Mölls, Tageserfolge erzielten der Breitscheider Robert Herzog und der Remscheider Adolf Klauke auf AWD.

Der Velberter Walter Schlüter, im Vorjahr noch als Beifahrer Rallye-europameister, griff in diesem Jahr selbst ans Steuer seines DKW und

wiederholte den Titelgewinn. Eine einmalige Leistung!

Auf internationaler Ebene konnte Werner Haas den WM-Titel in der 250er Kategorie verteidigen. In der Gespannklasse gewann mit Wilhelm Noll/Fritz Cron auf BMW erstmals eine deutsche Paarung den WM-Titel.

### Die Katastrophe von Le Mans

Das Motorsportjahr 1955 sollte als das schlimmste überhaupt in die Geschichte eingehen. Am 11. Juni um 18.15 Uhr ereignete sich beim 24-Stunden-Rennen im französischen Le Mans eine Katastrophe, in deren Folge 80 Menschen ihr Leben ließen. Der Mercedes-Rennwagen des französischen Rennfahrers Pierre Levegh wurde bei Start/Ziel in die Zuschauermenge geschleudert. Die Unfallursache konnte nie ganz geklärt werden, die Spekulationen reichten von menschlichem Versagen bis zur Verkettung unglücklicher Umstände. Infolge der Tragödie zog sich Mercedes trotz des Titelgewinns in der Formel 1 mit dem Fahrer Juan-Manuel Fangio aus dem Rennsport zurück, der Große Preis von Deutschland auf dem Nürburgring wurde abgesagt.

Sicherlich hätten auch die Homberger ihre erste Nachtorientierungsfahrt „Tösche Anger un Wupper“ abgesagt, aber bis zum Start um 21 Uhr vor dem Clublokal „Zur Krone“ war die Nachricht aus Le Mans noch nicht eingetroffen. Es gab halt noch keine Live-Übertragung im Internet.



Wolfgang Seidel (zweiter von rechts) im Kreis der Porsche-Werksmannschaft 1955.  
In der Mitte Porsche-Rennleiter Henschke von Hanstein

Im Mai war bei der Veranstaltung „Rönk um de platte Dume“ der Tagessieg an den Homberger Dieter Lückler gegangen, während in der Clubwertung die Lintorfer wieder vor den Hombergern landeten.

Erfolgsmeldungen von den Zementbahnen blieben urplötzlich aus. Beim ersten Saisonrennen am 1. Mai in Stuttgart gab es einen Unfall mit glücklicherweise harmlosen Folgen für die Betroffenen, den die Oberste Motorsportbehörde aber zum Anlaß nahm, alle Bahnsportveranstaltungen zu verbieten. Von einem Tag auf den anderen wurde eine begeisterte Sportart ersatzlos gestrichen. Überhaupt hatten die Motorradfahrer im aufstrebenden Wirtschaftswunderdeutschland immer weniger Reputation in der Öffentlichkeit. Waren Motorräder kurz nach dem Krieg noch preiswerte

und nützliche Transportgeräte, so wurden sie jetzt als Fortbewegungsmittel derjenigen abgeurteilt, die sich kein Auto leisten konnten. Motorräder wurden mehr und mehr zu Donnerbüchsen einer Jugend, die mit ihren schwarzen Lederjacken so gar nicht mehr ins bürgerliche Bild paßte. Es war die Zeit Mitte der Fünfziger Jahre, als der Motorradmarkt völlig einbrach. Große Werke, die es nicht schafften, ihre Produktion auf Automobile oder andere Güter zu verlagern, machten Konkurs. Nicht anders erging es den Hoffmann-Werken. Der Versuch, einen Kleinwagen auf den Markt zu bringen, wurde in Lizenzstreitigkeiten mit den Bayerischen Motorenwerken erstickt. Mit in die Konkursmasse gingen auch die Baupläne einer Königswellenrennmaschine auf Basis der Hoffmann-Gouverneur. Gemessen an den Erfolgen, die BMW mittlerweile mit dem technisch vergleichbaren Modell RS 54, wenn auch in einer anderen Hubraumklasse, auf den internationalen Rennstrecken einfahren konnte, wäre eine solche Hoffmann sicher nicht aus der letzten Reihe gestartet.

Bei den Autofahrern war es nunmehr Wolfgang Seidel, der immer stärker auf sich aufmerksam machte. So wurde er Klassensieger bei den 1500er Sportwagen auf der berühmten Mille Miglia in Italien und Dritter beim Eifelrennen auf seinem Porsche RS. Walter Schlüter wurde noch einmal Vizeeuropameister im Rallyesport, nachdem er u.a. die Rallye Adria gewonnen hatte. (Wird fortgesetzt)

Thomas von der Bey



gegründet 1931

<ul style="list-style-type: none"> <li>● Kosmetik von Wala-Dr.Hauschka, Waleda, Lavera</li> <li>● Eigenes Naturkosmetik Studio im Hause !!</li> <li>● Küchenmaschinen, Getreidemöhlen -Vorföhnung!</li> <li>● Täglich frisches Brot der Bäckerei Backbord!</li> <li>● Molkerei Vollsortiment, Demowelt+ Bioland® Qualität</li> <li>● Biologische Säfte von Voelkel und Beutelsbacher.</li> <li>● Himalaya Kristallsalz</li> </ul>	<ul style="list-style-type: none"> <li>● Obst und Gemüse: 100% Bio-Anbau</li> <li>● Fleisch- &amp; Wurstwaren in reicher Auswahl + NUR BIO!</li> <li>● Tiefkühlsortiment, z.B. Pizza, Fritten, Eis</li> <li>● Über 25 Jahre LIVOS-Naturfarben mit Beratung!</li> <li>● Kindernahrung, Schaffelle und Naturtextilien</li> <li>● Bier der Brauereien Lammasbräu und Pinkus.</li> </ul>
---	--

**Öffnungszeiten:**  
Von 9-13 + 15-18 Uhr  
SA von 8-13 Uhr  
Montags geschlossen

**P** **Kostenlose Parkplätze direkt am Laden**

HELM-Naturprodukte, Am Krummenweg 25, 40885 Ratingen  
Tel.: 02102-17125 // Fax.: 02102-17935  
Internet: <http://www.helm-naturprodukte.de>



# DJK – Handball in Lintorf von 1926–1935

Als ich gebeten wurde, einen Bericht über den DJK-Handball in Lintorf zu schreiben, habe ich spontan zugesagt. Als ehemaliger aktiver Handballer reizte mich natürlich, etwas mehr über die Entstehungsgeschichte des Handballs in Lintorf zu erfahren. Einiges wusste ich bereits aus Aufzeichnungen von unserem ehemaligen Vorsitzenden Karl Schaefer. Gespräche mit einigen Sportlern aus der Vorkriegszeit und dem Wiederaufbau nach dem Zweiten Weltkrieg, hier besonders mit **August Haselbeck**, waren spannend und interessant zugleich. Außerdem brachte mir ein Besuch im Archiv der DJK-Bundesgeschäftsstelle in Düsseldorf einen tieferen Einblick in die Geschichte des DJK-Sports. Als mir dann noch bewusst wurde, dass die DJK Lintorf im vorigen Jahr 75-jähriges Jubiläum gefeiert hätte, war ich froh, dass ich diesen Artikel schreiben durfte.

## Der geschichtliche Hintergrund

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts setzen die Turnbewegung und die Spiel-, Gymnastik- und Sportbewegung ein. Mit der Gründung der Deutschen Turnerschaft DT, dem späteren Deutschen Turnerbund, wird 1868 in Weimar der erste große Sportverband gegründet. Später folgt der Deutsche Arbeiter-Turnerbund ATB bzw. der Arbeiter-Turn- und Sportbund ATSB, der 1893 in Gera gegründet wird, aber heute in dieser Form nicht mehr existiert. Große Sportfachverbände werden ebenfalls in dieser Zeit gegründet, so der Deutsche Ruderverband 1883, der Deutsche Radfahrer Bund 1884, der Deutsche Schwimmverband 1886 und der Deutsche Fußballbund 1900. Handballer und Leichtathleten finden in der 1898 gegründeten Deutschen Sportbehörde für Leichtathleten, Handballer und Sommerspiele DSB ihre Heimat. In dieser sportlichen Aufbruchstimmung schließen sich viele Menschen diesen Sportbewegungen an und gründen Vereine. Zusammen mit den sportlichen Bewegungen bilden sich auch kulturelle Vereine (Chöre und Musikvereine)

und konfessionelle Vereinigungen (katholische, evangelische und jüdische), in denen ebenfalls Sport als erzieherische und soziale Grundlage, zunächst nur für die männliche Jugend, erkannt wird.

Der Koblenzer Hochschullehrer Dr. Willi Schwank, ein bedeutender Kenner der Entwicklung des Turnens und des Sports in katholischen Jugendvereinigungen, Gesellenvereinen und Kolpingfamilien, beschreibt die Vorgeschichte des DJK-Sportverbandes (1):

*„Die Sportbewegung innerhalb der katholischen Verbände erlebt im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts einen bedeutsamen Aufschwung. Im Zusammenhang mit der kirchlichen Jugendarbeit und deren Zielen wird der Sport in grundsätzlicher und organisatorischer Hinsicht verstärkt erörtert. Dem Sport wird in dieser Zeit im Aufgabenfeld kirchlicher Jugendarbeit eine zweifache Funktion zugemessen:*

- *den gefährlichen simultanen Vereinen, z.B. den Turnvereinen, in erlaubten Grenzen mit Erfolg Konkurrenz zu bieten,*
- *Geist und Körper zu erfrischen und zu neuer Arbeit zu befähigen.“*

Die kritische Distanz und Rivalität zu der Turnbewegung des Turnvaters Jahn, die hier schon zum Ausdruck gebracht wird, spiegelt sich in den gesamten Verbänden und, wie ich später noch aufzeigen werde, auch in der Lintorfer Sportwelt wider.

Dr. Heinz-Egon Rösch, Professor und Leiter des Instituts für Sportwissenschaft der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf, beschreibt in seinem Buch „Sport um der Menschen willen“ (2) die Hintergründe und Katalysatoren der DJK Sportbewegung:

*„Der Zeitraum von der Jahrhundertwende bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges kann als 2. Phase der Sportbewegung innerhalb der katholischen Gesellen- und Jugendvereine angesehen werden. Sowohl der Ministerialerlass von 1901, der die Bemühungen der konfessionellen Gesellen-*

*und Jugendverbände um die körperliche und geistige Entwicklung der schulentlassenen männlichen Jugend anerkennt, als auch die sportfreundliche Haltung Papst Pius X. bewirken, dass dem Sport in der katholischen Verbandsarbeit ein größeres Maß an Aufmerksamkeit als bisher entgegengebracht wird...“*

*Mit der Gründung des Verbandes der katholischen Jugendvereinigungen 1907 beginnt auch die Phase, in der Turn- und Spielabteilungen gegründet werden.*

*In Düsseldorf zum Beispiel bestehen vor dem Ersten Weltkrieg bereits sieben Turn- und Spielabteilungen von Jünglingsvereinen, die bis auf den heutigen Tag existieren und ihr Gründungsjahr im Vereinsnamen führen - also älter als der eigentliche DJK-Reichsverband sind, der 1920 gegründet wurde, so die DJK Rheinland 05, die DJK SV Eintracht 05, die TUSA 06, die DJK Rheinfranken, die DJK Agon 08, die DJK Jugend Eller 1910 und die DJK Sparta Bilk 1913.“*

Ebenfalls in dieser Zeit erfolgt in Ratingen die Gründung der DJK Tbd Ratingen 08. Bedingt durch den Ersten Weltkrieg kommt es erst 1919 zu einer Konsolidierung und Bündelung der Kräfte. *„Der Düsseldorfer Turnlehrer Johannes Deutsch bereitet einen Satzungsentwurf für die Tagung der Diözesan- und Bezirkspräsidenten der katholischen Jugendvereine mit Turn-, Spiel- und Wanderabteilungen vor, die in Düsseldorf am 24. 2. 1920 stattfindet.“*(2)

Dieser Satzungsentwurf ist schließlich Grundlage für die endgültige Gründung der „Deutschen Jugendkraft“ anlässlich des Katholikentages in Würzburg vom 15. - 17. 9. 1920. Prälat Carl Mosterts wird der erste Generalpräsident der DJK.

Im Heft Nr. 7 „Deutsche Jugendkraft - Zeitschrift für willensstärkende Leibesübungen und vernunftgemäße Gesundheitspflege“ (3) von 1920 lesen wir über das Ziel:

„Der deutschen Jugend ihre Kraft zu mehren und dem deutschen Volke die alte deutsche Kraft zurückzugewinnen. So trete denn die „Deutsche Jugendkraft“ hinaus, mit der Pflichterkenntnis, dass sie Großes zu erfüllen hat im Rahmen der katholischen Jugendbewegung, das deutsche Volk und die deutsche Jugend frisch und froh und stark zu erhalten... Feind aller Krafterschaffung in müder Unlust oder unjugendlicher Mattheit, Feind aller Kraftvergeudung in roher Ausgelassenheit oder gesundheitswidriger Übertreibung. In dem Bewusstsein, dass die Pflege der Leibesübungen und der körperlichen Erholung der Kräftigung des ganzen Menschen, der Stärkung auch seiner geistigen und sittlichen Kräfte dienen soll. ...“

Vorwiegend in katholischen Gegenden im Rheinland, im Münsterland, teilweise im Ruhrgebiet, in Franken und Bayern, im ehemaligen Schlesien, in der Pfalz, Baden und in Hessen werden DJK-Vereine gegründet. „Die Herkunft der Sportler ist vorwiegend aus „bürgerlichen Kreisen“. Sozial gehören sie eher der oberen Unterschicht sowie der unteren oder mittleren Mittelschicht an. Die Kinderzahl in den Familien ist in der Regel hoch, sechs bis zehn Kinder sind keine Seltenheit.“ (2)

### Die Lintorfer DJK

Eifrige Aktivitäten direkt nach der Gründung des Verbandes waren wohl auch Initialzündung für die Gründung der Lintorfer DJK. Ob es das 1. Reichstreffen (Reichsverbandstreffen) vom 21. - 23. Mai 1921 in Düsseldorf war, bei dem 3000 aktive Wettkämpfer und 30.000 Teilnehmer im Festzug durch Düsseldorf gingen, begleitet von 153 Musikcorps, oder ob es letztlich die große Ausstellung GESOLEI (Gesundheitspflege, Soziale Fürsorge und Leibesübungen) 1926 in Düsseldorf war, lässt sich leider nicht mehr mit Sicherheit sagen. Die Nähe zu Düsseldorf und die Aktivitäten der DJK mit Informationsständen und sportlichen Veranstaltungen dort bringen vermutlich den Lintorfern die Ideen der DJK näher und dann ihren eigenen DJK-Verein.

Parallel zu den kirchlichen Ambitionen der katholischen Jugend-

pflüge, auch verbunden mit turnerischen Aktivitäten, die sich in der Gründung eines Jünglingsvereins in Lintorf manifestiert, ist es im sportlichen und spielerischen Bereich zunächst vor allen Dingen Lehrer Karl Hoppe der Johann-Peter-Melchior-Schule, der sportbegeisterte Jugendliche und Erwachsene zum Handballspielen gewinnen kann. Es war wohl 1926, als die erste Handballmannschaft in Lintorf gegründet wurde. Nicht der schon lange aktive Turnverein, der spätere TUS 08 Lintorf, sondern die DJK-Bewegung nimmt das Handballspiel als eigenständiger Verein auf. Die DJK Lintorf wird zunächst ein wenig belächelt und mit spöttischen Bemerkungen der Turner im Turnverein Lintorf bedacht. „Wir sind mal gespannt, wie lange sich der „Klümpchensclub“ hält“ war die Aussage, die auch ein wenig die Rivalität der beiden Vereine widerspiegelt. Es ist aus heutiger Sicht eigentlich kaum zu verstehen, dass in einem kleinen Ort wie Lintorf, 1926 mit 2817 Einwohnern, zwei Sportvereine nebeneinander bestehen konnten. Hinzu kam noch der damalige Fußballclub Rasensport Lintorf. Von diesen Einwohnern waren 1467 männliche, aus denen die Sporttreibenden in Lintorf kamen, denn erst 1927 wird die erste weibliche Turnriege im Turnverein gegründet.

Wie sehr sich in der männlichen Bevölkerung der Handballsport neben den turnerischen und

leichtathletischen Betätigungen einer Beliebtheit erfreute, zeigt die rasante Entwicklung dieses Sports. In den nächsten Jahren entstehen in der DJK drei Senioren-Mannschaften. Die dritte Mannschaft hat aber öfter Probleme, die komplette Mannschaft zu stellen. Zusätzlich stellt der Verein dann auch erstaunlicherweise bereits drei Jugend-Mannschaften. Parallel ist auch in den Protokollen des Turnvereins Lintorf von 1927 und 1928 erstmals nachzulesen, dass handballerische Aktivitäten entwickelt wurden.

Doch zurück zur DJK: Lehrer Hoppe initiiert die Gründungs-Aktivitäten, erledigt die administrativen und schriftlichen Aufgaben, damit die Mannschaft den Spielbetrieb aufnehmen kann. Aber Probleme gibt es dennoch reichlich, es fehlt an vielen Dingen. So gibt es zum Beispiel keinen Trainer. Die Mannschaft muss sich in Eigeninitiative alles selbst beibringen. Man sucht den Kontakt zu anderen Mannschaften, spricht mit ihnen, schaut sich deren Spielweise an und lernt daraus. Einmal in der Woche wird trainiert. In den Wintermonaten fällt das Training aus, da man natürlich noch nicht über eine Flutlichtanlage verfügt. Nach dem Training und in der trainingslosen Zeit trifft man sich im Vereinsheim auf der Johann-Peter-Melchior-Straße gegenüber dem Pastorenhaus am heutigen Konrad-Adenauer-Platz. Dieses Vereinsheim diente auch noch lange nach dem



Die 1. Mannschaft der DJK Lintorf im Jahre 1928/29.  
Von links nach rechts: Otto Jakobs, Paul Dietz, Paul Haselbeck, Willi Achterfeld, Hans Herriger, Willy Brockscothen, Esser, Erich Dietz, Johann Schulten, Fritz Nüsser, August Haselbeck, Willi Haselbeck und der Gründer der DJK Handballer, Lehrer Karl Hoppe

Zweiten Weltkrieg als Treffpunkt der katholischen Jugend und der katholischen Pfadfinder.

Neben der Eigeninitiative im Training muss natürlich auch die Ausstattung selbst finanziert werden. Ein Trikot kostet 6,50 Mark, der Monatsbeitrag beträgt zwischen 1,50 und 2,50 Mark. Wenn man bedenkt, dass in dieser Zeit der Weimarer Republik, der schweren Nachkriegszeit mit Verhandlungen über den Friedensvertrag, Reparationszahlungen, Inflation, Weltwirtschaftskrise und Arbeitslosigkeit, die normalen Dinge des Lebens schon schwer fielen, ist es um so erstaunlicher, dass für den Sport so viele Opfer gebracht wurden. Aber es war die Gemeinschaft und Kameradschaft, die zählte und die die Mannschaft stark machte. Die Gebrüder Haselbeck, Butenberg und Schulten bildeten das Gerippe der Mannschaft. August Haselbeck bekam 1927 mit 16 Jahren eine Sondergenehmigung, um schon in der Seniorenmannschaft mitspielen zu können. Er, der am 10.12. dieses Jahres 91 Jahre alt wird, erinnert sich gerne an die Zeiten zurück und erzählte mir viele Einzelheiten aus seiner aktiven Zeit.

Wie stark sich die 1. Mannschaft auch spielerisch entwickelte, zeigt sich in der Tatsache, dass sie dreimal hintereinander aufstieg und sogar um die Niederrheinmeisterschaft mitspielte. August Haselbeck und Heinrich Fettweis spielten mehrmals in der Stadtauswahl von Düsseldorf.

Wie ich schon vorne beschrieben habe, war die Rivalität auf der Verbandsebene zwischen der Turnerbewegung und der konfessionellen DJK-Bewegung sehr groß. Wettkämpfe und Spiele wurden in den eigenen Verbänden ausgetragen. Auch eigene Sportanlagen wurden dazu genutzt. In Lintorf hatte die DJK ihren Sportplatz „Am Sonnenschein“, kaum 500 m entfernt vom Platz des Turnvereins „Am Senken“. Der DJK-Platz lag ungefähr dort, wo später das Stadion entstand. Aus Erzählungen weiß ich, dass es nie zu einem direkten handballerischen Vergleich zwischen der DJK und dem Turnverein kam. Indirekt gab es dann doch einen Vergleich. Die DJK trat 1930/31 gegen eine Auswahl von

Angermund, Tiefenbroich und dem Turnverein Lintorf an. Die Rivalität, die neugierige Anteilnahme im Ort und auch der sportliche Wert dieser Begegnung zog über 1000 Zuschauer zum Platz des Lintorfer Turnvereins. Diese sahen ein interessantes und kampfbetontes Spiel unter der Leitung des Angermunder Schiedsrichters Dehnert und ein Endergebnis von 3:3.

Trotz aller Rivalität kam es aber auch in Lintorf gelegentlich zur Zusammenarbeit. So kann man in einer Eintragung vom Juni 1932 im Protokollbuch des Turnvereins lesen: „1. Antrag: Die DJK Lintorf bat um vorläufige Mitbenutzung unserer Platzanlage. ... Dem Antrag wurde zugestimmt.“ (5)

Einige Zeit später, am 6.12.1932, werden beim Turnverein die Planungen für das „25 jährige Jubelfest“ besprochen. Hier heißt es im Protokollbuch: „Es wurde auf den 21. Mai 1933 festgelegt.... Turnfreund Ickelrath machte den Vorschlag, am selbigen Tage morgens einige Klubkämpfe gegen benachbarte Vereine und die DJK Lintorf auszutragen.“ (5) Später wurde der Jubiläumstermin noch auf den 7. Mai verlegt, ob es dann an diesem Tag zu Wettkämpfen gegen die DJK kam, ist leider nicht vermerkt.

Die positive Entwicklung der Spielstärke, die sich im Seniorenbereich zeigt, spiegelt sich ebenso im Jugendbereich wider. Eine A-, B- und C-Jugend nimmt am Spielbetrieb teil. Die A-Jugend ist lange Zeit ungeschlagen. Wie mir Werner (Mecki) Harte erzählte, hatte er als B-Jugendlicher mit einigen Spielkameraden zusammen keine Chance, in die A-Jugend zu wechseln. Sie war stark und eingespielt. Daher wechselt er mit Jupp Kohlen und Peter Kaufmann nach Germania Ratingen, obwohl sein Vater, Emil Harte, bereits Vorsitzender der DJK in Lintorf war. Ausgerechnet das erste Spiel der A-Jugend dort führte sie gegen die DJK Lintorf und sie gewannen vollkommen überraschend und brachten der Lintorfer Jugend die erste Niederlage bei.

Einige der Vereine, die zu der Zeit Gegner der DJK Lintorf waren, existieren heute noch. Hierzu gehören der TV Tiefenbroich, die

DJK Ratingen, DJK Agon 08 Düsseldorf, die DJK Tusa Düsseldorf und der BV 04 Düsseldorf. Andere Vereine verschwanden mit dem damaligen Namen von der Bildfläche, wie Marathon Düsseldorf, Hage Düsseldorf, Vorwärts Düsseldorf und Tusem Düsseldorf.

Zu den Auswärtsspielen ging es im engeren Umfeld mit dem Fahrrad. Mit der Eisenbahn, die zu der Zeit noch stündlich verkehrte, und der Straßenbahn wurden die Spiele in Düsseldorf besucht. Bei besonderen Anlässen stellte der Viehhändler Tackenberg seinen Viehtransporter zur Verfügung, auf den man Bänke stellte. Montags bis samstags wurden Schweine, Schafe und Kühe damit transportiert und sonntags dann schon mal die Handballer. Später war es Karl Ickelrath, der einen Transporter bereitstellte. Erstaunlicherweise fanden sich auch schon oft viele Zuschauer aus Lintorf, die den Weg mit antraten und ihre Mannschaft unterstützten, wie auf dem nächsten Bild zu sehen ist.

Vereinslokal der DJK-Handballer war die Gastwirtschaft Peter Holt-schneider. Nicht nur von den Lintorfer Handballern wurden die Tanzveranstaltungen im Saal des Vereinslokals sonntagsnachmittags geschätzt. Von 17.30 Uhr bis 23.30 Uhr ging es dort hoch her. Die gegnerischen Mannschaften brachten oft ihre Frauen mit, um sich dieses Vergnügen nicht entgehen zu lassen. Eine Drei-Mann-Kapelle spielte zum Tanz. Rexroth spielte Schlagzeug, Meier (?) Klavier und Albert van der Winkel spielte Geige und lief damit durch die Reihen, um die Tänzer zu aktivieren. Meist waren mehr als 100 Leute im Saal. Bei besonderen Veranstaltungen, zum Beispiel dem Weinfest zur Kirmes, kamen sogar mehr als 200 Personen. Man kaufte eine Tanzkarte von 1 Mark, bei besonderen Veranstaltungen von 1,50 Mark und konnte dann so oft tanzen, wie man wollte. Die Gelegenheitstänzer zahlten pro Tanz 10 Pfennige. Die Tanzkarten wurden an das Jacken-Revers geheftet, und in der Mitte des Stücks wurde die Musik unterbrochen und Hubert Fettweis ging herum und kontrollierte die Tanzkarten und kassierte bei den Tänzern das Tanzgeld. War wider Erwarten mal nicht so viel Betrieb,



Mannschaft und Zuschauer bei einem Spiel um die Niederrhein-Meisterschaft.  
Das Spiel gegen BV 04 Düsseldorf endete 14:0.

Von links nach rechts: Heinrich Fettweis, Paul Dietz, Paul Haselbeck, Willi Achterfeld, Johann Schulten, Heinrich Butenberg, Hans Herriger, August Haselbeck, Erich Dietz, Franz Abel, Willi Haselbeck. Die Zuschauer von links nach rechts: unbekannt, Josef Butenberg, Peter Großhanten, unbekannt, Walter Haselbeck, Hans Haselbeck, Urban Dietz, Hans Nüsser, Dietz, unbekannt, Werner Plönes, Karl Butenberg sen., Emil Harte, Willi Fink, Heinz Schmitz, Karl Butenberg, Willi Butenberg, Fassbender, Fritz Butenberg, Willi Lammerz, unbekannt, Martin Steingen, Willy Brockscothen

kurbelte der Vereinswirt Peter Holtschneider das Geschäft an, indem er den Handballern Tanzkarten schenkte. Das Glas Bier kostete 40 Pfennige. Wieviel am Nachmittag und Abend getrunken wurde, ist mir leider nicht bekannt, aber bei einem Stundenverdienst von 75 Pfennigen kann es nicht soviel gewesen sein. Aber der Spaß am Tanzen und die Gemeinschaft der Handballer standen im Vordergrund. Da neben diesem Tanzsaal im Vereinslokal Holtschneider auch noch die Säle im Kothen und bei Mecklenbeck existierten, kann man sich schon vorstellen, dass in dieser Zeit einiges

los war in Lintorf. Wie auch schon auf den Bildern zu sehen ist, ging man sonntags immer in frisch gebügelter Hose, Jackett und weißem Hemd mit Krawatte. Die Handballer zeigten auch durch ein einheitliches Auftreten, dass sie zusammengehörten und trugen eine dunkelblaue Jacke und eine helle Hose.

Regelmäßige Wanderungen durch Lintorfs Wälder spiegelten ebenso die Gemeinschaft wider. Jung und Alt zogen gemeinsam mit dem Vereinswimpel am 1. Mai, zum Vattertag und zu Pfingsten durch die Wälder. Auf unserem Bild sieht man die DJK-Handballer bei einer



Wanderung am Vattertag 1930 nach Saarn

Oben von links nach rechts: Emil Harte, unbekannt, unbekannt, Paul Schulten, Hans Nüsser, unbekannt, Walter Steingen, Fritz Butenberg, Willi Abels, Willy Brockscothen, Hubert Fink, Erich Dietz, Hans Herriger, Werner Plönes, Karl Blümeling, August Haselbeck, Willi Wilps, Willi Fink, Otto Hamacher, Butenberg, Schulten, unbekannt, Josef Butenberg. Mittlere Reihe: Willi Kamp, Heini Butenberg, Fritz Nüsser, Paul Haselbeck, Peter Braun, Abels, Franz Haselbeck, Untere Reihe: Günther Harte, unbekannt, unbekannt, unbekannt, Fritz Klassen, August Nüsser, Werner Harte, Fritz Jansen

Wanderung am Vattertag, wahrscheinlich 1930. Die Aufnahme entstand im Garten der Gastwirtschaft Schmelting in Saarn, die heute noch auf der Kölner Straße existiert.

Es wurden auch Fahrten organisiert, die den Zusammenhalt förderten. Mir liegen Bilder vor von einem Handballspiel in Osentrup im Sauerland zu Ostern 1932. Hier siegte man 5:2. Die Mannschaft übernachtete in einer Scheune und schlief auf Strohhallen.

Diese Gemeinschaft ist es auch, die ein wesentliches Kapitel der Lintorfer Sportgeschichte schreibt - den Bau des ersten Lintorfer Stadions. Nach dem Weggang von Lehrer Hoppe nach Krefeld übernimmt Emil Harte die Führung der DJK. Als Hauptlehrer und Mitglied des Gemeinderates hat er in seiner unnachahmlichen Art einen wesentlichen Einfluss auf das Alltags- und Gemeindeleben in Lintorf. Zwei Beweggründe führten zu dem außergewöhnlichen Projekt des Stadionbaus. Zum einen war es die zunehmende Arbeitslosigkeit, die Anfang der 30er Jahre auch in Lintorf herrschte, zum anderen war es der langgehegte Wunsch der Lintorfer Sportvereine, für ihre Wettkämpfe, ihre leichtathletischen Übungen und für die Handballspiele ein Stadion zu bauen.

Als man im Deutschen Reichstag 1931 eine Arbeitsdienstpflicht für Jugendliche fordert, dieser Antrag aber abgelehnt wird, führt man aber noch im selben Jahr einen Freiwilligen Arbeitsdienst (FAD) ein. Die im Deutschen Reichsausschuss für Leibesübungen (DRA) zusammengefassten Sportverbände begrüßen die Maßnahme. Die für den FAD zur Verfügung gestellten finanziellen Mittel sollten zur Verbesserung von Übungsstätten verwendet werden.

Diese Idee greift Emil Harte auf. Die jungen Männer Lintorfs sind von der Idee begeistert. Im Jahre 1934, als die Planungen für das jetzige Lintorfer Stadion anlaufen, erscheint in der Rheinischen Post vom 28.4. ein Artikel, vermutlich von Theo Volmert, der den Bau des ersten Stadions zum Inhalt hat. Aus diesem Bericht zitiere ich (4):

„Als DJK - Abteilungsleiter Harte mit seinem Plan herausrückte, waren die Jungen Feuer und Flamme. Die Katholische Pfarrgemeinde stellte das Gelände am "Sonnen-schein" zur Verfügung. Das Landesarbeitsamt sah ein, dass es besser war, für die geplanten Arbeiten einen kleinen Zuschuss zu gewähren, als die jungen Menschen in Tatenlosigkeit ihren Sorgen zu überlassen. Alle Behörden und Stellen, die vor dem Bau eines Sportplatzes gehört werden mussten, gaben schließlich ihre Zustimmung.

Kreisbaurat Höveler hatte sich nicht lange bitten lassen und den Plan für das Stadion kostenlos angefertigt. Es sah nicht nur eine vorbildliche Kampfbahn vor, sondern schloss in sich auch ein Gelände ein, in dem eine Wohnung für den Platzwärter und die notwendigen Aufenthalts-, Umkleide- und Waschräume untergebracht werden sollten. Die Jungen der DJK und mit ihnen viele andere arbeitslose Jugendliche schlossen sich unter Emil Harte zum ersten freiwilligen Arbeitsdienst im Regierungsbezirk zusammen.....Auch zahlreiche ältere Lintorfer Bürger waren von dem Plan der Selbsthilfe begeistert und standen gerne mit Rat und Tat zur Seite, wenn es galt, den Jüngeren zu helfen. Die Brüder Abels und Johann Zimmer waren als gewiegte Bauhandwerker sofort bei der Hand, wenn fachmännisches Können gebraucht wurde, und Fritz Tackenberg aus Breitscheid karte mit seinem Wagen unverdrossen Sand, Steine und Füllmaterial, ohne einen Pfennig dafür zu nehmen. Trotzdem schien das Projekt noch fast in letzter Sekunde zu scheitern, als kein Geld für den notwendigen Schutt und vor allem auch für die Mauersteine da war. Wieder hatte „Onkel Emil“ einen guten Plan. Auf dem alten Zechenplatz stand ein uralter Schornstein, der zu nichts mehr nutze war. Die Firma Stinnes war schließlich bereit, den Kamin zur Verfügung zu stellen, vorausgesetzt, die Jungen der DJK übernahmen den Abbruch und planierten anschließend den Platz.“

Nachdem unter fachlicher Anleitung die DJK Handballer Schlitzlöcher in der Kaminwand freischlugen, wurden diese Schlitzlöcher mit Holz-



Fleißige Helfer auf den Überresten des gefallen Kamins.

Obere Reihe von links nach rechts: Emil Harte, Heini Becker, unbekannt, Walter Möser, unbekannt, Deutzmann, unbekannt, Paul Dietz, Ludwig Soumagne, Josef Butenberg, Fritz Rosendahl, Otto Hamacher, unbekannt, Karl Butenberg, Paul Haselbeck, unbekannt, Jakob Jansen. In der Mitte: Fritz Buschmann, unbekannt, Willi Buschmann, Willi Pützer, Rudi Hamacher, Fritz von der Heyden. Vorne: Willi Abels, Fritz Butenberg, Hans Herriger

scheitern wieder gefüllt, um die vorläufige Stabilität zu wahren. Danach wurde das Holz angezündet, und der Kamin fiel in die gewünschte Richtung. Die beiden Sprengmeister H. Allertz und Jean Mouritz hatten die Oberaufsicht. Dieses spektakuläre Ereignis brachte am 18. Juli 1932 ganz Lintorf auf die Beine, und aus sicherer Entfernung konnte man beobachten, wie der große Schornstein fiel. In dem oben angeführten Artikel war die Rede von einer Dynamitsprengung. Wie mir aber mehrere Zeitzeugen berichteten, fiel der Kamin lediglich durch die oben geschilderten Aktionen. Dafür spricht auch ein Bild vom Fall des Kamins, der sich in seiner ganzen Länge zu Seite neigt und fällt.

Weiter heißt es in dem Zeitungsbericht: „Die Spreng- und Staubwolken hatten sich kaum verzo-

gen, da machten sich die Jungen an die Arbeit, die Steine zu putzen und den Schutt fortzuräumen. Als das geschafft war, ging es an die Planierung des Sportplatzgeländes. Einige tausend Kubikmeter Erde mussten bewegt werden, bevor die Kampfbahn am Rande des Waldes im Rohbau fertig war. Aber noch fehlte Asche für die Laufbahn, Holz für die Tore und die Einzäunung und Bepflanzung. Wieder sprangen Lintorfer ein, denen das Beispiel der Jungen imponierte. Als nach einem Jahr das Waldstadion eingeweiht wurde, hatte die Lintorfer Jugend rund 2000 freiwillige Tagewerke geleistet. Mit einem Sportfest, zu dem sich über 400 Wettkämpfer aus dem Landkreis Düsseldorf und Mülheim einfanden, wurde das Stadion am 23. Juli 1933 seiner Bestimmung übergeben.“



Einweihung des neuen DJK-Stadions am 23. Juli 1933

Wie hart die Arbeit gewesen sein mag, kann man nur ahnen. Das Gelände war abschüssig und musste von der Höhe ausgeglichen werden. Schwere Maschinen, die man heute bei ähnlichen Projekten sieht, gab es zu der Zeit nicht. Für diesen harten Arbeitsdienst bekamen die jungen Männer 2,- Mark am Tag, 12,- Mark in der Woche. 10% davon - 1,20 Mark - bekam Jakob Jansen, der die schriftlichen Abrechnungen übernahm und im Auftrag von Emil Harte die Kasse führte.

Auf dem nächsten Bild ist die 1. Mannschaft der DJK zu sehen in ihren grün-weiß gestreiften Trikots vor dem neuen Stadion. Die grün-weißen Farben werden später vom TUS 08 als Vereinsfarben übernommen, der zunächst in schwarz-weiß gestreiften Trikots angetreten war.

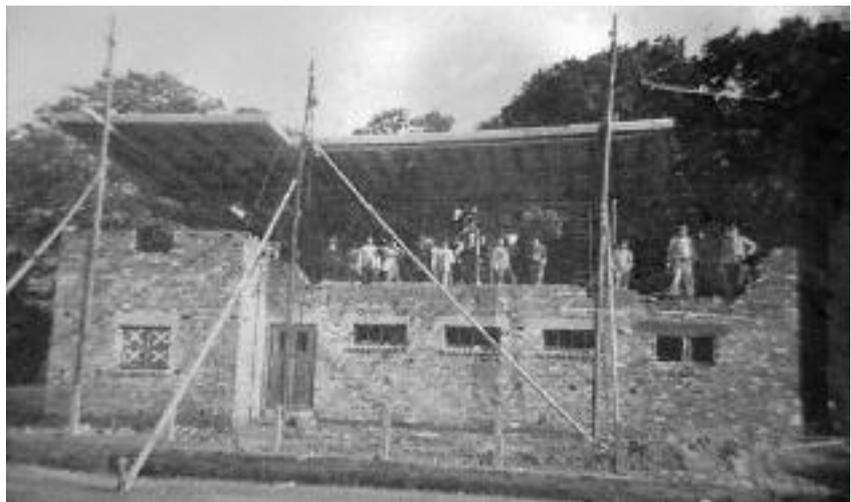
Dieses Bild muss 1934 aufgenommen worden sein, denn über dem Stadiontor fehlt bereits der „DJK“-Schriftzug, der bei der Einweihung vorhanden war.



Die 1. Mannschaft der DJK im neuen Stadion im Jahre 1934.

Von links nach rechts: Hubert und Heinz Oberwinster, die von Tiefenbroich kamen und in Lintorf spielten, Heinrich Fettweis, Paul Dietz, August Haselbeck, Wilhelm Bom, Heinrich und Josef Butenberg, Hans Herriger, Hans Nüsser, Fritz Butenberg und Initiator Emil Harte

Nachdem in vielen Arbeitsstunden die Umkleidekabinen fertiggestellt waren und der Dachstuhl mit fertigem Dach aufgesetzt war, stellte Emil Harte fest, dass mit den restlichen Steinen durchaus noch ein Stockwerk aufgebaut werden konnte, um eine Wohnung für den Platzwart zu erstellen. Jetzt wurde ein Gerüst mit Flaschenzügen installiert und das gesamte Dach wurde Stück für Stück nach oben



Der Bau des Klubhauses mit den Umkleideräumen.

In diesem Bild ist die Konstruktion mit dem hochgezogenen Dachstuhl zu erkennen

gezogen, während die Maurer Erich Dietz und Willi Abels mit Gehilfen eine weitere Etage unter den hochgezogenen Dachstuhl aufzogen. Als dann eines Abends ein Sturm die gesamte aufgehängte Dachkonstruktion gehörig ins Wanken brachte, trommelte Emil Harte alle Helfer zusammen. Sie

möglichte. Auch das in der Nähe liegende „Haus Honschaft“ wurde von dem freiwilligen Arbeitsdienst von Grund auf instand gesetzt.

### Das Ende der DJK

Mit der Fertigstellung des Stadions erlebt die DJK in Lintorf ihren Höhepunkt. Leider beginnt aber auch 1933 schon ihr Abstieg.

Adalbert Probst wird Nachfolger von Generalpräses Ludwig Wolker und 1933 zum Reichsführer der DJK berufen. Die DJK zählt in Deutschland bereits 253 294 Mitglieder. Unter dem Druck des Nationalsozialismus wird die DJK neu geordnet und gibt den eigenständigen Sport auf. Die konfessionellen Vereinigungen sind den Nationalsozialisten ein Dorn im Auge. Die Aggressionen gegen die DJK nehmen dramatisch zu und 1934 wird Adalbert Probst von den Nazis ermordet. Die Schikanen gegen die DJK gehen auf allen Ebenen weiter.

In Lintorf werden 1934 in einer Nacht- und Nebelaktion die Tore im DJK-Stadion durch die SA abgesägt. Damit wird den Lintorfer DJK-Handballern die Basis entzogen. In dem Zeitungsbericht der Rheinischen Post wird dann auch das Ende des Sportplatzes beschrieben: „Zwei Jahre später bestanden Bestrebungen, den Sportplatz in den Besitz der Gemeinde Lintorf zu überführen. Aber die Verhandlungen zerschlugen sich schließlich, weil die Gemeinde nicht bereit war, für die im freiwilligen Arbeitseinsatz geschaffene Anlage eine Entschädigung zu



Brücke über den Dickelsbach.

Von links nach rechts: Emil Harte, Fritz Nüsser, Paul Haselbeck, August Haselbeck, Heinrich Butenberg, Johann Schulten, unbekannt, unbekannt, unbekannt, Jakob Jansen  
Vorne: Fritz Butenberg, Otto Hamacher, Josef Heidel

zahlen. Schon ein Jahr darauf war das Schicksal des Waldstadions besiegelt. Der Nördliche Zubringer wurde geplant (die damalige B1 und heutige A 52). Das Stadion musste an die Provinzialverwaltung abgetreten werden. Das Sportheim wurde abgebrochen. Aus seinem Material wurden auf einer benachbarten Parzelle, die der Abteilungsleiter der DJK mit der Pfarrgemeinde getauscht hatte, zwei Häuser für die große Familie des Platzwartes errichtet. Als der Zubringer gebaut wurde, walzten schwere Bagger die letzten Reste eines Stadions nieder, um das sogar Sportler aus den Städten die Lintorfer beneideten.“ (4)

Die sportlichen Wege der DJK führen zum Turnverein Lintorf. Im Protokollbuch des Turnvereins lesen wir im Protokoll der Versammlung vom 8.12.1934: „Um 7 Uhr eröffnete Vereinsführer W. Bom die Versammlung und begrüßte die Erschienenen, aber ganz besonders die Sportler des ehem. A.S.C Lintorf (? diese Abkürzung lässt sich leider nicht erklären, da es sich zweifellos um die DJK handelt), die sich zwecks Aufnahme bei uns eingefunden hatten. .... Punkt I. Neuaufnahme: Hier hatte der ehem. Vereinsführer Willy Brockskoth eine Mitgliederliste angefertigt und sie dem Vereinsführer vorgelegt. Die Namen wurden verlesen und der Vereinsführer erklärte, daß diese Sportler,

wenn sie ihr Eintrittsgeld bezahlt hätten, Mitglied des Vereins seien.....

Punkt V. Verschiedenes: .. Ferner wurde der Sportler Willy Brockskoth zum Handballobmann bestimmt und Johann Haselbeck zum II. Kassierer.“(5) Im nächsten Protokoll vom 12. Januar 1935 finden wir: “Punkt I: Neuaufnahme: Aufgenommen wurden die Mitglieder: Schulten Johann, Dietz Paul, Abels Willy II., Wilbs Willy, Steingen Martin, Oberwinster Hub, Nüßer Fritz, Nüßer Hans, Fettweis Heinrich, Fettweis Willy, Heidel Josef, Kamp Fritz, Butenberg Fritz, Butenberg Heinrich, Butenberg Josef, Butenberg Willy, Kienen Fritz, Herriger Hans, Brockskoth Willy, Haselbeck Paul, Schulten Paul, Plönes Werner, Bom Gerhard und Altenbeck Peter.“(5) Interessant ist, dass in dem Protokollbuch bei diesen beiden Protokollen erstmals der Name Turn- und Sportverein Lintorf 08 mit einem eigenen Stempel dokumentiert wird.

Mit den 24 Aktiven der DJK, die sich dem TUS 08 anschlossen, wurde die DJK aufgelöst. Einige wenige Mitglieder der DJK, denen die Ansprache des Vorsitzenden des TUS 08 Lintorf nicht gefiel („So, jetzt müsst ihr zu uns kommen!“), hängten ihre Sportschuhe an den berühmten Nagel und beendeten viel zu früh ihre kurze sportliche Karriere in der Blütezeit

ihrer Leistungsfähigkeit. Was aus den Jugendmannschaften geworden ist, ist mir leider nicht bekannt.

1935 wird dann auch deutschlandweit die DJK verboten und aufgelöst. Eine zehnjährige erfolgreiche Sportzeit der DJK Lintorf endet und damit auch ein Stück Sportgeschichte Lintorfs. Nach dem Kriege kommt es zu einer Neugründung der DJK in Deutschland. Die Handballer der DJK in Lintorf fühlen sich aber in der Zwischenzeit im TUS 08 Lintorf e.V. recht wohl. Nach den geänderten politischen Verhältnissen und den Kriegswirren ist man froh, dass die übriggebliebenen Sportler wieder gemeinsam eine Mannschaft stellen können.

Es gab doch einige Lintorfer Sportler, die im Krieg ihr Leben gelassen hatten. Ihre Namen findet man auf der Tafel des Gedenksteins des TUS 08 Lintorf e.V. auf dem alten Lintorfer Friedhof an der Duisburger Straße.

Wie mir Franz Steingen berichtete, wurde das erste Handballspiel nach dem Krieg in den alten grünweißen Trikots der DJK Mannschaft bestritten - mehr als 10 Jahre nach der Auflösung der DJK. Er trug in diesem Spiel das Trikot, welches vorher sein Onkel Martin Steingen getragen hatte.

In Lintorf kam es zu keiner Neugründung, und damit wurde das Kapitel des DJK-Sports in Lintorf endgültig geschlossen.

Manfred Haufs

#### Quellennachweis:

1. SCHWANK, Willi: Vorgeschichte und Gründung des katholischen Sportverbandes „Deutsche Jugendkraft“, hrsg. DJK-Sportamt, Düsseldorf 1990 - SCHWANK, Willi: Kirche und Sport in Deutschland von 1842 - 1920 (Hochheim am Main), Niedernhausen 1979
2. RÖSCH, Heinz-Egon: Sport um der Menschen Willen - 75 Jahre DJK-Sportverband „Deutsche Jugendkraft“ 1920 - 1995, Meyer & Meyer Verlag
3. Zeitschrift „Deutsche Jugendkraft“, 2. Jahrgang 1920, Heft Nr. 7
4. Rheinische Post vom 28. 4. 1954
5. Protokollbuch des Turnvereins Lintorf von 1925 - 1956

# Jugendarbeit beim TV Ratingen 1865 e. V.

(Fortsetzung)

Wie ich bereits erwähnte, sollte sich nach dem 100jährigen Vereinsjubiläum einiges ändern. Die Jugendturnerinnengruppe, die bis dahin von Horst Rönneberg geleitet wurde, stand kurz vor der Auflösung. Diese Gruppe der Turnabteilung sollte ich vorübergehend übernehmen. Wie ich feststellen konnte, waren es nur noch einige wenige Turnerinnen, und mit denen versuchte ich einen Neuanfang. Nun stand ich 10 Stunden in der Woche auf dem Turnboden. Die Wochenenden sind hierbei nicht mit einbezogen. Was noch erschwerend hinzukam, war, daß ich vom Mädchenturnen nur mäßige Kenntnisse hatte. Daß es dennoch klappen sollte, dazu trug wohl die Bereitschaft der Mädchen bei, um jeden Preis zu turnen. Wochenendlehrgänge mußten besucht werden, um die nötigen Kenntnisse zu erwerben. Nach kurzer Zeit war der Jugendturnerinnenabend wieder gut besucht, und ich mußte nach einer geeigneten Übungsleiterin Ausschau halten. Es war nicht leicht, eine geeignete Leiterin zu finden. Doch eines Tages stand eine junge Gymnastiklehrerin vor der Turnhallentür und schaute sich den Betrieb an. Ein kurzes Gespräch, und ich konnte sie überzeugen, daß sie bei uns richtig wäre. Sieglinde Meier war eine ausgebildete Gymnastiklehrerin und kam von Hause aus vom Tur-

nen. Sie hatte auf der westfälischen Turnschule mehrere Lehrgänge im Mädchenturnen besucht. Die Zusammenarbeit hat wunderbar geklappt. Sie war bei den Mädchen wie bei den Jugendturnern sehr beliebt. Nach ihrer Heirat zog sie nach Göttingen. Ihr Mann, Herr Schultze, unterrichtete an der Universität ebenfalls Sport. Für uns war es ein großer Verlust, und so schnell konnte ich die Lücke nicht schließen.

Aber Sieglinde Meier hatte etwas Vorsorge getroffen, indem sie zwei geeignete Mädchen im Turnen ausgebildet hatte, und mit Hilfe der Turnschule wurden sie zu guten Übungsleiterinnen. So war das Abteilungsleiterproblem vorübergehend gelöst. Sieglinde Meier hat auch den einmal monatlich stattfindenden Jugendabend sehr gut gestaltet. Die Jugendturner wie die Jugendturnerinnen bildeten eine gute Gemeinschaft. Aus der Jugendturngruppe bildete sich darüber hinaus noch eine Band. Aber jetzt tat sich erst einmal ein großes Hindernis auf. Wo sollten die Jungs üben? Im oberen Umkleideraum in unserer Turnhalle wollten sie gerne üben, doch der Vorstand lehnte dies erstmal ab. So bekam ich vom Hausmeister des ehemaligen HJ-Heimes am Stadionring im Keller zwei Stunden genehmigt. Nun konnte der Start beginnen. Dem Vorstand gegenüber mußte ich einige Register

ziehen. Die oberen Räume waren als Jugendräume ausgewiesen, und aufgrund dessen hatte der Turnverein Geld vom Landessportbund erhalten. Daran mußte ich den Vorstand nun erinnern, und ganz nebenbei hatte der TV auch kulturelle Jugendarbeit übernommen. Gesellschaftliche Treffs fielen ja auch unter Kulturpflege. So bekam die Band nochmal zwei weitere Übungsstunden in der TV-Halle. Mit der Band kam auch der Zulauf aus der Jugendhandballabteilung. So wurden einmal im Monat die oberen Räume für einen Jugendabend hergerichtet. Der damalige Hallenwart Heinz Molling hatte sich immer wieder dagegen gestellt. Er suchte krampfhaft nach Gründen, um den Jugendabend zu unterbinden. Ich selbst war an diesen Abenden anwesend und achtete natürlich auf alles. Am anderen Tag war die Jugend da, um Ordnung zu machen. Die Mädchen putzten die Räumlichkeiten, die Toiletten und die Treppe. Die Jungs räumten die Tische und Stühle sowie die Umkleibänke wieder ein. Heinz Molling kam selbstverständlich zur Kontrolle, er konnte aber trotz eifrigen Suchens nichts beanstanden. Ich selbst und auch Sieglinde Meier achteten darauf, daß alles in Ordnung war.

Da ja bekanntlich immer Kosten anfallen, so haben wir die dann über Getränkeverkauf und Spenden decken können. An dieser Stelle möchte ich zwei Leute des TV nennen, die für die Jugend viel getan haben, Georg Baier und Fritz Schmidt. Den ersten großen Auftritt sollte die TV-Band am Stiftungsfest 1970 bekommen. Da es in Ratingen an größeren Räumlichkeiten fehlte, habe ich erstmalig die TV-Halle in eine Festhalle verwandelt. Die Hälfte der Turnhalle wurde mit PVC-Rollen ausgelegt, so daß auch getanzt werden konnte, ohne daß der Boden beschädigt wurde. Die andere Hälfte des Turnbodens wurde mit Gummirollen ausgelegt. Die Vorbereitungen nahmen viel Zeit in Anspruch. Hierbei wurde ich von Jedermannturnern und Handballern unterstützt. An dieser Stelle



Wettkampfteilnehmer des TV Ratingen am Gauturnfest in Ratingen 1955



Schüler des TV Ratingen in der vereinseigenen Turnhalle im Jahre 1981

möchte ich unseren Jedermannturner Albert Sieger nicht unerwähnt lassen, er hat die Einräumung wie die Ausräumung der Halle von Tischen und Stühlen geleitet. Als der Abend kam, fanden sich 400 Gäste ein. Es war ein großartiger Abend. Die Gastronomie hatte Herr Willi Poensgen übernommen. Eine gute Kapelle, genannt die „Combo“, sorgte für die nötige Stimmung. Rudi Hülster brachte die Lachmuskeln in Bewegung. Unsere Jugendband hatte mit ihrem Auftritt, als die Kapelle eine Pause einlegte. Die Band wurde mit viel Beifall bedacht. Besonders die jungen Sportler waren sehr begeistert, und für einen zweiten Auftritt wurde Vorsorge getroffen. Auch im nächsten Jahr haben wir dann das Stiftungsfest in der eigenen Turnhalle abgehalten, doch danach nicht mehr. Hatte doch die evangelische Kirche inzwischen einen großen Gemeindesaal erstellen lassen, den wir dann gegen entsprechende Gebühr anmieten konnten.

Doch ich komme zurück zur Jugendarbeit, und damit zum Tanzabend. Dieser Abend war bei den Jugendlichen des TV sehr gefragt. Über diesen Jugendtreff kamen auch neue Mitglieder. Es waren überwiegend Realschüler und Gymnasiasten. Durch Schulabgang, Militärdienst bzw. Studium ging der Stamm leider mit der Zeit verloren. So ist auch die Jugendband nach vier Jahren der Auflösung verfallen, und damit nahm auch der Jugendtreff ein Ende.

Nur das Turnen konnte gezielt weiter geführt werden. Durch den Jugoslawen Janes erhielt unsere Jugendturngruppe einen sehr guten Aufschwung. Wir haben an einigen Turnfesten teilgenommen. Auch im Bergischen Land war der TV Ratingen vertreten. Janes verstand es, die Jugendlichen zu mobilisieren. Nicht nur auf dem Turnboden, auch außerhalb der Turnstunden, waren die Jugendturner zusammen. Wir hatten zu dieser Zeit gute Turner wie Rudi Böhm und Peter Eisenblätter, die im Turngau Düsseldorf einen guten Spitzenplatz einnahmen. Janes hatte ebenfalls in der Männerklasse als Gerätesekskämpfer einen sehr guten Platz eingenommen. Er war in seiner Heimat sehr geschult worden im Turnen. Leider mußte

Janes eines Tages zurück nach Jugoslawien, um seinen Wehrdienst zu leisten. In den Turnstunden wurden die Ausschreibungen der Bundesjugendspiele herangezogen, aber auch das Aufgabenheft des Deutschen Turnerbundes. Die Aufgaben aus den Bundesjugendspielen waren in erster Linie für die etwas schwächeren Turner gedacht. Somit erzielte ich zugleich eine Steigerung der turnerischen Leistungen. Als Übungsleiter kam man selbst nicht zum gezielten Turnen. Wenn man auch ständig die Übungen vor machte, so war es dennoch nicht das Übungsturnen, daß man selbst brauchte, um an Wettkämpfen teilnehmen zu können. Als Oberturnwart hatte ich auch noch andere Aufgaben wahrzunehmen. Die Turnabteilung hatte sich im Laufe der Jahre stark vergrößert. Besonders in den Schülerrinnengruppen war ein starker Zulauf zu verzeichnen. Hatten wir doch auch im Osten der Stadt Ratingen, d.h. in der Turnhalle am Fröbelweg, eine Gruppe von Schülern und Schülerinnen. Diese wurden von Elfriede und Horst Rönneberg nicht nur betreut, nein sie wurden gezielt an Leistungsturnen herangeführt. Horst Rönneberg als Diplomsporthelehrer wie auch seine Frau, die auch vom Turnen kam, verstanden es, die Schüler und Schülerinnen zu begeistern. Diese Gruppe stellte nicht nur die meisten Wettkampfteilnehmer, sondern auch die erfolgreichsten Wettkämpfer in ihrer jeweiligen Klasse. Die Turngruppe



Diplom-Sportlehrer Horst Rönneberg am Barren

am Dürerring unter Leitung von Sportler Helmut Meier war auf Leistungsturnen nicht eingestellt. Sportler werden meistens schon in der Jugend zu einer gewissen Sportart geprägt, und von der kommen die meisten nicht mehr los. So sind die Schulsportlehrer im allgemeinen immer bemüht, große Gruppen zu beschäftigen, weil das die Abwicklung der Sportstunde leichter macht. Außerdem braucht man selbst wenig vorzumachen. So war diese Turngruppe am Dürerring verhältnismäßig groß, aber ohne nennenswerte Leistung. Ich bemühte mich, die 12- und 13-jährigen Mädchen herüberzuziehen in die Turngruppe am Stadion. Doch die meisten hatten keine Lust. Es war schade, denn es waren talentierte Mädchen dabei, und die hätten bei sachlicher Anleitung an Wettkämpfen teilnehmen können.

In den Turngruppen in der vereins-eigenen Halle hatte sich nach dem Abgang von Sieglinde Meier auch einiges geändert. Ich mußte mich um den nötigen Ersatz kümmern. Ich hatte großes Glück. Eines Tages stand ein Ehepaar in der Turn-

halle und schaute sich das Mädchenturnen an, und so kamen wir ins Gespräch. Brigitte und Dieter Pinnau, beide kamen vom Turnen und hatten auch noch alle Übungsscheine. Mit den beiden hatte der Turnverein einen guten Fang gemacht. Die Turngruppen, die ich ihnen anvertraute, wurden mit gutem Erfolg geführt. Sie waren begeisterte Turner, so daß sie ihre Dienstwohnung aufgaben und in die frei gewordene vereinseigene Wohnung neben der Turnhalle einzogen. Dieter Pinnau wurde nun auch zum Hallenwart ernannt. Seine beruflichen Kenntnisse kamen mir oft gut gelegen, und zugleich ersparte er dem Verein viel Geld.

Das Kinderturnen lag in den Händen von Minchen und Willi Schwarz. Sie haben sich sehr um die Kinder gekümmert. Sie waren nicht nur auf dem Turnboden anzutreffen, auch begleiteten sie die Schüler wie Schülerinnen in Zeltlager des Rheinischen Turnerbundes. Sie haben sich um das Kinderturnen verdient gemacht.

Karl Schmidt

**Natürlich ist der  
Verein Lintorfer  
Heimatsfreunde  
wieder auf dem  
Lintorfer  
Weihnachtsmarkt  
am 30. November  
und am  
1. Dezember 2002  
vertreten.**

**Wir bieten an:**

Die neue Quecke Nr. 72  
Quecken Nr. 1-71  
Quecke-Sammelbände

Lintorfer Dokumente Nr. 1-5  
Foto-Motive aus Alt-Lintorf /  
Postkartenheft „Spaziergang  
durch Alt-Lintorf“

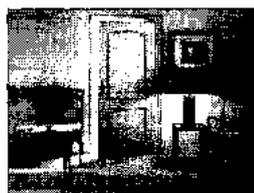
Bücher von Theo Volmert:  
„Lintorf – Berichte,  
Dokumente,  
Bilder aus seiner Geschichte“  
Bände 1 und 2

„Eine bergische  
Pfarrgemeinde“ /  
„Mehr Heiteres als Ernstes“

... und andere

heimatkundliche  
Literatur aus Ratingen  
und dem Angerland!

**Große PORTAS-Ausstellung  
für Ihre Modernisierungs-  
Wünsche!**



Türen



Haustüren



Küchen



Badmöbel

Erleben Sie die Perfektion und Vielfalt der PORTAS-Renovierungstechnik am Beispiel von original renovierten und modernisierten Türen, Haustüren, Küchen und Badmöbeln. Wir beraten und demonstrieren. Sie werden von der Qualität und Verarbeitung begeistert sein.

**PORTAS**

Gutes erhalten.  
Neues gestalten.

Besuchen Sie uns. Erleben Sie PORTAS.  
Der weiteste Weg lohnt sich!

**Konrad Mende GmbH**  
Breitscheid, An der Pönt 51, ☎ 02102/17730  
zwischen „Blumen Schley“ und dem SB-Warenhaus „real“

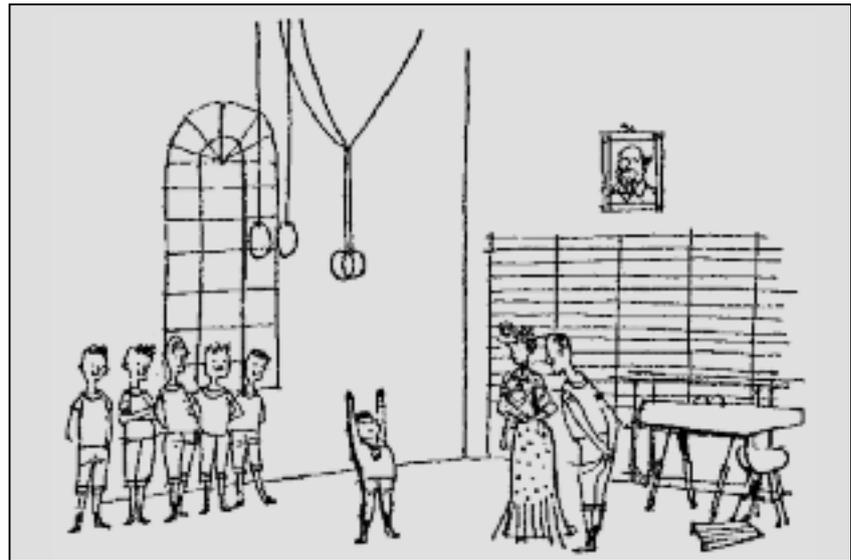
**PORTAS - Ihr Renovierer Nr. 1 - 500 x in Europa**

# Riesenwellen und Zuckertüten

Ein Jahr, bevor ich zur Schule kam, wurde ich, mit knapp sechs Jahren, das jüngste Mitglied des Turnvereins >zu Neu- und Antonstadt<. Ich hatte meiner Mutter keine Ruhe gelassen. Sie war strikt dagegen gewesen. Ich sei noch zu klein. Ich hatte sie gequält, bestürmt, belästigt und umgaukelt. »Du mußt warten, bis du sieben Jahre alt bist«, hatte sie immer wieder geantwortet.

Und eines Tages standen wir, in der kleineren der zwei Turnhallen, vor Herrn Zacharias. Die Knabenriege machte gerade Freiübungen. Er fragte: »Wie alt ist denn der Junge?« »Sechs«, gab sie zur Antwort. Er sagte: »Du mußt warten, bis du sieben Jahre alt bist.« Da nahm ich die Hände, ordnungsgemäß zu Fäusten geballt, vor die Brust, sprang in die Grätsche und turnte ihm ein gymnastisches Solo vor! Er lachte. Die Knabenriege lachte. Die Halle hallte vor fröhlichem Gelächter. Und Herr Zacharias sagte zu meiner verdatterten Mama: »Also gut, kaufen Sie ihm ein Paar Turnschuhe! Am Mittwoch um drei ist die erste Stunde!« Ich war selig. Wir gingen ins nächste Schuhgeschäft. Abends wollte ich mit den Turnschuhen ins Bett. Am Mittwoch war ich eine Stunde zu früh in der Halle. Und was, glaubt ihr, war der Herr Zacharias von Beruf? Lehrer war er, natürlich. Seminarlehrer. Als Seminarist wurde ich sein Schüler. Und er lachte noch manches Mal, wenn er von unserer ersten Begegnung sprach.

Ich war ein begeisterter Turner, und ich wurde ein ziemlich guter Turner. Mit eisernen Hanteln, mit hölzernen Keulen, an Kletterstangen, an den Ringen, am Barren, am Reck, am Pferd, am Kasten und schließlich am Hochreck. Das Hochreck wurde mein Lieblingsgerät. Später, viel später. Ich genoß die Schwünge, Kippen, Stemmen, Hocken, Grätschen, Kniewellen, Flanken und, aus dem schwingvollen Kniehang, das Fliegen durch die Luft mit der in Kniebeuge und Stand abschließenden Landung auf der Kokosmatte. Es ist herrlich, wenn der Körper, im rhythmischen



Schwung, leichter und leichter wird, bis er fast nichts mehr zu wiegen scheint und, nur von den Händen schmiegsam festgehalten, in eleganten und phantasievollen Kurven eine biegsam feste Eisenstange umtanzt!

Ich wurde ein ziemlich guter Turner. Ich glänzte beim Schauturnen. Ich wurde Vorturner. Aber ein sehr guter Turner wurde ich nicht. Denn ich hatte Angst vor der Riesenwelle! Ich wußte auch, warum. Ich war einmal dabeigewesen, als ein anderer während einer Riesenwelle, in vollem Schwung, den Halt verlor und kopfüber vom Hochreck stürzte. Die Kameraden, die zur Hilfestellung bereitstanden, konnten ihn nicht auffangen. Er wurde ins Krankenhaus gebracht. Und die Riesenwelle und ich gingen einander zeitlebens aus dem Wege. Das war eigentlich eine rechte Blamage, und wer blamiert sich schon gern? Doch es half nichts. Ich bekam die Angst vor der Riesenwelle nicht aus den Kleidern. Und so war mir die Blamage immer noch ein bißchen lieber als ein Schädelbruch. Hatte ich recht? Ich hatte recht.

Ich wollte turnen und turnte, weil es mich freute. Ich wollte kein Held sein oder werden. Und ich bin auch keiner geworden. Kein falscher Held und kein echter Held. Wißt ihr den Unterschied? Falsche Helden haben keine Angst, weil sie keine Phantasie haben. Sie sind dumm und haben

keine Nerven. Echte Helden haben Angst und überwinden sie. Ich habe manches liebe Mal im Leben Angst gehabt und sie, weiß Gott, nicht jedesmal überwunden. Sonst wäre ich heute vielleicht ein echter und sicherlich ein toter Held. Nun will ich mich allerdings auch nicht schlechter machen, als ich bin. Zuweilen hielt ich mich ganz wacker, und das war mitunter gar nicht so einfach. Doch die Heldenlaufbahn als Hauptberuf, das wäre nichts für mich gewesen.

Ich turnte, weil meine Muskeln, meine Füße und Hände, meine Arme und Beine und der Brustkorb spielen und sich bilden wollten. Der Körper wollte sich bilden wie der Verstand. Beide verlangten, gleichzeitig und gemeinsam, ungeduldig danach, geschmeidig zu wachsen und, wie gesunde Zwillinge, gleich groß und kräftig zu werden. Mir taten alle Kinder leid, die gern lernten und ungern turnten. Ich bedauerte alle Kinder, die gern turnten und nicht gern lernten. Es gab sogar welche, die weder lernen noch turnen wollten! Sie bedauerte ich am meisten. Ich wollte beides brennend gern. Und ich freute mich schon auf den Tag, an dem ich zur Schule kommen sollte. Der Tag kam, und ich weinte.

Erich Kästner

Aus: „Als ich noch ein kleiner Junge war“, 7. Kapitel

(Zitiert nach: Erich Kästner, Gesammelte Schriften in sieben Bänden, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln und Berlin o.J.)

# Projekt Archäologie!

Im Rahmen des erlebnispädagogischen Projekts „Archäologie“ der Wohngemeinschaft „Hasseler Straße“ der Arbeiterwohlfahrt, Kreisverband Mettmann e.V., wurden Jugendliche an Prospektionen im Kreis Mettmann und einer archäologischen Notbergung mittelalterlicher Keramik in Ratingen-Breitscheid beteiligt.

Der mit Abstand „aufregendste“ Fund war die Entdeckung einer schweren Artilleriegranate aus der Zeit des Zweiten Weltkriegs auf einer Ackerflur bei Mettmann-Metzkausen, die zur Begeisterung der Jugendlichen unter großen Sicherheitsvorkehrungen der Polizei durch den Kampfmittelräumdienst gesichert und abtransportiert wurde.

Im Folgenden berichtet Daniel Franz von der Bergung mittelalterlicher Keramik aus einem Erdaufschluss bei Ratingen-Breitscheid:

„Wir haben in Breitscheid nach Gefäßen gesucht. Wir haben fünf



Daniel Franz mit dem von ihm geborgenen Breitscheider Kugeltopf aus dem 13. Jh.

Stunden im Schlamm gekniet und mit den bloßen Händen gegraben, bis uns die Finger weh getan haben!

Es war anstrengend und hat viel Spaß gemacht.

Ich war aufgeregt, etwas zu finden. Schließlich habe ich im Schlamm einen Topf gefühlt und es war schwierig, ihn auszugraben wegen der vielen Scherben, die überall rumlagen, darunter und daneben. Ich war ganz aufgeregt, als ich dann auch noch einen Krug entdeckte.

Der Krug war schwierig auszugraben, weil er fest im Schlamm steckte. Als ich ihn dann rausgeholt hatte, habe ich die Verzierungen gesehen, und ich war stolz, ihn gefunden zu haben.

Zum Schluss war ich voller Mückenstiche und erschöpft.

Es war ein sehr schöner Tag!!!“

Daniel Franz  
Thomas van Lohuizen

---

## In Bausch und Bogen

In der Ausgabe Nr. 71 der „Quecke“ aus dem Jahr 2001 wurde im „Archäologischen Report 2001“ (S. 219) die Situation der Bodendenkmalpflege im Zuständigkeitsbereich der Stadt Ratingen in einer „einleitenden Polemik“ und im folgenden Text nachhaltig kritisiert. Mit dieser Kritik sollte die besondere Aufmerksamkeit auf die außerordentlich hohen Verluste an wertvoller archäologischer Substanz gelenkt werden, die über Jahrzehnte im Stadtgebiet und weit darüber hinaus aufgetreten sind. Der enorme Verlust historisch gewachsener Substanz hatte und hat vielfältige Ursachen, die häufig auch außerhalb aller Einflussmöglichkeiten der Stadtverwaltung liegen und im Einzelnen hier nicht noch einmal erörtert

werden können. Es sollten jedoch nicht die Verdienste und das Bemühen der Stellen und Personen geschmälert werden, die sich innerhalb der Stadtverwaltung in den vergangenen Jahren intensiv für die Erhaltung gewachsener historischer und archäologischer Substanz einsetzten.

Die bereits erfolgte Inschutzstellung von Teilbereichen der Ratinger Altstadt kann hier als besonders wichtiges Beispiel für die Erfolge der Bemühungen der letzten Jahre genannt werden. Die Sicherstellung weiterer stadthistorischer Denkmäler ist entweder abgeschlossen oder bereits weit fortgeschritten. Insgesamt hat sich die Anzahl der unter Schutz gestellten Denkmäler in den ver-

gangenen Jahren fast verdoppelt. Hier zeigt sich nachdrücklich, mit welchem Erfolg engagierte, denkmalpflegerische Arbeit wirken kann. Eine Kritik in „Bausch und Bogen“ war nicht gewünscht. Eine intensive Zusammenarbeit zwischen städtischer und ehrenamtlicher Bodendenkmalpflege in der Region ist angestrebt und soll zukünftig dazu beitragen, die vielfältig vorhandenen Kapazitäten zu bündeln. Wünschenswert wäre es, durch eine umfassende Publikation mehr Einblick in die Ergebnisse archäologischer Aktivitäten zu geben, damit die interessierte Öffentlichkeit das historische und archäologische „Erbe“ tatsächlich auch antreten kann.

Thomas van Lohuizen

## **Autohaus Reinhardt**



Herbert Reinhardt

**Ihr Partner für  
Volkswagen**

und

**Audi**

**in Ratingen-City**

Verkehrsgünstig gelegen,  
direkt an der Straßenbahnlinie  
nach Düsseldorf und am  
Omnibusbahnhof

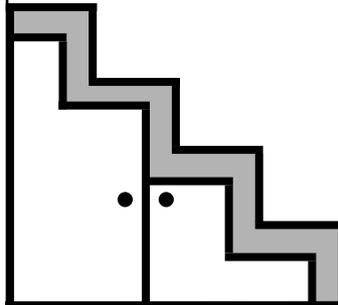
Stadionring 2-4  
40878 Ratingen

Telefon (0 21 02) 2 20 66  
Telefon (0 21 02) 3 89 70  
Telefax (0 21 02) 2 20 64

**Ideen aus Holz von A - Z !**

## **S+K Schreinerei**

**Schlüter +  
Kleinbeck  
GmbH**



Birkenstraße 7  
40885 Ratingen-Lintorf

Telefon (02102) 893316  
Telefax (02102) 893412

## **Hubertus Apotheke**



Dr. Jons **ABmutat** e.Kfm.

Speestraße 47 · 40885 Ratingen

Tel. 02102/31626 · Fax 02102/732468



## **DRUCKEREI PREUSS GMBH**

Siemensstraße 12 · 40885 Ratingen  
Telefon 02102/9267-0 Fax 02102/926720  
ISDN (Leonardo) 02102/926750  
E-Mail: druckerei.preuss@t-online.de

HERRENAUSSTATTER



MASSATELIER

*Der  
Herrenausstatter  
mit fachlich-  
persönlicher  
Beratung*

*Feinste Maßschneiderei, Modell-Maßkonfektion  
für Damen und Herren*

*Ratingen, Lintorfer Straße 31a  
Telefon 2 88 33*

## **Schmidt Umzüge**

Internationale Möbelspedition  
Nah- und Fernverkehr  
Logistik - Lagerung

**Manfred Schmidt**

Halskestraße 5 - 40880 Ratingen  
Telefon (0 21 02) 47 03 96  
Telefax (0 21 02) 47 30 05

info@schmidtumzuege.de



## **WERNER BUSCH GMBH**

**Karosserie + Lack PKW/LKW**

- Fahrzeug Instandsetzung
- Pkw Rahmenrichtbank
- Pkw und Lkw Lackierkabinen
- Lackierung mit **umweltfreundlichen** Lacken „**Aquabase**“

Zechenweg 21 • 40885 Ratingen-Lintorf • Tel. (02102) 3 11 07 • Fax 3 37 16

# „Lintorf hat viel Wasser, aber auch viel Erz“<sup>1)</sup>

Die letzten Jahre des Lintorfer Bergbaues unter der „Gewerkschaft der Lintorfer Erzbergwerke“  
(Fortsetzung)

## 5. Die Gewerkschaft Lintorfer Erzbergwerke

In diesem Jahr sind es genau hundert Jahre her, dass der Bergbau in Lintorf eingestellt wurde. Die Lintorfer Erzbergwerke bauten auf zwei Hauptgängen und mehreren Diagonalrümern mit den drei Hauptschachtenanlagen „Friedrichsglück“, „Broekmanschacht“ und „Lomanschacht“ die Erze ab.

Es hat zwar noch einige Bestrebungen gegeben, den Lintorfer Bergbau zu reaktivieren, doch mit der im August 1902 beschlossenen Einstellung des Betriebes ging eine mehr als 350-jährige Geschichte des Lintorfer Montanergewerbes zu Ende.

Wer nur das heutige Lintorf kennt, wird sich kaum vorstellen können, dass hier große Zechenanlagen und Halden standen und zeitweilig

fast die halbe Bevölkerung Lintorfs vom Bergbau abhängig war. Bis auf wenige Gebäude - die ebenfalls Ende der 1960er Jahre niedergerissen wurden - begann 1902 der schnelle Rückbau der Zechenanlagen und schuf damit teilweise die Möglichkeit zur Ansiedlung von neuen Industrieanlagen.

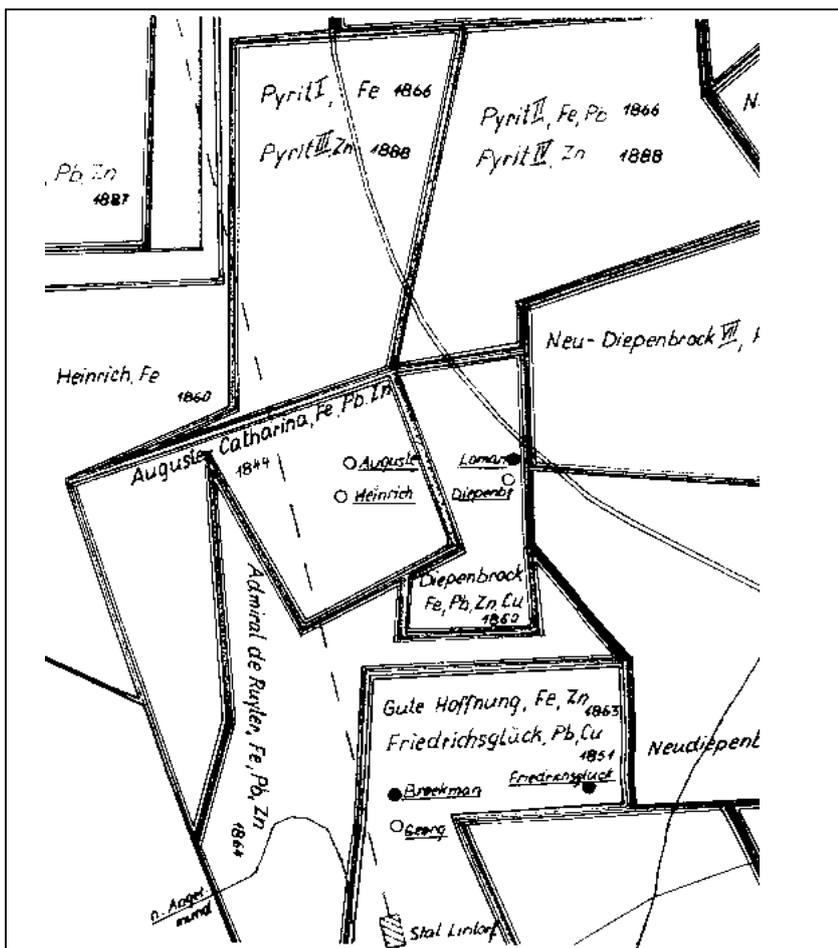
Wie schon im Teil I über die Lintorfer Erzbergwerke berichtet<sup>117)</sup>, hatte die 1883 konstituierte Gesellschaft der „Maatschappij tot Exploitatie der Lintorfer Mijnerwerken“ ein Konzept mit einer umfassenden Erneuerung der Betriebsanlagen erarbeitet. Demnach sollten die Lintorfer Erzbergwerke die stärkste Wasserhaltung Deutschlands erhalten.<sup>118)</sup> Dies war notwendig, da das Hauptproblem des Lintorfer Bergbaues bei den ungeheuren Wassermengen lag, die

zuerst bewältigt werden mussten, um an die Erze zu gelangen.

Im Mai 1888 begann dann diese Gewerkschaft – allerdings aus Zweckmäßigkeitsgründen unter dem Namen „Gewerkschaft Lintorfer Erzbergwerke“ – mit den Aufschlussarbeiten der Gruben. Zwei neue Schachtenanlagen, die Broekman- und die Lomanschächte wurden abgeteuft. Jede Anlage bestand aus einem Wasserhaltungs- und einem Förderschacht.

Zur Wasserbewältigung auf dem Broekmanschacht wurde eine liegende Tandemmaschine eingebaut mit zwei Pumpen von 850 mm Zylinderdurchmesser und 2000 mm Hub; auf dem Lomanschacht hingegen eine Woolf'sche Maschine<sup>119)</sup> mit zwei Pumpen von 900 mm Zylinderdurchmesser und 3000 mm Hub. Beide 800 PS starken Wasserhaltungsmaschinen konnten aus 110 m Teufe je 25 Kubikmeter Wasser pro Minute heben.

Diese neuen Wasserhaltungen wurden auf Broekmanschacht im November 1890 und auf Loman-



Die Grubenfelder in und um Lintorf in den 1890-er Jahren. Deutlich zu erkennen ist die Lage der drei Hauptschachtenanlagen Friedrichsglück, Broekmanschacht und Lomanschacht

1) Aussage in einem Gutachten von Oberbergrat Köhler aus Clausthal über die Lintorfer Bergbauverhältnisse. Bergmännische und geologische Fachbegriffe wurden in der Quecke Nr. 71, Lintorf, Dezember 2001, S. 250-252, in einem „Kleinen Wörterbuch der Bergmannssprache“ zusammengestellt und sind hier nicht mehr näher erläutert

117) siehe: Michael Lumer, Lintorf hat viel Wasser, aber auch viel Erz. Die letzten Jahre des Lintorfer Bergbaues unter der „Gewerkschaft der Lintorfer Erzbergwerke“, in: Die Quecke Nr. 71, Hrsg. Verein Lintorfer Heimatfreunde (fortan: VLH), Lintorf 2001, S. 232 - 250

118) Hado Heckmann, Hans-Peter Schertl: Der Niederbergische Erzbergbau und seine Mineralien, in: Emser Hefte, Jg. 11, Nr. 2, Übersdorf 1990, S.13

119) Arthur Woolf, engl. Ingenieur, Cornwall \*1799, †16.10.1837. Führt den doppelwirkenden Zylinder mit Watt'scher Kondensation ein. Die Zweifachexpansionsmaschine ohne Zwischenbehälter wurde in Deutschland als Woolf'sche Maschine bezeichnet

schacht im Dezember 1890 in Betrieb gebracht.<sup>120)</sup>

Offensichtlich hatte man sich mit diesem ehrgeizigen Projekt aber übernommen. Im August 1891 musste der Betrieb gestundet werden, weil die Gewerkschaft Lintorfer Erzbergwerke in die Liquidation geriet. Die Gruben eroffen zum wiederholten Mal.

## 5.2 Die letzten Jahre des Lintorfer Bergbaues unter der neuen „Gewerkschaft der Lintorfer Erzbergwerke“ (1897 – 1902)

Trotz der neuen Wasserhaltungsmaschinen war – bedingt durch den stetigen Wasserzufluss und den starken Wasserdruck – ein Abbau kaum möglich. Darum war der Aufbau einer weiteren Wasserhaltungsanlage unbedingt notwendig.

Wegen finanzieller Schwierigkeiten und dieser ungünstigen Verhältnisse beschlossen die Aktionäre der „Maatschappij tot Exploitatie der Lintorfer Mijnwerken“ in Amsterdam in der Gewerkschaftsversammlung vom 26.03.1892 ihre Auflösung.

Daraufhin gelangten die Lintorfer Erzbergwerke in den Besitz der Firmen Haniel & Lueg in Düsseldorf und Broekman & Houders in Amsterdam, da Haniel & Lueg noch Restforderungen auf die gelieferten Maschinen und Pumpen in Höhe von 180.231,80 M und Broekman & Houders noch gewährte Vorschüsse in Höhe von 160.232,56 M geltend machen konnten.<sup>121)</sup> Der Besitzwechsel wirkte sich nicht positiv auf die Wiederaufnahme der Bergwerke aus. Sie lagen weitere fünf Jahre still.

Doch welche heftige Kritik dieser Verkauf der Kuxen der seit 1860 in holländischem Besitz befindlichen Lintorfer Erzbergwerke in holländischen Kreisen hervorgerufen hatte, zeigt ein Schreiben des damaligen Professors der Geologie an der Universität Amsterdam, Molengraaf, an den maßgeblichen Gewerkschaften Broekman, in dem es heißt: ... „so bin ich doch völlig überzeugt, daß der Wert des Eigentums ein solcher ist, daß die Überlassung desselben wegen so kleiner Schuld eine große Dummheit, ja sogar eine Schande ge-

nannt werden sollte nach so vielen (Jahren) und schwierigen Bemühungen.“<sup>122)</sup>

Nachdem die Lintorfer Erzbergwerke seit dem 1. August 1891 stillgelegt hatten, konnte am Ende des Jahres 1896 eine Wiederaufnahme des Betriebes in Betracht gezogen werden, da sich eine Besserung auf dem Erzmarkt eingestellt hatte. Ein Gutachten des Oberbergrats Professor Köhler aus Clausthal vom 25. August 1896 und ein „Exposé“ des Direktors der benachbarten Selbecker Gruben, Rudolf Landgraf, über die Aussichten eines wiederaufzunehmenden Betriebes befürworteten ein neues Aufleben der Lintorfer Erzbergwerke.<sup>123)</sup>

Wie sehr die Schaffung von Arbeitsplätzen in Lintorf selbst von vielen gewünscht wurde, zeigt ein Zeitungsartikel der Ratinger Zeitung vom August 1897 auf:

„Es wäre von großem Vortheil für unser Dörfchen, wenn irgendwelches große industrielle Werk angelegt würde, zumal die Arbeiterverhältnisse die denkbar günstigsten sind, und auch billiges Land genug zu kaufen ist, um gute Arbeiterwohnungen zu bauen. Hoffentlich kommt die Suche bald zum definitiven Abschluß, der Wohlstand der ganzen Gegend würde sich hierdurch heben.“<sup>124)</sup>

Diese Hoffnung sollte sich zumindest teilweise bald erfüllen, da die Vorbereitungen für die Wiederaufnahme des Bergwerkes zu diesem Zeitpunkt schon längst angelaufen waren.

So ist aus einem Brief vom 03.01.1897 von Franz Haniel d.J. zu entnehmen, dass die Firma Haniel & Lueg beabsichtigte, mit einigen anderen Beteiligten die Lintorfer Erzbergwerke wieder in Betrieb zu setzen<sup>125)</sup> und dafür noch weitere Gewerkschaften suchte. Einer dieser Gewerkschaften war der Gerichtsrat Carp, der am 18.01.1897 eine Übertragungserklärung über fünf übernommene Kuxen der Lintorfer Erzbergwerke erhalten hatte.<sup>126)</sup> Er musste dafür den Kaufpreis von 15.000,- M zahlen, was somit pro Kux 3.000,- M ausmacht.<sup>127)</sup> Allerdings lag die Eingangsbilanz der Gewerkschaft Lintorfer Erzbergwerke am 26.01.1897 bei 400.000,- M, was pro Kux eigentlich 4.000,- M ausgemacht hätte.<sup>128)</sup>

Am Dienstag, dem 26. Januar 1897, fand dann im Hotel Royal zu Düsseldorf die Gewerkschaftsversammlung der Gewerkschaft Lintorfer Erzbergwerke statt. Neben der Wahl des Grubenvorstandes und der Beschlussfassung über die Inbetriebsetzung der Lintorfer Erzbergwerke stand auch die Bewilligung einer Zubeuße<sup>129)</sup> auf der Tagesordnung. Unterschrieben war die Einladung vom Repräsentanten der Erzbergwerke, Schmeißer, der den Lintorfer Betrieb in den Jahren von 1885 bis 1891 geleitet hatte.<sup>130)</sup>

Von dieser Gewerkschaftsversammlung ist neben dem Protokoll ein handschriftlicher DIN-A5 Brief erhalten, der die Namen der 19 Gewerkschaften aus dem Jahre 1897 benennt, darunter auch sehr bekannte und erfolgreiche Industrielles: 1. Kommerzienrat Lueg (Haniel & Lueg, Düsseldorf), 2. Franz Haniel d.J., 3. Gerichtsrat Carp,

120) Nordrhein-Westfälisches Hauptstaatsarchiv Düsseldorf (fortan: HSTAD): BR 1388/103, Lintorfer Erzbergwerke 1888-1902. Geschichtlicher Überblick über den Betrieb der Lintorfer Wasserhaltungsmaschinen

121) Archiv des Vereins Lintorfer Heimatfreunde (fortan: Archiv VLH): Aufzeichnungen über das Lintorfer Bleibergwerk von 1880 bis 1902. (Bei dem Verfasser dieser Aufzeichnungen handelt es sich sehr wahrscheinlich um den Rechnungsführer Carl Kohl.)

122) Friedrich Karl Blindow: Bericht über die historische Entwicklung des Erzbergbaus im Lintorf/Selbecker Bezirk, Essen 1958, S.17

123) Archiv VLH: Aufzeichnungen über das Lintorfer Bleibergwerk von 1880 bis 1902

124) Ratinger Zeitung, 08.08.1897

125) Haniel Archiv Duisburg, L Nr.22 (Lintorfer Erzbergwerke), (fortan: Haniel Archiv), Brief: Franz Haniel an Herrn Dudeck, Ruhrort, 03.01.1897

126) Haniel Archiv: Übertragungserklärung an Gerichtsrat Carp, Ruhrort 18.01.1897

127) Haniel Archiv: 27.01.1897, Brief an Gerichtsrat Carp: Aufforderung zur Zahlung, Ruhrort, 27.01.1897

128) Haniel Archiv: Bilanz der Gewerkschaft Lintorfer Erzbergwerke vom 31.12.1897, Lintorf, 19.01.1898

129) Zubeuße: Die Pflicht eines Gewerkschaftsmitglieds (Anteilshaber einer Gewerkschaft) zur Investition oder zum Ausgleich von Verbindlichkeiten

130) Haniel Archiv: Einladung zur Gewerkschaftsversammlung der Gewerkschaft Lintorfer Erzbergwerke, Lintorf, 16.01.1897

4. Richard Haniel, 5. August Haniel, 6. Friedrich (Fritz) Grillo, 7. I. Grillo, 8. Konsul Banck, 9. Justizrat August Becker, 10. Hermann Schulte, 11. Ernst Jacobi, 12. Direktor Hugo Jacobi (Gutehoffnungshütte, Oberhausen), 13. L. Liebverhl?, 14. Jan Heinrich Broekman (Bankhaus Broekman & Houders, Amsterdam), 15. Öder, 16. Th. Börringer, 17. Frau Louis Haniel, 18. Direktor Karl Stock (Aktiengesellschaft für Zinkindustrie), 19. Bankier Zuckermandel.<sup>131)</sup>

„Vertreten waren 97 von 100 Kuxen. Nach eingehendem Bericht des Herrn Commerzienrath Lueg über die früheren Betriebsverhältnisse der Lintorfer Erzbergwerke und nach Vortrag verschiedener Gutachten von Sachverständigen beschloß die Gewerkschaft einstimmig, die der Gewerkschaft gehörigen Bergwerke in Betrieb zu setzen und zu diesem Zwecke eine Zubeuße von Mk 400.000,- von den Gewerken einzufordern und zwar Mk 100.000,- am 1. März d.J., zahlbar bei der Duisburg-Ruhrorter Bank in Duisburg, und den Rest von Mk 300.000,- nach Maßgabe der Bestimmungen des Grubenvorstandes.

Sodann wurde ein Gewerkschafts-Statut beraten und festgestellt. Dasselbe wird, sobald dessen Genehmigung durch das Königliche Oberbergamt erfolgt ist, den Gewerken übermittelt werden.“<sup>132)</sup>



„Statut für die Gewerkschaft Lintorfer Erzbergwerke“ aus dem Jahre 1899

Im Haniel Archiv ist ein 1899 neu gedrucktes „Statut für die Gewerkschaft Lintorfer Erzbergwerke zu Lintorf“ noch vorhanden, nachdem die gewerkschaftlichen Anteile von 100 in 1000 unteilbare Kuxen umgewandelt worden waren. Diesem Statut entnehmen wir im §1: „Zweck der Gewerkschaft ist die Ausbeutung des Erzbergwerkes Lintorfer Erzbergwerke und Erwerbung anderer Erzbergwerke, sowie die Herstellung aller Anlagen und der Betrieb von Unternehmungen, welche die Ausnutzung der Bergwerke und die Verwerthung der Produkte derselben verfolgen.“ Neben den Rechtsverhältnissen der Gewerkschaft war hier die Vorstandsarbeit geregelt, aber auch, dass der Grubenvorstand neben Erstattung seiner baren Auslagen eine Tantieme von zwei Prozent aller zur Verteilung an der Gewerkschaft kommenden Verträge, mindestens aber die Summe von dreitausend Mark jährlich, erhielt.<sup>133)</sup>

Somit wurde in der Generalversammlung vom 26. Januar 1897 in Düsseldorf die Wiederaufnahme des Betriebes durch die neue „Gewerkschaft Lintorfer Erzbergwerke“ beschlossen und ein Grubenvorstand einstimmig gewählt. Ihm gehörten an: Kommerzienrat Heinrich Lueg – Düsseldorf als Vorsitzender, August Haniel – Ruhrort als Stellvertreter, Generaldirektor Karl Stock – Oberhausen als Schriftführer, Direktor Hugo Jacobi – Sterkrade und Jan Heinrich Broekman jr. – Amsterdam. Die technische Leitung übernahm nach Ausscheiden des Direktors Schmeißer der bis dahin technische Direktor der Selbecker Erzbergwerke, Rudolf Landgraf, der am 1. März seine Arbeit aufnahm.<sup>134)</sup>

Auch die Ratinger Zeitung berichtet von der Wiederöffnung des Lintorfer Bergwerkes, jedoch erst ein gutes Jahr später:

„Lintorf, 12. Mai (1898). In den hiesigen Bleibergwerken ist nach einem mehrjährigen Stillstand seit einiger Zeit die Thätigkeit wieder aufgenommen worden. In erster Linie gilt nun, das in die Schächte gedrungene Wasser zu bewältigen, und da man dasselbe mit der vorhandenen Maschine nicht zwingen konnte, hat man noch eine zweite aufgestellt, die größte,

die in Deutschland für derartige Zwecke existiert. Mit Hilfe der letzteren wird man den Wasserzufluß wohl bewältigen und, wie verlautet, soll dann das Fördern sofort seinen Anfang nehmen.

.... Wenn diesmal die Verdrängung des Wassers gelingt, geht unser Ort einer blühenden Zukunft entgegen, da dann wohl einige Tausend Arbeiter beschäftigt werden können.“<sup>135)</sup> Die hier geweckten Hoffnungen sollten sich allerdings nicht erfüllen.

Direktor Landgraf hat einen „Bericht über die Lintorfer Erzbergwerke verfasst“<sup>136)</sup>, dessen Erstellungsdatum leider nicht bekannt ist. Doch gibt er einigen Aufschluss über die Meinung Landgrafs wieder. Neben den allgemeinen Ergebnissen des früheren Betriebes, die Landgraf kurz zusammenfasste, ging er aber auch, ohne allerdings Namen zu nennen, auf die vorhergehende Führung ein, die er für manche Fehlschläge auf den Lintorfer Gruben verantwortlich machte. Die finanziellen Schwierigkeiten begannen, so schrieb er, bereits 1882 und wurden durch die über die Gebühr angestregten Wasserhaltungsmaschinen, die zudem im Dampfverbrauch noch unökonomisch arbeiteten, noch verstärkt, da die oft erforderlichen Reparaturen häufige Stilllegungen des Betriebes nach sich zogen.

Weiterhin heißt es in seinem Bericht:

„Eine regelrechte Vorrichtung wurde nicht betrieben. Durchbruchrollen zum Heranschaffen von Bergversatzmaterial kannte man nicht. Fehlte solcher, so schoß man das Erz herunter, um es als Versatz zu gebrauchen. Man raubte eben nur

131) Haniel Archiv: Bericht über die Gewerkschaftsversammlung (handschriftlich), 27.01.1897

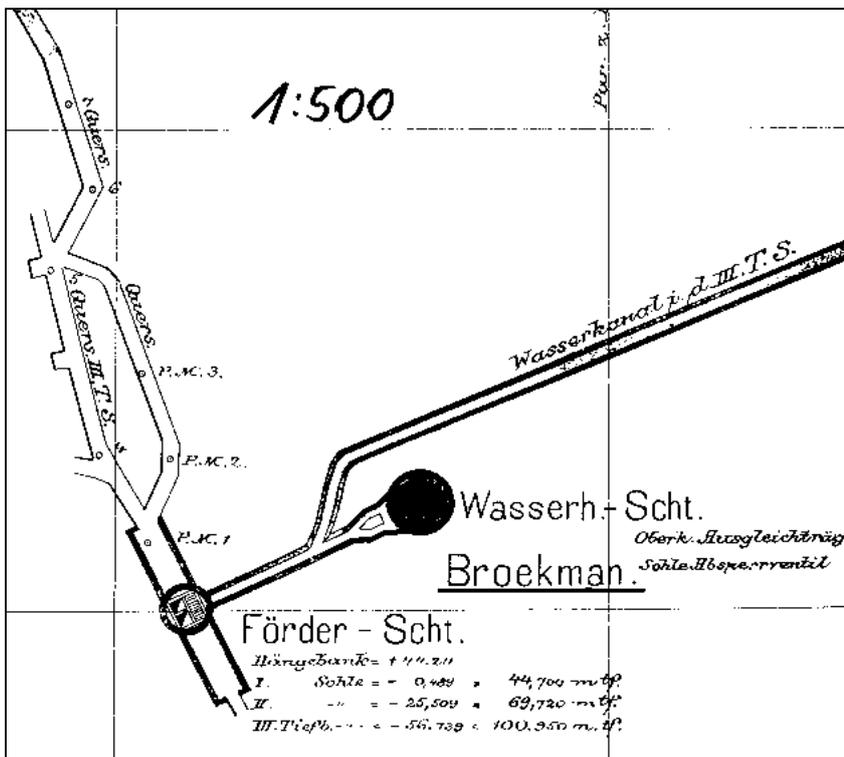
132) Haniel Archiv: Protokoll der am 26. Januar 1897 zu Düsseldorf stattgehabten Gewerkschaftsversammlung der Lintorfer Erzbergwerke

133) Haniel Archiv: Statut für die Gewerkschaft Lintorfer Erzbergwerke zu Lintorf (Rheinland), Düsseldorf 1899

134) Archiv VLH: Aufzeichnungen über das Lintorfer Bleibergwerk von 1880 bis 1902

135) Ratinger Zeitung, 14.05.1898

136) Archiv VLH: Rudolf Landgraf, Bericht über die Lintorfer Erzbergwerke



Der Broekmanschacht besaß wie auch der Lomanschacht einen Förderschacht und einen separaten Wasserschacht zum Abpumpen der ungeheuren Wassermassen

das derbe Erz heraus und ließ die reichen verwachsenen Partien, so besonders Blende, einfach liegen. Nimmt man hinzu, daß die technische Leitung des Unternehmens sich zu dieser Zeit in den denkbar schlechtesten Händen befand und eine Betriebskontrolle unter Tage nur ganz unvollständig stattfand, so ist doch unseres Erachtens der Umstand, daß am Ende des Jahres oft noch kleine Betriebsüberschüsse vorhanden waren, ein glänzendes Zeugnis für den vorhandenen Erzeichtum. Bei guter bergtechnischer Leitung und energischer Betriebskontrolle – glaube ich – ließe sich ein Ausbringen von 40–50% erzielen.<sup>137)</sup>

Da die Betriebsanlagen mehrere Jahre stillgestanden hatten, mussten bei der Wiedereröffnung die Maschinen, Kessel und Pumpen und alle sonstigen Einrichtungen der drei Hauptschachtenanlagen Friedrichsglück, Broekmanschacht und Lomanschacht zunächst einmal in betriebsfähigen Zustand gesetzt werden. Im Juli 1897 begann die Sumpfung auf Lomanschacht, während durch schwierige und großen Zeitverlust bedingte Reparaturarbeiten die Sumpfung auf dem Broekmanschacht erst im Oktober 1897 begonnen werden konnte.<sup>138)</sup> Welche Schwierigkeiten dabei auftraten

und welche Dimensionen diese Wasserhaltungsmaschinen hatten, zeigt eine Anmerkung über diese Reparatur auf: „Hier mußte bei der Wasserhaltungsmaschine ein bereits 1891 geliefertes neues Rahmenstück von 13.623 kg gegen das alte zersprungene ausgetauscht werden. Damit dies geschehen konnte, mußte aber zuerst das Schwungrad von einem immerhin 11,6 m Durchmesser ausgebaut werden.“<sup>139)</sup>

Dem Betriebsplan vom Februar 1897 zur Folge sollte nach Sumpfung der Schächte sowohl der Wasserhaltungs- als auch der Förderschacht auf Friedrichsglück auf 110 m niedergebracht und der Wasserhaltungsschacht mit neuen Pumpen versehen werden, um neben den bestehenden Wasserhaltungen auf Broekman und Loman eine Wasserhaltungsreserve zu haben. Auch die Förderschächte Augusta-Catharina und Heinrich sollten wie Friedrichsglück bis zu 110 m abgeteuft und vom Förderschacht aus mit drei Sohlen, versehen werden, um dann die Gänge vorzurichten und zu untersuchen. Alle hierfür erforderlichen Arbeiten sollten nach Aussage Landgrafs sofort ausgeführt werden.

Da man wusste, wie groß der Wasserdruck mitunter in den Lintorfer Gruben sein konnte, wollte man nicht nur auf der 40 und 70 m-Sohle, sondern direkt auch auf der 110 m-Sohle möglichst zu gleicher Zeit auf Broekman den Kalk und auf Loman den Sand anfahren, um auf beiden Schächten gleichzeitig das Wasser abzupfen zu können. Man hoffte somit in den Gängen durch Querschläge „einen Teil, wenn nicht die gesamten gespannten Wasser zu lösen“.<sup>140)</sup>

Damit dieses Vorhaben überhaupt Aussicht auf Erfolg haben konnte, war es vor allem notwendig, eine zweite schon 1891 von Direktor Schmeißer verlangte Wasserhaltungsmaschine auf dem Broekmanschacht zu beschaffen, um die besonders auf der 110 m-Sohle zu erwartenden starken Wasserzuflüsse zu bewältigen. Das Maschinengebäude des Broekmanschachtes hatte für eine zweite liegende Wasserhaltungsmaschine schon den notwendigen Raum.

Geplant und auch von der Gewerkschaft vom 26. Januar 1897 genehmigt war für die Verstärkung der Wasserhaltung auf Broekmanschacht eine direkt wirkende Maschine, welche im Stande war, aus 110 m Teufe 12 m<sup>3</sup> Wasser pro Minute zu heben. Die Kosten dieser Anlage einschließlich der erforderlichen drei Kessel wurden dabei auf ca. 90.000,- M geschätzt.<sup>141)</sup>

Aus Gründen der billigeren und schnelleren Beschaffung der Maschine entschied man sich aber zum Ankauf einer alten, auf der Zeche „Helene-Nachtigall“ bei Witten außer Betrieb gesetzten, allerdings rotierenden Kley'schen Compound-Wasserhaltungsmaschine von 800 Pferdestärken mit

137) Ebd.

138) Archiv VLH: Aufzeichnungen über das Lintorfer Bleibergwerk von 1880 bis 1902

139) Ebd.

140) HSTAD: BR 1388/103, Lintorfer Erzbergwerke 1888-1902. Betriebsplan der Lintorfer Erzbergwerke zu Lintorf für das Jahr 1897/98, Lintorf, 20.02.1897

141) Haniel Archiv: Schreiben des Grubenvorstandes an die Gewerkschaft der Lintorfer Erzbergwerke, Düsseldorf, 30.03.1897

zwei stehenden Zylindern von 2260 mm und 1400 mm Durchmesser und 3750 mm Kolbenhub. Diese war in der Lage, mit geeigneten Pumpen aus 110 m Teufe 24 bis 30 m<sup>3</sup> Wasser pro Minute zu heben. Der Neuanschaffungswert dieser Maschine lag 1885 bei 220.000,- M, kostete nun 45.000,- M und war nach Ansicht der „Gute Hoffnungshütte – Oberhausen“, die diese wiederum vorher nach Witten verkauft hatte, noch gut erhalten. Die Investition dieser Anlage sollte sich jedoch beim späteren Gebrauch als Fehlschlag erweisen. Da das Maschinengebäude nicht für eine stehende, sondern für eine liegende Maschine ausgerichtet war, mussten einige bauliche Veränderungen vorgenommen werden. Das Maschinengebäude wurde erhöht und vergrößert und darum das Dampfkabelgebäude abgerissen und südlich vom Maschinengebäude wieder aufgebaut, ebenso musste das Speisepumpenhaus auf die nördliche Seite versetzt werden. Die auf Broekmanschacht vorhandenen sechs Dampfkessel reichten für beide Maschinen nicht aus. Darum mussten drei neue Cornwall-Kessel angeschafft und ein neuer, 40 m hoher Kamin errichtet, ebenso zwei neue Pumpen in den vorhandenen Pumpenschacht eingebaut werden. Nach Montage der Maschinen und Pumpen wurde im April 1898 die zweite Wasserhaltungsmaschine in Betrieb genommen.<sup>142)</sup>

Trotz des niedrigen Preises der Wasserhaltungsmaschine selbst hatte die Gesamtanlage weit mehr gekostet, als zunächst vorhergesehen. Allein für diese Anlage wurden rund 320.000,- M mehr ausgegeben, als ursprünglich geplant war. Diese Wasserhaltung und die Neuanlagen auf dem Broekmanschacht hatten insgesamt 409.468,52 M gekostet.<sup>143)</sup> Weitere 27.880,20 M wurden für Anlagen auf dem Lomanschacht ausgegeben. Hier waren zur Verstärkung der Kesselbatterie zwei Zweiflammrohrkessel als Reserve und ein Dampfsammler aufgestellt worden.<sup>144)</sup> Die im Januar 1897 beschlossene Zubeße von 4000,- M pro Kux reichte somit noch nicht einmal für diese Neuanlagen aus. Dennoch war Ende des Jahres 1897 die Bilanz ausgeglichen, da

zu diesem Zeitpunkt die Wasserhaltung noch nicht fertiggestellt war und neben dem Zubeße-Kapital von 400.000,- M noch weitere 19.248,51 M von der Niederrheinischen Bank zur Verfügung standen. Mit diesem Geld hatte man neben dem Bau der Neuanlagen im Jahre 1897 auf den Schachtanlagen Broekman und Loman u.a. für Wasserhaltung und Förderung 99.015,84 M und für Sümpfung, Aus- und Vorrichtung noch einmal 57.832,61 M ausgegeben.<sup>145)</sup>

Landgraf war in seinem Betriebsplan an die Bergbaubehörde im Februar 1897 weder auf die Wasserhaltungsmaschinen und deren Förderkapazitäten noch auf die abfließenden Wassermengen eingegangen, obwohl dies zur Existenzfrage des Betriebes gehörte. Die Ableitung der geförderten Wassermengen war deswegen eine wichtige Frage, weil einerseits die Wassermenge im Verhältnis zu anderen Bergbaubetrieben relativ groß war, und weil andererseits bei den ungünstigen Terrainverhältnissen infolge der flachen Bodenbeschaffenheit größere Schwierigkeiten auftraten.<sup>146)</sup>

Als dann am 11. Juni 1897 der Dammverschluss auf dem Lomanschacht und einen Monat später am 12. Juli auf dem Broekmanschacht geöffnet wurde, „die Pumpen anzogen“ und die zufließenden Wasser hoben<sup>147)</sup>, wurde er aufgefordert, einen entsprechenden „Nachtrag zum Betriebsplan“ „betreffend die Abführung dieser gepumpten Grubenwasser“ nachzuliefern.<sup>148)</sup>

Landgraf kam dem am 14.08.1897 nach und fügte noch Akten über die Ableitung der Grubenwasser aus früheren Betriebsperioden sowie eine Abschrift der Konzessionserteilung der Königlichen Regierung hinzu.

Danach wurden die auf Broekmanschacht gepumpten Wasser in den Hasthausbach abgeleitet, der sie dem Dickelsbach zuführte und durch den sie in den Duisburger Hafen und somit in den Rhein gelangten. Die auf Lomanschacht gehobenen Wasser wurden in den Haubach abgeleitet, der sie dem Dickelsbach zuführte. Der Abfluss der Grubenwasser durch den Hasthaus- und Haubach war dem Bergwerk gegen eine Pachtvergü-

tung an die Anrainer gestattet, und die Benutzung des Dickelsbaches zur Ableitung von 1500 Kubikfuß Wasser in der Minute war der Grube durch Konzession der Königlichen Regierung zu Düsseldorf vom 20. September 1875 erlaubt.<sup>149)</sup> Deutlich wird in diesem Schreiben aber auch, dass diese Regelung nicht alle zufrieden stellte. So hatte Graf von Spee, durch dessen Waldungen der Dickelsbach zum größten Teil führt, schon 1875 Beschwerde gegen die Wasserableitung aus der Zeche Friedrichsglück wegen Überflutungen seiner Waldungen erhoben und das Verbot der weiteren Wasserabführung aus der Zeche Friedrichsglück in den Dickelsbach beantragt. Nach einer Lokalbesichtigung des Dickelsbaches kam die Königliche Regierung zu Düsseldorf allerdings in einer Verfügung vom 20. September 1875 damals zu dem Schluss:

„Es hat sich dabei herausgestellt, daß die Zeche Friedrichsglück die von ihr übernommene Verpflichtung der Räumung des Dickelsbaches vorschriftsmäßig erfüllt hat; Inundationen (Überflutungen) des Waldbezirkes des Grafen von Spee waren zur Zeit nirgends wahrzunehmen, obwohl die Zeche 1500 Cubikfuß pro Minute durch den Dickelsbach ableitet. Wenn auch nach Angabe des Beschwerdeführers mitunter der Wasserstand im Dickelsbach um 1 Fuß

142) Ebd. und Archiv VLH: Aufzeichnungen über das Lintorfer Bleibergwerk von 1880 bis 1902

143) Aufzeichnungen über das Lintorfer Bleibergwerk von 1880 bis 1902, a.a.O.

144) Ebd.

145) Haniel Archiv: Bilanz der Gewerkschaft Lintorfer Erzbergwerke am 31. Dezember 1897, Lintorf, 19.01.1898

146) HSTAD: BR 1388/103, Lintorfer Erzbergwerke 1888-1902, Gewerkschaft Lintorfer Erzbergwerke über das Wasserproblem, 1897

147) HSTAD: BR 1388/103, Lintorfer Erzbergwerke 1888-1902, Rudolf Landgraf, Geschichtlicher Überblick über den Betrieb der Lintorfer Wasserhaltungsmaschinen, 1897

148) HSTAD: BR 1388/103, Lintorfer Erzbergwerke 1888-1902, Nachtrag zum Betriebsplan der Lintorfer Erzbergwerke, 14.08.1897

149) HSTAD: BR 1388/103, Gewerkschaft Lintorfer Erzbergwerke über das Wasserproblem, 1897

höher ist als der von uns beobachtete, mithin die Zeche unter Umständen auch mehr Grubenwasser liefert und es demnach wahrscheinlich ist, daß bei höheren Wasserständen eine Inundation der neben belegenen Wald- und Bruch-Fläche eintreten würde, so war in der trockenen Jahreszeit, wo die natürlichen Bäche alle versiegt sind, das Grubenwasser durch Befeuchtung der Wurzeln den anliegenden Ländereien nützlich.

Es liegt mithin zur Zeit kein Grund vor, im landespolizeilichen Interesse der Zeche Friedrichsglück die Ableitung des Grubenwassers in den Dickelsbach zu untersagen. Es kann derselben vielmehr, - unbeschadet aller von den Interessenten im Rechtswege etwa geltend zu machender Entschädigungsansprüche, und unter dem Vorbehalt aller, im landespolizeilichen Interesse bei veränderten Verhältnissen der Zeche Friedrichsglück von uns zu wählenden Auflagen, unbedenklich gestattet werden -, ein Quantum von höchstens 1500 Cubik-Fuß Wasser pro Minute am Schachte gemessen durch den Dickelsbach abzuleiten.<sup>150)</sup>

Auch das Königliche Oberbergamt zu Dortmund entschied, dass Gründe des öffentlichen Interesses durchaus nicht dagegen seien.

Nach dieser Vorgeschichte ist es nicht verwunderlich, dass gegen den am 16.08.1897 vorgelegten „Nachtrag zum Betriebsplan“ Einspruch erhoben und darum zur Erörterung ein Termin anberaumt wurde.<sup>151)</sup>

Die Befürchtungen, dass die Lintorfer Gruben gegebenenfalls derartige Wassermengen in den Dickelsbach abführen und somit die benachbarten Grundstücke durch überfließende Wasser schädigen würden, konnte Landgraf zu diesem Zeitpunkt entkräften. Er merkte an, dass die Wasserhaltungsmaschinen zur Zeit 7 m<sup>3</sup> Wasser in der Minute auf Broekmanschacht und 13 m<sup>3</sup> auf Lomanschacht hoben und nicht voll in Betrieb waren. Dies würde erst bei erfolgtem Anhauen der vorliegenden Erzgänge geschehen und somit sich jetzt eine Begehung des Dickelsbaches nicht lohnen.<sup>152)</sup>

Die Schwierigkeiten bei der Benutzung des Dickelsbaches zur Ableitung der Grubenwasser waren schon seit Jahrzehnten vorhanden, wie die Akten „Ableitung der Grubenwasser 1864 – 1882“ der Königlichen Regierung zu Düsseldorf zeigen. Es wurde immer wieder versucht, die Benutzung zu unterbinden oder zumindest die Beseitigung von Mängeln zu erwirken. So wurden verschiedentlich Versuche bei der Königlichen Regierung unternommen, die Ableitung der Grubenwasser aus landespolizeilichen Interessen zu untersagen, was aber nicht gelang.<sup>153)</sup>

Des öfteren war bei Schauterminen in Gegenwart von Vertretern der Königlichen Regierung und des Königlichen Oberbergamtes, so auch bei dem oben schon erwähnten Termin am 20. September 1875, festgestellt worden, dass Überflutungen im größeren Umfange nicht vorgekommen sind.

Der Grubenverwaltung wurde aber auferlegt, den Dickelsbach nach „Maßgabe der Polizeiverordnung in den Bezirken der Bürgermeisterei Angermund vom 1. November 1853“ anstatt der Anwohner des Dickelsbaches so oft wie nötig zu reinigen. Es war nur gestattet, geklärtes Grubenwasser dem Dickelsbach zuzuführen.<sup>154)</sup>

Da aber die Auffassung über geklärtes Grubenwasser immerhin subjektiv ist, so hatte gerade dieser Punkt zu mancherlei Beschwerden und Unzuträglichkeiten geführt. Im Verlaufe verschiedener Strafverfahren war durch richterliche Entscheidung festgesetzt worden, dass nicht die Feld- und Forstpolizeiverordnung vom 1. April 1880 hierbei entscheidend ist, sondern die Bergpolizei-Verordnung vom 1. April 1877 in diesen Fällen Anwendung findet.<sup>155)</sup>

Aus einem Schreiben des Regierungspräsidenten vom 14.12.1897 geht hervor, dass auch bei dem jetzigen Versuch die Gruben auszubeuten „der bei Großenbaum auf Schloß Heltorf wohnende Graf von Spee“ Klage erhoben hatte, dass „in den Haubach und Dickelsbach und weiter in die Seitengräben dieser Bäche schmutzige Wasser von den Lintorfer Bleiwerken eingeleitet wurden und bei geringen Niederschlägen oder

nach stärkerem Regen große Ueberschmutzungen zu erwarten seien.“ Bei einem weiteren Termin sollte auch dieser Beschwerdepunkt noch einmal eingehend geprüft werden.<sup>156)</sup>

Andere anliegende Grundbesitzer waren wiederum der Meinung, dass „sie von einem wesentlichen Schaden überhaupt nichts vernommen hätten, dass vielmehr den angrenzenden Grundbesitzern ein Vortheil erwachse aus der Entsümpfung der nassen Terrains.“<sup>157)</sup>

Während einerseits von verschiedenen Seiten Klagen laut wurden, dass den angrenzenden Grundbesitzern in Folge Überflutung Schaden erwachse, gab es andererseits Klagen wegen der Wasserentziehung. Im letzteren Fall trat der Grundbesitz mit Ansprüchen auf Schadenersatz hervor, die er damit begründete, dass durch das Auspumpen der Wasser Brunnen versiechen und die Ertragsfähigkeit des Bodens durch Entwässerung leide.

Die Gemeinden Angermund, Rahm und Großenbaum, vertreten durch den Bürgermeister zu Angermund, Baasel, hatten „Klage auf Zahlung von MK 5594,98 für Anlegung artesischer Brunnen<sup>158)</sup> und alle in Zukunft erwachsenden Schäden“ erhoben. Dieser Pro-

150) Ebd. Der Wortlaut der Verfügung vom 20.09.1875 wurde hier wiedergegeben.

151) HSTAD: BR 1388/03, Einspruch gegen den am 16.08.97 vorgelegten Nachtrag zum Betriebsplan

152) HSTAD: BR 1388/03, Betrifft Nachtrag zum Betriebsplan der Lintorfer Erzbergwerke pro 1897/98, 31.08.1897

153) HSTAD: BR 1388/03, Wasserhaltungsabflüsse der Lintorfer Erzbergwerke, 03.10.1897

154) HSTAD: BR 1388/03, Gewerkschaft Lintorfer Erzbergwerke über das Wasserproblem, 1897

155) Ebd.

156) Ebd.

157) Ebd. Hier wird das Schriftstück vom Oktober 1873 wiedergegeben, unterschrieben von: H. Wolters, auf Gut Hülgrath, Friedr. Unterhösel, Gutsbesitzer und Gemeindevorsteher zu Krummenweg und Josef Mentzen, Vorsteher zu Lintorf.

158) artesischer Brunnen: natürlicher Brunnen, bei dem das Wasser durch einen Überdruck des Grundwassers selbsttätig aufsteigt.

zess war 1897 noch nicht zu Ende geführt, jedoch wurde die Grube in einem anderen Prozess – Has(s)elbeck contra Lintorfer-Erzbergwerke – zur Anlegung eines Brunnens verurteilt.<sup>159)</sup>

Ein Prozess, den der Reichsgraf Franz von Spee am 30. Juni 1883 anstrebte, war ebenfalls nicht zu Ende geführt worden. Doch war es nach Aussage Landgrafs mit den schon damals gemachten Erfahrungen unwahrscheinlich, dass Graf Spee „mit den meisten seiner Forderungen durchdringen sollte“.<sup>160)</sup>

Hier bezog er sich auf einen Rekursbescheid in Sachen Gemeinde Lintorf und Graf Spee contra Lintorfer Erzbergwerke vom 16. März 1874, in dem das Königliche Oberbergamt die eingelegte Beschwerde zurückgewiesen hatte, „in der Erwägung, daß die allgemein ausgesprochenen Befürchtungen und Ansichten, soweit sich dieselben auf die allgemeine Senkung des Grundwasserspiegels in der Umgebung der Zeche, die Austrocknung der Brunnen und den verminderten Ertrag der Land- und Forstwirtschaft beziehen, durch keine bestimmte Thatsache begründet seien“.<sup>161)</sup>

Dennoch wurde ab November 1897 in den Gemeinden Lintorf, Angermund, Rahm und Großenbaum alle drei Tage das Verhalten des Grundwassers durch Messungen beobachtet und fortwährend notiert. Diese Tabellen zeigen bis zu 26 Namen von Brunnenbesitzern auf, bei denen die Messungen vorgenommen und durch Bürgermeister Baasel weitergeleitet wurden. Das Verzeichnis der Brunnenbesitzer, deren Wasser vom 25. November 1897 ab bis zum Januar 1898 alle drei Tage gemessen worden ist, zeigt z.B. für die Gemeinden Angermund, Rahm und Großenbaum folgende Namen auf: Franz Rettinghausen, Heinrich Brockerhoff, Josef Bongartz, Friedrich Höfkes, Friedrich Kinnet, Peter Issel, Joh. Wilhelm Lafleur, Wilhelm Issel; für die Gemeinde Lintorf waren es: Heinrich Windeck, Wilhelm Breuer, Friedrich Karrenberg, Andreas Molitor, Johann Großhanten, Graf Franz v. Spee zu Helthof, Hermann Speckamp, Gemeindebrunnen Lintorf.<sup>162)</sup>

Beispielhaft sei hier eine dieser Tabellen aufgeführt:

Verzeichnis derjenigen Brunnen, deren Wasser in der Ortschaft Lintorf im November 1897 alle drei Tage gemessen worden ist:

Namen der Brunnenbesitzer	Tiefe des Brunnens	4.11.97	10.11.97	13.11.97	16.11.97
Windeck Heinrich	5,70	1,80	1,80	1,80	1,80
Breuer Wilhelm	11,00	5,30	5,10	5,00	5,00
Karrenberg Friedrich	3,30	1,17	1,17	1,10	1,10
Molitor Andreas	8,20	5,40	5,40	5,00	4,90
Großhanten Johann	8,80	1,50	1,50	1,50	1,50
Sibrighausen Peter	9,00	1,40	1,40	1,40	1,40
von Spee Franz Graf	9,80	6,10	6,10	6,10	6,10
Gemeinde Lintorf	9,40	4,30	4,30	4,20	4,20

Angermund, 23. November 1897, der Bürgermeister Baasel<sup>163)</sup>

Weitere Messungen der „Entfernung des Wasserspiegels von der Erdoberfläche“ wurden bei folgenden Brunnen unternommen: Wüstekamp, Gratenpoet, Frieden, Rahmer Banden, Langelter. Diese Messungen begannen am 01. Mai 1897, allerdings in unregelmäßigen Abständen. Doch sind hier weitergehende Bemerkungen wie „anhaltender Regen“ oder „vom 10.12.-31.12.97 wurde nur wenig Wasser und mit Unterbrechung gepumpt“ vermerkt. Anhand dieser Daten lässt sich erkennen, dass der Wasserspiegel je nach Brunnen von Mai 1897 bis Januar 1898 bis zu 90 cm abgesunken war. Pumpunterbrechungen oder Regen haben diesen Prozess aber verlangsamt oder zeitweise zum Stillstand gebracht.

Am 21.12.1898 ordnete der Regierungspräsident bis auf weiteres an, diese Messungen nur noch wöchentlich einmal an einem bestimmten Tag auszuführen. Zumindest bis zum 28. August 1901 gingen diese Wasserstandsmeldungen der Gemeinden an das Oberbergamt zu Dortmund weiter.<sup>164)</sup>

Parallel zu den Brunnenmessungen wurden tägliche Wasserstandsmessungen in den Schächten Diepenbrock, Friedrich und Georg vorgenommen, mit Touren der Wasserhaltung und gehobenem Wasser pro Minute vom Broekmanschacht und Lomanschacht versehen und seit November 1897 monatlich an das Königliche Oberbergamt zu Dortmund verschickt.<sup>165)</sup>

Nach Sumpfung der Schächte begannen die Aufschlussarbeiten auch auf der untersten Sohle, und das Auffahren der Querschläge – allerdings unter Anwendung eiserner Streckenzimmerung – wurde fortgesetzt.<sup>166)</sup>

Zu diesem Zwecke war die Lintorfer Grube in zwei Reviere, Broekman- und Lomanschacht, eingeteilt, die dem Betriebsführer unterstanden. Wegen der Wasserverhältnisse konnte die Arbeit unter Tage noch nicht voll aufgenommen werden. Darum wurde die Arbeitszeit zunächst auf einen 6-Stunden-Rhythmus eingeschränkt. Auf dem Broekmanschacht arbeiteten jeweils sechs Mann in vier Schichten und auf dem Loman-Schacht in den zwei Tagschichten je sieben und in den Nachtschichten je sechs Arbeiter. Der geringen Belegschaft wegen unterstanden diese Arbeiter von morgens 6 bis abends 6 Uhr jeweils einem Steiger und von 6 Uhr abends bis 6 Uhr morgens jeweils einem Fahrhauer.<sup>167)</sup>

Nach Überwindung vieler Schwierigkeiten wurde der Kalk am 20. Oktober 1897 angefahren. Während im Schiefer nur mit großer Mühe die Strecken in Folge des

159) HSTAD: BR 1388/103, Gewerkschaft Lintorfer Erzbergwerke über das Wasserproblem, 1897

160) Ebd.

161) HSTAD: BR 1388/103, Lintorfer Erzbergwerke 1888-1902, Rudolf Landgraf, Geschichtlicher Überblick über den Betrieb der Lintorfer Wasserhaltungsmaschinen, 1897

162) HSTAD, BR 1388/103, Verzeichnisse derjenigen Brunnen, deren Wasser in den Ortschaften Angermund, Rahm, Großenbaum und Lintorf vom 25.11.1897 ab alle drei Tage gemessen worden sind

163) Ebd.

164) HSTAD: BR 1388/103, Grundwassermessungen pro 1897/98

165) HSTAD, BR1388/103 Wasserzuflüsse auf den Lintorfer Erzbergwerken

166) Aufzeichnungen über das Lintorfer Bleibergwerk von 1880 bis 1902, a.a.O.

167) HSTAD: Bergamt Werden, Nr.28, Bericht: Rohemut an Oberbergat von Bernuth, 14.10.1897

Gebirges und Wasserdruckes aufrecht zu halten waren, standen sie im Kalk ohne jegliche Zimmerung. Die Wasser wurden gelöst, und der Gang im Kalk konnte ohne große Schwierigkeiten angehauen werden.<sup>168)</sup>

Der Wasserzufluss betrug etwa 25 m<sup>3</sup> in der Minute bei einer Tourenzahl der Maschinen von 12 bis 13 Touren. Auf Dauer traute man jedoch eine solche Leistung den beiden Maschinen auf Broekman- und Lomanschacht nicht zu. Darum ließ man die Maschine mit 10 bis 11 Touren arbeiten und wartete mit dem Anrieb des Ganges bis zur Inbetriebsetzung der neuen zweiten Wasserhaltung auf dem Broekmanschacht.<sup>169)</sup>

Auf dem Lomanschacht wurde eine Parallelstrecke zum Erzgang nach Süden getrieben, bis man nach 143 m am 08.03.1898 in den Sandstein gelangte. Danach wurden von der Parallelstrecke acht Querschläge nach Westen zum Erzgang getrieben und eine zweite 68 m lange Parallelstrecke geschlagen.<sup>170)</sup>

Oberbergrat Prof. Köhler hatte in seinem Gutachten vom 25.08.1896 angeraten, beim Grubenbetrieb zunächst „die Wasser oberhalb der 40 m-Sohle abzuzapfen und damit am Tieferfallen zu verhindern, sodann zunächst bei 70 m und später, wenn auch diese Sohle gesümpft sei, bei 106 m Teufe in den Gang einzudringen.“<sup>171)</sup> Entgegen diesem Rat wurde auf dem Broekmanschacht direkt auf der 100 m-Sohle nach Norden auf Schacht Georg zu eine neue Strecke von 110 m parallel zum Erzgang bis in den Kalk getrieben. Dadurch wurden mehr Wasser auf der 100 m-Sohle gelöst, als man gedacht hatte.

Die liegende Wasserhaltung des Broekmanschachtes vermochte daher nicht mehr die Wasser bei einem Zufluss von rund 28 m<sup>3</sup> in der Minute auch nur kurz zu halten. Man musste daher auf diesem Schacht die Aufschlussarbeiten auf der untersten Sohle einstellen und die Inbetriebsetzung der neuen stehenden Wasserhaltung abwarten. Diese neue Anlage wurde am Himmelfahrtstage 1898 voll in Betrieb genommen, und beide Maschinen des Broekmanschachtes vermochten zunächst die Was-

Wasserspiegel unter der Hängebank im Monat August:			
Diepenbrock :	01.08.1898:	32.460 mm	31.08.1898: 36.800 mm
Friedrich :	01.08.1898:	29.020 mm	31.08.1898: 36.100 mm
Georg :	01.08.1898:	27.410 mm	31.08.1898: 34.645 mm

ser auf Sumpf zu halten. Auch der Wasserstand auf den alten Schächten nahm ab.<sup>172)</sup>

Nach Inbetriebnahme der zweiten Wasserhaltung auf dem Broekmanschacht wurden die Aufschlussarbeiten auf der untersten Sohle wieder aufgenommen. Doch aus einem Ortsstoß brachen etwa 40 m<sup>3</sup> Wasser und machten die begonnene erfolgreiche Arbeit fast zunichte. Die Maschinen zeigten sich danach wenigstens vorläufig nicht mehr stark genug, die Sohle frei zu halten. Es mussten daher die Ausrichtungsarbeiten auf der untersten Sohle gestundet werden, um den Bergwasserspiegel weiter herunterzuziehen. Jedoch hoffte man bei einem stetigen Sinken des Wasserspiegels, wenigstens in einigen Wochen mit den Abbauarbeiten auf der obersten Sohle beginnen zu können.<sup>173)</sup>

Anders als in den vorhergehenden Betriebsperioden war die jetzige Sumpfungsbearbeitung darauf ausgerichtet, ein gleichmäßiges Herunterziehen des Wasserspiegels im ganzen Verleihungsgebiet zu erreichen. Bei dieser Vorgehensweise hatte man im Juli 1898 die letzte Abbau-sohle des Schachtes ganz frei und hoffte, dass auch die Schächte Georg und Augusta in den nächsten Tagen trocken würden. An ein weiteres Abteufen dieser beiden Schächte – wie vorgesehen – war allerdings überhaupt nicht zu denken, und da „die dauernden Wasserzuflüsse nach Lösung der Wasser auf der 100 m-Sohle erheblicher sind, als nach den Erfahrungen während der früheren Betriebsperiode anzunehmen war“, so reichten auch die bisher bewilligten Zubußen nach Aussage des Grubenvorstandes noch nicht aus.<sup>174)</sup>

Seit dem Himmelfahrtstage 1898 arbeitete der Betrieb mit drei Wasserhaltungen: Broekman liegend, Broekman stehend und Loman. Dementsprechend wurden mit diesen drei Maschinen ganz andere Wassermengen gehoben als vorher. Vom 1. Juni bis 28. Juni wurden zwischen 53,41 und 65,40 m<sup>3</sup>/min gehoben, und der

Durchschnitt lag bei 60,8 m<sup>3</sup>/min Wasser.<sup>175)</sup> Im Monat August lagen die gehobenen Wassermengen pro Minute zwischen 39,12 und 65,45 m<sup>3</sup>, mit durchschnittlich 54,3 m<sup>3</sup>/min Wasser. Die durchschnittliche Wasserförderung des Vormonats mit über 60 m<sup>3</sup>/min wurde nicht erreicht, da vom 01. bis 08. August die stehende Wasserhaltung auf Broekman ausgefallen war. Der Wasserspiegel in den Schächten war dementsprechend bis zum 08.08.1898 leicht steigend und nahm ab dem 09.08.98 wieder ab. Hieraus wird deutlich, dass der Ausfall nur einer Wasserhaltungsmaschine die gemachten Fortschritte wieder zunichte machen konnte.<sup>176)</sup>

Durch die nicht erwarteten größeren Wassermengen auf dem Broekmanschacht mussten bis zu 68 m<sup>3</sup> Wasser pro Minute gehoben werden. Dadurch wurden die Maschinen total überlastet, häufige Brüche waren die Folge, und das Auswechseln von Maschinen- und Pumpenteilen verursachte häufige Stillstände des Pumpenbetriebes. Da keine Reservemaschinen vorhanden waren, machte jeder Stillstand errungene Vorteile beim Sumpfen der Schächte wieder zunichte. Besonders die zweite stehende Wasserhaltung von der Zeche Helene musste ständig außer Betrieb gesetzt werden, da durch zu harte Stöße des

168) Haniel Archiv: Betriebsbericht zur Gewerker-versammlung am 26. Januar 1898

169) Ebd.

170) Aufzeichnungen über das Lintorfer Bleibergwerk von 1880 bis 1902, a.a.O.

171) Ebd.

172) Haniel Archiv: Rudolf Landgraf, Betriebs-Bericht, kein Datum vorhanden

173) Haniel Archiv: Rudolf Landgraf, Betriebsbericht vom 27. Juli 1898

174) Ebd. Zusatzbemerkung von Heinrich Lueg

175) HSTAD: BR1388/103, Wasserstand in den Schächten Diepenbrock, Friedrich und Georg im Juni 1898

176) HSTAD: BR 1388/103, Wasserstand in den Schächten Diepenbrock, Friedrich und Georg im August 1898

Gestänges sich der Zylinderrahmen lockerte und wieder befestigt werden musste. „Überhaupt gestattete diese Maschine in keiner Weise die gehoffte und erwartete Ausnutzung und Leistung.“<sup>177)</sup>

Die Schächte Friedrich, Georg, Heinrich und Auguste waren bis 42 m abgeteuft, mit neuer Zimmerung sowie Fördertürmen versehen und eine neue Förderhaspel aufgestellt worden. Nachdem man auf Heinrich und Auguste bereits mit der Förderung begonnen hatte, musste diese bald wieder eingestellt werden, da auch hier die Wasser durch die Stillstände der Pumpen immer wieder stiegen.<sup>178)</sup>

In der Zeit vom 1. Juli bis zum 31. Dezember 1898 förderte man insgesamt 30 Mio. m<sup>3</sup> Wasser aus der Grube. Die Größenordnung zeigt die Schwierigkeiten in aller Deutlichkeit auf.<sup>179)</sup>

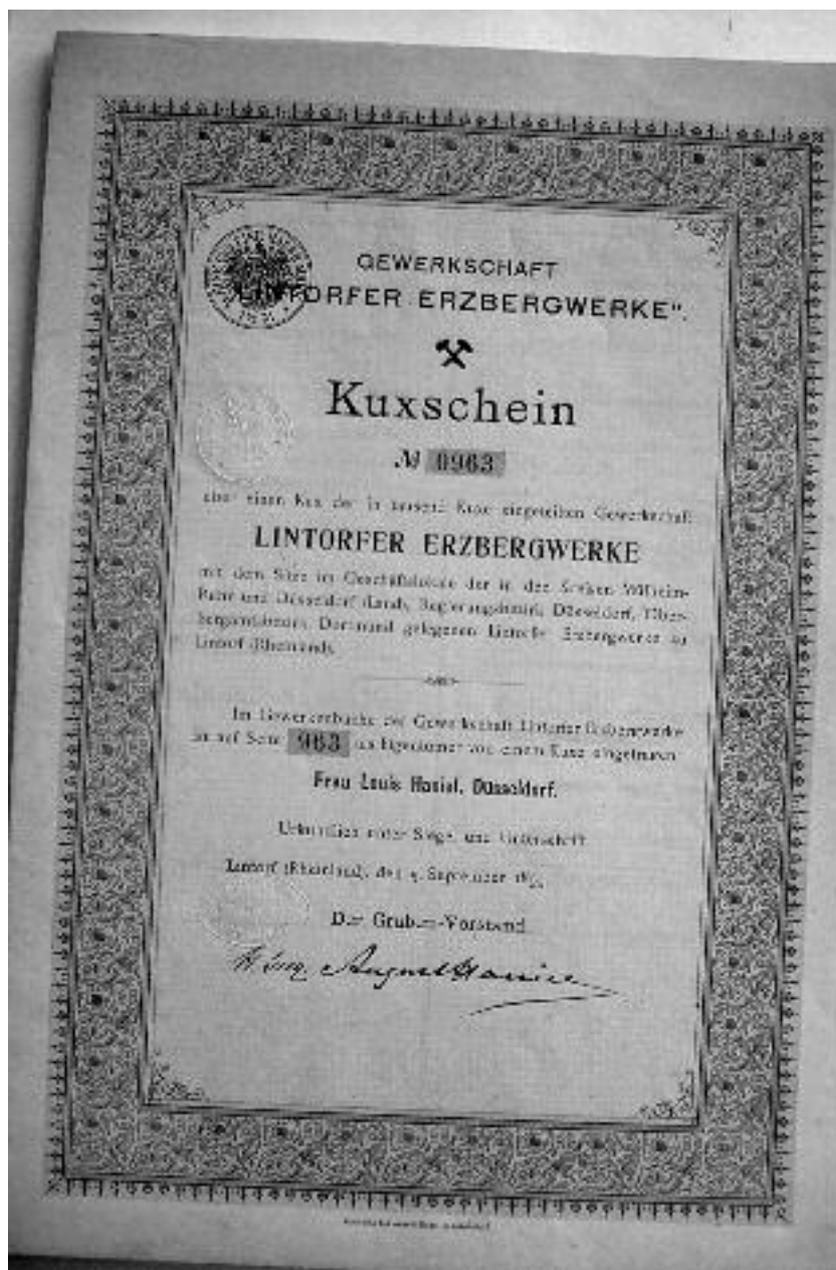
Es ist darum auch nicht verwunderlich, dass im September 14 Brunnen trocken lagen. Dennoch waren nach Ansicht des Vorsitzenden Lueg Beeinträchtigungen wie Wasserentziehung oder sonstige Schädigung der Grundeigentümer „in erheblichem Maße nicht vorhanden“.<sup>180)</sup>

Kommerzienrat Lueg hatte nach den gemachten Erfahrungen auch eine Rentabilitätsrechnung aufgestellt, in der er von einer Jahresproduktion von 18.000 Tonnen fertigen Erzes ausging. Er errechnete bei einem 20-jährigen, wenn nicht sogar 30-jährigen Betrieb einen jährlichen Reingewinn von mindestens 800.000,- M.

Vorbedingung für diese Rentabilität war für ihn eine regelmäßige Wasserhebung, da jeder Pumpenstillstand, wenn auch nur von wenigen Tagen, das Resultat äußerst ungünstig beeinflusste, ein längerer Stillstand aber jeden Gewinn unmöglich machte. Darum kam er zu dem Schluss, eine weitere Million Mark für eine Reserve-Wasserhaltung zu investieren.

Das bis dahin investierte Kapital lag bei 1.300.000,- M, so dass die Gesamtinvestitionen 2.300.000 betragen.<sup>181)</sup>

Der Vorstand empfahl eine unterirdische Wasserhaltung, die 30 m<sup>3</sup>/min aus 110 m Tiefe heben



Kuxschein Nr. 963 für Frau Louis Haniel. Im Jahre 1899 waren die gewerkschaftlichen Anteile von 100 auf 1000 unteilbare Kuxen erhöht worden

sollte. Diese wurde auch bei der außerordentlichen Gewerkschaftsversammlung vom 17. Oktober 1898 einstimmig genehmigt und die Summe von 750.000,- M bereitgestellt, davon 650.000,- M für die Wasserhaltung und 100.000,- für andere Bauten. Ebenso einstimmig beschloss die mit 79 Kuxen vertretene Gewerkschaftsversammlung die Umwandlung der 100 in 1000 unteilbare Kuxen.<sup>182)</sup>

Nach diesen ungeheuren Summen von Zubeußen war an einen Gewinn vorläufig nicht zu denken. Man wollte aber wenigstens die Verluste so gering wie möglich halten. Darum kam die Frage seitens der Gewerkschaften auf, ob nicht

die gezahlten Zubeußen bei der Berechnung des steuerpflichtigen Einkommens abzugsfähig wären.

177) Aufzeichnungen über das Lintorfer Bleibergwerk von 1880 bis 1902, a.a.O.

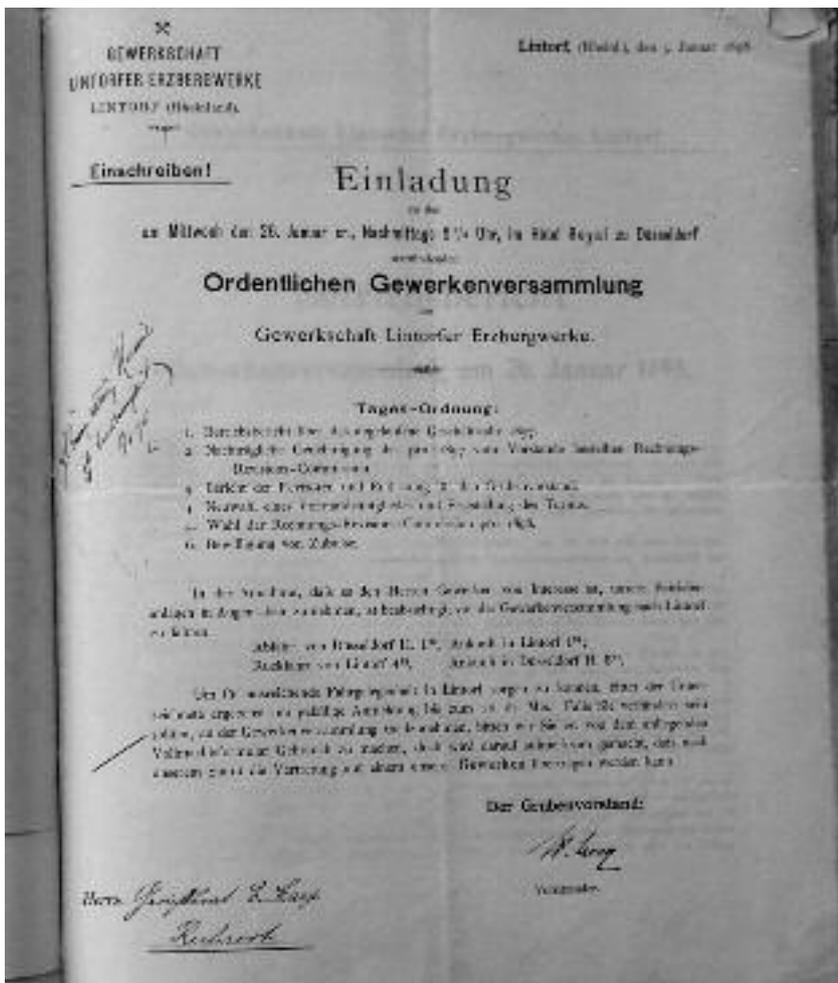
178) Ebd.

179) Rainer Slotta: Die Gruben auf dem Lintorf-Velberter Gebiet, in: Der Metallergbau Teil I, Hrsg. Deutsches Bergbau-Museum, Bochum 1983, S. 743

180) Haniel Archiv: Bericht der Gewerkschaftsversammlung am 17. Oktober 1898, 27.09.98

181) Ebd.

182) Haniel Archiv: Bericht über die außerordentliche Gewerkschaftsversammlung am 17. Oktober 1898



Einladung zur Gewerkschaftsversammlung am 26. Januar 1898 im „Hotel Royal“ in Düsseldorf

Justizrat August Becker, der sich dieser Frage annahm, meinte, dass die Abzugsfähigkeit von dem Zweck abhängig und von Fall zu Fall zu entscheiden wäre. Er sah in der Beschaffung von Wasserhaltungsmaschinen, da sie zum Erhalt der Grube führen, die Abzugsfähigkeit gegeben, nicht aber bei der Beschaffung von Förderanlagen. Er kam zu dem Schluss: „Was nun speciell die Frage wegen der Abzugsfähigkeit der Seitens der Gewerkschaft Lintorfer Erbergwerke gezahlten Zubeßen anbetrifft, so bin ich der Ansicht, daß diese Frage unbedingt zu bejahen ist, weil diese Zubeßen sich als zur Sicherung und Erhaltung des Betriebes notwendige sowie durch gute Wirthschaft gebotene Ausgaben darstellen.“

„Zu diesem Zwecke haben auch die in den Gewerkschafts-Versammlungen am 27. Januar 1897 und 26. Januar 1898 beschlossenen Zubeßen Verwendung gefunden.“<sup>183)</sup>

Direktor Landgraf hatte sich in der letzten Gewerkschaftsversammlung vom 17. Oktober 1898 sehr optimistisch gezeigt und die Hoffnung geäußert, die erste Sohle des Broekmanschachtes bald zu sumpfen und damit in absehbarer Zeit in eine Förderung treten zu können, die es zum mindesten ermöglichen würde, sämtliche Betriebskosten zu decken und vielleicht schon einen kleinen Gewinn abwerfen würde. Nun musste er in seinem Bericht zur Gewerkschaftsversammlung am 2. Februar 1899 anzweifeln, ob mit den drei ohne irgendeine Unterbrechung arbeitenden großen Wasserhaltungsmaschinen die Sohle mit den vorhandenen Kräften überhaupt zu sumpfen war. Der tiefste Wasserstand in dem alten Schacht Friedrich war am 15. Oktober 1898 40.350 mm unter der Hängebank. Seit diesem Zeitpunkt war ein weiteres Sumpfen nicht mehr erzielt worden.<sup>184)</sup>

Am Ende des Jahres 1898 hatte man allein für die Wasserhaltung

auf dem Broekmanschacht 192.308,34 M und auf dem Lomanschacht 183.307,06 M ausgegeben, und die Neuanlagen auf dem Broekmanschacht hatten 400.025,99 M verschlungen.<sup>185)</sup>

Auf Grund der gemachten Aufschlüsse war man trotzdem sehr zuversichtlich, und der Vorstand sprach sich daher für die sofortige Beschaffung einer zweiten unterirdischen Wasserhaltungsmaschine von gleicher Leistung (30 m<sup>3</sup> aus 110 m Teufe) aus, was dann auch einstimmig von der Gewerkschaftsversammlung beschlossen wurde. Die geschätzten Kosten dieser zweiten unterirdischen Wasserhaltungsmaschine beliefen sich auf weitere 630.000,-M.<sup>186)</sup>

Infolge des Baus der Neuanlagen auf Broekmanschacht wurde davon abgesehen, die Wasserhaltung auf Friedrichsglück wieder in Betrieb zu setzen. Kessel und Maschinen wurden als Schrott zum Abbruch verkauft, der Erlös bestand in 4631,67 M für Kessel und 13.846,45 M für Maschinen.<sup>187)</sup>

Zu diesem Zeitpunkt waren auf dem Erbergwerk 150 Arbeiter und 8 Beamte beschäftigt<sup>188)</sup>, darunter auch zwölf jugendliche Arbeiter, die als Tagesarbeiter, Laufburschen, Handlanger und Schmierjungen hier ihr Geld verdienten.<sup>189)</sup>

Im zweiten Halbjahr 1898 mussten täglich bis zu 86 m<sup>3</sup> Wasser in der Minute gehoben werden. Seit der Wiederaufnahme des Betriebes im Jahre 1897 wurden von den drei

183) Haniel Archiv: August Becker, Gutachterliche Aeusserung über die Abzugsfähigkeit Seitens der Gewerkschaft Lintorfer Erbergwerke gezahlten Zubeßen bei Berechnung des steuerpflichtigen Einkommens, 14.01.1899

184) Haniel Archiv: Rudolf Landgraf, Bericht zur Generalversammlung am 02. Februar 1899

185) Haniel Archiv: Bilanz vom 31.12.1898, Prüfungsbericht vom 28.01.1899

186) Haniel Archiv: Bericht über die ordentliche Gewerkschaftsversammlung am 02. Februar 1899

187) Aufzeichnungen über das Lintorfer Bleibergwerk von 1880 bis 1902, a.a.O.

188) Archiv VLH: Carl Kohl schreibt an Frau Generaldirektor Schmeißer, 21.11.1898

189) HSTAD: Bergamt Werden, Nr. 28, Bericht: Betriebsführer Bosenius an Oberberggrat von Bernuth, 20.07.1899

vorhandenen Wasserhaltungsmaschinen bis zum Ende des Jahres 1898 folgende Wassermassen gehoben: auf Lomanschacht vom 1. Juli 1897 bis 31. Dezember 1898 13.107.550 m<sup>3</sup>, auf Broekmanschacht mit der liegenden Maschine vom 1. September 1897 bis 31. Dezember 1898 10.181.035 m<sup>3</sup> und mit der stehenden Maschine vom 1. Mai 1898 bis 31. Dezember 1898 6.543.627 m<sup>3</sup>, was insgesamt eine Wassermenge von 29.832.212 m<sup>3</sup> ausmachte und Kosten in Höhe von 383.335,04 M verursachte.<sup>190)</sup>

Trotzdem war der Wasserspiegel auf den alten Schächten Friedrichsglück und Georg nur auf 40.350 mm bzw. 38.000 mm unter der Hängebank abgesunken. Diese ca. 39 m waren eine kritische Teufe, von der schon der frühere Direktor Schmeißer der Meinung war, dass in dieser Teufe größere Wasserreservoirs vorhanden seien, die erst einmal überwunden werden müssten. Aufgrund dieser Erfahrungen und weil die Reparaturen und Stillstände an den Maschinen und Pumpen nicht aufhörten, schien es zweifelhaft zu sein, mit den vorhandenen Kräften die bereits begonnene Förderung auf Auguste und Heinrich und eine Förderung auf der 45 m-Sohle auf Georg und Friedrich auszudehnen und diese von Wasser frei zu halten.<sup>191)</sup>

Generelle Zweifel an der Bewältigung der Wasser und der Förderung der Erze waren ebenfalls aufgetreten. So schrieb zum Beispiel der Rechnungsführer der Lintorfer Erzbergwerke, Carl Kohl, im November 1898 privat an die Frau des ehemaligen Direktors der Lintorfer Erzbergwerke, Schmeißer: „Ich selbst bin mit meiner Stellung sehr zufrieden ... wenn die Befürchtung für die Zukunft nicht Zweifel in mir erweckte“ und an einer anderen Stelle des Briefes „Gott gebe nur, daß hier bald bes-

sere Resultate erzielt werden, sonst fürchte ich eine abermalige Betriebseinstellung zu erleben, da die Wasserhaltungskosten, bei stetem Pumpen von 65 m<sup>3</sup> in der Minute, ganz enorm sind.“<sup>192)</sup>

An einer anderen Stelle dieses Briefes erfahren wir auch einiges über die industrielle Entwicklung Lintorfs: „In Lintorf ist es jetzt, und wird im nächsten Jahre noch mehr lebhafter als bisher, außer dem Erzbergwerke mit 150 Arbeitern und 8 Beamten nebst Familien, sind jetzt noch zwei große Dampfziegeleien im Bau begriffen: die Gewerkschaft Adler auf den Feldern bei Hülgrath, und die Gewerkschaft Christinenburg, am Bahnhof nach Siloah zu, welche beide auch gegen 200 Arbeiter jetzt schon beschäftigen.“<sup>193)</sup>

Im Jahre 1898 hatten der Brauereibesitzer Unterhöbel und Direktor Landgraf festgestellt, dass östlich von der Zeche Friedrichsglück die zum Gute Hülchrath gehörenden Felder einen Tonboden aufwiesen, der sich nicht nur für normale Mauerziegel, sondern auch für feinere Tonwaren eignete. Nach Ankauf dieses Geländes entstand hier im Juni 1899 die „Gewerkschaft Adler“, Falz- und Tonziegelwerke zu Lintorf, und im Juni 1900 nahm die „Gewerkschaft Fürstenberg“, Walz- und Stanzwerke zu Lintorf, in unmittelbarer Nachbarschaft ihren Betrieb auf.

Da die Transportverhältnisse von und nach dem Bahnhof schwierig waren und auch die Drahtseilbahn der Lintorfer Erzbergwerke nach mehr als 20-jähriger Betriebszeit vielfache Reparaturen notwendig machte, richteten diese drei Gewerkschaften am 24. April 1899 sowohl an die Königliche Eisenbahndirektion zu Elberfeld, als auch an die Königliche Regierung zu Düsseldorf ein Gesuch, eine Privatanschlussbahn bauen zu dürfen. Dieses wurde ihnen am

19. Juli 1900 gewährt. Bereits am 1. Dezember 1900 war die Strecke bis zum Broekmanschacht fertiggestellt, und am 25. Mai 1901 wurde sie bis zu den Gewerkschaften Adler und Fürstenberg vollendet, so dass am 29. Mai 1901 die ersten beladenen Waggons vom Lintorfer Bahnhof zu den Fabriken rollten.<sup>194)</sup>

Am 07. Januar 1899 riss das Seil der Absperrungsklappe auf dem Broekmanschacht, die den Pumpenschacht vom Förderschacht isolierte und den Wasserzufluss zum Pumpenschacht sperrte, so dass der Pumpenbetrieb hier eingestellt werden musste. Daraufhin wurde dann am 11. Januar 1899 auf Lomanschacht ebenfalls der Betrieb eingestellt, um die Fertigstellung des neuen Pumpenschachtes abzuwarten. Aus dem zusammenfassenden Bericht des Direktors Landgraf vom 1. Januar 1900 geht darum hervor, dass sich der Betrieb im Jahre 1899 lediglich auf die Erbauung von Neuanlagen konzentrierte.<sup>195)</sup> Und auch das Jahr 1900 wurde hierfür genutzt. Erst am 30.05. bzw. 06.07.1901 nahmen die neuen Wasserhaltungsmaschinen den Pumpbetrieb auf, und erst im August 1901 konnte wieder mit den Vorrichtungsarbeiten begonnen werden.

*Michael Lumer*

190) Aufzeichnungen über das Lintorfer Bleibergwerk von 1880 bis 1902, a.a.O.

191) Ebd.

192) Archiv VLH: Carl Kohl schreibt an Frau Generaldirektor Schmeißer, 21.11.1898

193) Ebd.

194) Aufzeichnungen über das Lintorfer Bleibergwerk von 1880 bis 1902, a.a.O.

195) Archiv VLH, Haniel Archiv: Rudolf Landgraf, Betriebsbericht, Sonderdruck, Lintorf, 01.01.1900

## Logik

*Die Nacht war kalt und sternenklar,  
Da trieb im Meer bei Norderney  
Ein Suahelischnurrbarthaar. –  
Die nächste Schiffsuhr wies auf drei.*

*Mir scheint da mancherlei nicht klar,  
Man fragt doch, wenn man Logik hat,  
Was sucht ein Suahelihaar  
Denn nachts um drei am Kattégatt ?*

*Joachim Ringelnatz*

# Horst Tournay – Schiffsmodellbauer aus Leidenschaft

Horst Tournay ist Ruheständler im Unruhestand. Und ein großer Teil seiner Unruhe gilt dem Schiffsmodellbau. Seine große Leidenschaft sind seit einem Dutzend Jahren holländische Plattbodenschiffe aus der Zeit zwischen 1650 und 1850. Schiffe, mit denen die Holländer in der frühen Neuzeit den Rhein und seine Nebenflüsse befuhren, aber auch entlang der Küste bis nach Norwegen und Schweden kamen. Es waren Handelsschiffe, auf denen sie Heringe, eines der Grundnahrungsmittel jener Zeit, ins Rheinland transportierten. Auf der Rückfahrt nahmen die Händler Güter mit, die von der florierenden holländischen Wirtschaft dringend gebraucht wurden: Kalk, Holz, Kohle und Eisenerz.

Beruflich war Horst Tournay oft auf der alljährlich in Düsseldorf stattfindenden „boot“. Halle 13 hatte es ihm besonders angetan. Dort stellten holländische Schiffsmodellbauer ihre kleinen Kunstwerke aus. Es war zwar keine Liebe auf den ersten Blick, aber die Neugier war geweckt. Denn schon als Kind hatte er gerne gebastelt.

Nach dem Verkauf seiner Firma 1990 kam er auf den Schiffsmodellbau der Holländer zurück. Schließlich fand er einen Freund, der selbst begeisterter Schiffsmodellbauer war und ihn in die Geheimnisse des Modellbaus einführte.

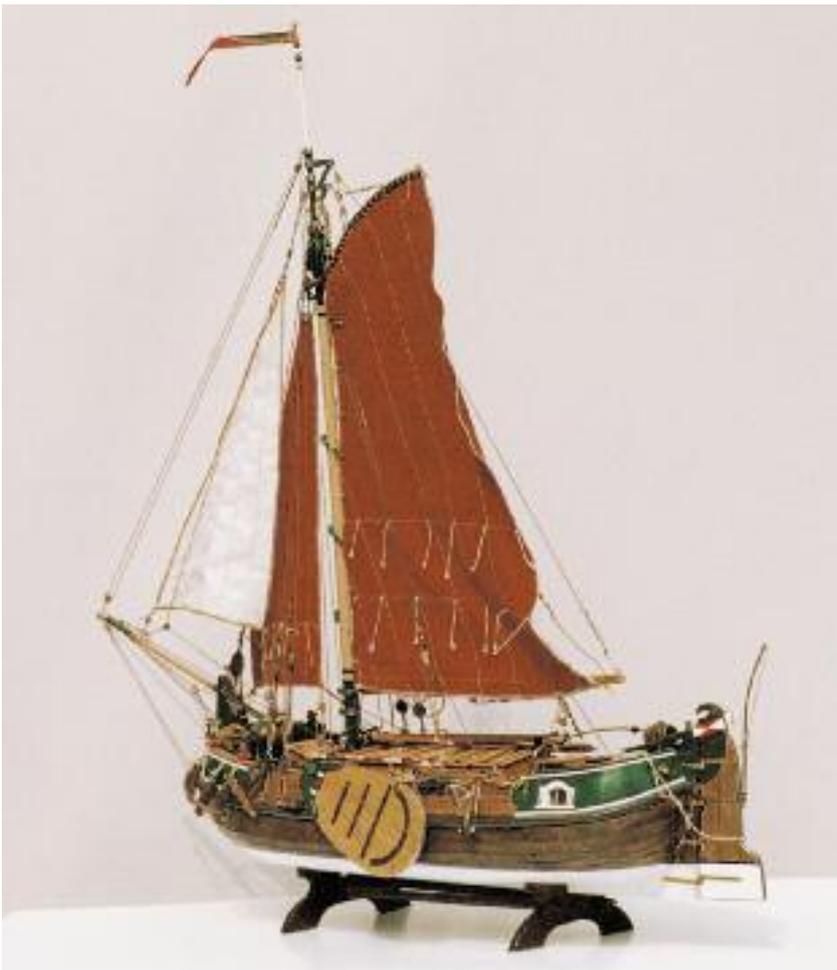
Der im Süden Duisburgs aufgewachsene Tournay aber macht

keine „halbe Sachen“. Wenn er sich mit etwas beschäftigt, dann auch umfassend. Schiffsmodellbau hieß für ihn nicht, dass er vorgefertigte Plastikteile zusammenkleben und dann anmalen wollte. Unter Schiffsmodellbau verstand Horst Tournay von Beginn an etwas gänzlich anderes: Originalgetreue nachgebaute Modelle. Originalgetreu vom Ruder über den Rumpf bis hin zur Takelage – und alles handgefertigt.

Um ein Schiff bis in die kleinste Kleinigkeit hinein nachbauen zu können, reicht ein Bild alleine nicht. Man braucht Pläne. Man braucht genaue Baupläne, möglichst im Original. So vertiefte Horst Tournay sich in die Literatur, stöberte in Museen und Archiven nach Informationen zu Plattbodenschiffen. Fast nebenbei entwickelte er sich daher zu einem Fachmann auf dem Gebiet der Rheinschifffahrt und des holländischen Schiffsbaues. In der „Quecke“ Nummer 68 hat er deshalb über die „Bedeutung der Rheinschifffahrt für die Entwicklung des niederbergischen Lebensraumes“ geschrieben.

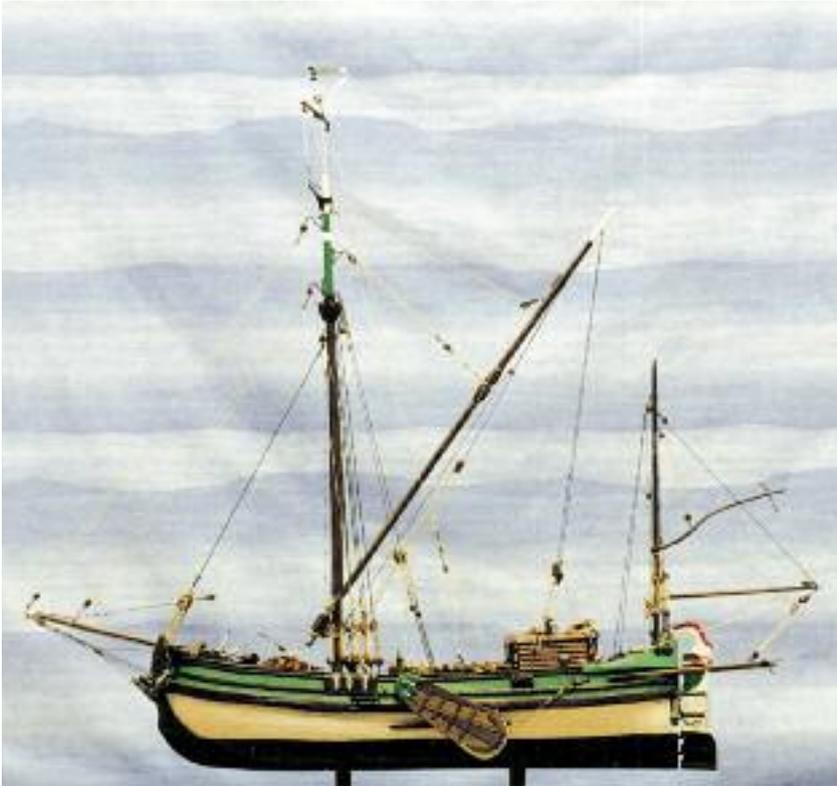
Zwei, drei, allerhöchstens vier Schiffsmodelle baut der Lintorfer in einem Jahr in seiner heimischen Werkstatt. Kein Wunder, dass es nicht mehr sind, denn an jedem Modell „bastelt“ er vier- bis sechshundert Stunden. Wer sich seine Modelle ansieht, versteht, welche „Fummelsarbeit“ das ist. Winzige Türklinken, kleinste Rellingteile werden sorgsam dem Original nachgearbeitet. Alle beweglichen Teile des Vorbildes müssen natürlich auch im Modell beweglich sein. Selbstverständlich kommt kein einziges fertiges Teil an seine Schiffe. Alles ist in Handarbeit selbst hergestellt. Horst Tournay nimmt seine Freizeitbeschäftigung eben sehr ernst.

Den Lohn dafür hat er auch schon bekommen. Seit einiger Zeit schon stehen zwei seiner Modelle im Institut für Schifffahrt- und Marine-Geschichte an der Elbchaussee in Hamburg; ein anderer Teil hat seine Heimat im Schiff-



Modell einer niederländischen „Pavillon-Poon“. Maßstab: 1:25

Schiffe dieses Typs segelten die Küsten entlang nach Dänemark, Norwegen und Schweden. Auch den Rhein befuhr man mit diesen Schiffen bis oberhalb von Köln. Als so genannte „Börtschiffe“ fuhren sie von Amsterdam, Rotterdam, Arnheim und Wesel nach Duisburg und zurück. Sie beförderten Stückgut und Passagiere nach Fahrplan



Modell einer „Smak“ niederländischer Bauart. Maßstab: 1:25  
„Smakken“ hatten eine Größe von 70 - 140 t und konnten infolge ihres geringen Tiefganges nicht nur zur Küstenfahrt, sondern auch auf den Unterläufen der Flüsse bis ins Binnenland eingesetzt werden. Man nutzte sie als Frachter, aber auch in der Personenschiffahrt. Dann hatten sie bei entsprechendem Ausbau ein Fassungsvermögen von 140 Passagieren. Um 1820 war angeblich jedes achte Küstenschiff eine „Smak“

fahrt-Museum im westfälischen Senden gefunden. Den Sommer über waren drei Modelle in der Ausstellung „Wasserfälle“ im Düsseldorfer Medienhafen zu sehen.

Doch am meisten freut sich Horst Tournay, dass seit Herbst acht seiner Schiffsmodelle im neu eröffneten Schifffahrtsmuseum im Düsseldorfer Schlossturm in einer Dauerausstellung einer breiten Öffentlichkeit zugänglich sind. Denn hier, so Tournay, gehören die Modelle der holländischen Plattbodenschiffe hin. Schließlich sind ihre großen Vorbilder Jahrhunderte lang an diesem Schlossturm vorbei den Rhein hinauf geschleppt worden und haben Heringe nach Düsseldorf, Köln und bis nach Koblenz gebracht. Später sind sie, beladen mit Frachtgut für den holländischen Markt, mit der Strömung und dem Wind zurück nach Holland gefahren.

Horst Tournay, der Schiffsmodellbauer der etwas anderen Art, arbeitet in seiner Werkstatt längst an anderen Modellen. Sie sind ein Augenschmaus, und das nicht nur für Liebhaber der Rheinschiffahrt.

Dr. Andreas Preuß

**dp**

**DRUCKEREI PREUSS GMBH**

**Siemensstraße 12 · 40885 Ratingen**

**Telefon 02102 / 92 67 - 0 · Fax 02102 / 92 67 20**

**ISDN (Leonardo) 02102 / 92 67 50**

**E-Mail: [druckerei.preuss@t-online.de](mailto:druckerei.preuss@t-online.de)**

# Ein Haus im Mittelpunkt

*Zwar nicht genau in Lintorfs Mitte  
steht, rot verklinkert, dieses Haus,  
doch man empfindet's so;  
denn nur wenige Schritte  
sind es von hier bis zu zwei Kirchen,  
zu Banken, Kindergärten, einer Schule.*

*So steht es da  
inmitten von Geschäftigkeit,  
dazu noch an belebter Kreuzung,  
kurzum, ein Haus so bürgernah  
wie kaum ein anderes weit und breit –  
vom Rathaus ist die Rede.*

*Wenn jemand nach dem Zentrum fragt,  
gibt es wohl keinen, der nicht sagt*

*„das alte Rathaus“.*

*„Alt“ heißt ehemalig,*

*nicht an Jahren alt,*

*so spricht der Volksmund halt.*

*Falls Lintorf dies Gebäude  
mit der vertrauten Silhouette  
eines Tages nicht mehr hätte,  
würde vielen Bürgern*

*– nicht nur den betagten –*

*die markante Mitte fehlen*

*und sie würden denen grollen,*

*die es wagten,*

*für Abriss zu plädieren.*

*Denn: Was tun Stadtplaner oft nicht?*

*Sie fragen längst nicht immer*

*nach gewachsener Identität –*

*vorschnell vernichten hieße also*

*für erhaltenswerte Bausubstanz: zu spät!*

*Gewiss, die Verwaltung des Amtes Angerland,  
die sich ehemals in diesem Haus befand,*

*sowie der Gemeinderat  
sind passé seit siebenundzwanzig Jahren;  
doch sind die Dinge,  
wie sie einmal waren,  
den meisten Lintorfern noch wohlbekannt.*

*Man kann nicht behaupten,  
auf alle verbliebenen Bauten stolz zu sein,  
aber an gewissen Zeichen  
der Ortsgeschichte  
hängen doch viele Menschen insgeheim.*

*Wem soll das alte Rathaus weichen?*

*Einem weiteren Geschäftskomplex?*

*Brauchen wir sowas zu unserm Glück?*

*Und zeugt das von geschichtsbewusstem  
Blick? Der Verein Lintorfer Heimatfreunde,  
ein lokal verwurzelttes „Gewächs“,*

*muss denen entgegentreten,*

*die ungebeten*

*Lintorf „verbessern“ möchten*

*und meinen etwas tun zu sollen,*

*was mehrheitlich die Lintorfer nicht wollen.*

*Vielleicht ist ja der Bau nicht schön  
nach dem Geschmack der Gegenwart.*

*Gleichwohl dient er bei alledem*

*auf mannigfache Art*

*den Bedürfnissen der Bürger:*

*als Verwaltungsnebenstelle,*

*als öffentliche Bücherei*

*und Heimstatt von Vereinsaktivitäten.*

*Drum richten eindringlich wir unsere Bitte  
an die Entscheidungsträger:*

**ERHALTEN SIE DAS ALTE RATHAUS**

**IN LINTORFS MITTE!**

Hartmut Krämer

# In eigener Sache

Jedes Jahr in der ersten Novemberhälfte laden die Lintorfer Heimatfreunde zu ihrem beliebten Unterhaltungsnachmittag ein. Mehr als 300 Mitglieder treffen sich im Evangelischen Gemeindezentrum am Bleibergweg zu ein paar gemütlichen Stunden bei Kaffee und Kuchen, um zu plaudern und Erinnerungen auszutauschen. Ein kleines Programm sorgt für die nötige Unterhaltung: Gesangsgruppen, Chöre, Senioretheater, Bänkellieder, Mundartvorträge und sogar eine Modenschau waren die Höhepunkte der letzten zehn Jahre. In diesem Jahr erfreuten uns die beiden charmanten Damen des „Duo Valsette“ mit ihrer Musik.

In den Pausen wird jeweils die neue „Quecke“ vorgestellt, die zu diesem Zeitpunkt allerdings noch aus Druckfahnen besteht, an ihrer Fertigstellung zum Weihnachtsmarkt Anfang Dezember wird fieberhaft gearbeitet.

Für Mitglieder ist die Teilnahme am Unterhaltungsnachmittag natürlich kostenlos, lediglich bei einem etwas aufwendigeren Programm muss ein kleiner Unkostenbeitrag gezahlt werden.

Seit 1994 führt der Verein am Ende der Veranstaltung eine Sammlung zugunsten der Deutschen Stiftung Denkmalschutz durch. Denkmalschutz ist eines der Ziele, die sich unser Verein bei seiner Gründung 1950 gestellt hat. In §3 der Satzung heißt es: „Der Verein bemüht sich um den Schutz der Heimatlandschaft sowie die Erhaltung charakteristischer Bauten.“ Die Deutsche Stiftung Denkmalschutz bemüht sich seit langem vorbildlich um die Erhaltung historischer Bauten in ganz Deutschland, vor allem aber in den Ländern der früheren DDR. Durch die Flutkatastrophe im Herbst dieses Jahres wurde vieles wieder zunichte gemacht, bereits restaurierte Dorfkirchen wurden abermals zerstört oder stark beschädigt. Desto stolzer können wir sein, dass wir in den vergangenen acht Jahren mehr als DM 10.000,- (= EUR 5.100,-) an die Stiftung überweisen konnten von dem Geld, das unsere Mitglieder gespendet haben.



Quarzite auf dem Stinkesberg

Im Mai 1996 erschien in der Reihe „Dokumente“ als Sonderheft Nr. 4 „Das Bruderschaftsbuch der St. Sebastianus-Schützenbruderschaft Lintorf 1464“, herausgegeben vom Verein Lintorfer Heimatfreunde. Die Einleitung zu dieser gut gelungenen Edition schrieb damals der stellvertretende Vorsitzende des VLH, **Dr. Andreas Preuß**, Bearbeitung und Übersetzung des spätmittelalterlichen Textes besorgten **Dr. Wolf-Rüdiger Schleidgen** und **Dr. Klaus Wisotzky**. Dr. Wisotzky ist seit einigen Jahren Leiter des Stadtarchivs Essen, Dr. Schleidgen wurde inzwischen zum neuen Leiter des Hauptstaatsarchivs Nordrhein-Westfalen in Düsseldorf ernannt!

Für den „Tag des offenen Denkmals“ am 8. September hatte sich

der Vorstand in diesem Jahr etwas Besonderes ausgedacht: Nicht ein Baudenkmal wurde besichtigt, sondern ein Naturdenkmal mitten im Wald zwischen Lintorf und Ratingen. Eine Wandergruppe von etwa 25 Teilnehmern und einige Radfahrer machten sich auf zum Stinkesberg, wo sie von **Bastian Fleermann** bereits erwartet wurden. Angesichts der großen, geheimnisvollen Quarzit-Steine mit ihren Zeichen, Inschriften und Kerben erfuhren sie alles über den „Mythos Stinkesberg“, seinen Ruf als altgermanische Opferstätte und Hexenplatz, aber auch als beliebter Treffpunkt für allerlei verummte Gestalten, die dort auch heute noch gelegentlich bei Kerzenschein zusammentreffen.

Der „Mythos Stinkesberg“ in den letzten 100 Jahren, vor allem in der

Zeit des Nationalsozialismus, war dann auch das Thema von Bastian Fleermanns Dienstagabendvortrag im Sitzungssaal des alten Rathauses am 10. September 2002.

Die Sagen um den Stinkesberg sowie andere „Sagen-hafte Geschichten aus unserer Heimat“ können zudem in den vereinseigenen Vitrinen im Treppenaufgang des Rathauses nachgelesen und nachempfunden werden in den letzten dunklen Wochen dieses Jahres.

Im Sommer erinnerte eine kleine Ausstellung an das 50-jährige Jubiläum des Tambourcorps der Lintorfer Bruderschaft, im Frühjahr ließen Dokumente und hübsche kleine Accessoires die von Friedrich Wagner ins Leben gerufene Lintorfer Theatergemeinde in den 1950-er Jahren wieder aufleben.



Das legendäre rosa Fahrrad des VLH

Wer in Lintorf kennt nicht das berühmte rosa Fahrrad der Frau unseres Vereinsvorsitzenden? Seit nunmehr 15 Jahren „schufftet“ es unermüdlich für den Verein Lintorfer Heimatfreunde. In seinem Korb wurden Berge von „Quecken“ und Büchern durchs Dorf gefahren, so dass es mit seiner Fahrerin bisweilen gehörig ins Schwanken geriet. Es dient der schnellen Nachrichtenübermittlung und eilt zu den älteren Mitgliedern des VLH, wenn sie einen runden Geburtstag feiern. Taucht es im Herbst vor den Lintorfer Geschäften oder in den Gewerbegebieten an der Siemensstraße oder am Fürstenberg auf, dann weiß man in Lintorf ganz

genau, dass schon wieder ein Jahr vergangen ist und dass es gilt, Anzeigen für die neue „Quecke“ hereinzuholen. Nun ist es in die Jahre gekommen mit seinen nostalgischen Weißwandreifen, dem hohen Lenker und der großen Klingel, aber es hat den Charme eines „Isabella Coupé“. Seine Reifen mussten übrigens vor zwei Jahren erneuert werden, sie wiesen keinerlei Profil mehr auf. Wir wünschen dem alten Schätzchen und seiner jung gebliebenen Fahrerin noch viele gemeinsame Jahre!

Auch in diesem Jahr konnten wir wieder einigen Vorstandsmitgliedern, Helfern des Vorstandes oder Autoren der „Quecke“ zu runden Geburtstagen gratulieren. Bereits im Januar - das neue Jahr hatte kaum richtig begonnen - feierte Beisitzer **Norbert Kugler** seinen 60. Geburtstag.

Anfang Juni wurde dann die gute Seele unserer Geschäftsstelle im alten Rathaus, „uns Irmchen“, 75 Jahre alt. Seit 1990 ist Irmgard Wisniewski stellvertretende Kassiererin unseres Vereins, führt die Kartei und verschickt Briefe zu allen möglichen Anlässen. Vor allem aber ist sie Ansprechpartnerin für die vielen Mitglieder, die unsere Geschäftsstelle montags von 10 - 12 Uhr besuchen. Fast immer kann sie die vielen Wünsche erfüllen. Sie kennt die meisten unserer Mitglieder persönlich, die „alten Lintorfer“ kennen und schätzen sie.

In verschiedenen „Quecken“ konnten wir in den letzten Jahren



Irmgard Wisniewski

ihre Erinnerungen an das alte Dorf vor und unmittelbar nach dem Krieg nachlesen, teils in Hochdeutsch und teils in Mundart.

Am 20. Juni feierte **Heinrich Hehmann** seinen 70. Geburtstag. Seit seiner Pensionierung hilft er dem Vorstand, die älteren Mitglieder unseres Vereins mit rundem Geburtstag zu besuchen und ihnen ein kleines Präsent zu überbringen.

**Maria Molitor**, langjährige, beliebte Mundartautorin der „Quecke“, wurde am 30. Mai 90 Jahre alt. Gemeinsam mit ihren vielen Verwandten, Bekannten und Freunden feierte sie am Fronleichnamstag im „Angerhof“ in Duisburg-Huckingen.

In unzähligen Beiträgen hat sie in den letzten Jahren die „Quecke“-Leser mit lustigen und nachdenklichen Geschichten erfreut, hat ihnen erzählt, wie es in ihrer Jugend in Lintorf aussah und wie die Menschen damals lebten. Als Maria



Maria Molitor mit ihrem 94-jährigen Bruder Kurt Ehrkamp

Molitor am 9. Juli beim Mundartabend der Lintorfer Heimatfreunde vor mehr als 70 Zuhörern aus ihren Geschichten in Mundart las und aus ihrem Leben erzählte, kam uns die Idee zu einem besonderen Geburtstagsgeschenk: Zum Weihnachtsmarkt erscheint eine CD mit den Texten, die sie vorgetragen und deren Auswahl sie selbst getroffen hatte, zum Preis von EUR 8,-.

Schon zum 85. Geburtstag hatte ihr der Heimatverein ein besonderes Geschenk gemacht - eine „Liebeserklärung“ in Form eines Gedichtes, das Monika Buer verfasst hatte:

### Liebeserklärung

Jedes Jahr zur Weihnachtszeit  
ist es wieder mal so weit,  
und die Lintorfer, sie laufen,  
um die „Quecke“ sich zu kaufen.  
Gerne wird darin gelesen,  
wie es früher ist gewesen,  
denn aus guten alten Tagen  
kann man nie genug erfahren!  
Hoffentlich auch was in Platt,  
daß man was zu lachen hat.  
Platt zu sprechen ist schon schwer,  
es zu schreiben noch viel mehr,  
Unserer Frau Molitor  
macht man hier so schnell nichts vor!

Vieles haben Sie behalten,  
von den Kindern und den Alten,  
ganz besonders von der Tant,  
wissen Sie so allerhand.  
Darum bitten wir sie sehr,  
schreiben Sie noch viel, viel mehr.  
Alle lieben die Geschichten,  
die Sie für die „Quecke“ dichten.  
Bleiben Sie gesund und munter,  
fallen nicht vom Fahrrad runter.  
Behalten Sie auch den Humor,  
wir lieben Sie, Frau Molitor!

Ein weiterer beliebter „Quecke“-Autor beging am 23. August seinen 85. Geburtstag. Obwohl ihm seine Gesundheit in letzter Zeit ein wenig zu schaffen macht, meisterte **Heinz Fleermann** seinen Ehrentag bravourös und in alter Frische und feierte mit vielen Freunden und Verwandten.

Wir wünschen ihm alles, alles Gute und hoffen, auch von ihm noch so manchen interessanten Beitrag in kommenden „Quecken“ lesen zu können.

Aus dem Kreis der Mitglieder konnten in diesem Jahr zwei Ehepaare ihre Diamantene Hochzeit feiern:

**Hans und Maria Jungbecker** aus Breitscheid waren am 27. März, **Heinz und Herta Busch** aus Langenfeld am 17. Juli 60 Jahre verheiratet!

Alle 750 Mitglieder des Lintorfer Heimatvereins gratulieren ganz herzlich.

Nicht ganz so lange, aber immerhin auch schon 50 Jahre, waren am 27. September Alfred und Marianne Preuß miteinander verheiratet. Als der junge Schriftsetzer 1947 mit einem Teil seiner Familie aus dem von Bomben zerstörten Essen nach Lintorf übersiedelte, konnte er nichts Besseres tun, als sich nach einem Lintorfer Mädchen umzuschauen, mit dem er nicht nur eine glückliche Familie gründen konnte, sondern das ihm auch noch entscheidend half, 1965 den Schritt in die Selbständigkeit zu wagen und einen eigenen Druckereibetrieb zu eröffnen, der heute zu den modernsten in unserer Gegend zählt.

Noch heute trifft man Alfred und Marianne Preuß jeden Morgen in ihrem Familienbetrieb, in dem auch einer der drei Söhne und der Schwiegersohn mitarbeiten.

Der Lintorfer Heimatverein dankt dem Ehepaar Preuß sehr viel, wird doch die „Quecke“ Jahr für Jahr im Hause Preuß hergestellt, wobei die Geduld und die Gesundheit des Seniorchefs so manches Mal auf eine harte Probe gestellt werden. Die Schriftleitung bedankt sich ganz herzlich und wünscht dem Ehepaar Preuß noch viele glückliche, gemeinsame Jahre.

Am 14. und 15. September 2002 feierte das „andere Lintorf“ in Niedersachsen sein 775-jähriges Dorfjubiläum.

Herzliche Glückwünsche aus dem Rheinland an den heutigen Ortsteil von Bad Essen im Osnabrücker Land, über dessen Geschichte Hartmut Krämer in der „Quecke“ Nr. 70 (Dezember 2000) berichtete.

Im September wurde **Bernd Bastisch** aus Ratingen Mitglied des Lintorfer Heimatvereins.



Alfred und Marianne Preuß

Seit Jahren sammelt er Berichte, Fotos und andere Informationen zum Thema „Eisenbahn in Ratingen und Umgebung“. Für das kommende Jahr plant er einen Artikel für die „Quecke“ über die Angertalbahn, die im Jahr 2003 100 Jahre besteht. Um sein Fotomaterial zu ergänzen, bittet er alle „Quecke“-Leser, ihm Bilder zur Verfügung zu stellen aus der Vorkriegszeit bis zur Einstellung der Personenbeförderung, aber auch von Kalkzügen der neueren Zeit oder von den Sonderfahrten Ende der 1960-er und Anfang der 1970-er Jahre.

Kontaktadresse:  
Bernd Bastisch  
Lintorfer Straße 40 C  
40878 Ratingen  
Tel. 0 21 02 / 2 47 94

Manfred Buer



Auch das ist Lintorf:  
Lintorf am Dickelsbach im Jahre 2002!

# In Sekunden durch 70 „Quecken“?!

„Wie soll das gehen?“, wird hier mancher fragen. Und unsere Antwort lautet: „In Zeiten weltweiter Datenübertragung in Millisekunden ist das heute kein Problem mehr.“ Auch in unserem Heimatverein hat die Datentechnik nun Einzug gehalten. In diesem Falle sehr zur Freude und zum Nutzen aller an unserer Heimatgeschichte Interessierten. Besonders derjenigen, die sich dazu häufig unserer Heimatzeitung „Die Quecke“ bedienen. Aber es gab bis zum Jahre 2000 nicht weniger als 70 ‚Quecke‘-Ausgaben! Hinter denen sich, so ganz nebenbei, noch 50 Jahre Vereinsgeschichte verbargen!

Und so mancher ist stolz auf seine lückenlose ‚Quecke‘-Sammlung, deren Anblick ihn immer wieder mit nicht geringer Freude erfüllt. Oft als ein Stück selbst erlebter Heimatgeschichte oder Ortshistorie. Man weiß um den Wert dieses heimatkundlichen Schatzes. Auch wenn er daheim, fein säuberlich gestapelt und nach Nummern sor-

tiert, oft nur vor sich hin schlummert und auf seinen Einsatz wartet. Aber wenn...! Fast jeder kennt das Problem:

Da hat man einen hochinteressanten Artikel zu einem bestimmten Thema in irgendeiner ‚Quecke‘ gelesen, den man gerade jetzt mal nachlesen möchte. Nur, in welcher ‚Quecke‘ war er doch gleich?

Wer sich da nicht Stunden mit seinem ‚Quecke‘-Stapel herumplagen wollte, begab sich lieber gleich zum Büro des Heimatvereins, in der Hoffnung dort schnelle Hilfe zu finden. Aber wer von unseren ehrenamtlichen Mitarbeitern dort hat schon die Inhalte aller 70 ‚Quecken‘ im Gedächtnis? Und unser Vorsitzender Manfred Buer, der ja schon eine Menge weiß, ist auch nicht immer präsent. Also regelte man das Problem auch dort mit: Nachdenken und Suchen... Zusätzlich problematisch wurde es, wenn es mehrere Beiträge zum Thema in verschiedenen ‚Quecken‘ gab.

Um es kurz zu machen: Der Heimatverein macht der Sucherei nun ein Ende! Mit der CD-ROM

## „Das große Quecke-Suchprogramm“!

Mit diesem Programm geht es in Sekunden durch die 70 ‚Quecken‘, und es präsentiert Ihnen umgehend ein Ergebnis, das Sie verblüffen wird!

Damit gibt unser Heimatverein allen Interessierten ein zeitgemäßes Suchwerkzeug an die Hand, das jede ‚Quecke‘-Sammlung zu einem Nachschlagewerk heimatkundlicher Geschichte macht.

Ein Suchprogramm, auf das sicher schon mancher insgeheim gewartet hat.

Die geistigen Väter des Suchprogramms legten größten Wert auf leichte Bedienbarkeit und Transparenz der Programmführung. So startet das Programm z.B. automatisch nach Einlegen der CD ins Laufwerk.

Neben der eigentlichen Suchfunktion bietet Ihnen die CD noch eine Vielzahl interessanter Informationen, die sich u.a. auf den Verein und die Vereinsgeschichte, das Vereinsbüro, den Vorstand, auf Reise- und Wanderaktivitäten, den VLH-Shop oder auf den Ortsteil Lintorf selbst beziehen. Informationen, die Sie mit einem „Klick“ auf die Navigationstasten oder ‚Links‘ sekundenschnell abrufen können:

Möchten Sie z.B. etwas aus dem Leben des berühmtesten Sohnes unseres Ortes, Johann Peter Melchior, erfahren? Kein Problem. In Sekunden erhalten Sie die gewünschten Informationen in Wort und Bildern. Möchten Sie eine Textprobe aus ‚Quecke‘-Beiträgen in Hochdeutsch oder ‚Lengtörper-Platt‘? Interessiert Sie die biologische Seite der Queckepflanze? Ein Queckebrot-Rezept? Möchten Sie in einem Wörterbuch „Lengtörper Platt - Hochdeutsch“ blättern? Sich ein Fotoalbum mit alten Lintorfer Motiven ansehen? Kein Problem!

Im ‚VLH –Shop‘ z.B. erhalten Sie nicht nur Überblick über alle bisher erschienenen literarischen Veröffentlichungen des Vereines, sondern auch über die in den letzten Jahren erschienenen Audio-Disketten in Lintorfer Mundart. (Eine Hörprobe ist möglich, wenn ihr PC mit einer ‚Soundkarte‘ und Lautsprechern ausgerüstet ist.)

Kernstück des Programms aber ist die Suchfunktion!

Über 1.400 Datensätze und mehr als 15.000 Einzelinformationen ermöglichen Ihnen nicht nur nach Beitragstiteln, Autoren oder ‚Quecke‘-Nummern, sondern auch nach Inhaltsbegriffen einzelner Beiträge zu suchen, z.B. - ‚Schlöderich‘ - geologische Funde oder Vitriol. Aber auch mit allgemein gefassten Begriffen wie - Glocken, - Nachkriegszeit, - Lintorfer Pfarrer, - Bergbau, - Synagogen, - Mundart, - Kunst usw., werden Sie fündig.

Ob Sie Ihren Suchbegriff nun groß, klein oder in Mischschrift schreiben, ist dem Programm gleichgültig.

Nur richtig schreiben müssen Sie ihn! Z.B. nicht „Höhtchen“, „höötschen“, sondern „höötche“ oder „Höötche“!

Als Ergebnisse erhalten sie:

- den Titel des Beitrages
- den Namen des Autors
- die Nummer der ‚Quecke‘
- die Seitennummer
- das Erscheinungsjahr
- den Bezugsort
- und eine kurze Inhaltsangabe.

Gibt es Themenbeiträge in mehreren ‚Quecke‘-Ausgaben, listet Ihnen das Suchprogramm selbstverständlich die Suchergebnisse aller Ausgaben in dieser Art auf! In Sekunden erhalten Sie Ihre gewünschte Information und wissen in welcher(n) ‚Quecke(n)‘ Sie nachschlagen müssen.

Zusätzlich bietet Ihnen dieses Programm noch weitere wertvolle Hilfen und Tipps für die richtige Suche. Z.B. bei Suchthemeneingrenzungen (sog. Begriffsverknüpfungen). Schauen Sie in den

Textanhang der ‚Suchseite‘. Klicken Sie dazu auf den Link „klicken Sie hier“.

Dies alles und noch vieles mehr finden Sie auf dieser CD.

Sie sollte ab sofort fester Bestandteil Ihres ‚Quecke‘-Archivs sein!

Für unsere Technikfreaks einige Hinweise zur Mindestausstattung ihres PC:

Mindestanforderung Browser:

INTERNET EXPLORER ab Version 4S.P2,

NETSCAPE ab Version 4.75 !

Mindestanforderung PC:

P133, 32MB RAM,

CD – Laufwerk

Betriebssystem größer WIN9x.

Viel Freude beim Wiederentdecken Ihrer ‚Quecke‘-Sammlung und unserer Heimatgeschichte.

Ewald Dietz

## 100 Jahre Kirchenchor Cäcilia St. Anna Lintorf

Für die Hundertjahrfeier des Kirchenchores Cäcilia im Jahr 2003 laufen die Vorbereitungen bereits auf Hochtouren. Die 35 Mitglieder des Kirchenchores und ihr junger, dynamischer Chorleiter Christian Zatrjap haben für das kommende Jubiläumsjahr verschiedene musikalische Festveranstaltungen geplant. Herr Zatrjap hat hierfür schöne, durchaus anspruchsvolle Werke der Kirchenmusik ausgewählt, die er mit seiner großen Musikalität so vermittelt, dass die Sängern und Sänger voll konzentriert sind und stets Freude am Singen haben. Die Proben sind immer gut besucht, und es macht Spaß, die guten Fortschritte zu beobachten. Deshalb sind alle Chormitglieder überzeugt, dass sich bei den Aufführungen im kommenden Jahr diese Freude am Gesang auch auf die Festteilnehmer übertragen wird.

Alle Freunde des Kirchenchores und Musikinteressierte können auf

folgende Festveranstaltungen im Jahr 2003 gespannt sein:

14. Januar 2003

Der Verein Lintorfer Heimatfreunde lädt für 19.30 Uhr zu einem **Lichtbildervortrag** mit dem Thema:

„100 Jahre Kirchenchor Cäcilia St. Anna Lintorf“

in den Pfarrsaal von St. Johannes ein.

Dieser heimatkundliche Vortrag stellt die Geschichte des Chores von 1903-2003 anhand von Bildern und alten Tonaufnahmen dar und bietet zugleich einen Überblick über das Pfarrleben in Lintorf der letzten hundert Jahre.

16. Februar 2003

**Hundertjahrfeier** des Chores:  
*Feierliches Festhochamt in St. Anna.*

Im Anschluss findet im Pfarrsaal von St. Johannes eine Matinee mit Ehrung der Jubilare des Chores statt. Hierbei wird die neue Kirchenmusik-CD des Chores vorgestellt.

18. April 2003

**Johannes-Passion** von Heinrich Schütz  
Karfreitag, 15.00 Uhr in St. Anna

22.-26. April 2003

**Chor-Ausflug** mit dem Bus in die ‚Goldene Stadt‘ Prag.

18. Mai 2003

**Gospelkonzert** um 17.00 Uhr in St. Anna

6. Juli 2003

**Chorkonzert** um 17.00 Uhr in St. Anna.  
Das Programm wird rechtzeitig durch Plakate bekannt gegeben.

7. September 2003

**Orgelkonzert** um 17.00 Uhr in St. Anna  
An der Orgel: Gunnar Wirth und Christian Zatrjap

21. September 2003

**Weltliches Konzert** um 16.00 Uhr im Pfarrsaal von St. Johannes.  
Es singen die beiden Pfarrchöre St. Anna und St. Johannes mit ihren Gästen.



Der Kirchenchor Cäcilia St. Anna Lintorf im Jahre 2002.  
In der Mitte neben dem Präses Pater Chris Aarts Christian Zatrpy, der junge Leiter des Chores

10. Oktober 2003

**Tanzabend** im Pfarrsaal von St. Johannes, zu dem die ganze Gemeinde herzlich eingeladen ist.

23. November 2003

**Fest der Heiligen Cäcilia:**  
Patronatsfest der Kirchenchöre.  
9.00 Uhr Festhochamt in St. Anna.

24. Dez. 2003

**Christmette** um 18.00 Uhr in St. Anna.

Dieser Höhepunkt des Kirchenjahres wird wie in jedem Jahr vom Kirchenchor St. Anna musikalisch gestaltet.

Mit diesen Feierlichkeiten wird zugleich der Chorgründer, der Priester, Dirigenten und Chormitglieder der letzten hundert Jahre gedacht, deren Arbeit in der Gemeinde die Sängerinnen und Sänger fortführen wollen.

Im Folgenden möchte ich über einige Höhepunkte der hundertjährigen Chorgeschichte berichten, die uns durch die Chorchronik vorliegen.

Der Kirchenchor Cäcilia St. Anna Lintorf wurde am Sonntag, dem 15. Februar des Jahres 1903, gegründet. An diesem Tag versammelten sich zu diesem Anlass auf Einladung des Pfarrers Zitzen und des Organisten Peter Held eine Anzahl sangesfroher Männer. Als Motto schrieben sie in die Chronik des Chores, die bis heute fortge-

führt wird: „Cantate domino canticum novum“ – „Singet dem Herrn ein neues Lied“.

Als 1923 Alois Rütten, genannt Oko, das Amt des Chorleiters und Organisten übernahm, wurde der Chor bereits seit längerem auch durch Knabenstimmen verstärkt. So konnten mehrstimmige Messen aufgeführt werden. In der Christmette sang der Chor nun aber zum ersten Mal begleitet von einem Streichorchester, der Kapelle Mentzen. Für das Jahr 1929 ist in der Chronik erstmals erwähnt, dass bei der Krippenfeier das „Transeamus usque Bethlehem“ aufgeführt wurde. Seitdem wird dieses Weihnachtslied mit Bass-Solo und Chor traditionsgemäß in der Christmette gesungen.

Als Proberaum diente dem Chor zu Beginn die Nähsschule im Kloster. Am Ende der 20er Jahre wurde dann der „Bürgershof“ zum Probe- und Vereinslokal des Chores. Dort traf man sich auch sonntagmorgens nach dem Hochamt regelmäßig zum Vereinsfrühschoppen.

Aus der Chronik erfahren wir weiter, dass 1931 die Hälfte der Sänger arbeitslos war. Auch die Lintorfer Bürger waren von der allgemeinen wirtschaftlichen Notlage betroffen und halfen sich gegenseitig. Ein Beispiel hierfür liefert die

Bemerkung, die Chorgemeinschaft habe den arbeitslosen Sängern aus ihrer Chorkasse je Übungsabend 50 Pfennig ausgezahlt, so dass sich auch diese Mitglieder bei der Probe ein Bier leisten konnten. Interessant sind auch die wenigen Eintragungen in der Chronik aus der Zeit des Nationalsozialismus. Bekanntlich wurden Vereine in dieser Zeit ‚gleichgeschaltet‘: Der Kirchenchor wurde zwar nicht verboten, aber seine Tätigkeit auf die kirchlichen Veranstaltungen im Gotteshaus beschränkt. Auch in dieser schwierigen Zeit ließen die meisten Mitglieder ihren Chor nicht im Stich. Vielmehr nahmen an den regelmäßigen Proben erfreulich viele Sänger teil.

1935 kam Dechant Veiders nach Lintorf. Der neue Pfarrer von St. Anna und Präses des Chores war der Chormusik tief verbunden. Er förderte und unterstützte den Chor während seiner jahrzehntelangen Amtszeit in Lintorf auf vielfältige Weise und trug nicht unwesentlich zur weiteren Entwicklung des Chores bei.

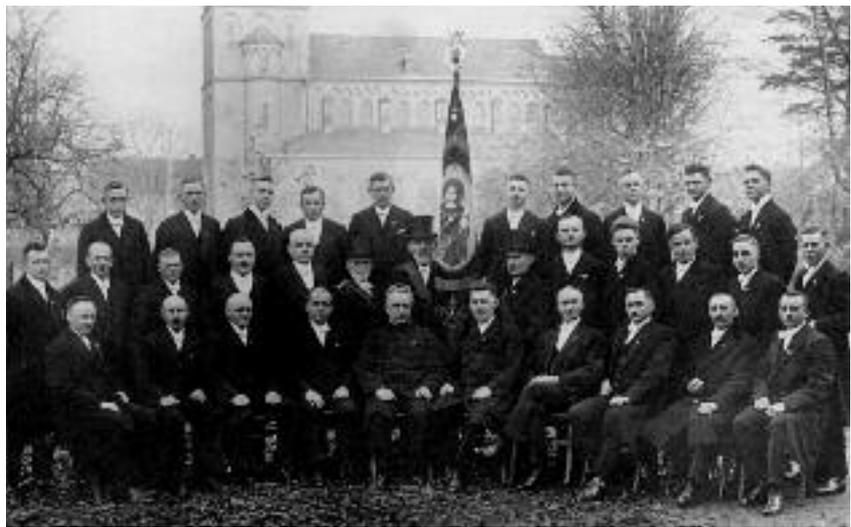
Als 1953 Alois Rütten nach 30jähriger Tätigkeit in den wohlverdienten Ruhestand ging, wurde der junge Wolfgang Kannengießer sein Nachfolger. Ihm stellte sich als neuer Dirigent sogleich eine große Aufgabe: Die musikalische

Ausgestaltung des 50jährigen Chorjubiläums. Zu diesem Zeitpunkt zählte der Chor 45 aktive Mitglieder, die unter Wolfgang Kannengießer beim Festhochamt in St. Anna eine Messe sangen und auch bei den anschließenden Feierlichkeiten im Saale Mentzen auftraten.

Am Ende der 50er Jahre wurden – bedingt durch das Wirtschaftswunder – auch in Lintorf zahlreiche neue weltliche Vereine gegründet, die nun in ‚Konkurrenz‘ zum Kirchenchor traten. Dadurch sank die Zahl der aktiven Sänger. Zur gleichen Zeit gründete Wolfgang Kannengießer auf Vorschlag von Dechant Veiders 1958 den Mädchenchor, sicherlich nicht zuletzt mit dem Gedanken, den Anna-Chor bald durch Frauenstimmen zu verstärken.

Weihnachten 1959 sangen die Männer und jungen Frauen zum ersten Mal gemeinsam in der Christmette: Es wurde die Nicolay-Messe von Joseph Haydn mit Solisten und Streichern aufgeführt. Wie aus der Chronik zu entnehmen ist, waren die Pfarrangehörigen begeistert, solch eine schöne und festliche Messe zu hören.

Mehr und mehr konnte sich nun der Chorleiter an das breite Spektrum der Kirchenmusik heranwagen. Der Mädchenchor blieb bis 1964 eigenständig und ging danach offiziell im St.-Anna-Chor auf: Seither ist der Kirchenchor ein gemischter Chor. Neben der Gestaltung der Liturgie im gesamten Kirchenjahr (Advent, Weihnachten, Passion, Ostern, Kinderkommunion, Prozessionen, Schützenmessen und Totenehrungen) sang der Chor auch bei zahlreichen besonderen Anlässen und kirchlichen sowie weltlichen Feierlichkeiten. Hiervon sind vor allem die Einweihung von Haus Anna im Jahr 1960 und die Grundsteinlegung der Pfarrer-von-Ars-Kirche 1964 hervorzuheben. 1964 war insgesamt ein besonderes Jubiläumsjahr. Gefeierte wurden das 50jährige Priesterjubiläum von Dechant Veiders und das 500jährige Bestehen der Lintorfer Schützenbruderschaft von 1464. Ein Jahr später sang der Chor bei der feierlichen Benediktion der Pfarrer-von-Ars-Kirche. Als Dechant Ve-



Im Jahre 1928 feierte der Kirchenchor Cäcilia St. Anna Lintorf sein 25jähriges Bestehen.

Obere Reihe von links nach rechts: K. Mauracher, J. Kamp, J. Doppstadt, W. Bargmann, H. Tröster, M. Steingen, W. Bom, J. Deppermann, J. Kapp, F. Deppermann  
Mittlere Reihe: W. Kamp, Reinharts, W. Tröster, F. Klasen, W. Nicks, K. Allmacher, Pabelick, H. Speckamp, Bethan, H. Kienen, Soumagne, der einzige noch Lebende auf diesem Foto: Kurt Ehrkamp (94 Jahre), Klessler

Untere Reihe: Vorsitzender J. Kochs, Haselbeck, O. Füsgen, Chorleiter Alois („Oko“) Rütten, Pastor Füngeling, Lehrer Franz Mendorf, W. Steingen, K. Steingen, Altenbeck, W. Pützer

ders 1970 in den Ruhestand ging, wurde Rektor Franz Mezen sein Nachfolger und neuer Präses des Chores.

Das Weihnachtskonzert von 1976 stellte einen musikalischen Höhepunkt in der Geschichte des Chores Cäcilia dar, der zu diesem Zeitpunkt aus 40 Sängerinnen und Sängern bestand. Zur Aufführung kamen das „Te deum“ von Charpentier und die Krönungsmesse von Mozart, wobei der Chor von einem großen Orchester und Solisten der Oper Düsseldorf begleitet wurde. Von diesem festlichen Kirchenkonzert haben viele Zuhörer noch Jahre später begeistert gesprochen.

Von 1978-1980 wurde die St.-Anna-Kirche grundlegend restauriert und nach den ursprünglichen Entwürfen neu ausgemalt. Außerdem erhielt die Kirche eine neue Orgel, deren Einbau im Jahr 1983 gleichsam den krönenden Abschluss der Kirchenrestauration bildete. Zur feierlichen Einweihung der Orgel sang der Anna-Chor verschiedene Motetten, und Winfried Kannengießer, der Sohn des damaligen Chorleiters, gab auf der neuen Orgel ein Orgelkonzert.

1984 feierte Pfarrer Mezen sein silbernes Priesterjubiläum, das der Chor feierlich gestaltete. Nach der Jahresschlussmesse am 31. De-

zember 1986 verabschiedete sich Wolfgang Kannengießer als Dirigent von seinem Chor und trat in den Ruhestand. Seine Nachfolgerin als Organistin und Chorleiterin in St. Anna wurde Helga Schneider. Unter ihrer Leitung feierte der Chor 1993 sein 90jähriges Chorjubiläum. Zu diesem Anlass wurde die Festmesse in C-Dur von Mozart mit Soli, Chor und Orchester einstudiert und in der Festmesse aufgeführt. Der gesellige Abend und die Ehrung langjähriger Chormitglieder fanden im Saale von Haus Anna statt.

1995 schied Präses Pfarrer Franz Mezen aus Krankheitsgründen aus seinem Amt. Sein Nachfolger wurde Pater Christian Aarts. Zu einem weiteren Hochfest der St.-Anna Kirche, ihrer 120-Jahr-Feier, dirigierte Frau Schneider den Chor Cäcilia zum letzten Mal. Zum feierlichen Hochamt sang der Chor die Viadana-Messe. Nach zwölfjähriger intensiver und erfolgreicher Tätigkeit als Chorleiterin des Anna-Chores übergab Helga Schneider das Dirigat an Angelika Dojon. Leider konnten Frau Dojon und ihre Nachfolgerin Corinna Müller-Goldkuhl aus beruflichen Gründen den Chor nur kurze Zeit leiten.

Seit September 2000 ist Christian Zatrype Chorleiter des Kirchenchores Cäcilia. Von seiner fachlichen

Kompetenz und freundlich-souveränen Art hat der Chor bereits in kurzer Zeit sehr profitiert. Beispielhaft hierfür war das Geistliche Konzert im Juli 2002 mit Werken von Erlebach, Mendelssohn-Bartholdy und Mozart, das bei den Zuhörern einen sehr positiven Anklang fand.

Der Chor freut sich auf das bevorstehende Jahr 2003. Jeder neue Sänger verstärkt den Chor und hilft, die zukünftigen musikalischen Aufgaben zu meistern. Für weitere Informationen stehen Ihnen die Sängerinnen und Sänger des Kirchenchores St. Anna gerne zur Verfügung. Telefonische Auskünfte erteilen der Vorsitzende des Chores, Albrecht Otto (Tel. 37415), und der Chorleiter, Christian Zatrjap (0177/4901951). Wenn Sie Interesse haben, selbst im Chor mitzusingen, sind Sie herzlich zu einer ‚Schnupperprobe‘ eingeladen.

Probeabend: Mittwochs, 20 Uhr, im Saal von St. Johannes.

Norbert Kugler



50jähriges Chorjubiläum im Jahre 1953

Sitzend von links nach rechts: K. Giertz, M. Steingen, W. Pützer, O. Füsgen, Chorleiter Wolfgang Kannengießer, Dechant Wilhelm Veiders, F. Hürten, W. Kamp, F. Klasen, W. Bargmann

Zweite Reihe von links nach rechts: K. Ropertz, W. Kleinrahm, J. Lieth, F. Steingen, O. Hamacher, H. Haselbeck, H. Wassenberg sen., H. Wassenberg jun., H. Höing, P. Hannen, M. Fuß, G. Soumagne, A. Klumpen, V. Rüttgens

Dritte Reihe von links nach rechts: H. Kleinrahm, W. Busch, K. Mauracher, K. Runte, H. Mendorf, A. Preuß, H. Brocks, J. Schlüter, J. Merks, K. Lamerz, P.G. Speckamp

Obere Reihe von links nach rechts: W. Schellscheidt, H. Wassenberg, H. Homeier, W. Kohnen, K.H. Schöll, P. Fink, R. Hoffmann, H. Soumagne, F. Wöfle, G. Termeer

## www.lintorf.de oder: „Ich bin ein Lintorfer“

### Erinnerungen des amerikanischen Austauschschülers Paul E. Miller an sein Jahr in Lintorf

Im Mai 2001 entstand zwischen dem großen Pazifik und dem kleinen Dickelsbach eine über 8.000 km lange Brücke. Zu dieser Zeit entschied sich der 16-jährige Paul E. Miller aus Toledo, Oregon in den USA, ein Gastjahr als Stipendiat des Amerikanischen Kongresses und des Deutschen Bundestages in Deutschland zu verleben.

Am anderen Ende der Brücke baute die Lintorfer Familie Dörrenberg an den Plänen, ihren eigenen Sohn Philipp als Gastschüler in die USA zu schicken und das Wort „Austausch“ wörtlich zu nehmen, indem sie auch einen Gastschüler in ihr Haus aufnahm.

Die Brückenpfeiler zwischen den beiden Enden wurden gebaut von einer ganzen Reihe verschiedener Behörden und Organisationen, die Pauls Bewerbung durchlaufen

musste, bis er an seine Gastfamilie kam.

Nachdem beide Seiten wussten, wer auf der anderen Seite stand, kamen die ersten direkten Kontakte per e-Mail zustande, die Fotos auf Pauls Bewerbungsbogen wurden ergänzt und gingen über den großen Teich hin und her.

Paul tastete sich an seine neue Heimat heran und probierte es auch im Internet: Es bot sich die Adresse „Lintorf“ mit dem deutschen Kürzel „de“ als einfachste Möglichkeit sofort an, und so landete Paul auf der Internetseite des Lintorfer Heimatvereins. Die dortigen Bilder ließen erste Vorstellungen in ihm wachsen. Paul allerdings konnte kein Wort Deutsch, und so musste der Text des Heimatvereins mit einem Übersetzungsprogramm ins Englische übertragen werden. Fortan hat

Paul oft nach der Webcam gesucht, um sich weitere Eindrücke zu verschaffen.

Im August wurden dann die Cyber-Vorstellungen Wirklichkeit: Paul kam nach einer langen strapaziösen Reise mit einem Zwischenstopp zum Besuch beim Amerikanischen Kongress in Washington D.C. nach Lintorf.

Er war aufgeregt und litt in den ersten Tagen nach der großen Zeitverschiebung (9 Stunden) sehr unter Müdigkeit.

Die Dörrenbergs hatten alles für den Gastsohn gerichtet und waren auch gespannt auf „ihren“ Paul.

Lintorf war Paul schon gleich sympathisch – eine Stadt dachte er. Man bedenke, dass sein Heimatort Toledo in Oregon nur etwa 3.400 Einwohner hat, da zeigt sich



Paul Edward Miller aus Oregon, USA, war von August 2001 bis Juni 2002 Austauschschüler in Lintorf

Lintorf mit etwa 5-facher Größe fast städtisch dagegen.

Paul sprach nur einen deutschen Satz: „Ich heiße Paul“. In Kenntnis dieses üblichen amerikanischen Defizits hatte die Austauschorganisation ein dreiwöchiges Sprachcamp in Düsseldorf-Oberkassel eingerichtet.

Pauls Glück war, dass Philipp erst etwa zwei Wochen später abreiste und ihn so noch intensiv in seinen Freundeskreis – wesentlich Schüler des 11. Jahrgangs des Kopernikus-Gymnasiums in Lintorf – einführen konnte.

Am 23. August nahmen die beiden Lintorfer Schüler Jan Overmans und Philipp Dörrenberg Abschied zur Ostküste der USA (Wyomissing bzw. Schaefferstown in Pennsylvania), wo sie das erste Schulhalbjahr jeweils in einer anderen Gastfamilie verbringen durften.

Vom ersten Schultag im Lintorfer Gymnasium kam Paul verwirrt aus der Schule und fragte seinen Gastbruder Moritz beim Mittagessen: „Is this a school or is it a ruin?“ („Ist das eine Schule oder eine Ruine?“) – so hatte er sich eine Schule in Good Old Germany wirklich nicht vorgestellt. Dieser äußere Eindruck wich aber bald mit der herzlichen Aufnahme durch die Lehrer und Mitschüler am Kopernikus-Gymnasium.

Schnell gewöhnte er sich an den komplizierten Stundenplan – in seiner Heimat hatte er jeden Tag die gleichen Fächer zur gleichen Zeit – und auch an die schwierige deutsche Sprache.

Aber nicht nur im Schulalltag, sondern auch im normalen Alltag gab es für Paul eine ganze Reihe neuer Hürden, z.B. :

- Er musste Fahrrad fahren lernen
- Er musste sich komplizierte Geschäftszeiten merken
- Er musste den Abfall sortieren und getrennt entsorgen
- Auf dem Schulhof gab es rauchende Schüler (in den USA für ihn unvorstellbar)
- Gleichaltrige durften Alkohol trinken – zu Hause ist das unter 21 Jahren verboten

Aber alle neuen Regeln und schwierigen Alltagssituationen ließen sich meistern, und Paul hat sich in Lintorf täglich wohler gefühlt. Eine große Hilfe hierzu bekam er von seinem zwei Jahre jüngeren Gastbruder Moritz.

Moritz und Paul verstanden sich bestens und profitierten voneinander, z.B. mit Sprachen, „neuem Bruder“ und Fremdenführer.

Schon bald lernte Paul auch das Großstadtleben kennen, das es in seiner heimatischen Umgebung so

gar nicht gibt: Discobesuche in der Düsseldorfer Altstadt oder dem Duisburger Soundgarden und besonders in der Lintorfer Manege werden für ihn unvergessen bleiben. Kurzum, Paul wurde ein „echter Lintorfer“.

Besonders beeindruckt hat ihn der Weihnachtsmarkt – das Konzept will er zu Hause seinem Bürgermeister vorstellen.

Aber nicht nur Lintorfs nähere Umgebung lernte Paul kennen, auch sonst hat Paul viel gesehen und erlebt: Amsterdam, Brüssel, Bremen, Köln, Münster, Nürnberg, München, Venedig und Ravenna, Paris, London, Weimar mit dem KZ Buchenwald und Prag mit Theresienstadt. Die Abschlussfahrt ging nach Berlin, und dort hat Paul für den Deutschen Bundestag folgende kleine Rede konzipiert:

### Mein Jahr in Deutschland

*Als ich erste gekommen bin, war ich sehr müde, verwaist und wusste überhaupt nichts, was ich machen sollte. Die Schule sah schlecht aus und klingt schwer. Die Straßen waren klein und Autos haben überall geparkt. Was war diese neue Land und wieso sprechen diese Leute „Gibberish“ (amerikanisch für Kauderwelsch), aber ich dachte, alles wird ok und es war.*



Paul E. Miller in seinem neuen Alltagsleben

*Language Camp hat angefangen und sie haben gesagt, dass wir würden diese Gibberish lernen. Oh, und auch dass es Deutsch und nicht Gibberish war. Als ich die Sprache gelernt habe, habe ich auch Freunde gemacht.*

*Die Schule war immer noch schwer, aber jetzt war ich nicht alleine. Die kleinen Straßen und neue things war jetzt interessant gewesen und ich war nicht mehr verwaist. Meine Gästfamilie haben mir geholfen und dann war Language Camp zum Ende. Ich musste jeden tag in der Schule sein – öh. Ich habe gearbeitet, gelernt und gearbeitet und gelernt und danach habe ich mehr gelernt.*

*Na ja, hier bin ich jetzt, 10 Monaten, 10.000 neue Wörter, und 10.000 4 später. Mein Jahr in Deutschland ist fast vorbei. Ich kann nur sagen, es war supergut. Ja, klar es wird sehr comisch, nach Hause zu gehen, da kann ich nicht in der Schule schlafen ... und En diese latze Tage ist es nicht mehr neu und interessant, aber eine echte zu Hause.*

*So, Tschüss Deutschland, mein zweite zu Hause und Gästvaterland.*

Pauls Austauschjahr endete am 19. Juni 2002. An diesem Tage



Paul und seine Gastfamilie

standen am ganz frühen Morgen seine Gastfamilie und 15 Lintorfer Freunde am Düsseldorfer Hauptbahnhof und bereiteten ihm unter vielen Tränen einen wahrhaft „Großen Bahnhof“.

Für Paul Miller und die Familie Dörrenberg war das Jahr eine turbulente Zeit: Philipp kam im Februar aus den USA zurück und hat mit Paul in den letzten Monaten die Kopernikusschule besucht. Moritz war das ganze Jahr mit Paul zusammen, hat aber

auch während dieser Zeit ein von der Schule organisiertes Austauschprogramm in Moskau absolviert.

Alle, Philipp und sein Freund Jan in den USA, Paul bei uns in Deutschland, alle Familienangehörigen und nahen Freunde werden nie vergessen, wie tief der 11. September in unser Haus und unsere Herzen eingeschlagen ist.

Walburga und  
Christian Dörrenberg

## Buchbesprechungen:

### Ratinger Forum. Beiträge zur Stadt- und Regionalgeschichte. Heft 7 (2001), 523 S., Abb.

Als der Ratinger Heimatverein und das Stadtarchiv im Jahre 1987 das Ratinger Forum begründeten, da waren wir fest davon überzeugt, daß es genügend Themen der Ratinger Geschichte gibt, die es wert sind, aufgearbeitet zu werden. Die folgenden Jahre bestätigten unseren Optimismus, denn alle zwei Jahre erschien ein neuer Band mit qualitätvollen Beiträgen. Dies gilt auch für das vorliegende 7. Heft, das aus mehreren Teilen besteht.

Den Auftakt bildet der Rückblick auf das 75jährige Jubiläum, das der Verein für Heimatkunde und Heimatpflege Ratingen im Jahre 2000 feiern konnte. Neben den Grußworten des Bürgermeisters

und des 1. Beigeordneten, den Kurzporträts aller Vorsitzenden und einer Darstellung „Der Verein im Spiegel der Ratinger Presse“ von Christa Wiglow wird die Festrede von Arie Nabrings „Heimat: Eine geniale Erfindung“ abgedruckt. Wer den geistreichen Ausführungen während des Festaktes nicht ganz folgen konnte, hat nun die Gelegenheit, die Betrachtungen zu Heimat, Heimatgeschichte und Heimatvereinen in aller Ruhe zu studieren. „Heimatvereine – so sein Fazit – befriedigen ein elementares Bedürfnis des Menschen, indem sie eine Antwort auf die Frage nach dem Woher geben. Da dies nichts objektiv Vorhandenes ist, muß es immer neu gestif-

tet, gewonnen, gelebt werden. Selbstvergewisserung muß an die Stelle der Erkenntnis und Aneignung der Wirklichkeit treten. Das geht nur in Gemeinschaft, denn nur in ihr erwacht zum Leben, was im Alltag vergeblich gesucht wird. Um ihre Zukunft brauchen sich Heimatvereine deshalb nicht zu sorgen.“

Der zweite Teil vereinigt Dokumentationen, Diskussionsbeiträge, längere Abhandlungen und Kurzbeiträge. Erika Stubenhöfer ediert in vorbildlicher Weise 28 Briefe, die Ratinger Soldaten während des deutsch-französischen Kriegs 1870/71 an die Lehrerin Christine Engels geschrieben

haben und die auf unbekannte Weise ins Stadtarchiv gelangt sind. Die Erlebnisberichte von der Front und aus der Etappe bieten interessante Einblicke in den Kriegsalltag. – Volker van der Locht, Mitarbeiter an der Ratinger Stadtgeschichte, gibt in seinem anlässlich des 80jährigen Bestehens der Bücherei gehaltenen Vortrag „Stationen in der Geschichte der Stadtbücherei Ratingen von 1919 bis heute“ einen Überblick über die wechselvolle Geschichte dieser Institution. – Helmut Pfeiffer und Erika Münster-Schröer, die sich in Heft 6 mit dem Angriff vom März 1945 beschäftigt hatten, legen nun eine alles umfassende Studie über den Luftkrieg vor, in der auch die vorbeugenden Maßnahmen wie Luftschutzbestimmungen und -geräte, Verdunklungsmaßnahmen, Bunkerbau und Einrichtung von Warnanlagen sowie die Flugabwehr berücksichtigt werden. In einem Anhang werden dann alle Luftangriffe, die Todesopfer und die Schäden ebenso aufgelistet wie die Flak- und Verteidigungstellungen. – Heftige Reaktionen löste der Beitrag von Hermann Tapken „Gegner des Nationalsozialismus und Meinungsführer in der frühen Nachkriegszeit. Religionslehrer Karl Josef Mücher, ein Mann des Widerspruchs“ aus, da er am Mythos Mücher kratzt. Tapken stellt die religiös begründete Ablehnung des NS-Staates durch Mücher überhaupt nicht in Frage, aber er relativiert die Gefahrensituation, in der sich Mücher nach eigener Aussage befunden haben soll. (So gibt es keinerlei Beweise für das angebliche, von der Gestapo ausgesprochene Todesurteil.) Sehr negativ beurteilt Tapken auch das Vorgehen Müchers in der Nachkriegszeit. Dieser sei für den Ratinger Schulkonflikt verantwortlich gewesen. Da sich Mücher Hoffnung auf eine Beförderung

gemacht habe, habe er verbissen und ohne Rücksichtnahme auf die anderen Beteiligten den neu ernannten Schulleiter Dr. Keller und den Bürgermeister Dr. Gemmert bekämpft. Obwohl Tapken überzeugende Argumente für sein Urteil anführt, wird die Debatte über Mücher wohl weitergehen. – Vom NS-Dokumentationszentrum in Köln übernahm das Ratinger Stadtarchiv den Familiennachlaß Landsberg, einer jüdischen, zum Protestantismus konvertierten Bürgerfamilie, die aus Rheinhesen stammte und sich im Rheinland und im Bergischen niederließ. Wegen ihrer jüdischen Abstammung gingen viele Familienmitglieder 1933 ins Exil, doch ihre Korrespondenz mit der in Deutschland verbliebenen Marie Landsberg ist erhalten und vermittelt einen „einzigartigen Einblick in das Leben deutscher Emigranten“ – so Erika Münster-Schröer. – Bastian Fleermann, der den Nachlaß während eines Praktikums geordnet und verzeichnet hat, zeichnet eingehend das Leben von Ernst Adolf Landsberg (1903 – 1976) nach, der ein angesehener Journalist beim Berliner Tageblatt war. Auch er emigrierte 1933 nach Südafrika, wo er weiterhin erfolgreich journalistisch tätig war. Landsberg war eine faszinierende Persönlichkeit, die sich auch durch eine außergewöhnliche Sprachbegabung auszeichnete. In seiner Freizeit übersetzte er ägyptische Hieroglyphen und Texte auf Persisch, Arabisch, Sanskrit und Mahayana ins Deutsche oder Englische. – Mit einer Stellungnahme des ehemaligen Stadtdirektors Dr. Alfred Dahmann zu dem Aufsatz von Oliver Schöller im vorigen Heft über Ratingen West und der Frage von Erika Münster-Schröer, ob das Feiern von Stadtjubiläen noch zeitgemäß sei, endet der zweite Teil.

Es folgen einige Buchbesprechungen, in denen viel gelobt, aber

auch getadelt wird. Allerdings kann ich die scharfe Kritik von Wolfgang Antweiler an dem Kapitel von Hermann Tapken in der Ratinger Stadtgeschichte nicht nachvollziehen. Sie wird der Darstellung keineswegs gerecht.

Den Abschluß bildet die Ratinger Bibliographie. Die erste Auflage erschien 1988, zu der es die jeweiligen Nachträge im Ratinger Forum gab. Eine Zusammenfügung war daher angebracht. Joachim Schulz-Hönerlage als neuer Herausgeber hat aber eine enorme Ergänzung vorgenommen, indem nun auch mundartliche Texte, Gedichte, Erinnerungen und Erzählungen aus den Ratinger Zeitschriften – vor allem aus der „Quecke“ – Aufnahme fanden. Angesichts dieser enormen Ausweitung wäre es nur konsequent gewesen, auch die Zeitungen auszuwerten, denn die Artikel z.B. aus der Feder von Jakob Germes in der Rheinischen Post sind stadteschichtlich von größerem Interesse und besitzen mehr Relevanz als ein Mundart-Gedicht. Aufgenommen wurde zudem das belletristische Schriftgut von Ratinger Schriftstellern, allerdings sind hier die Aufnahmekriterien nicht zu erkennen. So fand Werner Oellers keine Berücksichtigung, während von Wolf von Niebelschütz drei Werke aufgeführt werden, nicht aber „Der blaue Kammerherr“ und „Die Kinder der Finsternis“, seine wohl bedeutendsten Arbeiten. Ebenso ließe sich die Liste der Publikationen von Adam Josef Cüppers leicht ergänzen. Hier gibt es noch viel nachzuarbeiten.

Fazit: Auch das neue „Ratinger Forum“ zeichnet sich durch interessante Beiträge aus, von denen einige zur Diskussion einladen. Mehr kann der Leser/die Leserin von einer historischen Zeitschrift nicht erwarten.

Klaus Wisotzky

---

## „Lintorfer Kreuzweg“ von Walter Gondolf

### Ein Dokument unserer Zeit

Die Pfarrgemeinde St. Johannes in Ratingen-Lintorf hat die Schrift „Lintorfer Kreuzweg“ neu herausgegeben. Die 1. Auflage stammte aus dem Jahre 1992. Nach 10 Jahren war das Buch vergriffen, so

dass mehrfach der Wunsch nach einer Neuauflage geäußert wurde. Sie orientiert sich im Format und in der farblichen Gestaltung des Umschlags an der 1. Auflage, ist aber im Druck, in der Bindung und vor

allem in der Bildwiedergabe deutlich verbessert.

Zur Vorgeschichte des „Lintorfer Kreuzwegs“ und damit des Buches ist zu sagen, dass der Künstler Walter Gondolf (1912-1989),

der in seinen letzten Lebensjahren in Lintorf lebte, 14 Stationen des Leidensweges Christi in einer Mischtechnik aus Tusche, Kohlestift, Bleistift und gelegentlichen Weiß-Höhungen gestaltete. Die 30 x 60 cm großen Blätter, in der Pfarrkirche St. Johannes zu sehen, ziehen seitdem den Betrachter in Bann, wenn er sich auf das Dargestellte einlässt. Es sind nicht Illustrationen eines historischen Geschehens, sondern ein Hineinholen der Ereignisse von damals in unsere Zeit: Macht, Spott, Schaulust, aber auch Schmerzen, Mitleid, Trauer sind zu allen Zeiten für den Menschen erfahrbar. So ist der, der sich der Bildaussage zu stellen bereit ist, zutiefst betroffen, weil er als „Zuschauer“ wie auf eine Bühne blickt, auf dem ein ihm bekanntes „Spiel“ abläuft. Er ist aber nicht nur passiver Zuschauer, sondern er steht auch mit den anderen mitten in dem Geschehen. Uns bekannte und von uns benutzte Gegenstände und Kleidungsstücke machen das deutlich. Gerade in unseren Tagen mit den Erfahrungen vom 11. September 2001, durch die Ereignisse im Nahen Osten und in Erfurt bekommen die Darstellungen ein hohes – ja fast erschreckendes Maß an Aktualität.

Das Buch ist ein kleines „Bilderbuch“ (68 Seiten), in dem der Leser in einer sehr guten Reproduktion die 14 Kreuzwegstationen (fotografiert von Alfons Habel, Solingen) direkt und ganz nahe anschauen kann. Es ist auch ein Meditationsbuch, in dem Dr. Kurt-Peter Gertz, früher Pfarrer in Homberg, jedes einzelne Bild einfühlsam beschreibt und damit einen Zugang zur persönlichen Sehweise schafft.

Es ist ein kleines biblisches Lesebuch, weil jedem Bild eine entsprechende Schriftstelle zugeordnet ist. Das Buch ist wie ein Spiegel, der dem Leser vorgehalten wird, um zu zeigen, wie er heute den Weg des Kreuzes mitbestimmt und mitgeht. Die Aktualisierungen von Pater Martin Jilesen verstehen sich als Anregungen zum Weiterdenken und als Aufforderung zur „Umkehr“. Es ist schließlich ein kleines Gebetbuch, in dem Pater Christian Aarts, Pfarrer von St. Johannes, der auch das Vorwort geschrieben hat, die ganz persönlichen Gedanken des Kreuzweggeschehens jeweils in einem Gebetstext zusammenfasst.

Der „Lintorfer Kreuzweg“ schließt mit einem „Nach-Ruf“ auf Walter Gondolf von Karl Hugo Breuer, und der Leser erfährt, dass der Künstler auch seinen ganz per-

sönlichen Kreuzweg, den er in den letzten Lebensjahren gehen musste, dargestellt hat.

Seit dem Mittelalter wird in katholischen Kirchen der Leidensweg Christi am Karfreitag bildlich vorgestellt – meistens in 14 oder 15 Stationen – um dem Betrachter die Vorstellung von dem zu ermöglichen, was damals vor 2000 Jahren mit Jesus passierte. Im Laufe der Zeit haben sich die Art und Weise der Darstellungen gewandelt, das kann man schon leicht beim Besuch der Kirchen in unserer Stadt beobachten. Die Volksfrömmigkeit und die Persönlichkeit des jeweiligen Künstlers haben darüber hinaus die biblische Aussage interpretiert. Der „Lintorfer Kreuzweg“ von Walter Gondolf ist ein persönliches Glaubenszeugnis und ein Dokument unserer Zeit. Der Kreuzweg ist aber auch ein bemerkenswertes Kunstwerk in unserer Stadt, das mit dem jetzt neu aufgelegten Buch angemessen gewürdigt wird.

Hans Müskens

„Lintorfer Kreuzweg“ von Walter Gondolf  
Herausgeber: Katholisches Pfarramt  
St. Johannes (Pfarrer von Ars), Ratingen-  
Lintorf Ratingen 2002, Verlag: PVV Alfred  
Preuß Ratingen · ISBN 3-92782636-7  
Preis: 4 Euro. Das Buch bekommt man im  
Pfarrbüro von St. Johannes oder am  
Schriftenstand der Kirche.

## Die blinden Engel

Wie in de meiste Familje, so wuhd och bi ons, wie ich noch 'ne kleene Puut wor, an Weihnachtsleeder kannt jo fast jedereene, wat mer hüttzudaach jo woll nimmi behaupten kann. Hütt is et jo meistens so, dat spädestens nach de ieschte Stroph anefange wöhd ze stottere on ze stammele. Mer wenn Textblätter do sinn, jeht et noch einijermaße. Fröher wor dat, wie jesaat, angersch. On wat mich aanjeht, so hann ich sitt eh on je immer jeen - on ich jlöw och ju-et - jesunge. Äwwer et jov e Leed, womit ich als klee Weet nit op de Reih koam. Mit de Melodie hatt ich zwar kinn Probleme, äwwer mit dem Text. On dat koam so: Bi dem

Leed „Am Weihnachtsbaum die Lichter brennen“ heeßt et jo in de zwedde Stroph:

„Zwei Engel sind hereingetreten,  
kein Auge hat sie kommen sehn“.

Et mott am schleppende Jesang jeläje hann on och dodran, dat mer hinger

„kein Auge hat sie ...“

noch e beßke Luft jehollt hätt, bevör et dann widderjing mit

„kommen sehen“,

dat ich en ganze Zietlang jejlövt hann, die Engele, die an Weihnachtsleeder in et Huus koamen, häd-den kinn Ooge jehatt, wören also blind.

Jemand ze fröge, hann ich mich woll nitt jetraut, öm nit uusjelacht ze weehde. Ich mott damols so öm vier Johr eröm jewäse sinn.

Irgendwann fiel et mich dann wie Schuppe von de Ooge, on et wuhd mich klor, dat an die entsprechende Stell, also bi

„kein Auge hat sie ...“

nit die Engele, sondern die Lütt, die im Zimmer soßen, jeminnt wore.

Äwwer so jeht et jo öfters im Läwe.

Manchmol duert et äwe en ganze Ziet, bis mer e Ding zureihtjeröckt hätt on et dann im reichte Licht „süht“.

Lore Schmidt

# Weihnachten in Ratingen vor 500 Jahren

Mehr als 725 Jahre Geschichte einer Stadt: Es fällt uns schwer, sich genau vorzustellen, wie die Menschen in früheren Jahrhunderten gelebt haben. Wir können eine, zwei oder vielleicht drei Generationen zurückschauen und wir machen uns dann ein halbwegs konkretes Bild darüber, wie unsere Eltern, unsere Großeltern oder vielleicht auch unsere Urgroßeltern ihre Welt erfahren haben. Zeitzeugen helfen uns dabei, Dokumente, Erinnerungen, Familiengeschichten. Aber es bleiben Lücken. Es bleiben sogar viele Lücken, wenn wir unser eigenes Leben Revue passieren lassen. Vieles vergessen wir im Laufe der Zeit. Manchmal ist das gut so, manchmal aber auch schade.

Wie groß aber wird die Kluft, wenn wir 100 Jahre und mehr zurückschauen wollen. Wir kennen zwar viele Daten und Zeugnisse aus der Vergangenheit. Aber wie es ganz konkret war, dass wissen wir eigentlich nicht. Was haben die Menschen gedacht und gefühlt? Wie sah ihr Leben aus?

Ich versetze mich einmal in die Zeit vor 500 Jahren. Es ist das Jahr 1502. Ratingen ist seit 226 Jahren Stadt, das heißt: ungefähr acht Generationen (wenn man für eine Generation 30 Jahre ansetzt) haben seitdem in den Häusern gewohnt, haben sich durch Mauer, Türme und Tore geschützt. Acht Generationen sind inzwischen an Sonn- und Feiertagen zur Kirche gegangen. Sie sind ihren Berufen nachgegangen, haben Handel getrieben und Kriege geführt. Acht Generationen. Feierten sie 1501 den „runden“ Geburtstag ihrer Stadt, so wie wir es im vorigen Jahr getan haben? Wie war das damals am Weihnachtsfest 1502 in Ratingen?

Die Glocken läuteten zur Mitternachtsmette. Die Ratinger hörten den tiefen Ton der Märch, der großen Glocke im Turm von St. Peter und Paul und gingen durch die dunklen Gassen der Stadt zur Kirche. Vor vier Jahren – 1498 – hatten sie der Glockengießer Johann von Venlo und sein Bruder auf dem Platz vor der Kirche vollendet. Der Guß war den beiden

besonders gut gelungen, wie allgemein anerkannt wurde, und rief sogar die Kölner auf den Plan, diese schöne Glocke in ihre Stadt zu holen. Die Marienglocke – oder „Märch“, wie sie bald bei den Ratingern liebevoll hieß (in kirchlichen Kreisen wurde sie dagegen „Mergen“ genannt, beides Formen von Maria) – war nicht die einzige Glocke von St. Peter und Paul, die an diesem Weihnachtsfest zur Mette rief. Zwei „Schwestern“ hingen bereits im Turm. Die ältere von ihnen, die der heiligen Katharina geweiht war, begleitete schon seit der Zeit der Stadtgründung die Menschen auf ihrem Lebensweg. Vielleicht hing sie schon im Turm, als Ratingen noch Markt- und Pfarrdorf und nicht Stadt war. Die jüngere Glocke – knapp 25 Jahre älter als die „Märch“ wurde vielleicht 1475 gegossen. Denn eine Stadtrechnung aus den Jahren 1475/1476 berichtet von dem Guß einer Glocke, wofür die Stadt 2 Quart Wein gespendet habe. Die Glocke, deren Namen wir nicht mehr kennen, wurde von dem berühmten Glockengießer Heinrich Brodermann aus Köln geschaffen, der die größte Glocke am Rhein, die „Preciosa“ im Kölner Dom im Jahre 1448 gegossen hatte. Die Ratinger konnten sich demnach zu der Zeit einen anerkannten und berühmten Glockengießer leisten. Ein weitere Glocke

von Heinrich Brodermann hat sich in unserer näheren Heimat erhalten: die Cäcilien-Glocke in Hubbelrath aus dem Jahre 1470. Drei Glocken kündeten also damals 1502 in Ratingen das Hochfest an. Erst 21 Jahre später kommt zu den Dreien eine weitere hinzu. Die Peter-und-Paul-Glocke aus dem Jahre 1523. Katharina, Maria und Peter und Paul sind von dem alten Geläut bis heute in Ratingen geblieben und verkünden zusammen mit den vier Glocken aus unserer Zeit das Weihnachtsfest 2002.

Die Gläubigen, die vor 500 Jahren in ihre Kirche gingen, sahen dieses Bauwerk anders als wir heutigen. Seit rund 200 Jahren „liebten“ die Ratinger ihre gotische Hallenkirche, deren ursprünglichen Baukörper wir – trotz der Erweiterungsbauten im 19. Jahrhundert – heute noch gut erkennen können. Nur die Dächer waren damals anders als heute. Statt des großen Schleppdaches, das die drei Kirchenschiffe überdeckt, war der Bau wahrscheinlich durch quer gestellte Satteldächer über dem Langhaus oder über den Seitenschiffen gekennzeichnet. Ein Bauuntersuchungsbericht aus dem Jahre 1783 bietet zumindest diesen Rekonstruktionsversuch an. Der große Westturm trug zu dieser Zeit einen gotischen Helm, ebenso wie die beiden Osttürme.

Der Zustand der Kirche muß einige Jahre vorher äußerst schlecht gewesen sein. Denn im Jahre 1494, genau am 24. Februar, beklagten sich Bürgermeister und Rat beim Dekanatskapitel in Neuss (Ratingen gehörte damals zum Dekanat Neuss) – auch „im Namen der Kirche“, das heißt im Namen des amtierenden Pfarrers über den „ruinösen Zustand“ der Kirche, in die es hineinregne. Ein würdiger Gottesdienst sei nicht mehr möglich. Vielleicht ist der Patronatsherr, das war der Dompropst von Köln, seinen Verpflichtungen aufgrund der massiven Beschwerde nachgekommen, zumal er den großen Zehnt pünktlich erhalten habe, wie das Schreiben weiter berichtet. Für das Jahr 1494 ist kein amtierender Pfarrer bekannt. Amplonius Erwins war in



Maria mit dem Kind, Relief auf der „Märch“, der Marienglocke von 1498

den Jahren 1487 bis 1492 Amtsinhaber; im folgte 1496 Leo Dechens als „Vizepastor“, der demnach am Weihnachtsfest 1502 wahrscheinlich dem feierlichen Gottesdienst vorstand. Er hatte dieses Amt bis 1502 inne.

Vielleicht waren die Ratinger über die durchgeführten Reparaturen auch so glücklich oder vielleicht war ja auch beim Bau etwas Geld übrig geblieben, dass sie sich 1498 die „Märch“ leisten konnten.

Nachdem wir zunächst den Blick auf den äußeren Zustand der Kirche gerichtet haben, wie sie sich damals vor 500 Jahren den Bürgern Ratingens darstellte, wollen wir jetzt auch einen Blick ins Innere tun. Der Raum war geprägt durch die gotische Halle. Mittelschiff und die beiden Seitenschiffe hatten die gleiche Höhe: ein imposanter Bau für die damalige Stadt mit ihren kleinen Häusern, die von einem Mauerring mit vier Stadttoren und zahlreichen Türmen umringt war. Mächtige Säulen, mit Blattwerk verziert, trugen

das Gewölbe, durch die bunt verglasten großen Fenster fiel eine Menge Licht in den Raum, ließ aber auch, wenn es dunkel war, die Außenwelt geheimnisvoll ins Innere hinein leuchten. Den Eindruck, den der Kirchenraum damals vermittelte, können wir heute noch gut nachempfinden. Von dem, was das Kircheninnere damals an Altären und Bildwerken schmückte, gibt es heute nichts mehr. Aber es haben sich einige wenige sakrale Gegenstände, die 1502 im Besitz der Kirche waren und möglicherweise in der feierlichen Liturgie benutzt wurden, bis heute erhalten.

Da wäre einmal ein kostbares Missale - der Codex Ratingensis - zu nennen, ein Buch, das zum Lesen der liturgischen Texte bei der heiligen Messe gedacht ist. Die Pergamenthandschrift stammt aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts. Dass es sie heute noch gibt, hat weniger damit zu tun, dass es ein liturgisches Buch ist, sondern vielmehr, dass es zahlreiche juristische Eintragungen enthält, die Be-

weiskraft in Rechtsstreitigkeiten besaßen. Aus dem Grunde ist dieser Codex auch nicht mehr im Besitz von St. Peter und Paul, sondern wurde bereits im 16. Jahrhundert in die landesherrliche Residenz nach Düsseldorf gebracht. Heute befindet sich die Schrift in der Bayrischen Staatsbibliothek in München. Ob der damalige Pfarrer Leo Dechens das Missale am Weihnachtsfest 1502 benutzt hat, ist fraglich, weil es zu diesem Zeitpunkt für diesen „heiligen“ Zweck schon nicht mehr im Gebrauch war.

Dann ist als kostbares liturgisches Gerät die gotische Turmmonstranz zu nennen, die über 100 Jahre früher, nämlich 1394, der damalige Pfarrer Bruno Meens seiner Pfarrkirche gestiftet hatte. Die Monstranz mit ihren vielen figürlichen Darstellungen, mit ihrem überreichen Schmuck an gotischen Türmchen, Strebepfeilern, mit Kapellchen und Nischen für die Heiligen und Engel, die das eucharistische Brot in der Mitte umstehen, wurde mit Sicherheit am



Weihnachtsdarstellungen aus dem Missale Romanum von 1631 (Pfarrarchiv von St. Peter und Paul). Ein ähnliches Meßbuch wurde auch schon vor 500 Jahren benutzt. Linkes Bild: Anbetung der Hirten; Rechtes Bild: Anbetung der Weisen aus dem Morgenland



Gotische Turmmonstranz von 1394  
Foto: Achim Blazy

Weihnachtsfest 1502 den Gläubigen gezeigt. Denn hier im eucharistischen Brot wurde in besonderer Weise das Geheimnis der Menschwerdung Gottes deutlich, das an diesem Tag gefeiert wurde. Eine kleine Darstellung von Maria mit ihrem Kind, fast verborgen hinter der gotischen Architektur, wies die Menschen auf diesen Festgedanken hin. Diese gotische Monstranz ist heute noch im Besitz der Pfarrgemeinde von St. Peter und Paul und wird mit Sicherheit auch an diesem Weihnachtsfest zur Verehrung der Eucharistie im Hochaltar ausgestellt.

Auf zwei weitere liturgische Gegenstände können wir noch hinweisen, die möglicherweise bei den festlichen Gottesdiensten 1502 benutzt wurden. Es sind zwei spätgotische Kelche aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Hierbei handelt es sich um rheinische Goldschmiedearbeiten in ty-

pisch gotischen Formen. Es ist für den Priester, der heute die Messe liest, ein faszinierender Gedanke, daß es liturgische Geräte gibt, die schon über viele Jahrhunderte in dieser Kirche bis auf den heutigen Tag in Gebrauch sind. Es ist wie eine „Kette des Glaubens“ über die Zeiten hinweg.

Alles andere, was die Kirche damals schmückte, gibt es nicht mehr. Der gotische Hochaltar, ein geschnitzter Flügelaltar ursprünglich der Mutter Gottes und dem heiligen Petrus geweiht, war im 18. Jahrhundert so wurmstichig, dass er durch einen neuen ersetzt werden musste. Über diesen alten Altar wissen wir aus einem alten Verzeichnis über die Einkünfte der Küsterei aus dem Jahre 1517: „de taehfel an dem homiß elter uhtzudoin: zwei Albus.“ Der Küster erhielt also für das Öffnen des Hochaltars zwei Albus. Das war im Jahre 1517. Also wird der Küster es auch schon 1502 getan haben und wahrscheinlich dafür auch Geld bekommen haben.

Neben dem Hochaltar gab es mit Beginn des neuen Jahrhunderts acht Nebenaltäre. Das Mittelalter und das Spätmittelalter hatte eine sehr starke private Frömmigkeit entwickelt, die ihren Niederschlag in der Ausstattung der Kirchen fand. Es gab einen Muttergottesaltar, einen Katharinenaltar, Altäre zu Ehren des heiligen Antonius, des heiligen Hubertus, der heiligen Barbara, des heiligen Jacobus. In der Annakapelle befand sich ein Altar mit gleichem Namen und in der Sakristei ein Altar zur Ehre der Heiligen Martinus und Sebastianus. Die Altäre waren mit den Bildern der Zunftheiligen geschmückt. Sie galten daher auch als Bruderschaftsaltäre. Regelmäßig über die Wochentage verteilt wurden an diesen Seitenaltären Messen gelesen in privaten Anliegen oder in den Anliegen der Zünfte und Berufsgruppen, die damals in Ratingen tätig waren: der Schmiede und Scherenschleifer, der Schuhmacher, Schneider, Hutmacher, Fleischer und Bäcker.

Zu dem Zeitpunkt besaß die Pfarrkirche bereits eine Orgel. Die Stadtrechnungen weisen sie für das 15. Jahrhundert aus. Die religiösen Wirren am Anfang des 17. Jahrhunderts scheinen dieses Instrument stark mitgenommen zu

haben, aus dem Jahre 1620 gibt es eine entsprechende Klage der Katholiken an den Erzbischof von Köln, „daß in ihrer gar alt berühmten Kirch von Alters her ein Orgell gewesen, welches durch die Religionsverwandten ganz in under und abgank kohen“. Die Bitte um Unterstützung wurde damals gewährt. Für den heutigen Leser scheint der Begriff „Religionsverwandten“ interessant zu sein, ein Begriff, der bei aller damaligen Trennung Hoffnung aufkommen ließ, weil „Verwandte“ eben auch etwas gemeinsam haben, auch wenn sie sich streiten.

Die Orgel spielte also damals zum festlichen Gottesdienst 1502. Zunächst in der Mitternachtsmesse, dann am Morgen des 25. Dezembers im festlichen Hauptgottesdienst. Es war ein lateinisches Hochamt, an dem der Pfarrer und die Vikare der Pfarrgemeinde teilnahmen. Das Hochamt wurde möglicherweise mit einer feierlichen Prozession beendet, eine Frömmigkeitsform, die damals sehr beliebt war und zu vielen Gelegenheiten des Jahres praktiziert wurde. Bei der Prozession und bei den Andachten am Nachmittag wurde auch in deutscher Sprache gebetet und gesungen. Alte Weihnachtslieder aus der Zeit haben sich bis heute erhalten. Ein Lied wie „Es kommt ein Schiff geladen“ aus dem 14. Jahrhundert war sicherlich auch den Ratingern bekannt.

Der Kirchenraum war festlich geschmückt, davon kann man ausgehen. Zu bestimmten Festzeiten wurden z.B. die Wände mit Teppichen behangen, die Altäre wurden nach der Adventszeit ganz geöffnet. Es ist unwahrscheinlich, dass das Gotteshaus schon mit einem Tannenbaum geschmückt wurde, denn dieser Brauch entwickelte sich erst so richtig im 18. und 19. Jahrhundert. Aber schon Bernhard von Clairvaux (1091-1153), der dem Zisterzienserorden seine Richtung wies, war begeistert von den mit Tannengrün geschmückten Gotteshäusern zur Weihnachtszeit. Dieser Brauch ist sicherlich auch in Ratingen bekannt geworden. Denn die Stadt hatte durch die Handelswege zahlreiche Kontakte in die weite Welt. Und Köln, das kirchliche Zentrum, war nicht weit. Aus anderen Gemein-



Kreuzigungsgruppe aus der 1. Hälfte des 16. Jh. (Detail)

den kennen wir das „Hüten der Weyhenachtmayen“ ab dem 21. Dezember, das heißt die Bewachung der Weihnachtsbäume im Waldbestand. Dahinter steckt das Verbot, Tannenbäume und Tannenzweige zur Weihnachtszeit zu erwerben.

Die Krippe stand im Mittelpunkt der kirchlichen Weihnachtsfeier, seitdem Franz von Assisi 1223 im Wald von Greccia in den Alverner Bergen seine erste, berühmt gewordene Krippenfeier abhielt. Aus den zunächst einfachen, fast primitiven Krippen wurden im Laufe der Zeit wundervolle Kunstwerke. Wir wissen natürlich aus Ratingen nichts Konkretes. Aber der allgemeine Brauch wird auch hier in der liturgischen Feier seinen Niederschlag gefunden haben, zumal die biblischen Texte der Weihnachtsgeschichte eine Konkretisierung im Bild nahelegen. Dazu gehörte

auch, dass die Krippenfiguren „lebendig“ wurden. Bereits aus dem 11. Jahrhundert gibt es ausführliche Darstellungen über „Krippenspiele“. Aus dem kirchlichen Raum wanderte die Krippe in den privaten Bereich der Häuser und Wohnungen, wo man sich gegenseitig besuchte und die Krippen ansah. So gibt es auch heute noch in Ratingen den Brauch der „Krippenfahrt“ oder des „Krippengangs“.

Eine andere Form der „Weihnachtsdarstellung“ gab es auf Bildern: „Maria mit dem Kind“, die „heilige Familie“, „Geburt Christi“ und andere weit verbreitete Themen in der Malerei und der bildenden Kunst gehören noch heute zu den Kostbarkeiten aus jener Zeit. Im Hochaltar und im Marienaltar von St. Peter und Paul war dieses Thema auch den Ratingern nahe. Leider hat sich kein Beispiel erhalten. Nur aus jüngster Zeit gibt es

doch eine Darstellung, die charakteristisch für diese Zeit ist: Die „Madonna mit der Weintraube“ vom Ende der 15. Jahrhunderts, also genau aus der Zeit, über die wir gerade berichten. Nur ist diese Madonna mit dem Kind auf ihrem Arm erst seit 1974 in Ratingen.

Der festliche Gottesdienst war zu Ende. Wieder läuteten die Glocken und begleiteten die Menschen in ihre Häuser. Was geschah jetzt? Die Menschen nahmen mit Sicherheit die feierliche Stimmung und vor allem die Botschaft vom Frieden mit in ihre Wohnungen. Vielleicht trugen sie in der Nacht ein Licht nach Hause, um die Dunkelheit zu mildern, denn 1502 brannte keine Straßenlaterne. Eine Bescherung, wie wir sie heute kennen, gab es 1502 in Ratingen nicht. Geschenke waren nämlich schon zum Nikolaustag, am 6. Dezember, verteilt worden. Ein gutes Essen kam sicherlich auf den Tisch: ein Festbraten vom Schwein war sehr beliebt, aber auch Karpfen, Gans, Fasan und anderes standen auf dem Speiseplan. Dazu gab es Grünkohl als Beilage. „Wer Weihnachten nicht tüchtig Grünkohl isst, bleibt dumm“, heißt ein altes Sprichwort. Gebäck und Kuchen gab es auch. So backten zum Beispiel Klosterfrauen zum Weihnachtsfest Lebkuchen. Und ein Prediger sprach in seiner Weihnachtsansprache von Christstollen, Zucker, Pfefferkuchen und mancherlei Konfekt. Es ist aber auch die Tatsache bekannt, dass der Marzipan in dieser Zeit in bestimmten Gegenden verboten wurde, weil er „ein ausgesprochenes Luxusprodukt“ sei.

Wie viele Menschen feierten damals in Ratingen so oder so ähnlich Weihnachten? Man schätzt, dass zu diesem Zeitpunkt etwa 1.200 bis 1.500 Männer, Frauen und Kinder zum Pfarrsprengel gehörten. Davon wohnten 800 bis 1000 Menschen innerhalb der Stadtmauern, die übrigen in den Außenorten bzw. im weiten Umland. Alle diese Menschen hörten an diesem Weihnachtstag die „Märch“, die ihnen die Botschaft vom Frieden auf Erden auf ihre Weise verkündete, einen Frieden, den die Stadt im Herzogtum Berg gut gebrauchen konnte.

Hans Müskens

# Ein neues Zuhause für Friedrich Spee



Vor zwei Jahren - im Oktober 2000 - wurden am Kaiserswerther Stiftsplatz 11 die neuen Räumlichkeiten der Friedrich-Spee-Gesellschaft Düsseldorf eingeweiht. Nach jahrelangem Bemühen und vielem Suchen ist es der Gesellschaft mit Hilfe der Pfarrgemeinde St. Suitbertus in Düsseldorf-Kaiserswerth gelungen, im Marienstift eine kleine Wohnung anzumieten. Das Haus Nr. 11 ist nach einer alten Tradition das Geburtshaus von Friedrich Spee, der hier am 25. Februar 1591 das Licht der Welt erblickt haben soll.

## Ein Ort, der vieles bietet

In dem neuen Spee-Zentrum ist das Archiv untergebracht, ebenso die Arbeitsbibliothek zu Friedrich Spee und seiner Zeit. Heute stellt die Sammlung von Büchern, Bildern und anderen Medien bereits eine umfassende Dokumentation dar, die ständig erweitert wird. Darüber hinaus können die Räumlichkeiten für Veranstaltungen und Kabinettausstellungen genutzt werden.

Die Räume bieten sich - angesichts ihrer außerordentlichen Lage direkt am Rhein und mitten in einem großen Garten - als Rückzugs- und Arbeitsplätze für Studenten, Speeforscher und Speefreunde an. Es ist ein Ort, der wichtig für jeden werden kann, der etwas abseits von den gewohnten

Wegen gehen möchte und somit ein bisher mehr unbekanntes Kaiserswerth kennen lernt.

Entsprechend der geistigen Vielseitigkeit des großen Theologen, Seelsorgers, Dichters und Anwalts der als Hexen angeklagten Frauen, des Vorkämpfers für mehr Gerechtigkeit unter den Menschen, soll auch „sein Haus“ ein vielseitiges Angebot bereit halten und sich zu einem literarischen, künstlerischen und kulturellen Zentrum im Norden Düsseldorfs entwickeln.

## Kaiserswerth mit den Augen Friedrich Spees

Erstaunlich viele Gäste hat das Spee-Zentrum in der ersten Zeit

seines Bestehens gesehen. Gruppen und Einzelne haben die Einrichtung bereits besucht. Aus diesem Grund bietet die Friedrich-Spee-Gesellschaft auch Führungen unter dem Aspekt „Kaiserswerth mit den Augen Friedrich Spees“ an.

Der Weg führt zum romanischen Haus, das Spee bereits gesehen hat, zur Kaiserpfalz, wo der Vater Peter Spee Burgvogt war, zur Kaiserswerther Burganlage mit den fünf berühmten Kaiserswerthern (Friedrich Spee, Kaspar Ulenberg, Theodor Fliedner, Florence Nightingale und Herbert Eulenberg, die trotz aller Verschiedenheit auch etwas Gemeinsames haben), zum Stiftsplatz, zum Spee-Epitaph von Bert Gerresheim, zur Basilika St. Suitbertus und schließlich durch den Torbogen zur „Spee-Wohnung“.

Die Spee-Gesellschaft wünscht sich für dieses hoffnungsvolle Projekt ein langfristiges Engagement und ein anhaltendes Interesse für Literatur, Kunst und Musik, für Studium und Weiterbildung im Sinne ihres „Patrons“ Friedrich Spee. Das Spee-Zentrum ist in der Regel jeden Mittwoch von 16 bis 18 Uhr oder nach Vereinbarung geöffnet.

Hans Müskens



# Ludwig Soumagne

\* 11. Juni 1927 in Norf bei Neuss



Ganz herzlich gratulieren die Lintorfer Heimatfreunde dem Norfer Mundartdichter Ludwig Soumagne zur Vollendung seines 75. Lebensjahres.

Nach einer schweren Krankheit ist es um ihn in letzter Zeit still geworden. Zum 70. Geburtstag besuchte eine Gruppe des Lintorfer Heimatvereins Ludwig Soumagne in seiner „Dichterklausur“ auf der Insel Hombroich, in die er sich 1994 zurückgezogen hatte, für ihn ein Rückzug ins Paradies. Dort empfing uns „dä ärme Poet“ unter der alten Eibe vor seiner Hütte, plauderte mit uns und trug uns Beispiele seiner Lyrik vor, in die der gelernte Bäcker die Mundart seiner Norfer Heimat so kunstvoll eingebracht hat.

Wir wünschen unserem Freund gute Genesung.

## LITANEI II

Häer, du bös joot;  
du häs ungs su vüll Meddel jesouve, sielig ze sin;  
help ungs Ärmstelijs op Äde,  
die dofür bloß noch ee Meddel zor Hank hant

die môt Dewalt de Welt verängere wulle  
die alles môt Dewalt kriese wulle  
die môt Dewalt jett mieh sin wulle  
die môt Dewalt Kapital deus schlage wulle  
die môt Dewalt janz ove setze wulle  
die môt Dewalt zo wick jonn wulle  
die môt Dewalt sedj Feinde maache wulle  
die môt Dewalt et letzte Wort hann wulle  
für die Dewalt de rechte Antwort es  
für die Dewalt de beste Lösung es  
für die Dewalt der nächste Umweg es  
für die Dewalt der irzije Usweg es  
für die Dewalt de letzte Hoffnung es  
für die Dewalt su joot wie sedjer es  
für die Dewalt e reen Vergrüje es  
für die Dewalt dá Stoff zom Dróme es  
für die Dewalt ne Ironk net aazeróste es  
für die Dewalt su vüll wie jarnicks es  
für die Dewalt net mieh wie Keiht es -

Leev Häer, du weef, wie ärm draan mer sind  
op Äde - erbarm dech un zeeg et ungs noch ens,  
dat du och noch do bös -

Amen

Ludwig Soumagne

# Bildnachweis

- Titelbild: Udo Haafke
- Beitrag: „Euroga 2002“  
Offizielles Logo, Ansgar Maria van Treeck, Manfred Fiene, Udo Haafke, Ortrun Czinki
- Beitrag: „Grünes Juwel Poensgenpark“  
Gisela Schöttler
- Beitrag: „Skulpturale Erscheinungen“  
Werner Barfus, Museum der Stadt Ratingen
- Beitrag: „Das Wetter im Jubiläumsjahr“  
Westdeutsche Zeitung
- Beitrag: „Vögel an der Mühlenstraße“  
Edi Tinschus
- Beitrag: „Wie ein Paradies“  
Zeichnungen aus: Lange/Strauß/Dobers „Biologie“, Bd. 1, Schroedel-Verlag 1967  
und: Garms „Pflanzen und Tiere Europas“, dtv 1969
- Beitrag: „Heinrich von Lintorf“  
Archiv des VLH, Holzschnitt aus „Cronica van der hilliger Stat van Coellen“, Köln 1499
- Beitrag: „Ein Bergischer Haushalt vor 300 Jahren“  
Zeichnungen von Anton Heinen und Ernst Bierwirth,  
Foto: Manfred Buer
- Beitrag: „Gegeben auf unserer Reichsabtei Werden“  
Archiv des VLH, Thomas van Lohuizen
- Beitrag: „Wat die Jrußmutter fröher jekockt hätt“  
Manfred Buer
- Beitrag: „Ne e-ijene Häed“  
Ewald Dietz
- Beitrag: „100 Jahre Katholische Schule II“  
Archiv des VLH, Schularchiv der Heinrich-Schmitz-Schule
- Beitrag: „Aus den Aufzeichnungen des Höselers Lehrers Peter Vogel“  
Helmut Kuwertz
- Beitrag: „Die Geschichte der evangelischen Gemeindeschulen in Breitscheid und Hösel“  
Otto Wilms, Helmut Kuwertz
- Beitrag: „Otto Wilms“  
Manfred Buer
- Beitrag: „Sobald die Leute nach dem Westen Amerikas kamen“  
Rheinische Post, dpa
- Beitrag: „Die kommunale Gebietsreform von 1974/75“  
Archiv des VLH
- Beiträge: „Landtagsabgeordnete für Ratingen“ und „Der Verdienstorden des Landes NRW“  
Stadtarchiv Ratingen, Landtagsarchiv NRW, Archiv des VLH
- Beitrag: „Die Ratinger Zunftmeister im Jahre 1768“  
Zeichnungen aus dem Ständebuch des Jost Amman von 1568
- Beitrag: „Das Schützenfest der St. Sebastiani-Bruderschaft Ratingen“  
Stadtarchiv Ratingen (Sammlung St. Sebastiani-Bruderschaft),  
Helmut Pfeiffer, Udo Haafke
- Beitrag: „Ratingen vor dem Ersten Weltkrieg“  
Stadtarchiv Ratingen
- Beitrag: „Gute Nachbarschaft“  
Hanni Schorn, Bernhard Schwaab, Manfred Buer
- Beitrag: „Die Ratinger City in der 30-er Jahren und heute“  
Stadtarchiv Ratingen
- Beitrag: „Kleider machen Leute“  
Rheinisches Industriemuseum
- Beitrag: „Gedanken zu Hermann Hesse“  
Katalog zur Ausstellung „Hermann Hesse-Aquarelle aus dem Tessin“ der Galerie Ludorf, Düsseldorf, von 1982
- Beitrag: „Johann Peter Melchior“  
Landesmuseum Mainz, Horst Reber,  
Porzellan-Manufaktur Höchst
- Beitrag: „Georg Britting“  
Fischer Taschenbuch Verlag,  
Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn
- Beitrag: „Lintorf unter dem Hakenkreuz“  
Karl Rudolf Borchmeyer, Familie Heinz Fleermann,  
Archiv des VLH
- Beitrag: „Es waren schlimme Zeiten“  
Horst van Lohuizen, Manfred Buer
- Beitrag: „Einmal Pfadfinder – immer Pfadfinder“  
Michael Lumer
- Beitrag: „50 Jahre Tambourcorps“  
Tambourcorps der St. Sebastianus-Bruderschaft Lintorf,  
Archiv
- Beitrag: „Auch ein Lintorfer“  
Familie Dr. Karl Bender
- Beitrag: „Laudatio auf Hildegard Weidenfeld“  
Achim Blazy
- Beitrag: „Zum Tode von Werner Oermann“  
Hans Müskens
- Beitrag: „Zum Tode von Ernst Dietrich“  
Archiv des VLH
- Beitrag: „Beelitz“  
Stadtverwaltung Beelitz, Hauptamt, Abt. Kultur und Sport,  
Heinrich Arndt
- Beitrag: „Nationalsozialistische Sozialpolitik“  
Herman Tapken, Stadtarchiv Ratingen
- Beitrag: „Die Ratinger Jüdin Charlotte Müller, geb. Hirsch“  
Privatbesitz (Friedrich/Hecking), Kristian Habermann
- Beitrag: „Jüdische Kulturtag 2002 in Ratingen“  
Achim Blazy, Dr. Erika Münster, Anke Jensen-Giehler
- Beitrag: „Die Spuren der Familie Landsberg“  
Stadtarchiv Ratingen
- Beitrag: „Unternehmen Zukunft“  
Gretel Krauskopf-Gemmer
- Beitrag: „Die Geschichte von St. Peter und Paul musste neu geschrieben werden“  
Dr. Richard Baumann, Stadtarchiv Ratingen (Sammlung Buschhausen), Prof. Dr. Heinz Peters  
Zeichnungen: Otto Dix und Heinz Pützer
- Beiträge: „Vor 50 Jahren“ und „Jugendarbeit beim TV Ratingen“  
Karl Schmidt
- Beitrag: „Motorsport in Ratingen und Umgebung“  
Thomas von der Bey, Zeitschrift „Auto-Motor und Sport“,  
Jahrgänge 1952 und 1955
- Beitrag: „DJK-Handball in Lintorf“  
TUS 08 Lintorf e.V., Archiv
- Beitrag: „Projekt Archäologie“  
Thomas van Lohuizen
- Beitrag: „Gewerkschaft der Lintorfer Erzbergwerke“  
Michael Lumer, Archiv des VLH
- Beitrag: „Horst Tournay“  
Horst Tournay
- Beitrag: „In eigener Sache“  
Manfred Buer
- Beitrag: „100 Jahre Kirchenchor Cäcilia St. Anna“  
Winfried Hübel, Archiv des VLH, Heinz Soumagne
- Beitrag: „Ich bin ein Lintorfer“  
Walburga und Christian Dörrenberg
- Beitrag: „Weihnachten in Ratingen vor 500 Jahren“  
Hans Müskens
- Beitrag: „Litanei II“  
Manfred Buer

# Bemerkenswert!

[www.huennebeck.com](http://www.huennebeck.com)

Das erste Gerüstsystem ohne  
störende Innenstiele und  
ohne feste Etagenvorgabe.

Eine von vielen  
starken Leistungen  
aus unserem Haus  
für Handwerk und  
Bauwirtschaft.



 **GEKKO**

**Hünnebeck**

Ein Unternehmen von ThyssenKrupp Serv  
Postfach 10 44 61, 40855 Ratingen, Tel. (0 21 02) 9 37-1  
Fax (021 02) 3 76 51, [info@dz.huennebeck.com](mailto:info@dz.huennebeck.com)





**MIT UNSEREM VERMÖGENSMANAGEMENT  
ÄNDERN SICH NICHT IHRE GEWOHNHEITEN,  
ABER IHRE ANSICHTEN.**



**Sparkasse Ratingen**

*Ihr Partner vor Ort!*

Wer mehr aus seinem Vermögen machen will, ist bei der Sparkasse genau richtig. Denn bei uns beraten Sie erfahrene Spezialisten, die Ihnen ein umfangreiches Angebot zum optimalen Vermögensmanagement bieten.